

GOVERNMENT OF INDIA

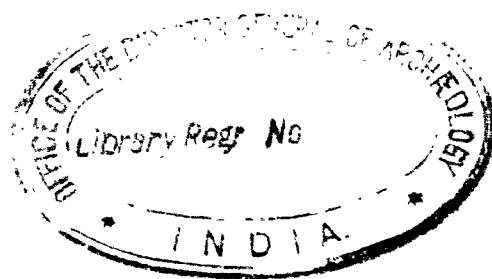
DEPARTMENT OF ARCHAEOLOGY

**CENTRAL ARCHAEOLOGICAL
LIBRARY**

CALL No.

**891.05/O.A.
46583**

D.G A. 79.



Orientalisches Archiv ^{A400}₄₀

Illustrierte Zeitschrift für Kunst, Kulturgeschichte und
Völkerkunde der Länder des Ostens

Herausgegeben von
Hugo Grothe



BAND I
1910/1911

Mit 232 Abbildungen im
Text und auf 43 Tafeln

891.25

O.A.

A484

Leipzig / Verlag von Karl W. Hiersemann

Inhaltsverzeichnis.

Allgemeines über den Orient, seine Kulturzonen und Rasseglieder.

	Seite
Heodor Menzel, Selanikli Fâik. Die Geschichte der Freiheit und die Gedanken des Padischah. Ein Beitrag zu den Entwicklungsphasen der türkischen Freiheitsbewegung. Nach dem in Konstantinopel 1324 (Finanzjahr = 1326 h = 1908 D) bei Karabet gedruckten Texte ins Deutsche übersetzt	8, 60
Philipp Walter Schulz, Die islamische Malerei. Mit 16 Abbildungen auf 4 Tafeln (V—VIII)	12, 79
T. J. Arne, Monumentale Menschendarstellungen in der mohammedanischen Kunst. Mit 7 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel (XXIII)	82
Heinrich Winkler, Die mongoloiden Völker Europas und die Basken. Mit 25 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXVIII, XXXVI)	119, 171
R. v. Lichtenberg, Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters. Mit 6 Abbildungen im Text	181
Hans Haas, Ein wenig bekannter buddhistischer Autor des alten China und sein Werk	26

Nordafrika und Spanien.

Osthaus, Spanische Fliesenkeramik. Mit 8 Abbildungen auf 1 Tafel (XXII)	74
---	----

Balkanhalbinsel, Europäische Türkei.

Cornelius Gurlitt, Die Bauten Adrianopels. Mit 28 teils ganzseitigen Abbildungen im Text und auf 6 Tafeln (I—II, XVI—XIX)	1, 51
Emil Fischer, Sind die Rumänen ein Balkanvolk? Mit 13 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XX—XXI)	70

Vorderasien.

Josef Strzygowski, Kara-Amid. Mit 7 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (III—IV)	5
A. Nöldeke, Zur Kenntnis der Keramik von Raqqa, Rhages und Sultanabad. Mit 10 Abbildungen auf 2 Tafeln (IX—X)	16
Hugo Grothe, Die Bevölkerungselemente Persiens. Mit 10 Abbildungen auf 3 Tafeln (XI—XIII)	18
Garrett Chatfield Pier, Saracenic Glass. Mit 8 Abbildungen auf 2 Tafeln (XXXVII—XXXVIII)	189

Zentralasien.

Zdenko v. Schubert-Soldern, Das Grab Timurs in Samarkand. Mit 10 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXIX—XXX)	131
--	-----

Indien.

J. Ph. Vogel, Der Brahmanische Opferpfosten von Îsâpur	86
--	----

Ostasien (China, Japan, Korea).

M. v. Brandt, Der chinesische Fächer. Mit 11 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXIV—XXV)	87
Oscar Münsterberg, Leonardo da Vinci und die chinesische Landschaftsmalerei. Mit 13 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXVI—XXVII)	92
P. A. Volpert, Die Ehrenpforten in China. Mit 20 Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln (XXXI—XXXII, XXXIX—XL)	140, 190
Julius Kurth, Sharaku-Probleme. Ein Kapitel zur Geschichte des japanischen Farbholzschnittes. Mit 6 Abbildungen auf 1 Tafel (XIV)	33

	Seite
Oscar Münsterberg, Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst. Mit 17 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln (XLI—XLIII)	196
Adolf Fischer, Ueber koreanische Kunst. Mit 15 Abbildungen auf 3 Tafeln (XXXIII—XXXV)	149

Kleine Mitteilungen.

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910: Die Ausstellungen von orientalischen Teppichen zu Wien 1891, Stuttgart 1909 und München 1910. Mit 2 Abbildungen auf 1 Tafel (XV)	37
Die Ausstellung islamischer Buchkunst im Kunstgewerbemuseum zu Berlin (Februar bis April 1910) . .	39
Ausstellung chinesischer Gemälde im Britischen Museum. Frankreich. England	40
Die Kunst des Islam im Rahmen der Münchener Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst.	101
Die Ausstellung von Handschriften aus dem islamischen Kulturkreis in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.	103
Ausstellung japanischer Holzschnitte in Bremen (Straus-Negbaur-Sammlung)	105
Ausstellung persischer Kunst und Malerei (H. Hervorkian). Shimbi Shoin Verlag	162
Japans Teilnahme an der internationalen Kunstausstellung in Rom	215
Chinesische Porzellane in der Dresdener Porzellansammlung. Chinesische Bronzen in Leipzig	216
Bildungswesen im Orient: Höhere Schulen in der Türkei. Eine mohammedanische Universität in Konstantinopel.	41
Ägypten. China	43
Eine neue mohammedanische Universität. Die deutsche Sprache in der Türkei. Türkische Studienkommission.	161
Deutsches Vorderasienkomitee. Eine amerikan. Universität für die Balkanstaaten. Islamische Gesellschaft.	
Geschichte des ottomanischen Reiches. Türkische Studienkommission. Armenische Nationalspenden . .	218
Ausgrabungen: Mesopotamien. Persien	109
Die Ausgrabungen zu Abydos und die Frage der prädynastischen Gräber. Die koptischen Klöster im Natrontal.	159
Expedition der Harvard-University nach den Pyramiden von Giseh	217
Ausstellungspläne: Spanien. Schweden	46
Weltausstellung in Konstantinopel. Japanausstellung in Stockholm	106
Wissenschaftliche Gesellschaften: Deutsche Orientgesellschaft	46, 106
Münchener Orientalische Gesellschaft	47, 107
Deutsch-Asiatische Gesellschaft. Turanische Gesellschaft. Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien.	107
Berliner Akademie der Wissenschaften. Kgl. bayr. Akademie der Wissenschaften	220
Kongresse: Der XVI. internat. Orientalistenkongress in Athen. Der IX. internat. Geographenkongress in Genf.	109
Allgemeiner Rassekongress in London	162
Mohammedanischer Kongress in Kairo	220
Vorträge	109, 163, 220
Museen. Neugründungen. Neuerwerbungen. Persönliches	43, 108, 220
Stiftungen	162
Todesfälle	163
Vermischtes	110, 163, 220
Bücherbesprechungen: Münsterberg, „Chinesische Kunstgeschichte“ von Nachod	47
M. v. Berchem und Josef Strzygowski, „Amida“ von Hugo Grothe. Hans Haas, „Amida Buddha unsere Zuflucht“ von Nachod. W. v. Seidlitz, „Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes“ von Julius Kurth.	110
Jatakam, „Das Buch der Erzählungen aus früheren Existenzen Buddhas“ von Hermann Oldenberg. Jean Ebersolt, „Sainte-Sophie de Constantinople, étude de topographie d'après les cérémonies“ von Cornelius Gurlitt.	165
Bernhard Dietrich, „Kleinasiatische Stickereien“ von H. Grothe. Friedrich Schulthess, „Kalila und Dimna“ von Alfred Wiener. Friedr. Delitzsch „Handel und Wandel in Altbabylonien“ von H. Grothe.	
O. Reuther, Das Wohnhaus in Bagdad und anderen Städten des Irak“ von A. N. Hugo Grothe, „Wanderungen in Persien. Erlebtes und Erschautes“ von Martin Hartmann. Alfred Backhausen, „Die japanische Verwaltung in Korea und ihre Tätigkeit“ von S. Otto Kümmel, „Kunstgewerbe in Japan“ von F. G. Müller-Beeck	221
Eingelaufene Literatur	47, 113, 166, 226
Zeitschriften	114, 167
Berichtigungen. Sprechsaal	164
Literaturtafel	49, 115, 168, 226

I. Jahrgang. ▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴▴ **Heft 1.**

Von Cornelius Gurlitt-Dresden.

L.

Mit 7 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (I/II).

Ich besuchte Adrianopel im Frühjahr 1907 und genoß dort Gastfreundschaft und Schutz des österreichisch-ungarischen Konsuls, Herrn Aristoteles Petrović, der mit der Wahrnehmung der Geschäfte des deutschen Vizekonsulats betraut war. Des Schutzes bedurfte ich sehr, da ein an den Moscheen messender und zeichnender Fremder in der Regierungszeit des Sultan Abdul Hamid an sich schon mit Mißtrauen behandelt wurde. Der Wali nahm von meinem Besuche wenig Notiz — ich erhielt bei langem Warten im Vorzimmer nicht einmal den Höflichkeits-Kaffee.

dränge mich zu befreien. Als ich nach einigen Stunden zur Moschee zurückkehrte, hatte der lärmende Schwarm sich verlaufen.

Ich erzähle dies als Entschuldigungsgrund dafür, wenn meine Messungen nicht überall sich als ganz genau erweisen sollten. Es galt rasch zu arbeiten und auf das zu verzichten, was eben im Augenblick nicht erreichbar war. Unter bequemerem Verhältnissen findet vielleicht ein anderer Gelegenheit, Irrtümer zu verbessern. Jetzt scheint es mir wichtiger, die Ergebnisse meiner Arbeit an die Öffentlichkeit zu bringen, um den Fachleuten einen vorläufigen Bericht von dem zu geben, was sie an architektonischen Schätzen in Adrianopel zu suchen haben.

Herr Konsul Petrović machte mich mit einigen Adrianopler Herren bekannt, von denen er sich Kenntnis der Stadtgeschichte versprach. Für mich waren seine freundlichen Bemühungen leider ohne Ergebnis. Dagegen danke ich ihm den Hinweis auf einen trefflichen, in Adrianopel lebenden Photographen, der mir eine Reihe guter Aufnahmen lieferte. Ich selbst habe dort nur mit einem kleinen Reiseapparat gearbeitet.

Sehr peinlich — wenn auch bei türkischen Verhältnissen nicht überraschend — ist das Fehlen eines Stadtplanes. Die Russen haben während der Okkupation von 1878 eine Aufnahme hergestellt, die dem Plane in Bäckers und Meyers Reisehandbüchern zugrundeliegen dürfte. Gerade in einer Stadt mit so zahlreichen engen und verwinkelten Straßen ist dieser aber für den Fachmann unzulänglich, so dankenswert er als Unterlage

Die Bauten Adrianopels.

für die touristische Betrachtung der Stadt immerhin sein mag.

Meine Untersuchungen beschränkte ich auf die wichtigsten islamischen Bauten, wobei ich freilich keine Sicherheit bieten kann, ob sich nicht Beachtenswertes noch hier und da finden läßt. Auch der Spaten dürfte mancherlei Überraschungen bringen, wenn er an rechter Stelle einsetzt.

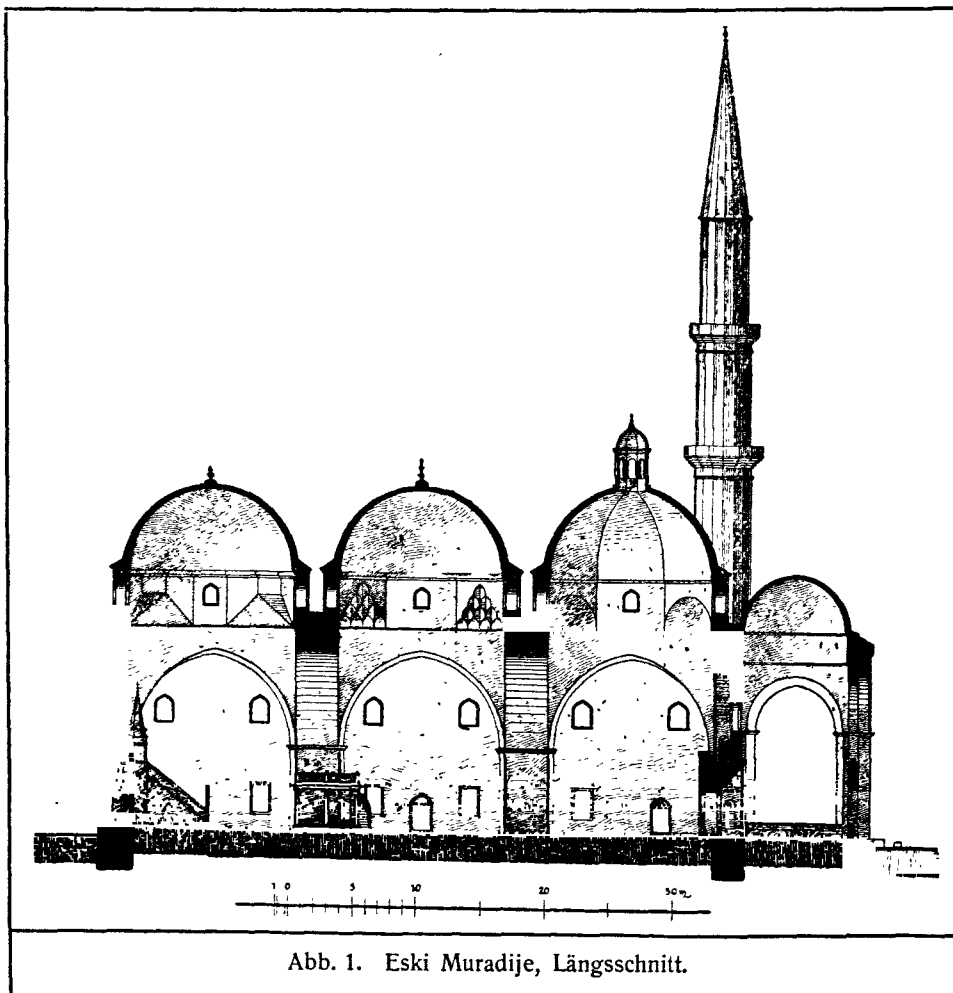
Sultan Murad I. eroberte Adrianopel 1365 und verlegte seinen Sitz hierher. Kurze Zeit nach Adrianopel fiel Philippopel, 1382 Sofia in türkischen Besitz; fast ein Jahrhundert nach Adrianopel folgte Konstantinopel (1453). Diese Zahlenreihe ist insofern wichtig, als sich aus ihr Schlüsse auf die originale Bautätigkeit der Türken ziehen lassen. Sagt man ihnen doch nach — zuletzt Martin Hartmann, *der Islamische Orient*, S. 183 — „alle ihre Kirchenbauten seien der Aja Sofia abgeguckt“.

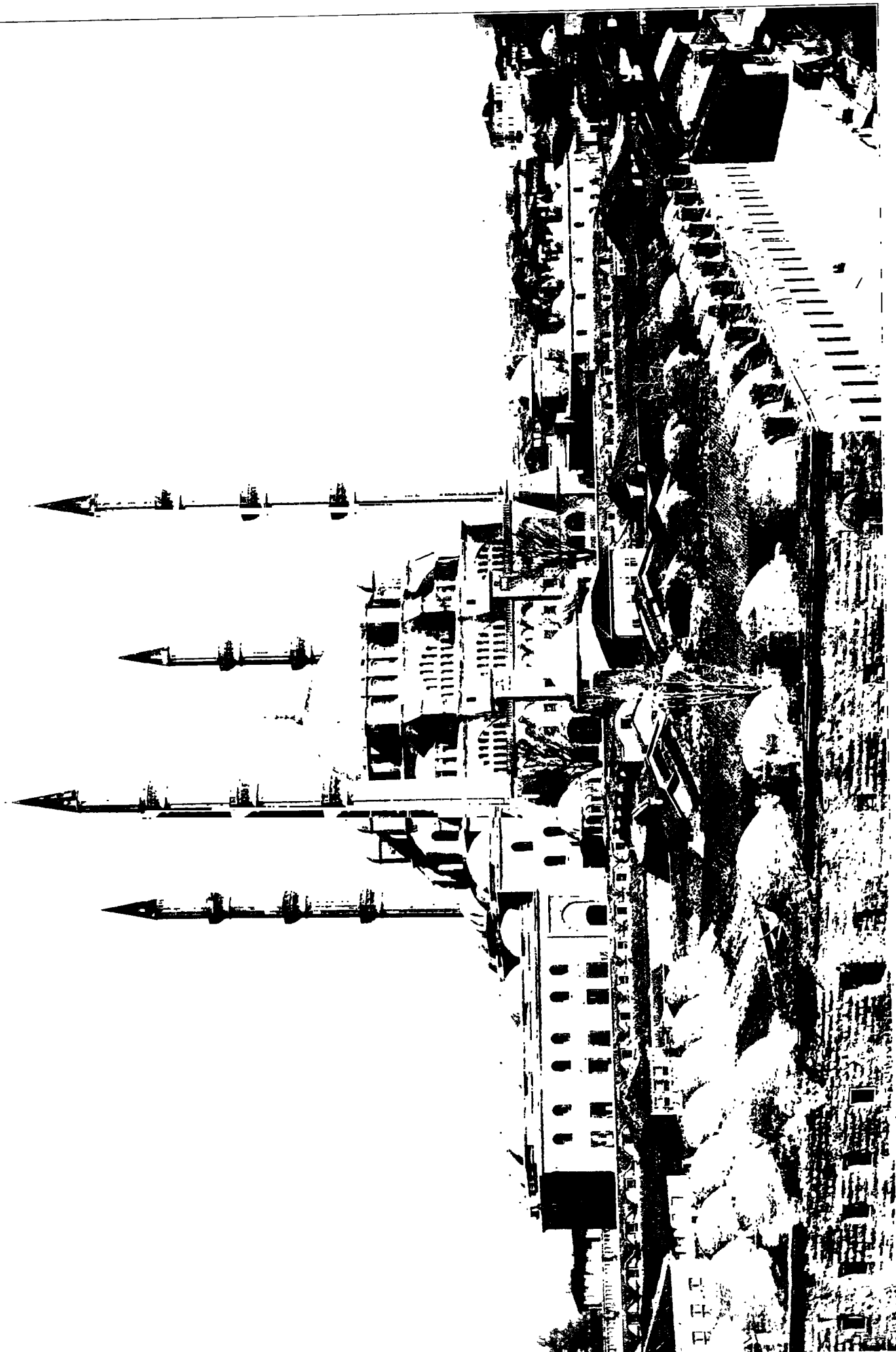
Adrianopel blieb dauernd Residenz der Sultane, die nicht selten längere Zeit sich hier aufhielten. Es ist also nicht als eine Provinzstadt aufzufassen, wie die weiter nordöstlich liegenden Etappen der Heerstraße nach Europa, auch nicht als verlassener Hofsitze, wie Brussa, Manissa, Isnik oder Aidin, sondern es behielt seine Bedeutung bis ins 17. Jahrhundert hinein. Die monumentale Baukunst endet hier freilich schon mit der Regierung Suleimans des Großen.

Wie in Anatolien, so finden sich in den rumelisch-bulgarischen Städten Bauten von einer bestimmten Gestalt, die mit dem, was wir von byzantinischer Kunst wissen, nichts zu tun hat. Es sind dies die Moscheen nach dem System der Ulu Dschami in Brussa (vgl. H. Wilde, Brussa, Berlin, Ernst Wasmuth, 1909), die unter Sultan Murad I. (1359—1389) begonnen und 1421 vollendet wurden; in Philippopel ist es die Dschumaja, in Sofia jene Moschee, die jetzt als Nationalmuseum dient; in

Manissa ist ihr die Muradije verwandt; in Konstantinopel erscheint die Form zu unkirchlichen Zwecken an den beiden Besestans des Basarviertels und der alten Bibliothek des Top Kapu Serai sowie meines Wissens nur an einer Moschee, der Sindjirli Koku Dschami im Stadtviertel Kara gömrük; in Adrianopel vertritt dieses System die von Sultan Murad I. begründete, von Suleiman (1403 bis 1410) begonnene, von Musa und Mohammed I. († 1421) fortgebaute, von Murad II. vollendete Eski Muradije oder Ulu Dschami.

Der Kompositionsgedanke dieser Bauten ist sehr einfach (Abb. 1, 2, 3). Eine Anzahl mit Kuppeln überdeckter Quadrate auf massigen quadratischen





Die Selimije in Adrianopel. Ansicht aus Westen.

oder rechteckigen Pfeilern — nur in Manissa auf Säulen. In Brussa erkennt man deutlich, daß ein in der Hauptachse liegendes Quadrat ursprünglich nicht eingewölbt, sondern offen war; darunter steht der Brunnen. Es ist also dieses Quadrat das Rudiment eines Hofes, die ganze Anlage eine konzentrierte Folgeerscheinung der ägyptischen Moscheenform, der mit eingewölbten Hallen umgebenen Höfe.

Eigenartig ist die Einwölbung der Moschee. Die Kuppeln, die rund 13 m lichte Weite haben, sind durchweg halbkugelförmig, die Zwickel in den 6 Jochen der Seitenschiffe sphärisch eingewölbt. In dem Joch über dem Mihrab ist in sehr vereinfachter Form das „Zickzackband“ angeordnet, das eine besondere Bauform der Türken gewesen zu sein scheint. Man vergleiche, was Wilde darüber sagt. Das Mitteljoch zeigt Tropfsteinzwickel, das Joch des Eingangstores in der Viertelkugel gebildete Tromben und über der Kuppel eine Laterne. Die beiden letzteren Formen weisen nicht auf das beginnende 15. Jahrhundert, sondern auf eine spätere Zeit. Ich halte daher für nicht unwahrscheinlich, daß die mittlere Kuppel erst im 15. oder 16. Jahrhundert über das vorher offene Quadrat gespannt wurde, wie in Brussa. Hammer erzählt, daß noch unter Mohammed II. an der Moschee gearbeitet wurde.

Die Durchblicke durch die Schiffe wirken bei allem Ernst und aller Schlichtheit der Anlage bedeutender, als man erwarten sollte. Die abscheuliche Ausmalung mit riesigen schwarzen Schriftzügen auf weißem Grund gehört einer späteren Zeit an. Die etwas schwerfällige Bauweise des Inneren wiederholt sich an der Vorhalle und an den beiden Minares, von denen das eine zwei, das andere einen Austritt hat. Während der Hauptbau in Bruchsteinmauerwerk ausgeführt ist, zeigt die über Pfeilern eingewölbte Vorhalle den Wechsel zwischen Haustein- und Ziegelschichten. Der herrliche Stalaktitenschmuck des in Marmor gebildeten Haupttores gehört zu den feinsten Arbeiten dieser Art in Adrianopel.

Der Bau von Kuppeln war im 14. Jahrhundert bekanntlich längst Gemeingut aller islamischen Nationen. Als Maurer mögen bei diesen Bauten nichttürkische Kräfte verwendet worden sein, vorzugsweise wohl Armenier und Bulgaren. Aber die Raumanordnung, also die Hauptsache, ist türkisch. Die Technik des Baues, die Verwendung nicht

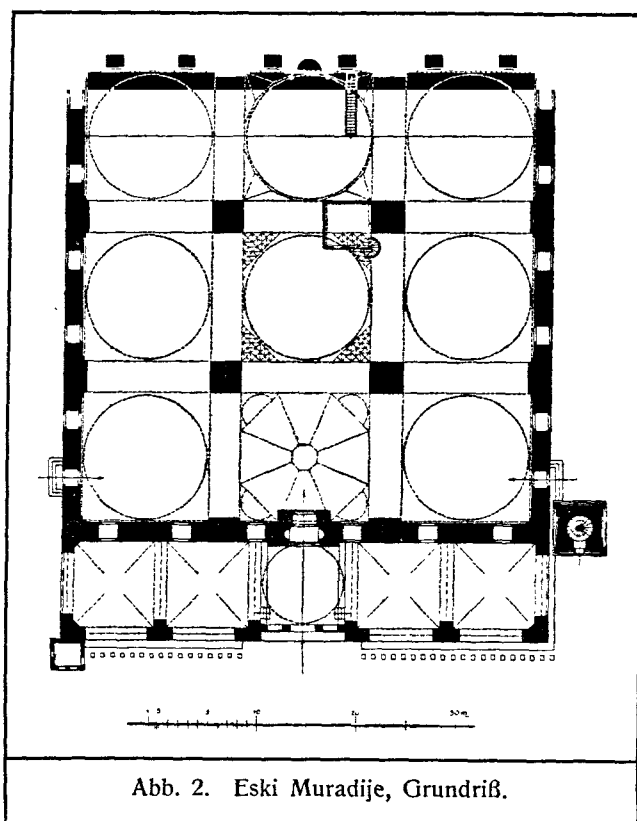


Abb. 2. Eski Muradije, Grundriß.

allzu sorgfältig bearbeiteten Hausteines in zwei oder drei Schichten und das Abgleichen dieser durch einige Schichten flacher Ziegel von etwa 36—40 cm Quadrat und 5—7 cm Stärke wiederholt sich an älteren Bauten der Balkanhalbinsel und Kleinasien vielfach. Es ist mir nicht gelungen, technische Unterschiede in der Bauweise zu finden, die Byzantinisches von Türkischem trennen.

Ich suchte in Adrianopel nach christlichen Bauten, die den Türken eine Anregung geboten haben könnten; fand aber nichts dieser Art. Die Metropolitankirche ist modern, bis auf einige Baureste, Kapitäle, die dem 11. bis 13. Jahrhundert angehören dürften, aber dabei nicht byzantinische, sondern jene Formen tragen, die unter dem „longobardisch“ genannten Einfluß im Innern des Balkanlandes entstanden. Man kann sie für altbulgarisch ansprechen. Wie das Altbulgarische aussieht, darüber wird demnächst einer meiner Schüler in einer größeren Publikation eingehenden Aufschluß geben. Auf die kleine byzantinische Vierkonchenkirche Sinaitikon habe ich in meinem Werke „Die Baukunst Konstantinopels“ (Berlin, Ernst Wasmuth) hingewiesen.

Die Bauten Adrianopels.

Sehr beachtenswert ist die erste Moschee der Vorstadt Kumkall, der man nach Überschreiten der Michaelsbrücke, jenseits des Tundschaflusses, begegnet. Ich weiß nicht, warum die Brücke den

vorderen Kreuzecken. Daß der Bau christlichen Ursprunges ist, zeigt schon seine Orientierung. Der Islam hatte Mühe, sich seinen Ritualformen entsprechend darin einzurichten und baute die

Kirche nur für seine Zwecke um. Auf das 13. Jahrhundert etwa weisen auch die Einzelheiten der Vorhalle, obgleich diese ebenso wie die Hauptkuppel einer Umgestaltung etwa des 18. Jahrhunderts angehört. Die Fenster zeigen Formen des 14. und 15. Jahrhunderts (Abb. 6). Leider sind gerade hier meine Skizzen in Verwirrung geraten. Ich kann nicht mit Sicherheit sagen, ob das Gewölbe über dem Eingangsfügel richtig eingezeichnet ist. Die drei anderen Flügel sind in spitzbogiger Tonne eingewölbt. Spitzbögen sind, wie ja auch die Eski Muradije beweist, der türkischen Frühkunst geläufig. Für die Grundrißform kenne ich aber kein analoges Beispiel, weder in der türkischen noch der serbischen und bulgarischen Kunst. Es ergibt sich daher für den Bau folgende, freilich nur vermutungsweise

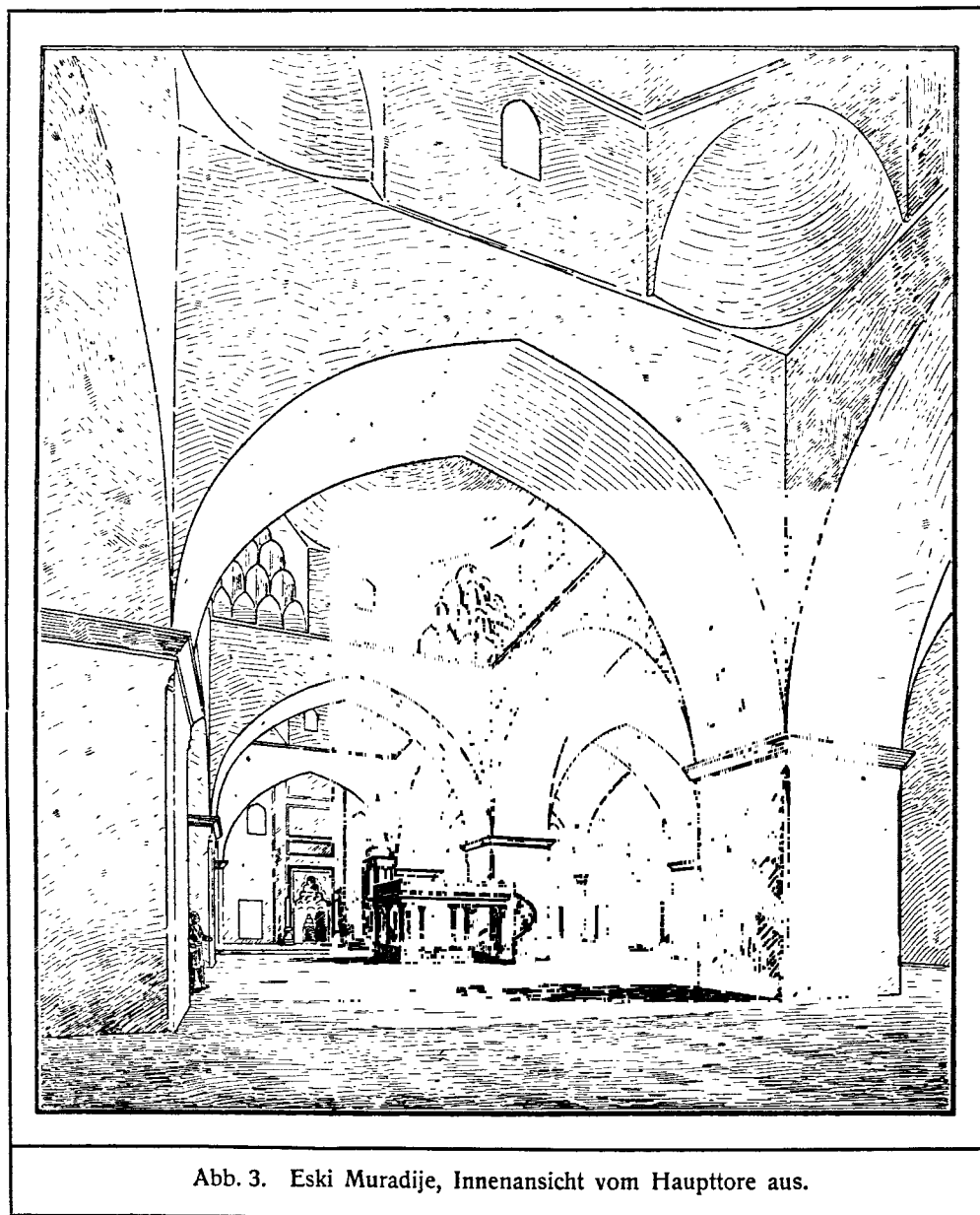


Abb. 3. Eski Muradije, Innenansicht vom Haupttore aus.

Namen Michal Köprü trägt, erinnere aber daran, daß nach Hammer im 15. Jahrhundert Michal Bey eine Moschee erbaut haben soll.

Die Moschee (Tafel II, Abb. 4, 5, 6) ist ein kreuzförmiger Bau nach dem sehr selten verwendeten System des Mausoleums der Galla Placidia in Ravenna, jedoch mit zwei gesonderten Sälen in den

aufzustellende Entwicklungsgeschichte: Erster Bau, wohl vor den Kreuzzügen, vielleicht sogar in einer der Galla Placidia (440) nicht zu fern liegenden Zeit; Anfügung der Vorhalle im 13. Jahrhundert; Umgestaltung in eine Moschee um 1400, wobei die spitzbogigen Tonnen eingefügt wurden; Umbau der Kuppel und Vorhalle im 18. Jahrhundert.

(Schluß folgt.)

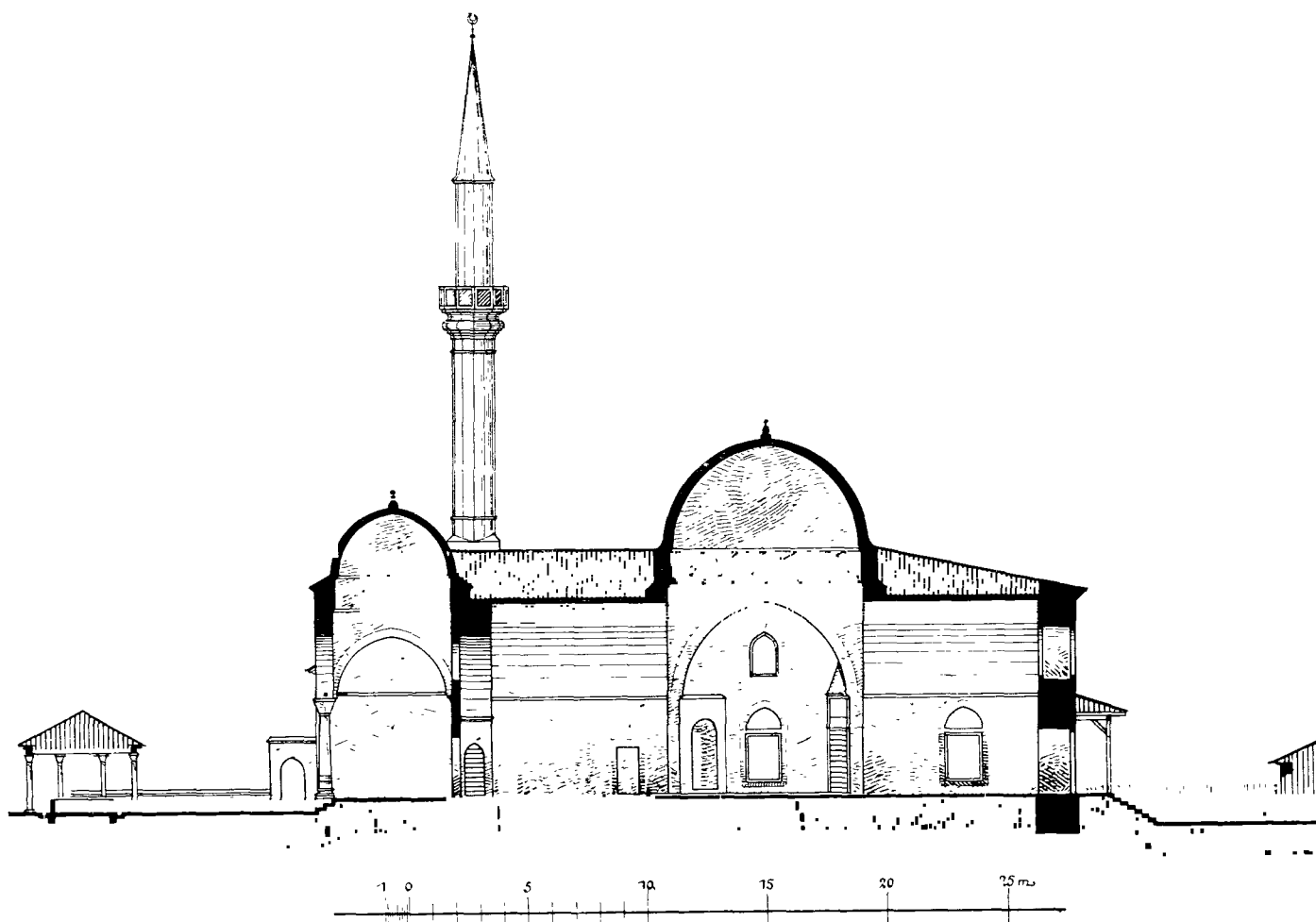


Abb. 4. Kirchenmoschee in Adrianopel. Durchschnitt

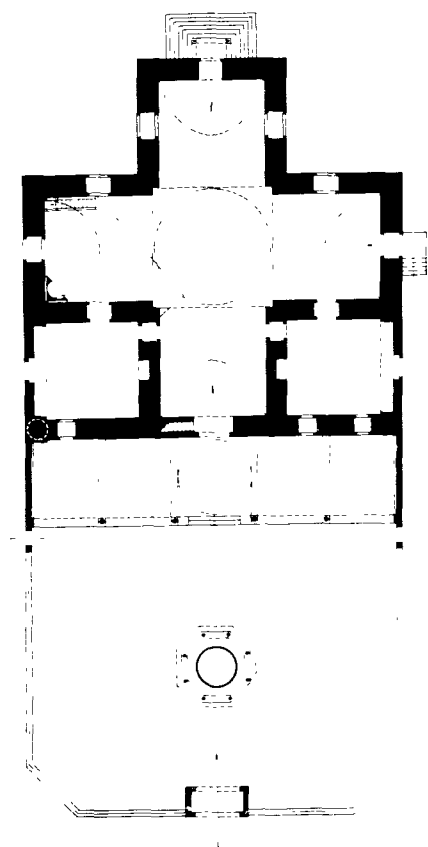


Abb. 5. Grundriß.

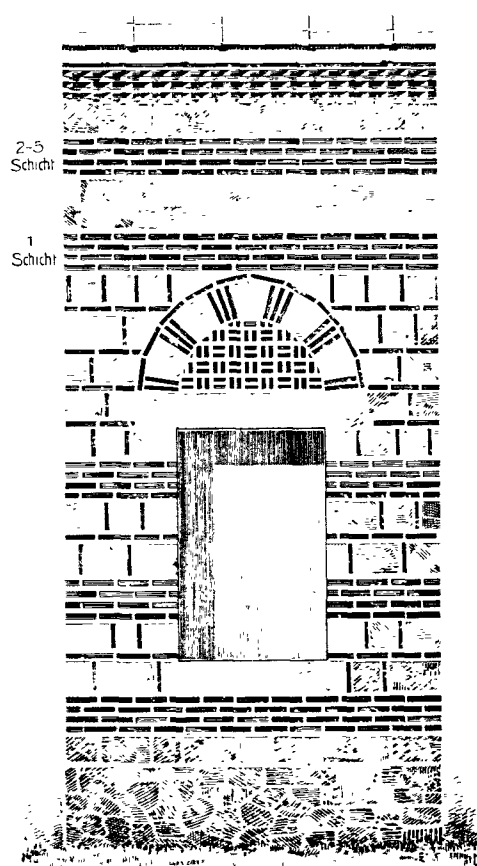


Abb. 6. Fenster und Mauerpartie.

Kara-Amid.

Von Josef Strzygowski-Wien.

Mit 7 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (III/IV).

Das schwarze Amid heißt bei den Türken jenes alte Amida, das jetzt gewöhnlich mit der arabischen Bezeichnung Dijarbekr¹ benannt wird. Die Stadt liegt im nördlichen Mesopotamien am Tigris, nahe der armenischen Grenze. Sie erscheint schwarz, weil ihre Mauern und Bauten aus schwarzem Basalt aufgerichtet sind. In den Kämpfen zwischen den beiden Weltreichen der ausgehenden alten Welt, Rom-Byzanz und Persien, hat sie eine große Rolle gespielt; daraus erklären sich die in konstantinischer Zeit errichteten starken Mauern, die von allen späteren Herren der Stadt sorgfältig in Stand gehalten wurden. Man wußte bisher wenig von ihr; doch war die allgemeine Aufmerksamkeit nicht nur durch die berühmten schwarzen Mauern gespannt, sondern vor allem auch durch zwei überreich mit Schmucksäulen und Ornamenten bedeckte Fassaden, über die sich nichts Näheres erfahren ließ.

Das ändert sich jetzt mit einem Schlage. Es gibt heute keine zweite Stadt des fernen Orientes, über die wir so gut unterrichtet wären. Legationsrat Freiherr von Oppenheim brachte vor Jahren die ersten Photographien mit; sie sind in meiner Arbeit über Mschatta verwertet. Wichtiger wurden die Notizen und Lichtbilder des französischen Generals de Beylié, die Max van Berchem und mich zu der eben erschienenen Monographie über Amida veranlaßten². Ich konnte in diesem Werke auch noch die Aufnahmen von Gertrude Bell, Dr. Grothe³ und dem Architekten Preußner der Assurexpedition verwerten. Erst nach Abschluß des Druckes aber ward mir eine große Reihe

weiterer Photographien von Miß Bell zugänglich, um deren Existenz ich nicht wußte. Ändern sie auch nichts an den Resultaten des Amidawerkes, so sind sie doch geeignet, von manchem, das dort ausführlich besprochen wird, eine anschaulichere Vorstellung zu geben. Ich gebe daher im „Orientalischen Archiv“ eine Vervielfältigung derjenigen Lichtbilder, die besonders wertvoll sind, und begleite sie unter Bezugnahme auf mein Amidawerk mit den entsprechenden kunsthistorischen Erläuterungen.

Zunächst zwei Aufnahmen, die von der Zitadelle der auf einem Hochplateau über dem Tigris gelegenen Stadt genommen sind. Abb. 1 zeigt im Vordergrund die innere Mauer der Zitadelle, dahinter das Häusermeer, durchsetzt von Moscheen mit ihren Kuppeln und Minarets, und rechts im Hintergrunde die Ulu-Djami, das Hauptdenkmal von Dijarbekr, an dem ein gut Teil der Stadtgeschichte hängt. Hoch wie einer unserer Dome ragt das Giebeldach mit dem vierkantigen Campanile, d. h. dem Minaret über die endlose Flucht von flachgedeckten Häusern. Noch ist uns das Innere des im Typus der großen Moschee von Damaskus erbauten Heiligtums nur in sehr flüchtigen Skizzen bekannt, nur vom Vorhofe haben wir klare Vorstellungen. Davon gleich mehr.

Ich bleibe zunächst noch auf der Zitadelle. Abb. 2 zeigt das Innere dieser im nordöstlichen Winkel der Stadtmauern durch einen eigenen Mauerzug abgegrenzten Bezirkes, in dem allerdings moderne Bauten der Militärverwaltung untergebracht sind. In unserer Aufnahme erscheint im Hintergrunde unten der Tigris und die Höhen am jenseitigen Ufer. An der Grenze des Vordergrundes links sieht man zwei Kuppeln, eine kleinere weiße, die überschritten wird von dem Tambur einer größeren, die eingestürzt ist. Das ist die heutige Erscheinung eines Kirchenbaues, an dessen genauer Erforschung der Kunstgeschichte außerordentlich viel liegen muß. Man gestattet keine genauen Aufnahmen, weil die Ostkuppel das Waffendepot von Dijarbekr birgt. Ich habe

¹) Hinsichtlich der Transkription türkischer, arabischer, persischer, indischer, chinesischer, japanischer Namen und Worte muß ich die Verantwortlichkeit den Verfassern der einzelnen Aufsätze überlassen. Zu einer allgemein anerkannten einheitlichen Transkriptionsmethode ist die orientalische Sprachwissenschaft noch nicht gelangt.

Der Herausgeber.

² Max van Berchem und Josef Strzygowski, *Amida*, Heidelberg, Carl Winters Universitätsbuchhandlung 1910.

³ Vgl. auch Grothes „Geographische Charakterbilder aus der asiatischen Türkei“, Tafel XLIV—XLVI, Abb. 76, 77, 78.

Kara-Amid.

davon in dem Amidawerke S. 173f¹ ausführlich gehandelt. Die eingestürzte Westkuppel ist samt ihrem vierkantigen Unterbau in unserer Aufnahme sehr gut sichtbar. Die uns zugekehrte Westfassade zeigt, scheint mir, ein Mittelrisalit, in dem ich Spuren einer hohen Rundnische wahrzunehmen glaube. Darunter müßte das reich ornamentierte Portal angebracht sein, von dem Reisende berichten. Sollte ich mich bezüglich der Nische nicht täuschen, so stände möglicherweise eines der ältesten Beispiele der „Hohen Pforte“ vor uns. Die Doppelkuppel dürfte in frühchristliche Zeit hinaufgehen. Ihre große Bedeutung für die christliche Kunst im Orient läge darin, sie als Mittelglied nachzuweisen zwischen den sassanidischen Kuppeln über Ecktrompen — die Byzantiner verwenden dafür das Pendentif — und den islamischen Beispielen dieser Art, samt den merkwürdigen Vertretern derselben Gattung unter den mittelalterlichen Kirchen von Hellas. — Rechts steht in Abb. 2 das zweite vierkantige Minaret von Dijarbekr. Die Bevölkerung sagt, diese Art habe ursprünglich als Turm christlicher Kirchen gedient. (Amidawerk S. 331 f.)

Abb. 3 zeigt ein Tor, das aus der Zitadelle in die Stadt führt. Ich konnte davon S. 296 nur eine Zeichnung Texiers geben, der das Tor „Porte de Galius“ nennt. Dieser seltsame, aus einem mächtigen, bis auf den Boden herabreichenden Spitzbogen bestehende Quaderbau, muß einst einen Aufsatz getragen haben, um den herum ein Inschriftband lief, dessen Ende links noch erhalten ist. Es stammt aus dem Jahre 1207/8 n. Chr. und zeigt in dem erweiterten Endfelde links eine Tierkampfszene, von der ich S. 376 eine Detailaufnahme geben konnte. Dieser Torbau wird seine besondere kunsthistorische Bedeutung gewinnen bei systematischer Bearbeitung der Seldschukenfassaden in Kleinasien.

Abb. 4 zeigt das bedeutendste der vier Haupttore von Dijarbekr, das Kharput-Tor. Man sieht zwischen zwei mächtigen zinnengekrönten Rundtürmen eine verbindende Wand, in der das eigentliche rundbogige Torportal einschneidet; es ist heute auf einen rechteckigen Durchgang verengt

und mit Kalk getüncht. Das Tor ist besonders wichtig wegen der das Jahr 909/10 als Erbauungszeit festsetzenden Inschriften. Ich konnte im Amidawerk keine Gesamtansicht davon geben.

Abb. 5 zeigt ein Detail des rundbogigen Tordurchganges und die rechts daneben angrenzende Nische. Das Amidawerk bringt davon keine Aufnahme; dafür sind dort die drei andern Nischen des Kharputtores abgebildet. Man sieht links den rechten Torpfeiler mit einem eigenartigen Kapitell: der eigentliche Körper ist in der Bewegung des Kyma geschwungen und nähert sich noch am ehesten dem Kämpferkapitell. Darunter eine Schräge, darüber die Deckplatte. Der Akanthus ist ganz breit auf die Fläche gelegt, die Lappen ohne Pfeifen einander gegenübergestellt. Auf der Schräge ein linear durchgebildeter Eierstab, aufgelöst in Kreise und Pfeile. Man beachte die eingeritzten Inschriften auf und neben dem Schaft.

Von besonderem Interesse ist dann auch die Nische. Man sieht den oberen, mit einer Muschel gefüllten und am Rande reich profilierten Teil in einen großen rechteckigen Stein geschnitten; ob die Säulen damit monolith verbunden sind, muß zweifelhaft bleiben. Ich halte es trotz der zusammengeflackten Rückwand für möglich. Die Säulen stehen auf hellenistischen Postamenten und sind ganz gut attisch profiliert. Ein sehr merkwürdiger und seltener Fall ist, daß die Kapitelle ionisch gebildet sind, mit über Eck gestellten Voluten. Die Nische unterscheidet sich sehr von den drei übrigen des Kharputtores; jede von ihnen zeigt eine andere Bildung und gehört scheinbar einer anderen Zeit an. Die Nische Abb. 5 möchte ich für spät-hellenistisch halten. Sie wäre dann beim Umbau des alten Tores im Jahre 909/10 entweder von dem früheren Torbaue herübergenommen oder stammt aus irgendeinem anderen antiken oder christlichen Denkmal von Amida.

Abb. 6 und 7 führen uns in den Vorhof der großen Moschee von Dijarbekr. Abb. 6 zeigt die dort an der Westseite stehende zweigeschossige Fassade, Abb. 7 die der Ostseite. Ich konnte in dem Amidawerke keine derart gut in den Zusammenhang einführende Aufnahmen geben. In der Mitte des Hofes steht der in Abb. 6 gut sichtbare Waschbrunnen, von dem aus die Auf-

¹ Vgl. auch Zeitschrift für Gesch. d. Architektur III S. 1f.

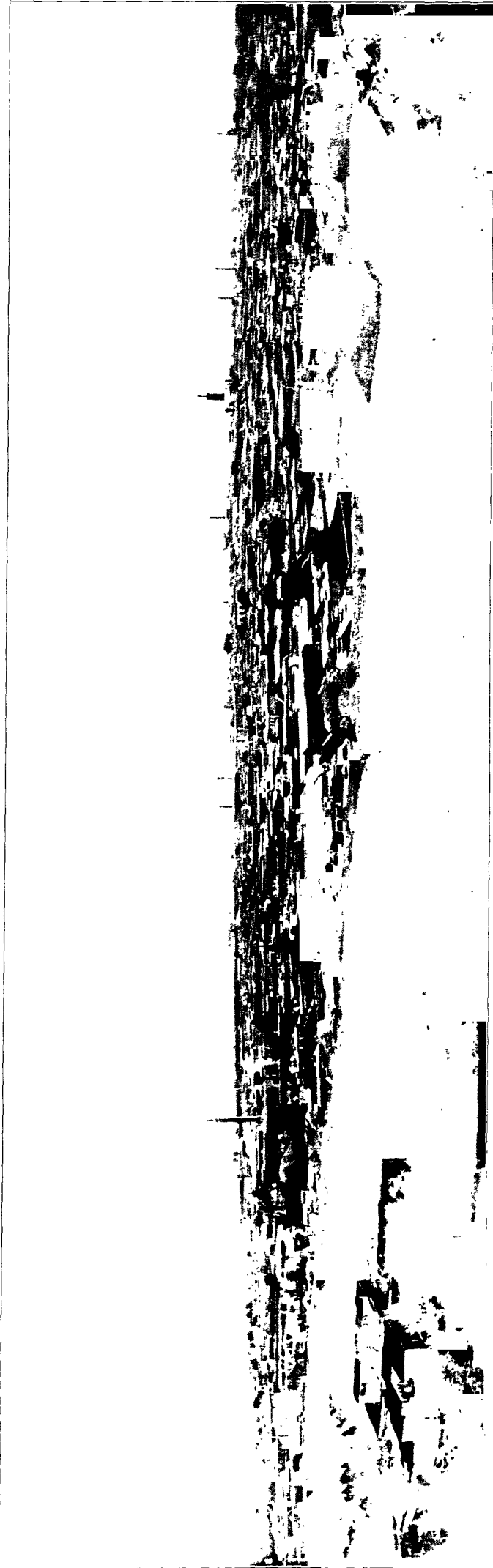


Abb. 1. Blick auf die Stadt von der Zitadelle aus.

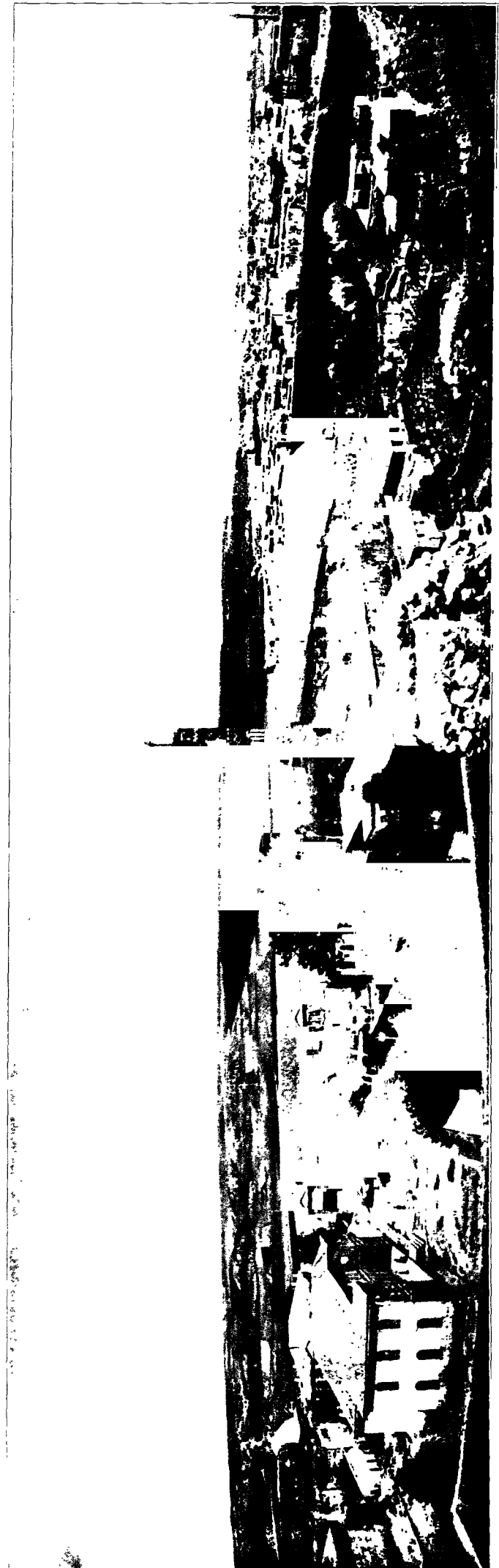


Abb. 2. Blick über die Zitadelle hinweg auf den Tigris.
Ansichten von Dijarbekr.

nahme 7 gemacht ist. Man sieht in Abb. 6 rechts eine Säulenreihe mit Bogen; es ist die Nordarkade des Hofes. In Abb. 7 erscheint diese schwere Bogenfolge links, während rechts die eigentliche Moscheenfassade zu sehen ist. Sie stellt eine in Basalt gearbeitete Wand dar, in die spitzbogige Öffnungen, geteilt durch gerade Architrave gelegt sind. Man bekommt in diesen beiden Abbildungen einen lebhaften Eindruck von der Mannigfaltigkeit in der Bildung der Wände dieses ganz einzigartigen Hofes. Ich darf aussprechen, daß es Berchem und mir in unserem Amidawerke wohl gelungen sein dürfte, die Rätsel dieser Anlage zu lösen. Hier sei nur so viel gesagt, daß die Entstehungszeit der Westfassade durch

der Schrift ihres Entdeckers Dussaud darauf hingewiesen, daß damit für die Erbauung von Mschatta eine bestimmte Persönlichkeit vom Anfang des 4. Jahrhunderts geboten sei. Mit diesem festen Anhalt läßt sich sehr gut verbinden, die andere, bereits im Jahre 1904 von mir erwiesene Tatsache, wonach es Nordmesopotamier des Städtedreieckes Edessa-Nisibis-Amida waren, die dem moabitischen Schlosse seine Umfassungsmauern und die jetzt in Berlin befindliche Außenfassade gegeben hatten. Sie gehört der gleichen Zeit an wie der Ziegelbau des Innern, d. h. dem 4. Jahrhundert.

In dem Amidawerke konnten diese Studien im Stammlande der Erbauer der Fassade von

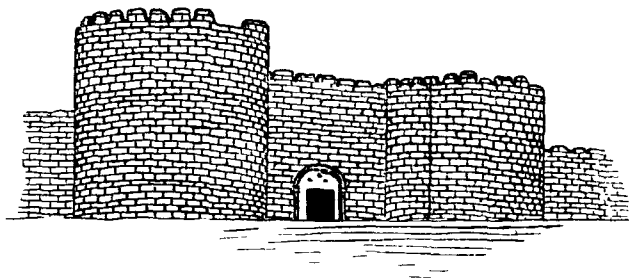


Abb. 4. Dijarbekr: Kharput-Tor.

Inschriften auf 1116—1125 festgelegt ist, dann folgt die eigentliche Moscheewand, endlich 1163 die Ostfassade, dann die Bauten der Nordseite. Damit ist freilich nicht viel gewonnen. Denn es ist undenkbar, daß die Westfassade in ihren einzelnen Teilen wirklich dem 12. Jahrhundert angehören könnte. Die kunstkritische Untersuchung sucht zu zeigen, daß die der islamischen Wand vorgeblendete Säulenarchitektur mit ihren Verkröpfungen spätantiken bzw. wahrscheinlich christlichen Ursprunges ist.

Zum Schluß eine zusammenfassende Bemerkung. In meiner Arbeit über Mschatta (Jahrbuch der Kgl. preuß. Kunstsammlungen 1904) habe ich gezeigt, daß die Erbauer des Ziegelkernes dieser Ruine mit der trikonchen Kuppel Perser aus Mesopotamien gewesen seien. Nach dem Bekanntwerden der Inschrift des lakhmidischen Fürsten Imrulqais habe ich dann zuerst in einer Rezension

Mschatta weitergeführt werden. Und da stellt sich nun heraus, daß dieses Land wohl in frühchristlicher, nicht aber in frühislamischer Zeit eine bahnbrechende Rolle gespielt hat. Damit ist die für Mschatta angenommene Bauzeit neuerdings bekräftigt. Wie Nordmesopotamien im 4. bis 6. Jahrhundert entscheidend eingegriffen hat in die Entwicklung der christlichen Baukunst, so ist der Süden Mesopotamiens das Stammland der eigentlich islamischen Kunst seit dem Jahre 750 geworden. Nicht in Syrien, Ägypten oder Kleinasien liegen deren Wurzeln, auch nicht in der omajyadischen Übergangszeit, sondern einzig und allein in Persien und der späthellenistisch-sassanidischen Formenwelt, die der Islam vorfand, als er in der Nähe des alten Seleukeia-Ktesiphon seine neue Hauptstadt Bagdad begründete. Was Mschatta lehrte, hat Amida bestätigt.

Selanikli Fâik.

Die Geschichte der Freiheit und die Gedanken des Padischah.

Ein Beitrag zu den Entwicklungsphasen der türkischen Freiheitsbewegung.

Nach dem in Konstantinopel 1324 (Finanzjahr = 1326 h = 1908 D) bei Karabet gedruckten Texte ins Deutsche übersetzt.

Von Theodor Menzel-Odessa.

Vorbemerkung.

Anfang April 1909, eben als die Reaktion in Konstantinopel einzusetzen begann, die zu der Absetzung Sultan Abd-ül-Hamîds und zur Verstärkung des liberalen Regiments in der Türkei führen sollte, hielt ich im Reichsdeutschen Hilfsverein in Odessa einen Vortrag über die türkischen Reformbewegungen in ihrer gesamten geschichtlichen Entwicklung. Unter den zahlreichen türkischen Neuerscheinungen, die nach Aufhebung der Zensur in Konstantinopel wie Pilze nach einem warmen Regen aus der Erde hervorschoßen, und von denen ich über ein halbes Hundert auf einmal zugesandt erhielt — über Auswüchse der Despotie, Abhandlungen über die Verfassung, das heilige Recht, die fremden Privilegien, die Kapitulationen wie auch mancherlei rein literarische Sachen enthaltend, die vormals die Klippe der Zensur nicht hatten zu umschiffen vermögen — interessierte mich damals eine Broschüre von Selanikli Fâik, die unmittelbar nach der Wiedereinführung der Verfassung durch Sultan Abd-ül-Hamîd im ersten Freudentaumel niedergeschrieben worden war. Alles erschien noch in rosiges Licht getaucht, Rassen- und Religionsunterschiede waren verschwunden. So bedeutungslos auch inhaltlich das Büchlein ist, es spiegelt getreu die damalige Stimmung des überwiegenden Teiles der liberalen verfassungstreuen Kreise wieder, wenigstens so weit man sie nach außen bekannt werden lassen wollte. Die ganze Entrüstung des lange geknechteten Volkes richtete sich damals nur gegen die Ratgeber des Sultans, die man ausschließlich für das ganze bislang herrschende System der Verlogenheit und des krassen Spitzelwesens verantwortlich zu machen suchte. Alle Ungerechtigkeiten und Verbrechen waren angeblich nur auf ihr Betreiben hin geschehen, ohne daß der schlecht-

berichtete und noch schlechter beratene Sultan, der nur als willenloses Spielzeug in ihren Händen erschien, irgend etwas wußte und ohne daß er daher für irgend etwas haftbar zu machen war.

Man schien zufrieden, die schon im Jahre 1876 dem Lande verliehene Konstitution wieder in Kraft gesetzt zu sehen und gab sich anscheinend dem kühnen Glauben hin, Abd-ül-Hamîd II. werde, nach Beseitigung seiner Günstlinge und des ganzen Schmarotzergeschmeißes, das ihn umdrängte, plötzlich ein streng konstitutioneller Monarch werden. Dies ist aus der anspruchslosen Schrift Fâiks zu ersehen, die von Loyalität gegen den Sultan überfließt. Wenige Wochen später schrieb man anders. —

Ich glaube, als Beitrag zur Charakterisierung der Entwicklungsstadien der türkischen Konstitutionsbewegung ist das Büchlein nicht ganz ohne Interesse, zumal es die von einem patriotischen Osmanen selbst geschilderten Gefühle enthält, die damals weite Schichten des Volkes, wenigstens in der europäischen Türkei, mit ihm teilten. Und so gebe ich die wörtliche genaue Übersetzung.

Von den zum Teil hochinteressanten späteren literarischen Erscheinungen dieser politischen Sturm- und Drangperiode gedenke ich demnächst einige charakteristische Proben zu geben.

Die Geschichte der Freiheit und die Gedanken des Padischah.

(S. 3.) Es war im Jahre 1293 h (1876 D). Die inneren Wirrnisse auf der einen Seite und die Mißhelligkeit mit Rußland auf der anderen Seite hatten dem Vaterlande schreckliche Wunden geschlagen. Die großherrliche Regierung befand sich in einer ganz und gar ungewissen Lage. Daß die Leitung des Landes in der bisherigen Weise nicht mehr möglich sein werde, hatten einige angesehene Staatsmänner voll-

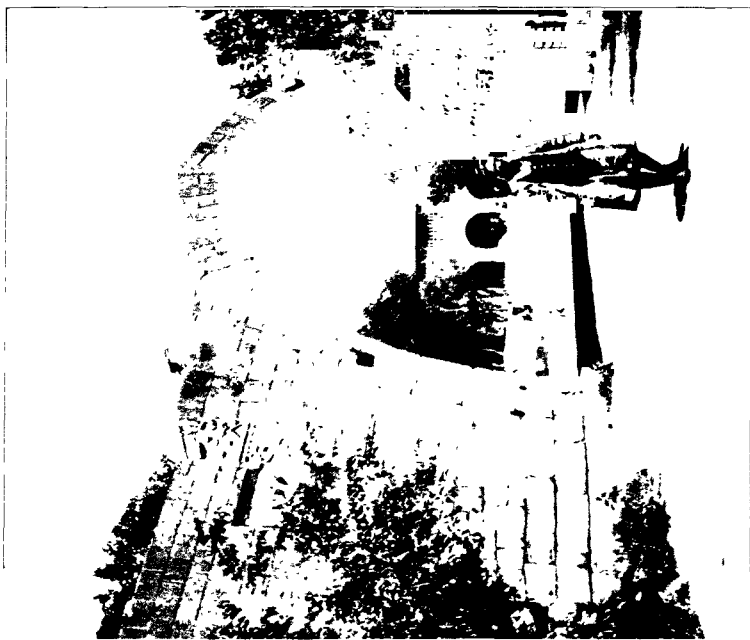


Abb. 3. Diyarbekr, Zitadellentor.

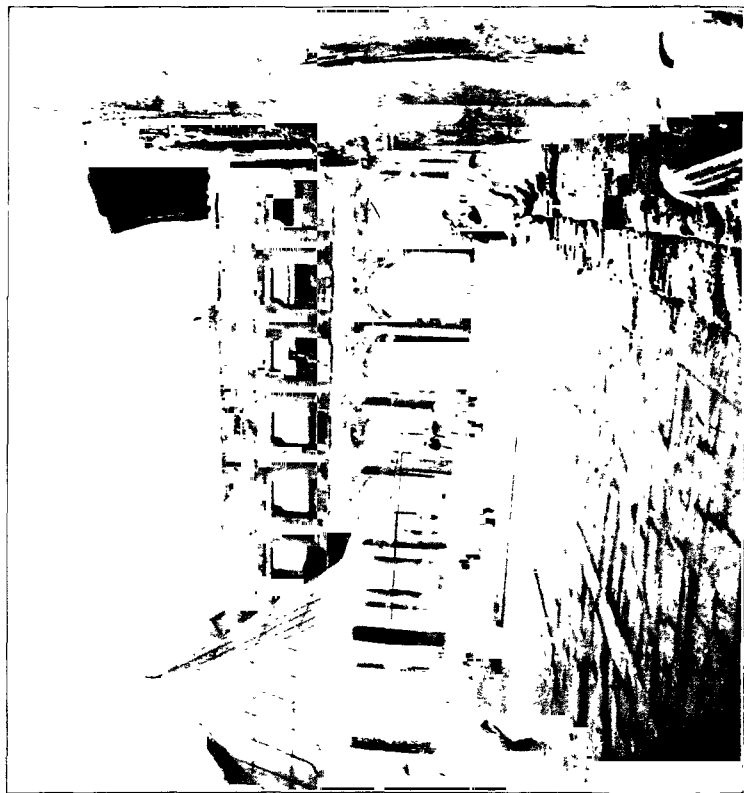


Abb. 5. Westfassade im Vorhof der großen Moschee.



Abb. 4. Detail vom Kiarputtore.

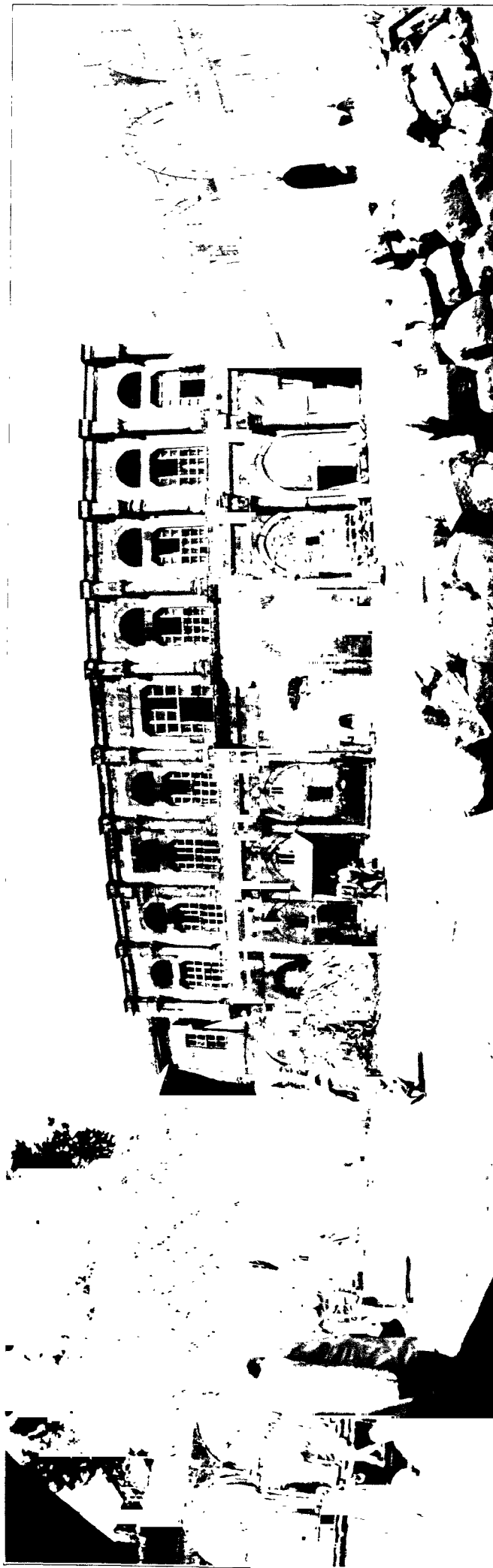


Abb. 6 Ostfassade mit dem Vorhof der großen Moschee.

Ansichten von Diyarbekr.

Orientalisches Archiv I, 1.

kommen eingesehen. Diejenigen, die ein Parlament (medschlis) als notwendig erachteten, das der Regierung durch seine Beratungen die Gedanken und Wünsche des Volkes, seine Lage und seine Verhältnisse kund tun und die Richtlinie für das Vorgehen der Regierung bestimmen sollte, wandten alle ihre Kräfte an, um dies zu erreichen. Die ehrwürdigste unter diesen Persönlichkeiten ist der verewigte Midhat Pascha. Zur Zeit noch, wo diese ehrwürdige Person als Sekretär der Kanzlei des Großwesirates von dem bekannten Orientalisten Professor Vambéry die französische Sprache erlernte, machte er sich in seiner übergroßen Liebe für die Geschichtswissenschaft mit der großen französischen Revolution und der Tatsache vertraut, daß sie eine notwendige Folgeerscheinung der dem Volke zugefügten Grausamkeit und Unterdrückung war, und daß dem Volke Gewalt und Ungerechtigkeit geschehe, wenn die Freiheit, die naturnotwendig zugleich mit der Menschheit entstanden sei, von einigen wenigen, die nur ihrem egoistischen Vorteile frönten, gewaltsam entrissen werde. Sorgfältig und eingehend studierte er die Pflichten, die zu jenen Zeiten die hervorragendsten Freiheitshelden (hürrijet-perver) wie der berühmte Gambetta und Thiers erfüllt hatten.

(S. 4).¹ Nunmehr war das Allernotwendigste, das Vaterland aus dem Wirbel von Unglück, in den es geraten war, zu retten. Gefahren, die das Vaterland zum Untergange bringen, die das Osmanentum vernichten mußten, drohten von allen Seiten.

(S. 5). Midhat Pascha eröffnete diesen seinen geheiligten Gedanken dem Padischah. Er gab ihm die ringsherum drohenden Gefahren zu erkennen. Er erklärte ihm, daß die Sicherheit des Staates einzig nur mehr in der Bildung eines Parlamentes bestehe. Ein am 7. Zilhidschsche des Jahres 1293 h (= 11/23. Dezember 1876 D) publiziertes kaiserliches Handschreiben (chatt-i-humâjûn) schenkte den Osmanen das Grundgesetz (kanûn-i-esâsi, die Verfassung). Es kündigte die Bildung einer Abgeordnetenkammer (medschlis-i-mebûsân)

¹ (Seite 4). Bild Midhat Paschas mit der Unterschrift: „Midhat Pascha, der große Begründer des Staatsgrundgesetzes“, das heißt: der Verfassung.

an. Die Bemühungen, die der große Midhat Pascha, der Verteidiger der Freiheit, bei der Abfassung dieses Gesetzes gezeigt hatte, ach jene Bemühungen, jene endlosen nimmerruhenden Bemühungen, erwiesen seinem Vaterlande, seinem heiligen Vaterlande, einen der größten, einen der herrlichsten Dienste.

Die Abgeordnetenversammlung versammelte sich am 1. März des Jahres 1294 (1877 D 12. März neuen Stiles)¹ in Konstantinopel in dem eigens dafür errichteten großen Gebäude (dâire) neben dem Justizpalast in der Nähe der erhabenen Aja Sofija-Moschee. Obwohl der Staat recht großen Mangel an gründlich gebildeten Leuten hatte, so befanden sich doch unter den Abgeordneten hochbefähigte Männer. Die Vertreter der Nation begannen nun die damalige Regierung wegen der Gründe des Krieges mit Rußland zu interpellieren; ferner stellten sie bei ihr Anfragen darüber, auf welche Weise man die durch diesen Krieg notwendig gewordene schwere finanzielle Belastung beseitigen werde, über unsere allgemeine finanzielle Bilanzierung, über die Ursachen, die den im Kriege zum Vorschein gekommenen Unregelmäßigkeiten zugrunde lagen. Dazu hatten sie das unbestreitbare Recht. Das Staatsgrundgesetz hatte der Volksvertretung diese Rechte, diese Befugnisse geschenkt.

Es paßte aber einer gewissen Sorte von hohen Staatsbeamten durchaus nicht in den Kram, daß diese Kreise sich jetzt in ihre Angelegenheiten mischten. Denn daraus mußte wohl oder übel ihre Verantwortlichkeit hervorgehen: sie sollten kräftig gestraft werden. Was taten sie da? Verleumderischerweise erklärten sie dem Padischah: „Diese Volksvertretung nimmt dir noch radikal deine Souveränitätsrechte aus der Hand (S. 6). Du bleibst in ihren despotischen Händen nur mehr ein Spielzeug. Morgen schon werden sie deine geheiligten kaiserlichen Rechte antasten und, was Gott verhüten möge, dich selbst mißhandeln.“ So täuschten und betrogen sie den Padischah.

Zu jener Zeit löste der Sultan, gestützt auf

¹ Diese Angabe Fâiks ist irrig: Die Session des ersten türkischen Parlaments wurde am 19. März 1877 eröffnet. Man vergleiche etwa Paul Fesch: Constantinople aux derniers jours d'Abdul-Hamid, Paris 1907, S. 290; von Sax: Geschichte des Machtverfalls der Türkei, Wien 1908, S. 425.

einen Artikel des Staatsgrundgesetzes, die Abgeordnetenversammlung auf. Während aber nach den Bestimmungen des erwähnten geheiligten Gesetzes die Auflösung nur unter der Bedingung erlaubt war, daß man das Parlament wieder versammelte¹, gaben die Leute, die sich um den Sultan herumdrängten, dazu keine Möglichkeit. Sie nahmen einige bedeutungslose Sachen zum Vorwand, wie zum Beispiel den Umstand, daß der Titel sadrazam (Großwesir) in den Titel basch vekîl (Premierminister, Ministerpräsident) umgewandelt worden war, und machten dadurch auf einige Personen der Bevölkerung Eindruck und täuschten so das Volk. Die Kenntnisse fehlten. Helfer war keiner da. Das unselige Parlament wurde aufgelöst, ohne irgend etwas erledigt zu haben². Das Parlament ging, jedoch der Freiheitsgedanke wurde in dem Herzen der Nation nicht ausgelöscht. Er nahm den dort geheiligsten Platz, er nahm dort die herrlichste Stelle ein.

Doch was wurde aus Midhat Pascha? Diese geheiligte Person, ach, dieser Begründer der Freiheit, der unserer Nation die größten Dienste geleistet hatte, wurde aus Konstantinopel entfernt. Zuerst hatte er noch einige Vâli-Posten inne. Die Satane, die den Padischah umgarnt hatten, ließen aber den Sultan die Liebe wissen, die Midhat zu seinem Vaterlande, zu seiner Nation hegte. Sein bloßes Dasein, sein

Leben war ihnen ein Dorn im Auge. Sie erkannten, daß sie selbst keine Ruhe finden könnten, bevor sie nicht jenes geheiligte Leben vernichtet hätten, und daß eines Tages die Stimme der Freiheit sie sonst zu zagendem Zittern und Beben bringen werde. Sie beschuldigten also Midhat eines Verbrechens¹. Sie ließen ihn nach einer entfernten Stadt namens Tâif verbannen. Aber damit begnügten sie sich nicht. Ja (S. 7), ach geliebte Landsleute, auch damit begnügten sie sich noch nicht: Sie ließen Midhat erdrosseln. In einem Glaszylinder (fanos) ließen sie sein hohes Haupt nach Konstantinopel bringen, um es zu betrachten. Sie waren damit einverstanden, daß er ermordet, daß er beseitigt wurde. Die Verräter, die Feiglinge gaben einem geheiligten Manne, der seine Nation geliebt, der Tag und Nacht mit Leib und Seele tätig gewesen war, um seine Nation vor dem Abgrund, an dem sie sich befand, zu retten, so den letzten Lohn.

Da sie wußten, daß sie nicht zu ihren Absichten und zu ihren Zielen würden gelangen können durch die Beseitigung der geheiligten Person Midhat Paschas allein, dieses dem Reiche und dem Vaterlande treu ergebenen Mannes, so vertrieben sie, um die Söhne des Vaterlandes unter das Joch zu bringen, um sie zu erdrücken und um ihre Ungerechtigkeiten und

¹ Gemäß Artikel 35 der Verfassung: „Falls die Minister bei der Annahme eines Gegenstandes, in betreff dessen zwischen den Ministern und der Abgeordnetenversammlung eine Meinungsverschiedenheit besteht, beharren, während derselbe von den Abgeordneten mit Stimmenmehrheit und mit eingehender Darlegung der dazu veranlassenden Gründe entschieden und wiederholt abgelehnt wird, so steht der Wechsel der Minister oder die Auflösung der Abgeordnetenversammlung ausschließlich im Machtbereich Sr. Majestät des Padischah, letzteres jedoch nur unter der Bedingung, daß innerhalb der gesetzlichen Zeit die Neuwahlen stattfinden“ und Artikel 73: „Wenn die Abgeordnetenversammlung durch kaiserliches Irâde aufgelöst und heimgeschickt worden ist, so wird zur allgemeinen Neuwahl der Abgeordneten derart geschritten, daß die Kammer längstens innerhalb sechs Monaten wieder versammelt ist.“ Man vergleiche hierzu noch Artikel 43.

² Am 14. Februar 1878 also noch vor dem Prälimarfrieden von San Stefano (3. März 1878), dessen für die Türkei geradezu vernichtenden Resultate einem Parlament vorzulegen sich die Pforte um so mehr scheute, als das türkische Parlament sich in der kurzen Zeit seiner Tagung als höchst patriotisch bewiesen hatte.

¹ Nämlich zuerst der Anstiftung, später nur der Mitwisserschaft an der Ermordung des Sultans Abd-ül-Aziz. Anstifter sollten neben einer größeren Anzahl Mitwisser die beiden Schwäger Abd-ül-Hamids II.: Mahmûd und Nûri Pascha, gewesen sein. Die Anklage wurde seltsamerweise erst fünf Jahre nach dem Morde im Jahre 1881 erhoben. Der Prozeß endigte mit der Verurteilung der meisten Angeklagten, darunter Midhat Paschas, zum Tode. Doch wurde Midhat zu lebenslänglicher Verbannung nach Tâif in Arabien begnadigt, wo er aber am 8. Mai 1884 erdrosselt wurde. 1324 erschien die kleine Broschüre Rifat Surejjas: Midhat Paschanyn kâtylary („Die Mörder Midhat Paschas“) mit dem Untertitel: „Wie erwürgte man Midhat Pascha und Dâmâd Mahmûd Pascha?“ Midhats Sohn Ali Hajdar Midhat Bey, der über seinen Vater ein eigenes Werk schrieb: „Midhat Pacha, sa vie et son œuvre — par son fils Aly Haydar Midhat Bey,“ machte in der letzten Zeit erfolgreiche Versuche, den Prozeß seines Vaters, den sogenannten Prozeß von Tschinili Kjöschk, zum Zweck der Rehabilitierung des Namens seines Vaters zur nochmaligen Verhandlung zu bringen. In der 125. Sitzung der 2. Session der türkischen Kammer vom 28. Juni 1910 wurde Ali Hajdar Midhat Bey in Anbetracht der Verdienste seines Vaters ein Ehrensold von 50 Pfund monatlich bewilligt.



Abb. 1. Samml. Schulz. Aus der Khamse des Nizami. Persisch-mongolische Schule Isfahan. 14. 15. Jahrh.

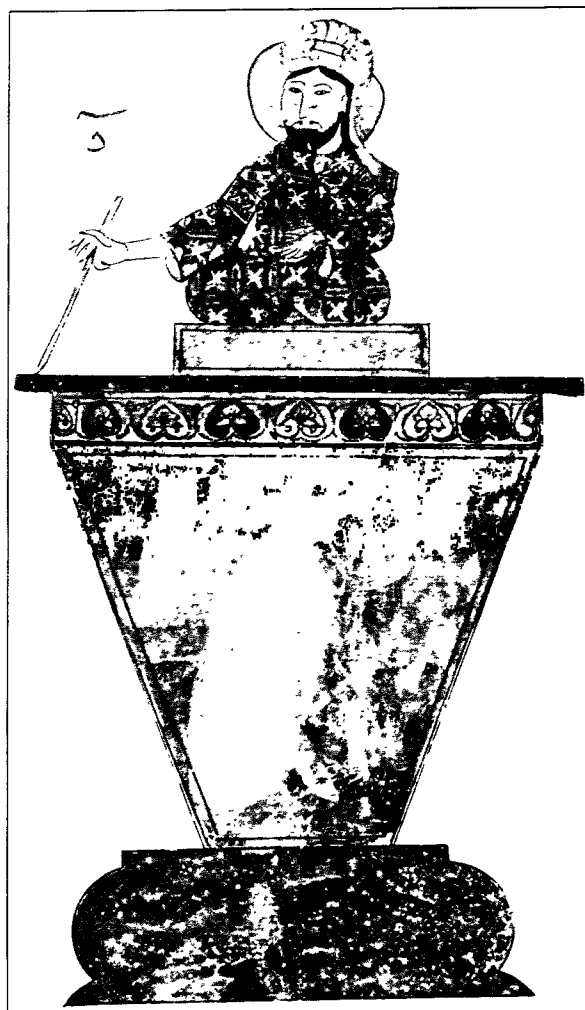


Abb. 2. Samml. von Goloubew-Paris. Aus einer Physikalischen Abhandlung. Bagdadstil. Ende 12. Jahrh.



Abb. 3. Samml. Saure. Kazwini. Kosmographie. 14. Jahrh.



Abb. 4. Samml. Saure. Djami. 1557 n. Chr.

Unterdrückungen ausüben und ihr eigenes Glück machen zu können, die Freiheitshelden der Nation, einen nach dem andern in die Ferne, in die weite Ferne.

Während das nationale Werk Kemâl Bejs, jenes geehrten Kemâl Bejs: Vatan jachod Silistra („Das Vaterland oder Silistria“)¹ den nach Freiheit sehnsüchtig verlangenden Osmanen dargebracht wurde, ergoß sich jene Stimme nach Freiheit, jener Ruf nach Gerechtigkeit und jenes Verlangen nach Gleichheit wie Blei in ihre Ohren. Es war ihnen, als ob man in ihre Kehle Gift gösse. Es war notwendig, Kemâl Bej zu unterdrücken, und voll Furcht, er möchte in der Zukunft einen großen Teil seiner Landsleute, die noch mit dem Schleier der Unwissenheit verhüllt waren, aufwecken und ihre eigenen egoistischen Interessen vernichten, sofort durch jene nächtlichen Geheimpolizeiberichte (gedsche journallary), jene geehrte Persönlichkeit aus Konstantinopel unter dem Vorgeben zu entfernen, Kemâl sei ein Verräter der Nation.

Sie taten es. Durch tausend verschiedene Listen und Ränke brachten sie die Verbannung jener geehrten Persönlichkeit, die der Stolz der Nation und die Zukunftshoffnung des Vaterlandes war (S. 8), sogleich am folgenden Tage zuwege. Sie täuschten den Padischah durch tausenderlei Ränke und Listen. An der Spitze dieses Satansgezüchtes waren es die Mithelfer des Dâmâd Mahmûd Nedîm Pascha; die ihren Einfluß ausübten. Ja, der Padischah ließ sich durch diese Einflüsterungen täuschen, da Dâmâd Mahmûd Nedîm Pascha sein eigener Verwandter war. Kemâl aber legte diesen Ungerechtigkeiten, die er erfuhr, niemals Wert bei. Er gab Antwort darauf, indem er den schmerzlichen Qualen mannhaft widerstand. Sakiz (Lesbos), Rhodos und Midilli (Mytilene) dien-

¹ Auch ins Deutsche übersetzt von L. Pekotsch, Wien 1887. Das vieraktige Drama ist oft gedruckt worden. Ich besitze z. B. die 7. Auflage: Konstantinopel 1307 h. Über Namyk Kemâl vergleiche man P. Horn: Geschichte der türkischen Moderne, Leipzig 1902, S. 30 ff.

ten zu nichts anderem, als um seine freiheitsglühenden Gedanken zu ermutigen. Er blieb fest und standhaft bei seinem Entschlusse, bei seiner Denkungsart.

Seine geheiligten hehren Werke die den allerursprünglichsten Boden für unsre vaterländische und nationale Freiheit bilden, nämlich Schriften wie Dschelâl¹, Gülnihâl², Rûja³, die geschichtlichen Romane⁴ wurden sofort unterdrückt. Man wollte die Sache so darstellen, als ob dies das despotische Gemurmel des Vaterlandes sei. Aber es nützte alles nichts. In den entlegensten Winkeln des Vaterlandes, in den heimlichsten Gemächern der Häuser, in Grotten, in Höhlen wurden die Werke Kemâls, seine Werke, die man vor der Regierung hatte retten können, gelesen. Jeder kleine Schuljunge (mektebli), dessen Hand nur den Kalem halten konnte, machte sich sofort eine Abschrift, wenn er nur eines von diesen Werken, von denen viele so selten waren wie Altertümer, in seine Hand bekam.

¹ Gemeint ist das Drama Dschelâl-ed-Dîn Chvarezm-schah, dessen Stoff der persischen Geschichte entnommen ist. In Ibn-z-Nijâ Teofiks: Nümûne-i-edebijât-i-osmânije, 4. Aufl., Konst. 1308, wo Kemâl der Ehrenplatz eingeräumt und auf mehr als 200 Seiten Proben seiner Werke gegeben sind, finden sich auch einige Szenen aus dem 3. Akt dieses Stückes.

² Gülnihâl (= Rosenzweig, Name der Heldin, einer Sklavin), Drama in 5 Akten und 6 Aufzügen. Ich besitze die Neuauflage von 1327.

³ Das heißt: „Traumgesicht“. Die genaue Überschrift lautet: „Traumgesicht, das ich am 14. Safer des Jahres 1289 sah.“ Auch dieses Werk Kemâls wurde seit der Verfassungsrestituierung wieder aufgelegt: 1326 (Kasbar) wie noch andre, z. B. Vatan manhûmesi (ohne Jahreszahl); Serguzesch 1327. Bild und Proben aus den Werken Kemâls finden sich noch in Hadikat-ul-esdebâ 1327. Im Jahre 1326 erschien Reschâds: Kemâl ile muchâbiremin, ebenfalls mit Kemâls Bildnis. Man vergleiche auch Kûnos: Oszmán-török nyelökönyo, Budapest 1905, wo sich ein kurzer Abriß und zahlreiche Stücke aus Kemâl, so auch aus Gülnihâl finden.

⁴ Damit sind vor allem die historischen Romane: Dschernni 1305 und Terdschernê-i-hâl-i-Emîr Nevruz 1302 gemeint.

(Fortsetzung folgt.)

Die islamische Malerei.

Von Philipp Walter Schulz-Berlin.

Mit 16 Abbildungen auf 4 Tafeln (V—VIII).*

I.

Es zeugt von der wachsenden Wertschätzung mohammedanischer Kunst auch in Deutschland, wenn einem bisher so unbekannten Gebiete, ihrer Malerei, in den letzten Jahren ein reges Interesse dargebracht wird. Dies Jahr wartet sogar gleich mit drei Ausstellungen¹ auf, und zwar in einer Geschlossenheit und Vollständigkeit wie nie zuvor. Zwar war die Berliner Sonderausstellung, aus lokalen Sammlungen bestehend, gewissermaßen nur eine Einführung in die islamische Malkunst mit hauptsächlicher Berücksichtigung der Kalligraphie, aber ihr großer Erfolg lieferte den Beweis, daß sich auch an die Miniaturmalereien des Islams, die bisher meistens nur vom philologisch-literarischen oder kulturhistorischen Standpunkte aus gesammelt wurden, getrost ein hoher ästhetischer Maßstab anlegen läßt, und daß sie den Vergleich mit der mittelalterlichen europäischen Buchmalerei nicht zu scheuen brauchen. Freilich was wir Christen hohe Kunst nennen, ein innerliches Erleben oder eine mystisch heilige Gedanken-tiefe des Buddhismus, Symbolik und Allegorie darf man in dieser illuminierenden Buchkunst² mit ihren figuralen Szenen zu den Werken nationaler Dichtkunst und Geschichte auch in der am höchsten stehenden, der persischen, nicht suchen. Von ausgesprochen dekorativem Charakter sind es naive Märchenphantasien, die das Auge mit farbiger Pracht umschmeicheln wollen. Stilisiert ist Natur und Mensch, selten einmal Ansätze zur Realität und zum Historienbild. Nach ostasiatischen Kunstregeln flächenhaft behandelt,

¹ Berlin 1910: „Orientalische Buchkunst“. München 1910: „Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst“ und „Ausstellung von Handschriften aus dem islamischen Kulturkreis, veranstaltet von der Münchner Hof- und Staatsbibliothek.“ Über diese Ausstellungen finden sich nähere Berichte Seite 37—40 dieses Heftes.

Der Herausgeber.

² Da Werke der Großmalerei nur spärlich erhalten sind, gibt allein die Kleinmalerei des 12. bis 18. Jahrhunderts genügend Aufschluß über die islamische Malkunst.

* Ein Teil der hier aufgenommenen Abbildungen gelangt erst im zweiten Teil des Artikels in Heft 2 zur näheren Beschreibung.

fehlt ihnen das Körperliche, die Raumwirklichkeit, mangelt ihnen die Kenntnis der Perspektive und Anatomie. Meisterlich dagegen ist die unübertroffene Leuchtkraft und Harmonie ihrer Farben¹, ihre Poesie und das feine Gefühl für den Zauber der Natur. Sicherlich hätten die Maler des Islams, vor allem aber die Iraner, unter normalen Verhältnissen Vollkommenes bieten können, aber stets waren fanatische, religiöse Skrupel stärker als alte Kunsttraditionen und natürliche Veranlagung. Die Malkunst wurde geduldet wie ein Spiel, sie galt für ein sündhaftes Übel, war somit keine künstlerische Notwendigkeit. Schrift ging stets über Bild. Weil ihr die Popularität fehlte, wurde sie nicht das, was sie hätte sein können, eine große Kunst. Und doch gab es Zeiten, wo es schien, als wollte auch im Chalifenreich die monumentale Malerei über die aus dem Judentum überkommene Abneigung der Araber gegen das Figürliche siegreich triumphieren. Den Warnungen des Propheten und der strengen Überlieferung² entgegen, schmückten bereits unter den Ommajaden zahlreiche berühmte Maler, vereint mit ihren byzantinischen Lehrmeistern, die Moscheen und Paläste von Damaskus und der Provinz mit Wandbildern. Makrisi schrieb ihre Biographie, aber sie ging verloren. Bis zur Begründung Bagdads 762 n. Chr. läßt sich von einer Malkunst der Araber nicht gut sprechen, ihre Künstler wandeln wahllos in den Bahnen der syrischen Spätantike. Es ist aus dieser Zeit nichts erhalten, außer einem noch ziemlich unsicheren Zeugnis, der malerischen Ausschmückung des in der ersten Hälfte des 8. Jahrhunderts erbauten Lustschlosses Kusejr Amra³ im Ostjordanlande mit ihren Allegorien, ihren

¹ Eine Art von Deckfarbenmalerei bei den Persern, von Temperamalerei bei den Indern.

² Gayet, „l'art arabe“, p. 56 und Kremer, „Kulturgeschichte des Orients“ II, p. 303.

³ Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Wien 1907. „Kusejr Amra“.



Abb. 5. Aus Safername (Geschichte Timurs) d. Scheraf-ed Din Ali Jesdi. 1467 n. Chr. Herat. Maler Behzad. Samml. Schulz.



Abb. 6. Persien. 16. Jahrh. Samml. Schulz.



Abb. 7. Persien. Maler Abdallah. 15. Jahrh. Samml. Schulz.

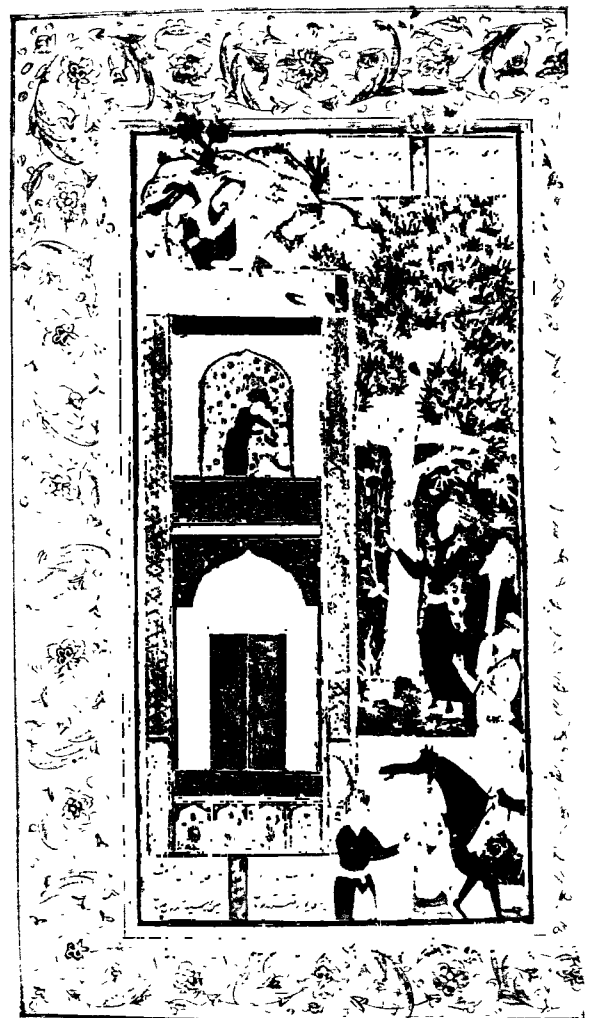


Abb. 8. Persien. Maler Shah Kasim. 17. Jahrh. Aus dem Khamse von Nizami. Samml. Schulz.

Szenen aus dem täglichen Leben und der Tierwelt. Es ist der orientalische Hellenismus, der uns hier entgegentritt, das Werk griechischer oder syrischer Künstler im Dienste der Ommajaden-dynastie. Mit dem mächtigen Aufblühen der Tigrisstadt, dieses Zentrums des islamischen Weltreiches, unter den Abbassiden verschiebt sich der Schwerpunkt von West nach Ost auch für dessen Kultur und Kunst. Irak wird, wie es einst der Chalif Omar bezeichnet hatte, von nun an wirklich „das Herz der Erde, der Schlüssel des Orients, der Pfad des Lichtes“. Hatte sich schon vor dem Auftreten des Islams in Syrien durch die Verschmelzung von antiken und persisch-vorderasiatischen Elementen, wie das Wüstenschloß Mschatta beweist, eine mesopotamisch-persische Kunst vorbereitet, so gewinnt zunächst im Zweistromland der persische Geist die Oberhand über den syrisch-hellenistischen. Dann aber geht vom Osten her, von Chorasán und Transoxanien, diesen Hauptpflegestätten irano-islamischer Kultur mit ihren indobuddhistischen und hauptsächlich chinesischen Einflüssen, eine immer stärker werdende Wirkung aus. Während vom Jahre 1000 n. Chr. etwa die Malerei von Byzanz in ihrer Entwicklung stehen bleibt, bildet sich im Reiche Mohammeds immer mehr ein eigenartiger Stil aus, den man den arabischen genannt hat. Besser ist er wohl als Bagdadstil zu bezeichnen, denn von dem Mittelpunkt der mohammedanischen Welt, dem Sitz des Stellvertreters des Propheten, geht er aus und wird durch das Schwert der Seldschuken bis weit nach Westen, Kleinasien getragen. Die iranisierten Türken werden somit zu Vermittlern zwischen China und dem Abendlande. Die türkisch-persische Kunst, wie sie sich in dem ausgedehnten Einheitsstaat der Seldschuken ausbildete, wird vorbildlich mit ihrem Stil, ihrer Ornamentik und Epigraphik für den ganzen mittelalterlichen Islam, zumal den westlichen in Ägypten unter den Mamelucken, dann aber auch für die Hauptstädte des Mongolischen Iran, Täbris und Maragha. Von den Ufern des Nils bis zum Indus, ja bis nach China, mit Ausnahme von Maghrib und Jemen, erscheint in der figürlichen Darstellung vom 12. bis 13. Jahrhundert derselbe Typus in der Buchmalerei wie in den impressionistischen Zeichnungen der Keramik¹, der Fliesen und Gefäße von Fostat,

¹ Ebenso auf Glasbechern jener Zeit.

Konia und Rhages. Geradeso hatte dereinst Ende des 8. Jahrhunderts der Orient und Okzident den gleichen christlichen Bilderschatz gemeinsam. Es sind kurze, plumpe Gestalten mit dem runden Nimbus um das langbezopfte Haupt der Männer und Frauen, in einer Last von Kleidern nach Art der byzantinischen Figuren des 11. Jahrhunderts, ohne Hintergrund, aber mit kärglicher Staffage. Trotz aller Verstöße gegen die Gesetze der Anatomie und Perspektive weiß der Pinsel des vormongolischen islamischen Künstlers doch seinen Gestalten beinahe wirkliches Leben und Natürlichkeit zu verleihen, mitunter sogar dramatische Bewegung, wie es dem Maler der frühen persisch-mongolischen Schule nie gelingt. Am leichtesten lassen sich die Miniaturen dieser zwei Kunstwelten, der hellenistischen und chinesischen, nach der Physiognomie der dargestellten Personen unterscheiden. In den arabischen sind es „lange Pferdegesichter“, wie die chinesischen Autoren verächtlich sagten, „mit scharf hervortretenden Nasen und tiefliegenden Augen“, also Merkmale indogermanischer und turkmenischer Stämme. Anstatt dessen stellen in den mongolischen Gemälden pausbäckige Mondgesichter mit platter Nase, mit vorspringenden Augäpfeln, winzigem Kirschenmund und viereckiger Schädelbildung, sozusagen eine geometrische Figurenform, das Ideal chinesisch-mongolischer Schönheit dar. Wenn sich in den wenigen erhaltenen arabischen Miniaturen vom 12. bis 14. Jahrhundert, zumal in den frühesten¹, immer noch am stärksten byzantinische Anklänge oder syrische finden, so ist das leicht begreiflich, da sie aus Syrien, Ägypten und dem ortokidischen Nordmesopotamien stammen. Aber deutlich lassen sich auch buddhistische Einflüsse herausfühlen, manche wollen sogar antik-ägyptische erkennen. Koptische Einwirkungen auf das westliche Islamgebiet sind sicher so stark gewesen wie nestorianisch-syrische auf seine östliche Hälfte. Im Irak arabi, in der kunstreichen Handelsstadt Bassora ist der Hauptsitz der damaligen arabischen Malschulen zu suchen. Von der „Kuppel des Islams“ bezog Kairo manchen berühmten Künstler. Aus Wasit und Irak stammt

¹ Die frühesten vom Ende des 12. Jahrhunderts n. Chr. befinden sich in der Sammlung des Dr. F. A. Martin, Stockholm; siehe auch: Blochet, *Revue archéol.* 1907. *Peintures de Ms. arab. à types byzant.*

Die islamische Malerei.

der einzige Illuminator¹ arabischer Manuskripte, neben Abdullah ben el Fadhl² aus Mesopotamien 619/1223 aus vormongolischer Zeit, dessen Werk erhalten ist. Es muß die Bassorensische Schule im 11. Jahrhundert eine große Fertigkeit entwickelt haben, wenn sie sogar mit perspektivischen Künsten aufwarten konnte³. Diese stehen aber in so scharfem Kontrast zu der uns erhaltenen künstlerischen Auffassung ohne Perspektive, daß sie nur fremden, jedenfalls byzantinischen oder antiken Vorbildern entlehnt sein können. Als die glänzende Tigrismetropole in Schutt und Asche gesunken war, da schien Hulagu auch der Malkunst des Chalifenreiches den Todesstoß versetzt zu haben. Dem trocknen arabischen Sinn fehlte es fortan an dem belebenden Nerv schöpferischer Phantasie des Iraners. Die Maler des mittleren und westlichen Islams haben in der figürlichen Malerei nichts mehr von Wert hervorbringen können. Mit der Rückkehr zur Strenggläubigkeit und dem mit ihr verbundenen, wachsenden Fanatismus stirbt jedes Verlangen nach Verkörperung im Bilde. Im Ornament, in der Fülle der Ornamentik findet der orthodoxe Araber Ersatz. In den illuminierten Blättern des Korans, den nie ein Bild entweiht hat, vom strengen Linearstil bis zu dem farbigen Arabeskenspiel, dem sarazenischen von Ägypten, Syrien, und Kleinasien sowie dem maurischen von Nordafrika und Spanien, hat er in Verbindung mit der immer mehr verfeinerten Kalligraphie den Grad der Vollkommenheit erreicht. Mag ihn der Perser an Geschmack, an weiser Abtönung der Farben übertreffen, mögen dessen Arabesken sich freier und lebhafter gestalten, das hoheitsvolle Pathos des arabischen Korans hat kein anderes Buch der Welt jemals erreicht. Wenn sich die Iraner ohne Scheu der figürlichen Malerei zuwandten,⁴ so ist nicht der Schiismus die Ursache — auch er hat sich sogar unter der bilderfrohen Sefavidendynastie bisweilen feindlich geäußert⁴ —, sondern uralte Kunsttradition, arische Abstammung und die Toleranz

ihrer fremden, im Beginn obendrein andersgläubigen Herrscher. Hat der Bagdadstil enge Beziehungen zum Hellenismus, so hat die uns vom 13. Jahrhundert an bekannte persisch-mongolische Kleinmalerei so gut wie nichts mehr von ihm. Ihr Charakter ist rein ostasiatisch. Erst in der Heratschule, in den Werken persischer Renaissance der Timuridenzeit lassen sich in den Pinselzeichnungen in Gold auf farbig getöntem Papier — eine Art Groteskenmalerei —, wohl dem Gipfelpunkt islamischer Buchkunst, Spuren antiken Geistes finden. Das sind dieselben Tierkämpfe und an Trauben pickende Vögel im Weingeranke (siehe Taf. V, 4), wie im 6. Jahrh. n. Chr. die Kupferbecken aus Khotan geschmückt waren, unverkennbare Zeugen syrischer Kultur¹. Von persischen vormongolischen Miniaturen ist nichts erhalten. Wie bereits erwähnt, erstreckte sich die im seldschukisch-abbassidischen Großstaate entwickelte Malkunst im 12. Jahrh. auch auf Iran². Zu Nizamis Zeit (12. Jahrh.) ist der Bagdadstil mehr byzantinisch als ostasiatisch. Der Dichter gibt im Alexanderbuch, I. Teil, beim Wettstreit chinesischer und griechischer Maler letzteren den Vorzug³. Noch gilt die Malkunst Chinas in Persien nicht als die erste, das Reich der Mitte ist noch nicht allein das Land der Schönheit in den Augen der Moslim. Das „Bilderhaus Chinas“ wird wenig später im Orient sprichwörtlich. Nach Einfall des wilden mongolischen Steppenvolkes in Iran und der Zerstörung der Zentren islamischer Kultur lebt der Bagdadstil unter den Mongolen noch eine Weile fort, wie datierte Fliesen von Rhages offenbaren. Ihren Darstellungen liegen bisweilen rein persische Motive zugrunde, dem Nationalepos entnommen, z. B. Feridun mit Stierkeule auf der Kuh Purmaje, die ihn genährt, vor ihm her der Schmied Kawe mit dem Schurzfell, dem Reichsbanner, zur Seite der gefesselte Sohak mit dem Schlangenpaar auf den Schultern⁴. Hie und da äußert sich vom

¹ Jahja ibn Mahmud 1237 n. Chr. Bibl. nation. Nr. 5847, Paris.

² Sammlung Martin.

³ Kremer II, p. 303.

⁴ So wurden im 17. Jahrhundert den Gesichtern im Bilde ein Auge ausgestochen, oder sie wurden einäugig gemalt. Chardin: „Voyages“, ferner Kämpfer I, p. 45. Schah Hussein bestraft indische Maler seines Porträts.

¹ Gurlitt, Geschichte der Kunst II, p. 221.

² Im Jahre 580/1184 läßt Toghrul, der Sohn von Ar 'ân, den Maler Djemâl von Isfahan ein Buch illustrieren. Bibl. nationale suppl. persan. 1304.

³ Hammer, Geschichte der schönen Redekünste Persiens, p. 119.

⁴ Abbildung in Migeon: „Manuel d'art musulman“, Fig. 213. Collection de Osma. Weitere in der Sammlung Sarre und Godman.



Abb. 9. Persien. Maler Mahmud. Ende des 15. Jahrh. Schule von Bochara Samml. Schulz.



Abb. 10. Samml. von Goloubew. Porträt. Maler Çadik Persien 17. Jahrh.



Abb. 11. Persien. Bastonnade eines Schülers. Maler Mohamed Kasim. 17. Jahrh. Samml. Schulz.



Abb. 12. Laufender Krieger. Persien oder Türkei. 17. Jahrh. Samml. von Goloubew.

13. Jahrh. ab in Iran der Einfluß ostpersischer, buddhistischer Strömungen immer lebhafter. So an den von kriegerischen Wirren verschonten Höfen der sich völlig unterwerfenden klugen Atabegs von Farsistan. Dort unter den Selghuriden im 12. bis 13. Jahrh., wo nach Sa'di in Schiras die Vorhallen und Obergemächer der Häuser mit Bildern in Zinnober und Grünspan ausgemalt waren, schreckte im Schahpalast, hie und da auch an den Wänden der Bäder, die Schreckensgestalt des grauenvollen Iblis¹. Für das mohammedanische Gefühl unerhört, kann dies nur das Werk einer buddhistischen Künstlerhand sein. In dem neuen Einheitsstaate der Ilchane bereitet sich indessen eine Kunst des Malens vor, die allerdings im Anfang kaum eine Kunst zu nennen ist. Nach den äußerst seltenen Handschriften dieser Epoche sind es rohe Tuschzeichnungen in monochromer Manier oder nach ostasiatischer Art mit Farbflecken getönt, etwa bis zur Zeit Ghazan Khans (Ende des 13. Jahrh.). Es mögen mongolische Versuche sein, Kopien nach chinesischen Vorlagen, denn dieses wilde Nomadenvolk kannte keine andere Kultur. In der Folgezeit erscheinen Miniaturen in Deckfarben, aber auch sie verraten einen oft mehr als ungeschickten Übergangsstil. Bei guter Wiedergabe der Natur mißglückt auf ihnen völlig die Tierwelt (siehe Taf. V, 1), in deren Darstellung die byzantinischen Maler dereinst und gerade die damaligen chinesischen Meister waren. Trotz der ostasiatischen Motive haben die Künstler Chinas sicher nicht diese frühen Handschriften der Mongolenzeit illuminiert. Die türkischen Uiguren Zentralasiens, die ihrer von den nestorianischen Syrern erlernten, berühmten Schreibkunst wegen zuerst als Sekretäre, dann als höchste Beamte von den Djenghiskhaniden angestellt wurden, sind jedenfalls die Urheber der persisch-mongolischen Malerschule, die eigentlich die türkisch-mongolische heißen müßte. Sie wird von den Künstlern Irans angenommen und dauert im westlichen Persien bis zum Ende des 16. Jahrh. auch noch die Turkmenenzeit hindurch. In ihr sind die Reste eines 400 Jahre älteren Mischstiles enthalten, der im fernen Mavarannahar² aus der Verbindung

von orientalischem Hellenismus, indobuddhistischer und chinesischer Kunst hervorgegangen ist. Er gibt sich in den manichäischen Turfanfragmenten³ (8. Jahrh.) kund, während die Khotanfunde (6. Jahrh.) auch Rückschlüsse auf die verlorene sassanidische Malkunst gewähren. Mag der Perser Mani, der Stifter der neuen Weltreligion des Manichäismus, samt seinem religiösen Bilderwerke „Erteng“ als Maler legendarisch sein — Firdusi kennt ihn bereits als Maler — und nur als Kalligraph und Erfinder einer eigenen Schrift der Geschichtsforschung⁴ standhalten, durch die oben erwähnten Ausgrabungen im Tarimbecken ist festgestellt, daß mit seinen Anhängern die Malart Ost-Turkestans eng verknüpft ist. Wie die Geschichte der Manichäer lehrt, ist sie von ihnen zunächst dem benachbarten Chorasán übermittelt worden, dann aber hat Irak gleichfalls ihren Einfluß verspürt, wie der Bagdadstil beweist. Man wird überrascht sein, in den manichäischen Malereien des 8. Jahrh. öfters fast denselben Gestalten nebst Attributen zu begegnen wie in den persisch-mongolischen Handschriften, z. B. den Genien mit den Blumenhauben, vor allem dem Weltenhüter mit Tigerhelm, dem Vorbild zum Nationalhelden Rustem, doch darf man nicht vergessen, daß diese Darstellungen wahrscheinlich gerade buddhistisch-chinesischen Ursprungs sind. Wie mehr oder weniger alle türkischen Stämme haben sich auch die Uiguren dem übermächtigen Einfluß der chinesischen Nährmutter nicht entziehen können. Schon im 5. Jahrhundert besaßen sie Wandgemälde chinesischer Art oder Ursprungs⁵. Die „Söhne des Himmels“ hatten dereinst der ostturkestanischen Malerei Mangel an Würde vorgeworfen, in ihrem Sinne also realistische Entgleisungen im Gegensatz zu der alttraditionellen hieratischen Form ihrer Darstellungen, doch bewunderten sie die meisterhafte Charakterisierung westlicher Völker. Davon sind auch in der irano-mongolischen Schule noch Spuren vorhanden, freilich überwiegt die feierliche, strenge Art nach chinesischem Muster.

¹ 3. Turfanexpeditionen 1902—7 und „Ancient Khotan“ by Dr. Aurel Stein, Oxford 1907.

² Brown: A literary history of Persia, p. 165.

³ Ritter: „Die Erdkunde“, 7. Teil, 3. Buch, p. 594.

¹ Beiträge Carl Philipp; Halle 1901.

² Transoxanien, Die beiden Turkestans.

(Schluß folgt.)

Zur Kenntnis der Keramik von Raqqa, Rhages und Sultanabad.

Von A. Nöldeke-Hannover.

Mit 10 Abbildungen auf 2 Tafeln (IX und X).

Man hat sich gewöhnt, die Hauptgruppen der früheren islamischen Keramik nach denjenigen Orten zu benennen, von wo zuerst der Antiquitätenhandel die Herkunft der Gegenstände bezeichnete. Solche Namen sind Raqqa am oberen Euphrat auf mesopotamischer Seite, Rhages 10 km südöstlich von Teheran, und Sultanabad in Centralpersien. Die fortschreitende Forschung wird sicherlich die Anerkennung weiterer bestimmter Schulkreise erzwingen, da wo bisher die unbestimmte Bezeichnung Syrien oder Persien steht. Bisher haben systematische Untersuchungen mit dem Spaten hinsichtlich der Keramik nirgends stattgefunden, außer etwa in Raqqa durch das Konstantinopler Museum (1906), deren Ergebnisse wohl eben dieses Museum birgt. Obwohl in der Türkei wie in Persien Antiquitätengesetze zur Verhinderung der Raubgrabungen bestehen, durchwühlen dennoch die Agenten von meist in Europa sitzenden Händlern fortgesetzt die Ruinenfelder zum Schaden einer geordneten Forschung, die von der Zukunft zu erhoffen wäre.

Die Vorgeschichte dieser früheren mesopotamischen und persischen Keramik ist uns leider durchaus dunkel. Von der Töpferkunst der Parther an, die bisher für uns durch Gefäße oder Tonsarkophage verschiedener Formen mit zum teil griechischem Einfluß und auch durch Fliesen — alles nur von geringem Kunstwerte — vertreten ist, über die Sassanidenzeit hin bis etwa zum 9. oder 10. Jahrhundert fehlen unserer Kenntnis die Zwischenglieder, welche die hier zu betrachtende Keramik mit der Vergangenheit entwicklungsgeschichtlich verbinden. Dieser Lücke von rund tausend Jahren gegenüber wirken die

drei bis vier folgenden Jahrhunderte, die uns bisher schon ein verhältnismäßig reichliches Material geliefert haben, recht merkwürdig.

Eine gute Anschauung von der Keramik dieser Zeit in Vorderasien, in besonderem von Raqqa, Rhages und Sultanabad vermittelt die Ausstellung mohammedanischer Kunst in München. An der Hand der durch diese Ausstellung gebotenen Materialien (vergl. die Katalog-Nummern 1075 bis 1098 und 1131—1233) sei im Folgenden eine Charakteristik der Keramik jener drei Hauptorte versucht.

Raqqaware pflegt einen bräunlich-grauen Scherben von mäßig fein geschlemmtem Ton zu haben. Überwiegend kommt eine dunkel grünlich-blaue Glasur zur Anwendung, in die bei Beispielen aus dem 11. und 12. Jahrhundert als Dekor Linien oder blattähnliche Flächen in Schwarz eingesenkt sein können. Im 12. und 13. Jahrhundert tritt eine Bemalung in dunkel-bräunlichem Goldluster auf. Plastische Ornamentierung beginnt in einer flachen Technik mit eingedrückten Linien, die dem syrischen sogenannten Sgraffito nahe zu stehen scheint. (Abb. 10.) Erst im 12. und 13. Jahrhundert tritt das Ornament (namentlich Schrift) aus der Fläche heraus und wird nicht selten durch schwarze Linien „gehöhlt“. Der Einfluß sunnitischer Anschauungen macht sich wie es scheint, darin geltend, daß figürliche Ornamentmotive fast nicht vorkommen. Vogeldarstellungen finden sich auf dem unter Nr. 3 abgebildeten Stück in Unterglasurmalerei, ferner weist die Kat.-Nr. 1073 einen Fries von sechs fliegenden Enten und die ziemlich späte Vase Nr. 1088 drei ebenso gemalte Doppeladler auf. Unter den Formen, die Raqqa bildet, treten die



Abb. 13. Pinselzeichnung, pers-türk. 15.—16. Jahrh. Samml. Schulz.

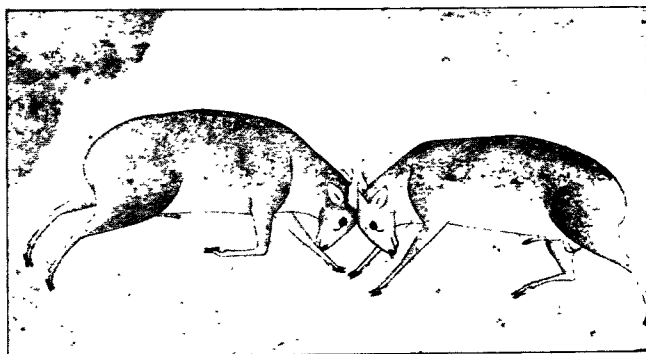


Abb. 14. Indien. Maler Hunar. 17. Jahrh. Samml. Schulz.



Abb. 15. Schah Djehangir als Prinz. Indien. 17. Jahrh. Samml. Schulz.



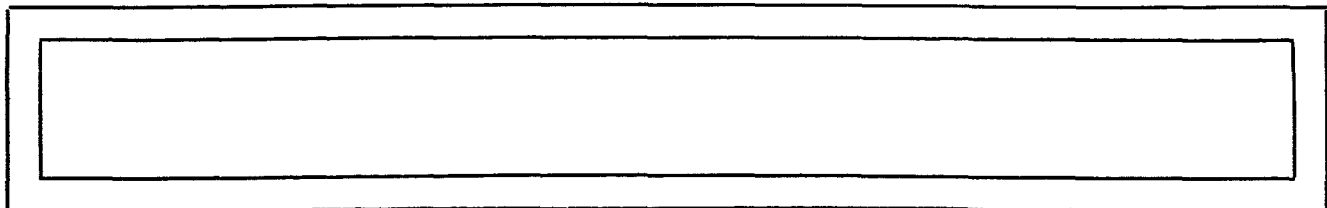
Abb. 16. Getonte Pinselzeichnung. Maler Riza 'Abbasi. Persien. 17. Jahrh. Samml. Schulz.

drei- und mehrkantigen Untersätze für Wasserkrüge (Abb. 10) hervor. Andere sind die Teller mit geradem Rande, bauchige Vasen und Albarelli. Wenn somit die Raqqa-Keramik weder hinsichtlich der Technik noch der Ornamentik oder der Form sich übermäßig reich an Motiven zeigt, so ist ihr doch durch die optische Erscheinung der Irisierung ein Reiz verliehen, den z. B. die Rhagesstücke nur in wenigen Fällen besitzen.

Die aus Rhages stammenden Scherben weisen gelblich-graue Farbe auf. Mehrere Glasur- und Bemalungsweisen scheinen gleichzeitig nebeneinander geübt zu sein. Die Stücke stammen aus dem 12. und 13. Jahrhundert, wo die Zerstörung der Stadt durch Dschengischan 1221 einen sicheren Terminus ante quem gibt. Bei der einen der vorkommenden Techniken erweist sich der Scherben mit einer deckenden weißen Zinnglasur übergossen, auf der eine Bemalung in stumpfen Farben sitzt. Bei anderen Stücken ist eine dunkel- oder eine hellblaue Glasur der Malgrund. Die Ornamentierung ist oft in roter Farbe vorgezeichnet. Außer Hell- und Dunkelblau, Schwarz, Weiß und Braunrot wird Blattgold oder Goldschäum — unentschieden, ob durch Brand oder vegetables Klebemittel fixiert — verwandt. Die Muster sind außerordentlich mannigfaltig und zeigen neben figürlichen auch ornamentale Motive (vgl. Abb. 5 u. 6). Eine andere und häufiger vorkommende Technik ist die, bei der auf dem weißen Zinnüberguß die meist figürliche Ornamentierung in Goldluster aufgemalt wurde. Dabei ist durch Ausparen und Auskratzen der Zeichnung geschickt nachgeholfen (vgl. Abb. 7 u. 8). Als Formen der Rhageskeramik seien genannt: tiefe Schalen, bauchige Flaschen mit hohem Halse, Henkelkännchen, Fliesen in Sternform, Gefäße in Tiergestalten. Hervorzuheben aber sind figürliche Hohlplastiken in Art der unter Nr. 4 abgebildeten, die eine hockende Frau mit einem Kinde an der Brust darstellt — eine Ishtar in islamischer Form. (12. bis 13. Jahrhundert).

Dieser mannigfaltigen und wegen ihres figürlichen Dekors so reizvollen Keramik steht die von Sultanabad nur wenig nach. Auch hier unterscheiden sich leicht einige größere Gruppen. Chronologisch und der Schönheit nach stehen die Stücke in türkisgrüner oder -blauer Glasur mit plastischem Dekor — Schrift, Tiere, Greifen oft auf Rankenhintergrund — voran. Es handelt sich um Vasen, Untersätze und ähnliches. Bei einer zweiten Gruppe ist auf dem graubraunen Scherben ein geometrisches, pflanzliches oder figürliches Ornament fast reliefartig in dickflüssigem weißen Schmelz von Zinnoxid aufgetragen, darüber die Zeichnung mit schwarz-braunen Strichen (Braunstein) ausgeführt und schließlich das Ganze mit durchsichtiger, grünlich-schimmernder Glasur übergossen (Abb. 2). Oft deckt auch den Grund zwischen der Ornamentierung eine Ausfüllung in blauer, auch schwarzer Farbe (13. bis 15. Jahrhundert). Schmuckthematika bei dieser Gruppe sind Ranken mit krausen Blättern, Tiere, Hasen, Phönixe, Elefanten, menschliche Figuren. Zu einer dritten Gruppe gehören Teller, Näpfe, Vasen in Art der unter Nr. 1 abgebildeten. Sie tragen weiße Glasur als Malgrund und darauf die Ornamentierung in Goldluster; auch Blau und Schwarz werden zu Hilfe genommen und über das Ganze die übliche durchsichtige Glasur gegossen. Die Ornamentik ist hier überaus mannigfaltig, und Schrift, stilisierte pflanzliche Ornamente in senkrechten, wagerechten oder radialen Streifen und Bändern angeordnet, geschwungene Sterne und Medaillons, Kreise, Karos usw. bilden diese Welt von Motiven.

Bei den hier betrachteten drei Hauptorten der Töpferkunst muß das noch verhältnismäßig seltene Vorkommen von Architekturkeramik auffallen. Dieser Umstand scheint zu bestätigen, daß eben namentlich erst nach dem 13. Jahrhundert und ferner an anderen Orten besonders Persiens und weniger Mesopotamiens diese Kunst in größerem Umfange geübt wurde.



Die Bevölkerungselemente Persiens.

Von Hugo Grothe.

I.

Mit 10 Abbildungen auf 3 Tafeln (XI—XIII).

In weites, noch wenig bebautes, allerdings nicht gerade leicht zu bearbeitendes Feld liegt der Ethnographie in Vorderasien offen, das den Erdteilen Europa und Afrika als verbindendes Glied sich entgegenstreckend, die Völkerbrücke für so viele, aus seinem asiatischen Rumpfland einbrechende und nach den benachbarten Gebieten hinüberstrebende Völker geboten hat. Mannigfaltig und zum Teil noch ungelöst sind die Probleme, die an die ältesten Bevölkerungsschichten von Kleinasien, Armenien, Mesopotamien und Iran, an Hettiter, Lykier, Phrygier, das Volk von Urartu, Babylon, Assur, Elam und Medien sich knüpfen. Die Bevölkerungen des heutigen Vorderasiens sind in ihren Merkmalen und in ihrer Entwicklung nur dann tiefer zu erfassen, wenn die Umschau nicht ohne einen Blick in die Verschmelzungsprozesse alter und neuer Völkerindividuen sich vollzieht, also die Vergangenheit in Anschlag bringt. Und die Gruppierungen, wie sie gegenwärtig nach Staaten, Rassen, Stämmen, Religionsgemeinschaften sich zeigen, werden in ihren äußeren und inneren Zusammenhängen nur greifbar, wenn die körperlichen und geistigen Eigenschaften der Individuen der einzelnen Verbände und die herrschenden Ideen und Triebfedern religiöser und staatlicher Gestaltung zur Prüfung herangezogen werden. Nicht minder ist es die Oberflächengestalt von Vorderasien und seiner einzelnen Räume, die zu einer Betrachtung der Zusammenhänge von Mensch und Boden auffordert und den Schlüssel zum Verständnis mancher Phasen in der Entwicklung der hier uns entgegentretenden Völker liefert.

Auf einem Gebiete von so überaus alter Kultur und so eigenartiger geographischer Lage wie Vorderasien, können wir befriedigende und umfassende, der Einseitigkeit bare ethnographische Ergebnisse also nur dann erwarten, wenn wir Rat pflegen bei Altertumskunde und

Geschichte, Sprach- und Religionswissenschaft, Anthropologie und Geographie.

Zu den Ländern Vorderasiens, über dessen Bevölkerungen eingehendere Untersuchungen bisher nicht vorliegen, gehört vor allem Persien. Ethnische Zusammensetzung, regionale Verteilung der Rassen und Stämme, Abkunft, Charakter und kulturelle Werte der einzelnen Bevölkerungsglieder einer Betrachtung zu unterziehen, soll Aufgabe der vorliegenden Studie sein¹. Eines springt sofort in die Augen: das Mosaik der Rassen und Bekenntnisse in Persien, letzteres nach Auffassung des Orientalen ein Moment der Kennzeichnung und Scheidung, das alle anderen Merkmale an Wichtigkeit überwiegt. So ungleichmäßig die Dichte der Bevölkerung — Meeresküsten, wassergesegnete Gebirgsränder und Beckenlandschaften begünstigen Ansässigmachung und Vermehrung, indes gerade der innere Hochlandskern mit seinem Steppencharakter nur dünne Besiedlung verträgt —, so ungleichartig ist auch ihre Zusammensetzung.

Wenig Gebiete sind es, die ein geschlossenes blutreines Volkstum bergen. Es sind dies im wesentlichen nur die Wohnsitze der Stämme kurdischer und lurischer Zunge im Nordwesten, Westen und Südwesten des Landes. Die Iranier haben sich vorwiegend in den nördlichen Alpenstrichen von Talysch, Gilân und Mâsândârân, geschützt durch die schwere Zugänglichkeit ihrer Berge, unvermischt erhalten². Auch

¹ Meine Ergebnisse können sich auf Augenschein und eigene Erkundung stützen. Über meine Persienreise berichtete ich in der Schrift: *Meine Reise in Vorderasien*. Vorbericht. (Halle a. S. 1908) und in dem Buche: *Wanderungen in Persien* (Berlin 1910). Eine Karte der Bevölkerungsverteilung Persiens wird dem zweiten Teile dieser Studie beigegeben sein.

² Für reine Iranier werden die Läkkestämme gehalten, die noch in verschiedenen Gegenden Persiens sitzen und von den persischen Machthabern bald hierhin, bald dorthin

Abb. 1.



Abb. 2.

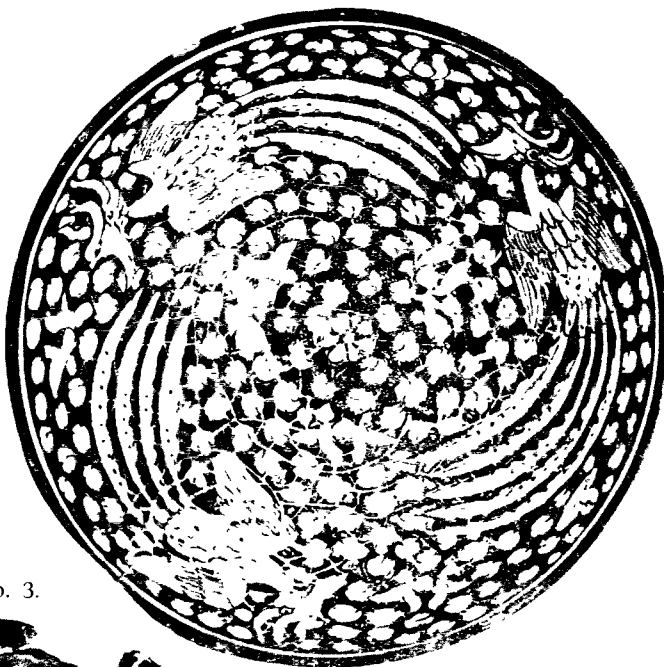


Abb. 3.



Napf. Außen Schriftborte.
Sultanabad. 14. Jahrhundert.
(Durchmesser 21 cm; Höhe
12 cm.)

Bes. Kouchakii, Paris,

Abb. 4.



Vase in Form einer weiblichen sitzenden Figur
mit Ärmelrock, Krone, Zopfen, Kind an der
Brust haltend. Blau glasiert und irisiert. Rhages
12. bis 13. Jahrhundert. (Höhe 27,5 cm.)

Bes. Viegner, Paris.

Schale. Fayence, grau-schwarz
bemalt. Drei Phönixe auf Blatt-
ranken. Sultanabad 13. bis 14.
Jahrh. (Durchmesser 25,5 cm.)

Bes. Doucet, Paris.

Abb. 5.



Flasche, dunkelblau glasiert. Malerei weiß,
gold über Glasur. (Hals ergänzt. Rhages,
13. Jahrhundert. (Höhe 25 cm.)

Bes. Kunst-Gew.-Museum, Berlin.

im Süden, in der Provinz Fârss, und in einigen Bezirken der östlichen Steppen, so in Sseisstân, wohin die Sage die Wiege des altiranischen Heldentums verlegt, ist noch ein Grundstock iranischer Stämme vorhanden¹. In den breiten Beckenlandschaften der inneren Hochebene,

verpflanzt wurden. Ähnliches gilt von den „Ssârbândi“, die die Täler eines zwischen Burdjerd und Ssultânâbâd gelegenen Gebirgsstocks bevölkern. Ein Tribus der „Läkk“ sind die Sând, denen der Perserschâh Kerîm (1751) angehörte. Morier (Some Account of the J'lyats or Wandering Tribes of Persia, obtained in the years 1814 und 1815. Journ. Geogr. Soc. 1837, vol. VII, S. 230f.) erwähnt, daß die Sând ihre Abstammung von den Sonnengeschlechtern der Sassaniden-Dynastie herleiten. Solche Läkks waren in größerer Masse in Fârssisstân ansässig, wo sich ihrer noch heute finden. Als einen ihrer stärksten Stämme in Fârssisstân nennt Jouannin in seiner als Dragoman der französischen Gesandtschaft ermittelten Stammesliste (bei Dupré „Voyage en Perse fait dans les années 1807/09,“ Paris 1819) die der Sekte der 'Alî-Allâhi zugehörenden Nassr-Recharlu. An 1000 Familien leben gegenwärtig als Nachkommen der von Fârss Eingewanderten in der Provinz Kermân nach Sykes („Ten thousand miles in Persia“, S. 428) und haben ihre Sommerquartiere in Kisskân (S. von Kermân). Nahe Dilmân sitzt eine kleine Anzahl von sog. Läkks, die von Schâh 'Abbâss in diesem Nordwestwinkel Asârbejdjân angesiedelt wurde. Am Südufer des Urmiasees in der Ebene von Miandoâb machten sich vor 100 Jahren die den Läkks sich zuzählenden „Tschâhârdauli“ ansässig. Der Stamm der „Mâfi“, ebenso einst den Läkks von Fârss zugehörig und vom ersten Kadjarenherrscher Agha Mohammed von dort nach dem nördlichen Persien verpflanzt, um die den entthronten Sând zugetanen, seine Dynastie gefährdenden Stämme auseinanderzureißen, leben heute in einigen Resten in der Ebene von Qaswin. (Aubin, „La Perse d'aujourd'hui.“) Die „Sândjâbi“, die längs der türkisch-persischen Grenze bei „Qassr-i-Schirin“ wohnen und im Sommer in das Becken von Mahidâsch ziehen, rühmen sich, ein Zweig der Läkks zu sein. Hier habe Schâh 'Abbâss ihren aus Fârss stammenden Vorfahren Wohnsitze angewiesen. Von Kerîm dem Sând sei ein Teil wieder nach Schîrâs geholt worden, habe nach dessen Tode aber sich wieder nach den westlichen Grenzdistrikten gewandt. Die „Chodjawând“ (nach Jouannin 5000) wohnen an der Grenze von Gilân und Mâsândârân. Carl Ritter (Westasien VI, 1, S. 402) führt die Lâkk irrthümlicherweise unter den „Jlat Turk-Zenan“, d. h. den Wanderhorden von der türkischen Zunge auf.

¹ In Sseisstân finden sich 3000 Familien „Ssârbândi“. Sie sollen iranischer Abkunft sein. Verbürgt ist, daß sie diese Scholle schon vor Timur bewohnten. Da sie diesem mannhaft Widerstand leisteten, entführte er die nicht vernichteten Reste in die heute „Ssârbând“ genannte Landschaft (bei Burdjerd). Nâdir Schâh brachte einen Teil ihres Stammes wieder nach Sseisstân. (Sykes, „Ten thousand miles in Persia“, S. 367.)

selbst im „Jrâq adjâmî“, das man als die Hochburg des iranischen Elements ansehen möchte, haben die fremden Eindringlinge teils kleine Bevölkerunginseln gebildet, teils sich mit den Iranern vermischt. Was den Vorgang der Vermischung mit dem Bevölkerungsgrundstock beschleunigte, war der Übergang zahlreicher eingewanderter Nomadenstämme zur seßhaften Lebensweise, ein Prozeß, der im Südwesten Persiens in seiner allmählichen Entwicklung deutlich verfolgt werden kann. Dort vornehmlich bei den Luren zeigt sich die Halbansässigkeit — feste Sitze im Winter und Sommerleben unter Zelten — als erste Stufe der Seßhaftigkeit.

Die Zahl der Zuwanderer und Eroberer ist zu allen Zeiten bis in den Anfang des 18. Jahrhunderts hinein eine bedeutende gewesen. Und der Wechsel der Bewohner der Scholle Persiens hat einerseits seinen Ursprung in den vielen Völkerwellen, Bewegungen, die durch die Oberflächengestalt der Grenzräume Irâns begünstigt wurden. Andererseits waren gewaltsame Verpflanzungen ganzer volkreicher Stämme, welche durch die persischen Herrscher aus militärischen Gesichtspunkten zur Sicherung des Reiches wie zum Schutze ihrer Dynastien vorgenommen wurden, aber auch um den durch Krieg und Hungersnöte entvölkerten Gebieten neues Blut zuzuführen, die Ursache dieser bunten Zusammenwürfelung der Bewohnerschaft. Aus den benachbarten Tiefländern näherten sich jene Völkerwellen. Sie ergossen sich aus Zentralasien durch die Tore von Chorâssân und schoben sich aus den Niederungen Mesopotamiens nach dem südlichen Persien hinein.

Der größte Volksstrom, der sich über iranischen Boden verbreitete, war solcher der mongolischen und turkotatarischen Völkerschaften. Wohl schon zu Zeiten, über die uns genauere Kenntnis fehlt, sind zentralasiatische Horden nach den Steppengegenden des östlichen Persiens gewandert. Das Reitervolk der Parther, das im nordöstlichen Irân die ersten uns bekannten Sitze besaß, hat sicher bereits einen Zuschuß turanischen Blutes aufzuweisen gehabt. Hilfsscharen der Skythen, die später große Strecken Vorderasiens verheeren, tauchen mehrfach in den Kämpfen der Parther gegen die Seleukiden auf. Das Nomadenvolk der Juëtschi,

Die Bevölkerungselemente Persiens.

ein türkisch-mongolischer Mischstamm, bricht im zweiten christlichen Jahrhundert aus den Ebenen Turkestans nach Chorâssân ein. Nicht mehr planlose, wilde Räuberfahrten und nicht mehr Söldnerzüge, die in den Heeren der Chalifen Kriegsdienste taten und meist an den Orten der mit ihren Scharen begründeten Militärposten verblieben, waren die Angehörigen der zentralasiatischen Steppenvölker, die vom 11. Jahrhundert ab in die Landschaften Irâns einbrachen.

So sehen wir die Sseldjuken nach Überwältigung des Nachfolgers des großen Mahmud von Ghasna Chorâssân erobern (1040) und von hier mit ihren Heerscharen nach Asârbeidjân vordringen. Der Sseldjuke Toghril nimmt als König „des Ostens und des Westens“ den besiegten 'abbassidischen Chalifen in schützende Obhut und wird ein Schirmer des türkischen Elements, das schon an verschiedenen Stellen in Mesopotamien und Irân ansässig ist. Sseldjukische Fürsten beherrschen als Gebieter von Kleinstaaten fast ganz Irân, das zum Stützpunkt der sseldjukischen Macht wird.

Gegen Persien richtet sich der erste Stoß des Welteroberers Djängis-Chân (1220—1231). Weite Gärten und Fruchtfelder wurden jetzt zu Weideplätzen für die sich über Persien ergießenden mongolischen Nomaden im nordwestlichen Persien. Die Herrschaft der mongolischen Ilchâne ist zwar bald zerfallen. Aber rasseverwandte Stämme treten an ihre Stelle. Die Turkmenen vom schwarzen Hammel sind es, die in Asârbeidjân und Kurdistân sich einnisten. Neue Kräfte führt Timurs Eroberungsturm der Mongolenmacht in Persien zu Ende des 14. Jahrhunderts zu. Mit der Erstürmung von Issfahân (1392) wird das von einer eingeborenen Dynastie beherrschte Sultanat Fârssisstân vernichtet, das bisher durch kluge Politik allen Gefahren widerstanden hatte und dem persischen Geistesleben eine Stätte der Zuflucht geblieben war. Und turkomanisches Blut rollte mütterlicherseits in den Adern des ersten Ssefawiden, dessen Geschlecht eine Neugeburt Persiens vollbrachte.

Wohin wir denn blicken, überall sehen wir die Reste der mongolischen und turkotatarischen Einwanderer auf dem hinsichtlich Klima und Oberflächengestalt ihnen behagenden Hoch-

lande¹. Von Chorâssân her haben sie ihre Nomadenzelte südwärts nach Sseisstân² und Kermân³ bis an die Grenzen Belutschistans vorgeschoben. Südlich von Kermân auf den Abhängen des stattlichen, an 3500 Meter hohen Kûh-i-Chabr liegen die Sommerquartiere des mächtigen Stammes der Awscharen⁴. Vom Ostufer des Kaspischen Meeres bis zu den Quellen des Gûrgân in der buchtartig sich zwischen den Halbkreis der Berge schiebenden, vom Atrâk und Gûrgân bewässerten Senke erstrecken sich die Weideplätze der Jomûd- und Goklânturkmenen⁵. Von den saftigen Alpenwiesen von Mâsândârân bis zu den Toren von Teherân schweifen die Kadjaren⁶, die Persien die noch heute regierende Dynastie gegeben haben. In den breiten Längsbecken, die zwischen den von Issfahân nach Südosten sich ziehenden Ketten und den von Jâsd und Kermân in gleicher Richtung sich schiebenden Gebirgsreihen liegen, hausen ebenfalls noch die Überbleibsel mongolischer Einwanderer. Ja, noch

¹ Die erste Zusammenstellung versuchte Carl Ritter (Westasien VI, 1, S. 400—417) auf Grund älterer, von Duprê und Morier beigebrachter Materialien.

² Turbât-i-Heidarî und Umgebung ist zum großen Teil von dem turkotatarischen Stamm der „Karâji“ bevölkert. (Bricteux, „Au pays du lion et du soleil“, S. 193.) In Qâin schweifen nach Sykes 2000—3000 mongolische Nomadenfamilien. In der Gegend von Châf und Duruksch gleichfalls.

³ Sykes erwähnt bei Aliâbâd (S. v. Kermân) im Bezirk von Ssirdjen 1850 türkische Familien und im Bezirk von Aktâ trifft er auf Reste der Kara-Koijunlu, aus denen die Dynastie vom schwarzen Hammel hervorging.

⁴ Awscharen sitzen auch in den Becken von Assâdâbâd und Kängawâr, an der Straße Kermânschâh-Hamadân gelegen, ferner westlich und südlich des Urmiasees, von Schâh 'Abbâs hier angesiedelt.

⁵ Die Stämme Jomûd und Goklân haben, soweit sie auf persischem Boden wohnen, nach den englischen Consular Reports (Nr. 4381) 9000 Familien (60—70000 Seelen), von denen den Goklân 2000, den Jomûd 7000 zugezählt werden. Sykes l. c. (S. 16 u. 20) schätzt die Jomûd auf 8500, die Goklân auf 2500 Familien, was ein Mehr von etwa 15000 Seelen bedeuten würde. Turkmenen haben auch teil an der Bevölkerung des östlichen Mâsândârân (Morgan, Mission scientifique en Perse. Et. Géogr.) und einiger Distrikte von Gilân.

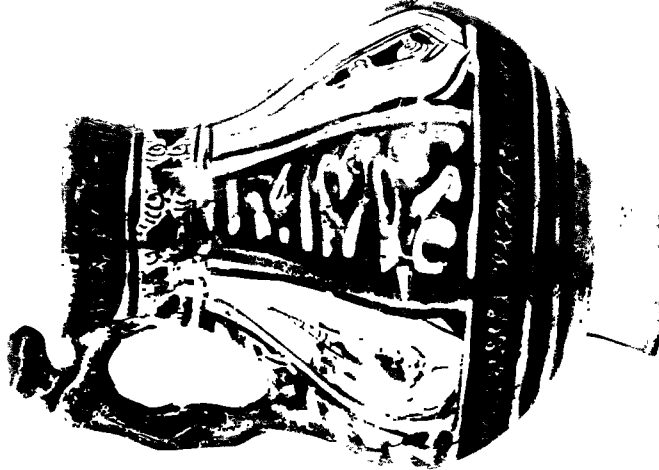
⁶ Die Kadjaren waren im 18. Jahrhundert einer der mächtigsten Stämme. Sie besaßen die Provinz Asstârâbâd, einen Teil von Chorâssân und die Oase Merw; einige Abteilungen saßen in Asârbeidjân.

Abb. 6.



Schalenboden. Bunt auf weißem Grund. Rhages 12. bis 13. Jahrhundert. (Durchmesser 12 cm.)
Bes. Kalebdfjan, Paris.

Abb. 7.



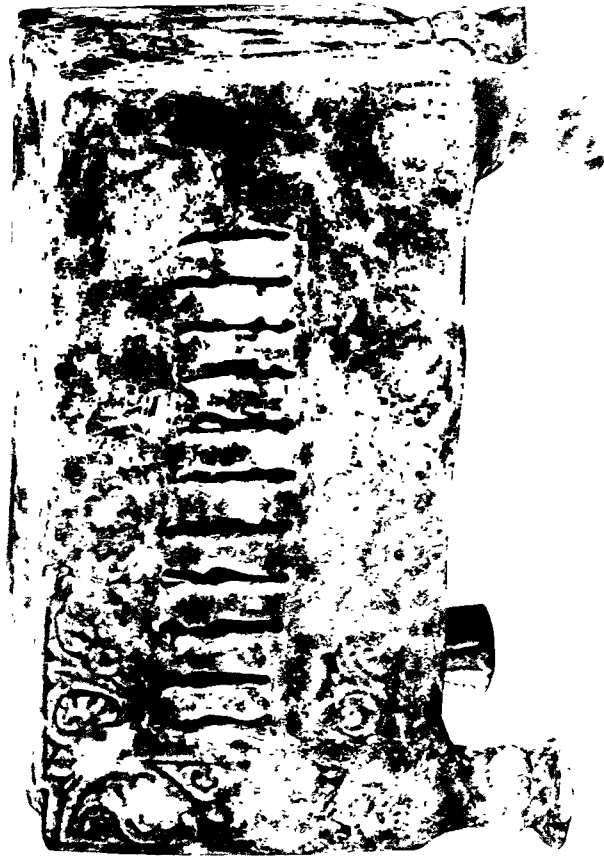
Henkelkanne. Rhages. 13. Jahrh. (Höhe 15 cm.)
Bes. Gaus, Frankfurt a. M.

Abb. 8.



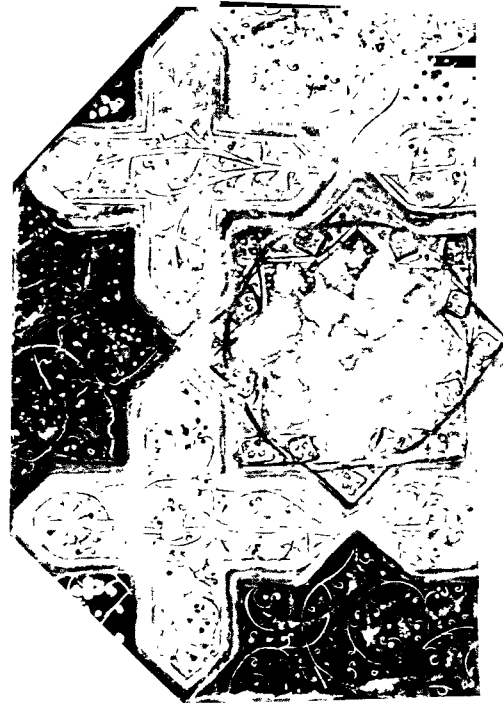
Schalenboden. Rhages. 12. Jahrh. (Durchmesser 11 cm.)
Bes. Kunst-Gew.-Museum, Leipzig.

Abb. 10.



Rechteckiger Untersatz, auf Füßen. Blau glasiert, mit durchbrochener Wandung und eingeritztem Rankenmuster und zwei runden Öffnungen auf der Oberplatte. Raqa. 11. bis 12. Jahrhundert. (Länge 34 cm; Höhe 23 cm; Breite 16 cm.)
Bes. Kouchakji, Paris.

Abb. 9.



Ein Teil eines Fliesenfeldes. Hellblaue Krenze und dunkelblaue Steine mit vergoldetem Reliefdekor: Blattzweige. Persien. Zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts. In der Mitte persische Lusterfliese. Anfang des 14. Jahrhunderts. (Breite 30 cm.)
Bes. Stern, München

näher dem Persischen Golf, südlich von Schîrâs am Oberlauf des Kara-agatsch-Flusses, sitzen die „Kaschkâi“, die noch heute in Knüpfart und Ornamentik ihrer Teppiche die Erinnerung an die zentralasiatische Heimat bewahrt haben¹. Und nordwestlich einer von Qaswîn nach Hamadân² zu legenden Linie bis an die Ostufer des Urmiasees herrscht heute das asârbeïdjanische Türkisch als Umgangssprache. In Asârbeïdjân³ sind ja die Mongolen durch Jahrhunderte die Herren gewesen und haben durch feste Niederlassungen sich dauernd der Scholle bemächtigt. Und ihre Scharen wurden doch noch zu Ende des 16. Jahrhunderts bedeutend vermehrt durch Tausende von türkischen Familien, die auf den Ruf von Schâh ‘Abbâs aus allen Teilen Vorderasiens zusammenströmten, um hier für das Reich der Ssefawiden Grenzwacht nach Westen und Norden gegen die osmanischen Türken zu halten. Den gleichen Zwecken hatten im Nordosten die Kurden zu dienen, die von demselben weitblickenden Schâh ‘Abbâs nach Chorâssân in die Gegend von Burdjurd, Kutschan und Dereges verpflanzt wurden, um die hier gelegene Eingangspforte den zentralasiatischen

Eindringlingen zu schließen. Dies System der Errichtung von Militärkolonien wurde schon zu Zeiten der arabischen Chalifen von ihren Statthaltern in Chorâssân, vor allem von Mamûn und Tahir, gepflegt, wie wir dies bei Betrachtung des arabischen Elements in Persien erkennen werden.

Da wir die Kurden gleich den Persern als ältere, gewissermaßen autochthone Grundbevölkerung von Irân zu betrachten haben, stellen die Araber¹ das zweitmächtigste Element der Einwanderer dar. Wir begegnen ihnen in Persien als Nomaden wie als Städtebewohnern. Ihrer Verbreitung als einem an die Zone der Steppen und Oasen gewöhnten Volke wird durch Oberflächengestalt und Klima Persiens eine Beschränkung auferlegt. Eine von Disful nach Jâsd und von dort nach Schâhrûd an der Westgrenze von Chorâssân gezogene Linie begrenzt ihre nördlichste Verbreitung. Die Ebenen an beiden Ufern des Qârûn waren schon frühzeitig ihre Domäne, so daß für diese Südwestprovinz am Persischen Golf der Name Arabisstân geläufiger ist. Araber bewohnen die heißen Küstenterrassen der Provinzen Fârssisstân und Larisstân bis in die Nähe von Bândâr-‘Abbâs, die mit dem gegenüberliegenden arabischen Litoral durch das schmale Meer eher verbunden als getrennt sind. Aber auch auf dem steinigen Plateau von Fârssisstân und in den zwischen den Wüstenflächen der „Kâwîrs“ und den Sumpfniederungen des Helmând gelegenen Weidegebieten von Kermân und Sseisstân schweifen sie. In fast allen Städten Südperisiens sind die Araber ein für Handel und Wandel wichtiger Bevölkerungsbestandteil. Da Mischehen zwischen Persern und Arabern im südlichen Persien (wie auch in Mesopotamien) nicht selten sind, so ist hier eine besondere

¹ Außer den Kaschkâis werden für Fârssisstân noch die Rehimlu, Far-Modanlu und Bulwerdi und in der Kasârûngegend mehrere Turkmenentribus genannt.

² Das Becken von Hamadân hat zahlreiche turkotatarische Stämme beherbergt, von denen heute manche in der älteren Bevölkerung aufgegangen sind. Auch die Gegend von Qum, Jâsdkast und Issfahân birgt Reste derselben.

³ Eine der stärksten Turkstämme Asârbeïdjâns sind die „Schâhssâwân“. Es wurden ihnen von Schâh ‘Abbâs Territorien in den Provinzen Asârbeïdjân, Sândjân, Qaswîn und Teherân angewiesen. Erhalten haben sich in fester Stammesorganisation nur noch diejenigen, die sich in Asârbeïdjân ansässig machten. Ihr Revier sind die den Lauf des Karassu umsäumenden Bergzüge nordöstlich und nördlich des Ssawâlânmassivs. Aubin beziffert sie auf 197000 Familien, das wären an 1500000 Seelen. Türkische Gefangene siedelte Tamerlân nach der Schlacht von Angora in der Ebene von Ardebîl an. Das türkische Element ist von hier gegen das iranische Talysch im Vorrücken begriffen. Der Bezirk von Welkidj heißt bereits „das türkische Talysch“. Im Westen der Provinz Asârbeïdjân sitzen die schon genannten Awscharen, dann bei Maragha die Mukaddem, ferner die Karapapaks, denen erst Abbâs Mirsâ zu Anfang des letzten Jahrhunderts nach dem Frieden von Turkmantschâi den Distrikt von Ssoldûs einräumte. Im nördlichen Asârbeïdjân hausen die Dumbalu (bei Choï), Karatscharlu (Karabagh), Koiyunlu u. a. m.

¹ Vgl. Carl Ritter I. c. S. 391 „Die Ilats von der arabischen Zunge“. Jouannin I. c. nennt 1807: 1. die Bosstâmi 15000 Seelen; 2. die Araber von Tûn 20000; 3. die Djândâki an der Westgrenze Chorassâns; 4. die Ardesstâni 9000; 5. die Kermâni 7000—8000; 6. die Sseisstâni 7000 bis 8000; 7. die Athullahi in Kermân 6000. Sykes hat in Kermân Araber im Distrikt Pâris und in Tajabâd (beides SW. von Kermân) angetroffen; 8. die Agha Châni in Fârssisstân 20000. Sykes stellte bei seinen Touren fest, daß in Fârssisstân 9900 arabische Familien, das wären 60—80000 Seelen, unter Zelten leben.

Die Bevölkerungselemente Persiens.

Bevölkerungsschicht entstanden (die sogenannten „Bänder“).

Durch Einwanderung wie durch Verpflanzung sind die Araber auf den Boden Irâns gelangt. Die Chalifen gebrauchten die Araberhorden als Grenzwehr an den Toren Chorâsâns. Sie stammen teils von der Südküste des Persischen Golfes, teils, insbesondere die Angesiedelten, aus dem Nedjd¹, dem inneren Hocharabien, wie aus dem südlichen Arabien². In einigen Stellen des Ostens bildeten sich sogar kleine, fast unabhängige Araberdynastien. So in der Provinz Qâin. Die von Mamûn aus Bahrein gerufenen Araber (Chusâi) bemächtigten sich der Distrikte von Neh und Bândâm und schalteten nach dem Sturze der Ssefawiden so gut wie unabhängig unter Regierung ihres Âmir. Der Âmir Alaus von Qâin teilte selbstherrlich noch 1891 sein Herrschaftsgebiet unter seine beiden Söhne. Der Scheich von Mohammerah nimmt noch heute eine fast unabhängige Stellung ein. Mit Ausnahme der Araber von Bosstâm und Dâmgân haben die Araber ihre Muttersprache bewahrt³.

Eine bescheidene Rolle spielen heute in Persien die Überbleibsel der alten Christengemeinden, die bei dem entstehenden Zwiespalt der Lehren in der christlichen Kirche dem Nestorius treu blieben, und nach Unterdrückung der Schule von Jedessia, der Hochburg des Nestorianismus (485), aus den Grenzen des byzantinischen Reiches verwiesen, nach Kurdistân und Persien auswanderten. Über ganz Persien bis nach Baktrien und Zentralasien hinein war im 6. Jahrhundert das Christentum verstreut, und manche kulturellen Einflüsse leiten sich von diesen Kolonien her, die in ständigen Beziehungen mit der westlichen Christenheit standen und so für die geistigen Befruchtungen des Westens empfänglich waren. Wohl im wesentlichen ursprünglich semitischen Blutes, hat die

¹ Schâh Jssmâil soll 3000 aus dem Nedjd herbeigerufenen Familien ausgedehnte Weideländereien in Ardisstân angewiesen haben.

² Von dort stammen die Araber von Bosstâm. Conolly schätzte 1833 ihre Zahl auf 12000 und berichtete, daß sie ihre militärischen Vorzüge durchaus bewahrt hätten. (Journey overland to North India, London 1834.)

³ Sykes erzählt vom Âmir von Qâin, daß er mit Vorliebe Arabisch spreche (l. c. S. 404).

zwischen Wansee, dem Oberlauf des großen Sâb und dem Urmiasee ansässige älteste Bevölkerungsschicht, der die Bekenner des Christentums entstammen, im Laufe der Jahrtausende sattsam iranisches Blut in sich aufgenommen. Wenn sich die orientalischen Christen Kurdistâns durch die ganze Zeit, da der Islâm die herrschende Macht in Vorderasien war, bis heute in einigen Resten erhalten haben, so ist dies der schweren Zugänglichkeit und der Lage ihrer Heimatlandschaften zuzuschreiben, die abseits von den großen Verkehrsstraßen liegen. Wie in der asiatischen Türkei die Alpengaue von Djulamerk, die zwischen die den Djudidagh südöstlich fortsetzenden Ketten sich betten, im Gebiet der Gebirgskantone der Hekkarikurden den Mittelpunkt der nestorianischen Christen darstellen¹, so sind die Gebiete nordwestlich, westlich und südlich des Urmiasees das Zentrum der persischen Nestorianer.

In rauen Gebirgstälern wie im Flachland, in Städten wie in Dörfern leben hier 45—50000 Seelen², die sich auf drei Bezirke Asârbejdjâns (Ssalmass, Urmia und Ssoldûs) verteilen. Diese Zahl ist verschwindend gegenüber derjenigen früherer Jahrhunderte. Verfallene altsyrische Kirchen stehen gegenwärtig da, wo kein Syrer mehr wohnt, so in den Bezirken Uschni und Maragha am Süden des Urmiasees. Allein

¹ Eine noch heute wertvolle Schilderung dieser Gegend gab 1844 Carl Ritter in seiner Erdkunde (XI Westasien VII, 2) in dem Abschnitt „Der Große Zab, Zab Ala und sein Alpenland der freien nestorianischen Christen von Djulamerk im Lande Hekkari“ (S. 583—660).

² Die bisher bekannten Zahlen sind wohl, wie die meisten in der geographischen Literatur gegebenen Bevölkerungsziffern Persiens, zu niedrig gegriffen. Sievers „Asien“ und die belgischen „Renseignements à l'usage des voyageurs et des résidents en Perse“ (Bruxelles 1908) sprechen von 25000, Hontoum-Schindler von 23000. Die englischen „Consular Reports“ kommen mit 40—45000 der auf Grund sorgfältig gesammelter Materialien von einem in Ssalmass wohnhaften Landeskenner unternommenen Schätzung am nächsten (E. Frangian, „Die persischen Syrer“. Globus 1909, Band XCVI, Heft 8), die wir bei der Angabe von 45—50000 zugrunde legten. Nach diesem Gewährsmann verteilen diese sich folgendermaßen: auf den Bezirk von Urmia 8350 Häuser, den von Ssoldûs 100 und den von Ssalmass 800 Häuser. Aubin, „La Perse d'aujourd'hui“, schätzt die Zahl der Syrer (Nestorianer, Unierten und Protestanten) im Bezirk von Ssalmass auf zusammen 6000 Seelen.



Abb. 1 Bewohner von Gilân.



Abb. 2. Persische Frauentypen.



Abb. 3. Turkotataren aus der Provinz Asarbeidjân.



Abb. 4 Stadtperser der unteren Klassen.

im letzteren sollen einst 1200 „Ghaschas“ (Pfar-
rer) gewirkt haben, eine beim Volk wie bei
der Geistlichkeit über die frühere Ausbreitung
des Christentums umlaufende Anschauung, die
mir auch in Mossul bezüglich des oberen Meso-
potamien bekannt wurde. Die Dezimierung der
Syrer hat verschiedene Ursachen. Sie liegen
nicht in gewaltsamer Ausrottung oder im Ge-
burtenrückgang. Auch Auswanderung begrün-
det den Volksverlust nicht in hohem Maße.
Nach dem russisch-türkischen Kriege von
1827/28 zogen allerdings viele persische Syrer
in die Umgebung von Edjimiatzin im Kaukasus.
Der Hauptgrund ist wohl in der Aufsaugung
durch die sie umgebende Bevölkerung zu suchen,
so durch die Kurden, namentlich in den Ge-
birgsgauen¹, und durch die Turkotataren in den
Bezirken von Barandûs und Ssoldûs. Die Haupt-
masse der Syrer (an 40000) sitzt in der Stadt
Urmia und in den Kreisen Nasslu-tschai (2500
Häuser), Schâhar-tschai (2500) und Barandûs
(2000 Häuser) dieses Bezirks.

Die Ebene von Ssalmass ist die Domäne der-
jenigen, die in den Schoß der römischen Kirche
sich begaben, seit zu Mitte des 16. Jahrhunderts
Erbfolgestreitigkeiten um den Patriarchenstuhl
von Kotschannes ausbrachen². Der Haupt-
flecken dieser von Rom gemeiniglich als „Chal-
däer“ bezeichneten orientalischen Christen ist
im Bezirk von Ssalmass der Ort Chossrowa,
wo auch die Lazaristenmission der Römisch-
Katholischen ihr Quartier aufgeschlagen hat. An
6000 Gläubige unterstehen in dieser Diözese
ihrem geistlichen Oberhirten, dem katholischen
Bischof von Ssalmass³. Auch in Urmia waltet
ein katholischer Bischof. Ihnen übergeordnet

¹ Die Syrer der Gebirgskantone Margawar und Tschar-
gawar tragen dieselben sackartigen, von den Schenkeln
bis zum Knöchel gleich weiten buntgestickten Beinkleider
und die spitz zulaufenden, turbanumwundenen Hüte wie
die Kurden.

² Vgl. Beth, „Die orientalische Christenheit der Mittel-
meerländer“, S. 157: „Die kaldäische Kirche“. Die Zahl
der unierten Chaldäer wird mit 30000 wohl von ihm zu
hoch angegeben.

³ Dem in Mossul residierenden Patriarchen Emanuel
Josef Thomas, den ich als einen recht gebildeten Priester
kennen lernte, unterstehen drei Erzbischöfe (Diârbekr,
Kerkuk, Ssenneh) und sieben Bischöfe (Mardin, Mossul,
Djesireh, Akra, Sacho, Urmia, Ssalmass). Es gab ursprüng-
lich auf persischem Boden drei nestorianische Bischöfe,

ist der Erzbischof von Ssenneh, einem 350 km
südöstlich von Urmia gelegenen pittoresken kur-
dischen Bergstädtchen, dessen Bezirk an tau-
send Chaldäer birgt.

Unter den Christen des persischen Nord-
westens haben die presbyterianischen Mis-
sionare Amerikas seit 1835 gewirkt. Ihr Mis-
sionszentrum ist Urmia. 75 Jahre religiösen
Eifers haben bei Nestorianern und Armeniern
eine protestantische Gemeinde von 2750 Seelen
glücklich zusammengebracht. Auf Anregung des
nestorianischen Patriarchen von Kotschannes
(asiatische Türkei) ließ sich auch eine angli-
kanische Mission, vom Erzbischof von Can-
terbury entsandt, in Wan, Kotschannes und
Urmia in der Mitte der achtziger Jahre des
verflossenen Jahrhunderts nieder, ohne jedoch
große Erfolge zu ernten. Schließlich trat gar
noch die orthodoxe Kirche als Werberin unter
den Nestorianern auf (seit 1899). Der nestoria-
nische Bischof von Ssüprüchân reiste infolge
eines Zerwürfnisses mit den Anglikanern nach
Petersburg und kehrte als orthodoxer Bischof
zurück. Ein russischer Konsul, der sich Urmia
als Wirkungskreis erkor, und eine Schar von
orthodoxen Geistlichen folgten ihm auf dem
Fuße. So zeigt sich das wenig erhebende Schau-
spiel, daß diese orientalischen Christen gleich
den Armeniern durch Vielfältigkeit des Bekennt-
nisses sich auszeichnen. Wir haben eigent-
liche Nestorianer, römische Katholiken (Chal-
däer), Orthodoxe und Protestanten unter der
genannten Gesamtzahl von höchstens 50000
Seelen zu verzeichnen¹.

die in Giawilân, Ardischehr und Ssüprüchân residierten.
Heute ist einer davon Presbyterianer, ein anderer Ortho-
doxer geworden.

¹ Die kulturelle, durch Schulen und Hospitäler ge-
leistete Arbeit dieser Missionen ist höchst anerkennenswert.
Frangian l. c. schreibt über das College der Amerikaner
in Urmia: „Dies College war in früherer Zeit eine höhere
Schule mit Gymnasialkursus und hatte theologische, medi-
zinische, philologische und Handwerksabteilungen. Es
wurde auch, wie jetzt, in vier Sprachen, englisch, syrisch,
persisch und türkisch, unterrichtet. Der Zweck dieses
College war, Missionäre und Wundärzte auszubilden.
Gegenwärtig hat es aber nicht mehr seine frühere Be-
deutung und besitzt auch keinen Gymnasialkursus mehr.
Aus dem College sind viele gebildete Syrer, Volksschul-
lehrer und Ärzte hervorgegangen. Die letzteren haben
ihre medizinischen Studien in Amerika und England be-

Die Bevölkerungselemente Persiens.

Der Wunsch nach größerer Sicherheit von Gut und Leib vor den Übergriffen der persischen Gouverneure und Großgrundbesitzer, die ihnen die Zugehörigkeit zu fremden, von europäischen Konsulen geschützten Glaubensgemeinden zu verheißen schien, war der Hauptbeweggrund zu den massenhaft sich ereignenden Übertritten. Freilich oft genug auch materielle Erwägung, so daß die Religion vom persischen Syrer schnell und oft wie ein Hemd gewechselt wird, da die in Versprechungen sich überbietenden Missionen ihre neuen Schäflein meist durch ansehnliche Vorteile zu locken wissen. Die Bewohner der Bergdistrikte, die, durch kriegerische Tapferkeit sich auszeichnend, energische Selbstverteidigung zu üben wissen, infolge ihrer Unabhängigkeit also als Ackerbauer und Viehzüchter sich eines besseren wirtschaftlichen Loses erfreuen als die Flachlandbewohner, sind fast ohne Ausnahme der nestorianischen Kirche treu geblieben.

Die Arbeitsamkeit, die durch die Natur in den fruchtgesegneten Ebenen von Ssalmass und Urmia unterstützt wird¹, sowie zäher Erhaltungstrieb zeichnet die syrischen Christengemeinden des nordwestlichen Persiens aus. Nur diese Eigenschaften konnten es ihnen ermöglichen, trotz allen Drangsalierungen durch die Feudalherren und trotz den Verwüstungen der von den westlichen Grenzgebirgen oft in die Ebenen steigenden Kurdenstämme, sich in einiger Wohlfahrt zu erhalten. Zumeist nähren sie sich als Landwirte — die Rebennutzung in den Weingärten der Westufer des Urmiasees ist ziemlich einträglich —, aber auch als Handwerker und Kleinkaufleute. Den Armeniern, die zahlreich aus der Ssalmassgegend als Saisonarbeiter nach dem Kaukasus und Südrußland wandern, haben sich im letzten Jahrzehnt auch die Syrer angeschlossen.

endet. Jetzt sind in Urmia 100 Syrer, die einen Universitätskursus absolviert haben, meistens Ärzte. Sie spielen aber im syrischen öffentlichen Leben keine Rolle, weil sie sich so gut wie gar nicht für die nationalen, die politischen und sozialen Fragen Persiens interessieren.“ Zur Pflege der syrischen Sprache lassen die protestantische wie katholische Mission je eine syrische Zeitung erscheinen. Nur türkisch sprechen die Syrer von Ssoldûs und Barandûs.

¹ Die Ebene von Ssalmass faßt 60, die von Urmia 350 Dorfschaften. Zumeist wohnen die Syrer mit Kurden, Türken und Armeniern in diesen Ortschaften gemischt.

Die Zahl der Juden sowohl wie ihr wirtschaftlicher Einfluß in Persien wird gewöhnlich unterschätzt. Man darf in ganz Persien wohl 40000, vielleicht 50000 zählen¹. Am dichtesten sitzen sie in Hamadân und Umgegend² (Tussirkân, Nâhawând, Burdjerd), wo sie auf 12—15000 zu beziffern sind. Vielleicht waren Israeliten schon vor der Diaspora, wie in Mesopotamien, so auch in Persien, vor allem in Hamadân, dem alten medischen und persischen Herrschersitz, ansässig³. Hier in Hamadân ist es der Handelsweg nach Baghdâd, der ihnen eine Entfaltung ihrer wirtschaftlichen Fähigkeiten und einen finanziellen Rückhalt bei allen Unternehmungen an der Judenschaft Baghdâds sichert. Erklecklich ist auch ihre Stärke in Teherân (5000). An diesen Plätzen wie auch in Schîrâs (rund 1000) sind die ärmeren Klassen in der Überzahl, doch beginnt Wohlhabenheit und europäische Bildung sich zu verbreiten, und zwar namentlich infolge der kulturellen Arbeit der „Alliance Israélite Universelle“, die Schulen in Teherân (seit 1898), in Hamadân und in drei Hamadân benachbarten kleinen Städten, ferner in Ssenneh, Schîrâs, Issfahân⁴ und Jâsd eingerichtet hat. Da die Unterrichtssprache das Französische ist und die Lehrer, die von Paris entsandt werden, französische Untertanen (meist Algerier und Tunesier) sind, also unter französischem Schutz stehen, arbeiten diese Institute (11 Schulen mit ca. 2300 Zöglingen) im Interesse der französischen Bildung und des französischen Handels, wie dies auch bei den Schulen der Alliance in Mesopotamien, in Baghdâd

¹ Sievers (Länderkunde) nennt nur 20000, indem er den Angaben Hontoum-Schindlers folgt. Die belgischen Renseignements sprechen von 36000.

² Über die dortigen Juden verbreitete ich mich ausführlich im Hamadânkapitel meiner „Wanderungen in Persien“, S. 193f.

³ Aubin meint, Issfahân berge die älteste Judengemeinde Persiens, die sich nach der Zerstörung des ersten Tempels durch Nebukadnezar hier niedergelassen habe. Sicher ist die Einwanderung der Juden nach Hamadân nicht jüngerem Datums (vgl. meine „Wanderungen in Persien“ S. 201f.).

⁴ Aubin l. c. S. 296 schreibt von den dortigen Schulen der Alliance, daß sie „la seule espérance d'avenir au milieu de toute cette tristesse“ sind. Die größte Autorität genießt der Direktor dieser Schulen, ein bulgarischer Jude. Ähnliche Beobachtungen machte ich in Hamadân (siehe meine „Wanderungen in Persien“, S. 199f.).



Abb. 5. Persische Landleute, im Becken von Hamadân ansässig.

Nachdruck verboten.

Orientalisches Archiv I, 1



Abb. 6. Syreier aus Ssemeh.



Abb. 7. Nestorianer aus den Gebirgsgegenden westlich von Urmia.

Verlag von Karl W. Hierseman in Leipzig.

und Mossul der Fall ist. Da nicht unbedeutende Mittel für die gewiß hochzuschätzenden humanitären Ziele der „Alliance Israélite Universelle“ aus Deutschland fließen, wäre wohl zu wünschen, daß an einigen Mittelpunkten des persischen und mesopotamischen Handels (Baghdād, Teherân), wo der deutsche Handel Einfluß zu gewinnen beginnt, auch die deutsche Sprache Pflege fände und deutsche Staatsangehörige ebenfalls als Lehrer verwendet würden. Als arm wird die numerisch nicht unbedeutende Gemeinde von Issfahân (5000) geschildert, die drei Quartiere (Djuibareh, Golbar und Dordäscht) bewohnt. Kolportagehandel und Verkauf von Spirituosen ist hier ihr Erwerb. Zeitweise Verbote des Alkoholhandels durch die Juden, die von den Gouverneuren erlassen werden, bringen die ansässigen Juden oft in arge Notlage¹. In tiefer Dürftigkeit und in der Stellung von Parias leben noch die Juden im südöstlichen Persien in Jäsd (etwa 1000) und Kermân (an 200). Hier sind sie noch gezwungen, ihre Niedrigkeit durch auf die Brust geheftete, rote Stoffstücke zur Schau zu tragen², und wohnen sie in den Quartieren der Parssi, denen der Perser als Bekennern der Zarathustralehre gleiche Verachtung zuteilt. Die größte Gemeinde Asärbeidjâns befindet sich in Urmia (350 Familien); auch Uschnu, auf der Straße Urmia-Rowandûs-Mossul gelegen, zählt eine ansehnliche Gemeinde. Bezeichnend ist, daß sie, durch Unterwürfigkeit wie Schlaueit sich auszeichnend, in stellenweis gar nicht geringer Zahl, und zwar als Händler, unter den kurdischen und lurischen Stämmen des west-

¹ Die Ssefawiden waren den Juden nicht günstig gesinnt. Die Sammlung der Gesetze des Schâh 'Abbâs enthält eine Unzahl von harten, die persischen Judengemeinden bedrückenden Vorschriften. Sie durften keine Liturgien singen und keine neuen Synagogen bauen, keinen Arak trinken, ihre Frauen nur verhüllt die Straße betreten lassen, keine Mohammedaner heiraten, keine Pferde und keine Waffen ihr Eigentum nennen, gegen keinen Mohammedaner zum Schutze eines Glaubensgenossen die Hand erheben, sie durften auf dem Esel nur sitzen, indem sie die beiden Beine auf einer Seite herunterhängen ließen, sie hatten ihren Weg hart an den Häusermauern zu nehmen, um den Persern die Mitte der Straße zu lassen. Ähnliche entehrende, von den Sultanen Marokkos erlassene Gebote lasten noch heute auf den Judengemeinden von Fess und Marrâkesch.

² Vgl. Bricteux, „Au pays du lion et du soleil“, S. 226. („Ils sont réduits à pratiquer les plus infimes métiers.“)

(Schluß folgt.)

lichen Persiens wohnen. Am stärksten vertreten sind sie im Bezirk von Ssoldûs (südlich von Urmia) unter dem Stamme der Karapapaks und am Südufer des Urmiasees unter den Mukri¹.

Im Gebiet von Ssalmass bewohnen ihrer 500–600 die Ortschaft Kun-e-schehr. Im östlichen Teile der Provinz Asärbeidjân ist der Jude sehr selten anzutreffen. Der Grund liegt in den Judenverfolgungen, die im 17. und 18. Jahrhundert sich in Täbrîs ereigneten und die unter den duldsamen Mongolensultanen dort blühende jüdische Kolonie vernichteten. Ein Teil der Juden von Täbrîs trat zum Islâm über, ein anderer Teil flüchtete zu den kurdischen Stämmen, die westlich des Urmiasees die Grenzgebirge beherrschen, wo sie mit Glaubensgenossen zusammentrafen, die, den Handelswegen von Mossul und Baghdād aus folgend, hier sich vereinzelt niedergelassen hatten². Der Besuch des „Kakamme“, des wandernden Rabbiners, der einmal jährlich schlichtend und mahnend in jede Familie tritt und eine kleine Abgabe für sich einzieht, verknüpft diese verstreuten Israeliten mit der übrigen Judenschaft. Da die Juden des nordwestlichen Persiens einen mit hebräischen Worten untermischten arabischen Dialekt sprechen, treten sie mit den dortigen, das syrische Arabisch pflegenden orientalischen Christen mit Leichtigkeit in wirtschaftlichen Verkehr³.

¹ Aubin, „La Perse d'aujourd'hui“ (S. 75), spricht von 300 unter den Karapapaks lebenden Familien. Unter dem großen Kurdenstamme der Mukri in der Gegend von Ssaïn-Ghaleh, Miândoâb und Ssârdäscht befinden sich nach seinen Angaben an 1000 jüdische Familien.

² Benjamin von Tudela, der von Susa über Rudbar durchs Sseimeretal nach Hamadân zog, erzählt von starken jüdischen Kolonien in Rudbar (20000), Schîrwân (4000), also am Südostflusse des Puscht-i-Kûh-Gebirges, sowie im mittleren Kurdistan (so in der Gegend von Holwân), wo heute nur Kerind und Kermânschâh kleine Gemeinden aufweisen (150 bzw. 100 Seelen). Die Tätigkeit eines jüdischen Händlerpaares inmitten der lurischen Nomaden skizzierte ich in meinen „Wanderungen in Persien“, S. 57f.

³ Über die Juden von Chorâssân konnte ich aus der neueren Literatur nichts ermitteln. Conolly (l. c.) fand 1834 in Mäschrâd 100 Familien von einiger Wohlhabenheit, denen streng das Betreten der heiligen Orte und der Besuch der Bäder verboten war. Er erzählt, daß in ihrer Synagoge ein Teil der Homilie persisch abgesungen und ihr altes Testament hebräisch abgelesen wurde. In ihrer Bibliothek befanden sich 50 Kopien ihrer Heiligen Schrift auf Pergamentrollen.

Ein wenig bekannter buddhistischer Autor des alten China und sein Werk.

Von Hans Haas-Heidelberg.

Im 12. Band des „Archiv für Religionswissenschaft“ (Jahrg. 1909, S. 491—532) habe ich vor Jahresfrist die Übersetzung einer bislang von den Erforschern des Buddhismus unbeachtet gebliebenen kanonischen Schrift veröffentlicht. Auf sie und ihren Autor beziehen sich die nachstehenden Ausführungen, die dem dort dargebotenen interessanten Texte als Einleitung dienen sollen.

Der Text ist eine aus der Unmasse der Schriften, welche zusammen den heiligen Kanon der buddhistischen Kirche in China und in Japan bilden. Die Anlage dieses Schriftenkorpus (in China *san tsang*, in Japan *sanzō* genannt) darf hier als bekannt vorausgesetzt werden¹. Die in Rede stehende Dissertatio gehört der IV. Abteilung desselben an, den sog. Vermischten Schriften (chin. *tsā tsang*, jap. *zōzō* = Sanskr. *samyuktapiṭaka*), der Schriftengruppe, welche die chinesischen Buddhisten dem Tripitaka-Kanon hinzugefügt, diesen durch einige Hunderte von Werken indischer und chinesischer Autoren zu seinem dermaligen Umfang erweiternd. In Nanjios Catalogue ist sie als Nr. 1594 aufgeführt: Yuenzan-lun, „A treatise on the origin of man“ und erscheint als eines der Werke der Unterabteilung Tshz'-thu-ku-shu, Works of „this country“, i. e. China. Wir haben es also nicht mit einer chinesischen Übersetzung eines ursprünglich in Sanskrit geschriebenen Werkes eines indischen Gelehrten, sondern mit einem genuin chinesischen Literaturprodukt zu tun, mit einer Abhandlung, die einen chinesischen Buddhisten zum Verfasser hat.

¹ S. Samuel Beal, *The Buddhist Tripitaka, as it is known in China and Japan. A Catalogue and Compendious Report*. 1876. — Bunyiu Nanjio, *A Catalogue of the Chinese Translation of the Buddhist Tripitaka*. 1883. — M. Anesaki, *The Four Buddhist Āgamas in Chinese*. 1908. — Vgl. auch H. Haas, *Der heilige Kanon des Buddhismus in Japan* (Mitteil. der Deutschen Gesellsch. f. Natur- u. Völkerkunde Ostasiens, Bd. X, Teil 1, S. 79—132).

Wer ist dieser Autor? und was wissen wir von ihm?

Ich darf wohl sagen, er war uns bis jetzt eine unbekannte Größe des Buddhismus. Es werden derer nicht viele sein, denen auch nur sein Name, der Name Tsungmi, bisher je zu Gehör gekommen ist. Jedenfalls habe ich mich umsonst bemüht, in der einschlägigen europäischen Literatur etwas über ihn zu finden. Erst als mir bekannt wurde, daß die japanischen Buddhisten ihn unter dem Namen Shū-mitsu (Sō-mitsu) kennen, erinnerte ich mich, daß eines buddhistischen Lehrers dieses Namens in Ryauon Fujishimas 1889 zu Paris erschienenem Werkchen „Le Bouddhisme Japonais. Doctrines et histoire des douze grandes sectes Bouddhiques du Japon“ kurz Erwähnung geschieht. In der Aufzählung der Patriarchen der Kegon-Sekte steht da p. 62 zu lesen: „Le septième, Kéi-hô-zen-ji (son nom de famille était Ka et son prénom Shû-mitsou) demeura dans le monastère Sô-dô, sur le montagne Shû-nan, et propagea la doctrine.“ Auch Nanjio bietet in seinem verdienstlichen Catalogue in Appendix III (List of the Chinese Authors) nichts weiter als die dürftige Notiz: „Tsuñ-mi, the fifth patriarch of the Hwâ-yen or Āvatamsakaschool. In A. D. 840 or 841 he died in his sixty-second year.“ Indessen verweist er auf zwei chinesische Werke, aus denen Näheres über Tsungmi zu erhalten sei, nämlich auf *Suñ-saṃ-khwaṇ*, fasc. 6, fol. 13a, und *Thui-ki*, fasc. 42, fol. 6b. Beides sind Werke des heutigen chinesischen Kanons, das erstere, Nr. 1495 in Nanjios Catalogue, eine im Jahre 988 von Tsan-ning als Fortsetzung zweier ähnlicher älterer Werke kompilierte Sammlung von Biographien von 533 bzw. 563 hervorragenden Priestern; das zweite, Nr. 1661 bei Nanjio, eine von dem Thien-tai-Priester K'-phân 1269—1271 kompilierte Geschichte des chinesischen Buddhismus.

Was sich diesen Quellen über unseren Autor entnehmen läßt, ist in der Hauptsache das Folgende.



Abb. 8. Chaldäer der Ebene von Ssalmass.



Abb. 9. Judin aus dem westlichen Persien



Abb. 10. Judenkindern aus Hamadân (Zöglinge der dortigen Schule der „Alliance Israélite Universelle“).

Tsungmis Leben fiel in eine der glanzvollsten Epochen der chinesischen Geschichte, in das Zeitalter der T'ang-Dynastie (618—907), unter deren Zepter das Reich seine alte, seit langem verlorene Großmachtstellung wieder gewann und auch das geistige Leben der Nation einen neuen Aufschwung nahm. Im letzten (17.) Regierungsjahre des Kaisers Tai Tsung, 779, wurde er geboren. Es soll ein vornehmes und begütertes Haus gewesen sein, dem er entstammte. So genoß er von Kind auf die Wohltat einer tüchtigen Erziehung. Schon als Knabe war er in den alten Klassikern zu Hause, widmete sich aber daneben frühe auch mit Eifer dem Studium buddhistischer Werke. Wie alle gebildeten Chinesen bereitete er sich für die staatliche Beamtenlaufbahn vor. Sein Leben sollte jedoch unvermutet eine andere Wendung nehmen: 28 Jahre alt entsagte er, buddhistischer Mönch werdend, der Welt. Auf einer Reise, die er im zweiten Jahre der Periode Yüan Ho (807) machte, um eine Anstellung als Steueramtman in einer der Provinzen des Reichs anzutreten, geschah es, daß er einem von einem Priester der kontemplativen Schule Bodhidharmas gehaltenen Vortrage anwohnte, der tiefen Eindruck auf ihn machte. Er bat den Lehrer um weiteren Unterricht und blieb für Jahre dessen Schüler. Tiefere Erkenntnis der Buddhawahrheit ging ihm eines Tages plötzlich auf, als in einer buddhistischen Versammlung im Hause eines Staatsbeamten, zu der er sich mit einer Schar anderer Bonzen begeben hatte, beim Sutra-Rezitieren die Reihe an ihn, der einen der untersten Plätze einnahm, gekommen war. Über dem Lesen seines Textes wurde er innerlich so ergriffen, daß ihm die Tränen herniederrannen. Als er, heimgekehrt zu seinem Meister, von der ihm gekommenen Erleuchtung berichtete, zeigte sich dieser hocherfreut, hielt es aber auch danach nicht für recht, daß ein so viel versprechender Schüler länger in Verborgenheit bei ihm lebte und so sein Licht unter den Scheffel stelle. Vor anderen erschien er ihm tüchtig, die vollkommene, plötzlich zur Erleuchtung führende Wahrheit, die ihm selbst die Buddhas erschlossen, d. i. die Dhyāna-Lehre, weiter zu verbreiten. So schied denn Tsungmi von seinem bisherigen Lehrer, wanderte im Lande umher und machte dabei die Bekanntheit hervorragender Priester, die ihrerseits wie-

der einen Bodhisattva in ihm erkannten. Als ein Beweis für seine ausnehmende Weisheit wird berichtet, daß er einmal in Vertretung eines erkrankten Priesters eine Vorlesung über einen Āvatamsaka-vaipulya-sūtra-Kommentar, das Tā-fān-kwān-fo-hwā-yen-kiñ-shu (Nr. 1589), hielt, ohne vorher Gelegenheit gehabt zu haben, sich selbst mit dem Inhalte dieses Werkes bekannt zu machen. Dem Verfasser dieser Kommentarschrift — es war *Khan-kwān* oder, wie er mit seinem posthumen Namen heißt, *Tshin-liān-tā-sh'*¹, der vierte in der Reihe der chinesischen Patriarchen der Hwā-yen oder Āvatamsaka-Schule — begab er sich nun als Schüler und machte, in der Hauptstadt Ch'ang-ngan, dem heutigen Si-ngan-fu, mit ihm zusammenlebend, unter seiner Leitung weitere Fortschritte in Tugend und philosophischer Einsicht. Daß er schließlich auf dem Kwēi-fān (jap. Keihō), einem der Berge des Tsung nan shan, in der Provinz Shensi seinen Wohnsitz aufschlug, weshalb er auch Kwēi-fān-tāsh' (jap. Keihō Zenji), „der große Lehrer vom Hügel Kwēi-fān“, genannt wird, wurde oben schon gesagt. Hier führte er in der Zurückgezogenheit eines Āranya S'ramana ein beschauliches Leben an derselben Stätte, wo voreinst der berühmte turkestanische Mönch Kumārajīva mit Eifer buddhistische heilige Schriften ins Chinesische übersetzte. Müßig aber ging er auch hier nicht. Nicht nur hochstehende Staatsmänner beehrten seinen Unterricht, selbst der Kaiser Wên Tsung, wird erzählt, der ihm als Auszeichnung das violette Gewand verlieh, ging ihn in der T'ai Ho - Periode (827—835) um religiöse Unterweisung an. Vor allem aber war er schriftstellerisch tätig. Sein Leben brachte er auf 62 Jahre. 34 davon war er als S'ramana ein Glied des Samgha gewesen. Im Tempel sitzend soll er am 6. Tag des 1. Monats des 1. Jahres Hwei Ch'ang, d. i. im Jahre 841, das Zeitliche gesegnet haben.

Von dem originellen Taoisten Chuang-tsze ist erzählt, daß, als derselbe seinem Ende entgegen ging, seine Schüler den Wunsch kundgaben, ihm ein prunkvolles Begräbnis zu bereiten. Er aber habe darauf geantwortet, daß er überhaupt nach keiner Beerdigung verlange; man solle seinen Leichnam einfach, wie man dies im

¹ In Japan Chō-kwan oder Shōryō Daishi genannt.

Ein wenig bekannter buddhistischer Autor des alten China und sein Werk.

ältesten China einst gehalten, aufs Feld werfen. „So dienen dann Himmel und Erde mir als Sarg und Übersarg, die Sonne und den Mond habe ich als die Insignien meiner Würde, Sterne und Gestirnbilder als meine Perlen und Edelgestein, und die gesamte Schöpfung wird es sein, die mein Trauergefolge bildet. Ist damit nicht alles voll zur Hand für mein Leichenbegängnis? Was wollt ihr mehr?“ — „Wir fürchten,“ sagten die Schüler, „Krähen und Aasgeier würden so unseres Meisters Leichnam fressen.“ Worauf Chuang-tsze: „Nun ja, oben werden es die Krähen und die Aasgeier sein, die mich verzehren, drunten werden es die Würmer und Ameisen tun. Wozu die Parteilichkeit, daß ihr mich den einen entzieht, um mich den andern zu gönnen?“¹

Ähnlich wie dieser alte Moralphilosoph wollte auch Tsungmi nicht einmal nach der Väter Brauch begraben sein. Seinen Leib, verlangte er, solle man den Vögeln des Himmels und den Tieren des Feldes als Speise lassen, seine Gebeine aber verbrennen und die Asche verstreuen, und seine Schüler sollten nicht törllich um ihn trauern und sich nutzlos nach ihm sehnen, wenn er von ihnen genommen sein werde. So könnten sie nur in Gefahr geraten, den Dhyāna-Prinzipien untreu zu werden, in denen er sie zu festigen allezeit bestrebt gewesen. — Verständlich, daß die Jünger zuviel Pietät für ihren Meister hatten, um dieser Weisung von ihm zu gehorchen. Nachdem sein Leichnam die vorgeschriebene Zeit nach buddhistischem Rituell aufgebahrt gewesen, wurde er am 13. des nächsten Monats verbrannt. Die Überreste (s'arīra), die, so wird berichtet, vollkommen unversehrt und reinweiß geblieben waren, las man sorgfältig aus der Asche und schloß sie in einen Steinsarg ein, über dem eine Pagode errichtet wurde.

Es war bereits davon die Rede, daß Tsungmi als Priester eine reiche literarische Tätigkeit entfaltet hat. Wie dieselbe in China gewürdigt wurde, dokumentiert am besten die Tatsache, daß sechs Werke von ihm Aufnahme in den Kanon gefunden haben. Außer der Abhandlung, mit der es dieser Aufsatz zu tun hat, werden in

Nanjios Catalogue noch die folgenden Werke von ihm aufgeführt:

- (Nr. 1596) *Ku-hwâ-yen-fâ-kiê-kwân man*, „A commentary on (the treatise about) the meditation on the state of existence, according to the Buddhâvatamsaka-sûtra“. 1 fasciculus. (Der Text, der in dieser Schrift kommentiert wird, hat zum Verfasser den Begründer der Hwâ-yen-Schule des Buddhismus in China, Tu Fâ-shun, gest. 640 in einem Alter von 84 Jahren.)
- (Nr. 1601) *Yü-lân-phan-kiñ-shu*, 'A commentary on the Ullambana-sûtra'. 2 fasciculi.
- (Nr. 1629) *Yuen-kião-kiñ-lião-shu-k'-khão*, „An extract from an abridged or brief commentary on the Pūrṇa-buddha-sûtra“. 30 fasciculi; 10 divisions. The original commentary is said to have been compiled by the same author, but it is not found in this collection.
- (Nr. 1630) *Kin-kân-kiñ-lun-shu-tswân-yão*, „An extract from a commentary on the *Vaṅgrakṣhedikâ-sûtra-sâstra*“. Revised by Tsz'-süen, of the later Suñ dynasty, A. D. 960—1127. 2 fasciculi.
- (Nr. 1647) *Shân-yuen-ku-khüen-tsi-tu-sü*, „A general introduction to a collection of explanations on the origin of Dhyāna or meditation“. 4 fasciculi. —

Keines von diesen Werken war bis jetzt in eine europäische Sprache übersetzt. Das geschätzteste von ihnen ist in China und ganz ebenso oder noch mehr in Japan Yuen-zan-lun, das hier wie dort unbestrittene Autorität bei den Priestern genießt. Welcher Wertschätzung es sich erfreut, ersieht man daraus, daß es bis in die Gegenwart der Kommentierung für wert erachtet wird. In Japan ist erst im Jahre 20. Meiji (1886) ein Kommentar von Ōuchi Seiran, einem gelehrten Laienbuddhisten, erschienen, der eine ganze Reihe von Auflagen in schneller Folge erlebt hat. Mir liegt die 8. Ausgabe vom 38. Jahre Meiji (1904) vor, und ich glaube nicht, daß dies die neueste ist. Schon vor Abfassung dieser populär gehaltenen Erklärung hatte derselbe Autor die Abhandlung einmal, mit erläuternden Kopfnoten versehen, herausgegeben. Ein anderer neuerer japanischer Kommentar in meinem Besitze erschien im 21. Jahre Meiji (1887) von Takarayama Bonshō unter dem Titel Genninron Keimōshō. In der Bunsei-Ära (1818—1829) ver-

¹ S. Sacred Books of the East, vol. XL, p. 212 (James Legges Übers.), und Herbert A. Giles, Chuang Tzu, Mystic, Moralist, and Social Reformer, p. 434 f.

öfentlichte ein Shumon Rishi eine Erklärung, Uyoku (wörtl. „Flügel“, d. i. Hülfe, Krücken o. ä.). Noch immer studiert wird eine alte Erklärungsschrift, deren Verfasser Keikan Shōnin in der Genroku-Ära (1688—1703) das Amt des Erzbischofs (dai-sōjō) des Zōjōji in Tokyo innehatte. Alle diese Werke sind mehr oder weniger abhängig von einem alten chinesischen Kommentar in 3 Faszikeln, den im Jahre 1322 Yen-kiào, ein Priester der Āvatamsaka-Schule, kompiliert hat, ein Werk, das in oder vor 1583 selbst Aufnahme in die IV. Abteilung des chinesischen Kanons gefunden hat.

Was der Abhandlung die Ehre so vielfacher Kommentierung eintrug — und gewiß gibt es der Kommentare mehr als ich selber weiß —, ist, daß sie in gedrängter Kürze und in verhältnismäßig leicht verständlicher Weise das Wesentliche der buddhistischen Lehre darlegt. Der Verfasser nimmt in ökumenischem Sinne seinen Standpunkt geflissentlich über den vielfach weit auseinandergehenden Lehranschauungen der verschiedenen Schulen, in die sich der Buddhismus im Laufe der Geschichte bis in seine Tage gespalten hatte. Gleichwohl ist nicht zu verkennen, daß er selbst in den Anschauungen einer dieser Schulen lebte. Tsungmi war ein Mönch der Shān (= Dhyāna), d. i. der auf Bodhidharma zurückgehenden Kontemplationsschule. Aber die verschiedenen Schulen des Buddhismus verhalten sich auch in China keineswegs ausschließend zueinander. Und so kann ein und derselbe buddhistische Priester zu gleicher Zeit Anhänger oder eine Autorität zweier, dreier, ja, wenn er auf den Ruhmestitel eines Doctor universalis erpicht wäre und das Zeug zu einem solchen hätte, aller Systeme sein. Und so ist auch Tsungmi, obschon ein Dhyāna-Mönch, doch eine Autorität der Hwā-yen-Schule und gilt geradezu als deren siebenter, bzw., wenn man nur die chinesischen Namen zählt, fünfter Patriarch¹.

¹ Die Hauptschrift dieser Sekte ist das Tā-fāi-kwāi-fo-hwā-yen-kiū, d. i. das Mahāvaiṣṭya-buddhāvataṣṭaka-sūtra, in Wirklichkeit eines der späteren Werke des Buddhismus des Mahāyāna, nach Annahme der nördlichen Buddhisten dagegen sozusagen die Inauguralrede des Erleuchteten, die erste Predigt, zu der der Buddha nach Erlangung der Erleuchtung unter dem Bōdhibäume vor unzähligen Mengen von Bodhisattvas und überirdischen Wesen den Mund aufgetan und in der er seine unermeß-

Was ihm den Pinsel zur Abfassung seiner Abhandlung in die Hand gab, war der Wunsch, die Religion, zu der er selber sich bekannte, den gebildeten Nichtbuddhisten gegenüber wissenschaftlich zu verteidigen. Damit ist allbereits gesagt, daß zu der Zeit ihrer Abfassung solche Verteidigung nötig war. Vergegenwärtigen wir uns die Situation, in welcher damals der Buddhismus im Mittelreiche sich befand! Ich glaube, das könnte nicht leicht besser geschehen als durch Betrachtung eines noch heute berühmten gegen den Buddhismus gerichteten Schriftstücks, dessen Entstehung in die Lebenszeit unseres Autors fällt. Es war im Jahre 819 — Tsungmi war vierzig Jahre alt und hatte seit über einem Jahrzehnt bereits die priesterlichen Weihen —, da ließ der Kaiser Hien Tsung (806—820) eine angebliche Buddharelquie, der man die Kraft zutraute, Wunder zu wirken, in feierlicher Prozession von einer Stadt in der Provinz Shensi, wo sie bis dahin aufbewahrt wurde, nach der Residenz überführen, um sie in seinem Palaste aufzustellen. Dies veranlaßte einen hohen Würdenträger, den gefeierten Gelehrten Han Yü oder Han Wen-kung (768—824), dem Kaiser eine Denkschrift zu überreichen, die im wesentlichen folgenden Inhalt hatte:

„Erst seit der Regierung der späteren Han-Dynastie [25—220 n. Chr.] ist die Religion der westlichen Barbaren in das Reich der Mitte eingedrungen; im hohen Altertum bestand sie da noch nicht. Und doch herrschte in jenen fernen Tagen allgemeiner Friede im Reiche, das Volk lebte in Ruhe und Glück und erfreute sich einer langen Lebensdauer, die Herrscher einer vieljährigen Regierung. Nicht der Verehrung Buddhas, von dem man damals im Himmlischen Reiche ja nichts wußte, ist es zuzuschreiben, daß dem also war. Erst unter dem Kaiser Ming-ti [58—75] gab es Buddhismus in China; eben dieser Ming-ti aber durfte auch den Thron nicht länger als achtzehn Jahre innehaben, und nach ihm waren Aufruhr und Verderben an der Tagesordnung,

liche Weisheit, so wie sie ihm selber aufgegangen war, ausbreitete, ohne freilich von den gewöhnlicheren Hörern verstanden zu werden. Ein Resümee dieses umfangreichen Sūtras hat Wassiljew gegeben (Der Buddhismus, seine Dogmen, Geschichte und Literatur, S. 158f. — S. auch Asiatic Researches, vol. XX, p. 401, und Annales du Musée Guimet, vol. II, p. 208).

und keine der einander ablösenden Dynastien hatte langen Bestand. Die Dynastien Sung [420 bis 479], Ts'í [479—502], Liang [502—557], Ch'en [557—588] und Yüan-Wei betrieben den Buddhismus mit immer größerem Eifer, die Lebensdauer der einzelnen Herrscher und die Dauer der Regierungsperioden wurde aber immer kürzer. Kaiser Wu-ti [502—549] der Liang-Dynastie, welcher dreimal die buddhistischen Weihen nahm und ganz nach buddhistischer Vorschrift lebte, regierte allerdings achtundvierzig Jahre; zuletzt aber ist er Hungers gestorben, — so recht ein Beweis, daß wer im Dienste Buddhas sein Heil sucht, nur Unheil zu befahren hat. Als der Kaiser Kao-tsu [618—626], der erste Kaiser der T'ang-Dynastie, die Herrschaft des Hauses Sui [589—618] überkam, zog er die Abschaffung des Buddhismus in Erwägung. Leider kam diese Absicht infolge der Untüchtigkeit seiner Ratgeber nicht zur Ausführung. Der gegenwärtige erhabene Inhaber des Thrones hatte anfangs Hoffnung gegeben, daß er in die Fußtapfen dieses seines Ahnen treten und verwirklichen werde, was dem Gründer seiner Dynastie auszuführen nicht möglich gewesen. Leider ward diese Hoffnung nicht erfüllt. Es mag sein, daß es bis zur Stunde nicht angängig gewesen, mit dem Buddhismus aufzuräumen. Wie aber läßt es sich rechtfertigen, daß man dieser Religion durch Gewährung aller Freiheit geradezu die Wege ebnet zu noch höherer Blüte? Mir ist zu Ohren gekommen, daß Ew. Majestät den Bonzen Befehl gegeben, den Knochen Buddhas aus Feng-siang herbeizuholen, selbst vom Turme aus die Prozession sich angesehen haben, daß die Reliquie in einer Sänfte in den kaiserlichen Palast getragen worden und daß Ew. Majestät noch gar die sämtlichen Tempel angewiesen, dieselbe der Reihe nach zu empfangen, um sie durch Opfer zu ehren. So groß nun auch meine Beschränktheit ist, mir besteht darum doch kein Zweifel, daß Ew. Majestät all das nicht, durch Buddha irregeführt, tun, der Meinung, solcherweise Glück und Heil erleben zu müssen, sondern lediglich, um den Menschen ein Vergnügen zu bereiten, den Wünschen der großen Menge entgegenzukommen, dieses Schauspiel inszeniert haben, dem Residenzvolk zur Kurzweil. Denn wäre es auch nur denkbar, daß ein so weiser und erleuchteter Herrscher wirklich Glau-

ben an dergleichen Dinge haben sollte? Aber das einfältige und unwissende Volk, es ist so leicht betört, so schwer nur zu belehren. Es wird, wenn es Ew. Majestät Verhalten sieht, daraus den Schluß ziehen, daß Ew. Majestät aufrichtigen Herzens Buddha dienen, und männiglich wird sagen: wenn selbst der Himmelssohn, der Weiseste der Weisen, dem Buddha mit ganzem Herzen gläubig dient, wie könnte es uns gemeinem Volke, wo es um Buddha geht, anstehen, unseren Leib und unser Leben wert zu achten? Dann wird es geschehen, daß sie sich das Scheitelhaar versengen und ihre Fingerspitzen anrösten [Bräuche, die bei der Übernahme der Bodhisattvagelübde in China üblich sind oder waren¹], zu Hauf werden sie ihre Gewänder ablegen und von früh bis spät ihr Geld von sich werfen; einer wird den andern anstecken und nur die eine Sorge haben, daß er nur ja nicht hinter den andern zurückbleibe ein Hinwegsetzen über die Gesetze der guten Sitte, das aller Welt Hohn herausfordern muß und jedenfalls nicht leicht zu nehmen ist. Buddha ist ein Barbar des Westens gewesen, ein Mann, der die Sprache des Mittelreichs nicht verstand und Kleider von anderer Machart als dessen Bewohner getragen. Daher auch sein Mund nicht die Lehren der alten Herrscher kündete und sein Körper nicht mit der von jenen vorgeschriebenen Gewandung bekleidet war. Was der Untertan dem Fürsten schuldet, wie der Sohn zum Vater zu stehen hat, all das war ihm fremd. Gesetzt, er wäre noch am Leben und käme etwa als Delegierter seines Königs hierher in die Residenz, um eine Audienz nachzusuchen, Ew. Majestät würde ja wohl geruhen, ihn zu empfangen, ihm aber gewiß nur eine einmalige Audienz in der Halle Sün-cheng gewähren, einmal nur in der Halle zur Bewirtung der Gäste ein Bankett für ihn veranstalten und ihn nur mit einem Anzug beschenken und dann bis zur Grenze geleiten lassen, nimmermehr aber dulden, daß er das Volk irreführte. Wie aber will man es dann rechtfertigen, daß jetzt, wo er doch längst tot ist, sein moderndes Gebein und diese unheilvollen

¹ S. De Groot, *Le Code du Mahâyâna en Chine*, p. 217—231; vgl. p. 50f. (*Brûlure du crâne ou des autres parties du corps, ou même du corps entier*).

Schmutzüberreste ins Innere des Palastes getragen werden? Konfuzius hat gelehrt: „Ehret die Geister und haltet euch fern von ihnen!“ und in alten Zeiten, wenn ein Lehensfürst innerhalb seines Gebietes einen Kondolenzbesuch zu machen hatte, sah er darauf, daß zuvor ein Exorzist mit einem Besen aus Pfirsichreisern alle schlimmen Einflüsse vernichtete, und erst nachdem das geschehen war, trat er ins Haus, um sein Beileid auszudrücken. Hier aber bringt man so mir nichts dir nichts ein modernd schmutzig Ding, und Ew. Majestät lassen sich herunter, in eigener Person sich hinzubegeben, um es in Augenschein zu nehmen, ohne daß man einen Exorzisten vorausgehen läßt, ohne daß man eines Pfirsichbesens sich bedient, und keiner der Minister tut den Mund auf, Ew. Majestät zu sagen, wie unrecht das ist, kein Zensor weist den Mißgriff auf. Wahrlich, Scham erfaßt mich drob, und untertänig flehe ich Ew. Majestät an, diesen Knochen dem Feuer oder Wasser überliefern zu lassen, auf daß er für immer vernichtet, der Ungewißheit, in der alles schwebt, ein Ende gesetzt und einer Irreführung späterer Geschlechter vorgebeugt werde Besitzt Buddha übernatürliche Kraft und ist er mächtig, über irgend jemand Unheil zu verhängen, möge er all sein Verderben über mich kommen lassen, und der Himmel droben soll kein Wort des Murrens darüber von meinen Lippen kommen hören.“

Dieses Dokument, dessen vollen Wortlaut auch in chinesischem Original Prof. De Groot's reichhaltiges Werk *Sectarianism and Religions Persecution in China*, p. 54—59, allgemein zugänglich gemacht hat¹, stellt vor allem zweierlei ins Licht: einmal, welche Macht die buddhistische Religion über die große Masse in China gewonnen hatte, eine Macht, so groß, daß nach der Auslegung des Verfassers selbst der Kaiser in Nachgiebigkeit gegen das Volk klug daran zu tun glaubte, sich den Schein zu geben, als teile er dessen buddhistische Reliquienverehrung; zum andern aber, daß derselbe Buddhismus, dem das Volk anhing, doch auch seine scharfen Gegner hatte, zu deren Wortführer sich eben Han Yü gemacht. Diese Gegnerschaft war das Gelehrtentum, die Klasse der Gebildeten, die, in Konfuzius ihren

Meister verehrend, in konservativer Gesinnung sich durchaus ablehnend gegen den „barbarischen“ Glauben, der ihr Unsinn und Aberglauben war, verhielt, ja seine Ausbreitung im Mittelreich nicht nur als eine Schmach für dieses, sondern geradezu als eine Gefahr für den Staat ansah¹.

Aber neben den Konfuzianern hatte die fremde Lehre noch andere nicht minder heftige Bestreiter. Das waren die Anhänger der anderen inländischen Religion, deren Hauptautorität der mystische Philosoph Laotsze ist. Es war nicht zwar mehr zu Lebzeiten Tsungmis, aber nur wenige Jahre nach seinem Tode, im Jahre 845, daß es dieser Partei gelang, den dem Taoismus ergebenen Kaiser Wu Tsung dazu zu vermögen, eine Verfolgung des Buddhismus zu inszenieren, die darauf aus war, diesen mit Stumpf und Stiel auszurotten. 4600 Klöster und über 40 000 kleinere Klausnersiedeleien (a-lan-jok, = aranyakah) wurden aufgehoben, und 260 500 Mönche und Nonnen mußten in das Weltleben zurückkehren; die Tempelgüter verfielen der Konfiskation, und die heiligen Bronzebilder und Glocken wurden in Gold umgegossen².

Wenn nun auch diese Verfolgung, die sich übrigens in gleicher Weise auch gegen das von den Nestorianern in China gepflanzte Christentum richtete, wie alle früheren nur von kurzer Dauer war und auch in der Zeit der T'ang-Dynastie auf Herrscher, die dem Buddhismus abgeneigt waren, wieder andere folgten, die ihm ebenso ergeben oder doch liberal und tolerant genug waren, ihren Untertanen in Sachen der Religion Freiheit zu gewähren, prekär war die Lage des Buddhismus doch immer, solange die einflußreichen Literaten und die Tao-Gelehrten sich feindlich zu ihm stellten. Mochte immerhin das niedere Volk für den Buddhaglauben gewonnen sein, gesichert konnte dessen Sieg doch

¹ Watters (*Journal of the North-China Branch of the Royal As. Soc.*, vol. VII, p. 172) sagt sicher zuviel, wenn er schreibt: „when all others were renegades from Confucianism, and running after the fashionable heresy imported from India, Yü remained constant, walking in almost solitary sternness in the old path of orthodoxy.“

² Das kaiserliche Edikt, das in solcher Weise über die buddhistische Religion verfügte, wurde auf Betreiben des taoistischen Prälaten Chao Kwei-chen, der das Ohr Wu Tsungs hatte, erlassen. S. J. J. M. de Groot, *Wu Tsung's Persecution of Buddhism*. *Archiv f. Religionsw.* Bd. VII, 1904, S. 157—168.

¹ S. auch Grube, *Gesch. der chines. Lit.*, S. 304—308.

Ein wenig bekannter buddhistischer Autor des alten China und sein Werk.

erst gelten, wenn auch die Gebildeten der Nation sich mit ihm befreundeten. Sie galt es, dem Buddhismus zu gewinnen. Und zu diesem Zweck eben ist Tsungmis Yuen-zan-lun geschrieben.

Es ist ein apologetischer Traktat und als solcher beides zugleich, Kritik der gegnerischen Ansichten und Erweis der Wahrheit der buddhistischen Anschauungen. Aber ließ sich ihm die Wahrheit der Lehre Buddhas gleich nicht nachweisen, ohne daß er zugleich das Ungenügende der konfuzianischen und taoistischen Dogmen aufdeckte, so ist der Verfasser, ein weiser Apologet, andererseits darauf bedacht, seiner Kritik den verwundenden Stachel fernzuhalten. Er tut dies einmal, indem er auch in den Aufstellungen der Konfuzianer und Taoisten Wahrheitselemente erkennt und anerkennt, und dann indem er auch die nach seinem Urteil unvollkommenen, einseitigen, der rechten Tiefe ermangelnden buddhistischen Anschauungen in seine Kritik einbezieht. Apologetische Klugheit zeigt er auch darin, wie er die anerkannten alten Autoritäten des Literatentums seiner Zeit gegen dieses selbst ausspielt, und in der achtungsvollen Weise, in welcher er von jenen spricht, und nicht zuletzt auch in der sicheren Selbstgewißheit, mit der er sich mit seinen wissensstolzen Gegnern mißt¹.

Tsungmis Werk liegt uns im chinesischen Kanon in zwei Relationen vor. Es findet sich da einmal für sich allein und sodann noch einmal zusammen mit der Erklärung, die im Jahre 1322 der chinesische Priester Yuen-kiào zu dem Texte geliefert hat, dem Hwâ-yen-yuen-zan-lun-kiê. In diesem Kommentar ist der Titel der Schrift in fünf Zeichen gegeben: Hwâ-yen-yuen-zan-lun, Abhandlung über den Ursprung des Menschen nach der [Lehre der] Hwâ-yen [-Schule]. Der reine Text trägt dagegen als Titel nur die

¹ Nur nebenbei die Anmerkung, daß auch in Ansehung der vorgebrachten Argumente eine These wie etwa die folgende allgemein aufgestellte unhaltbar ist: „Le christianisme . . . a toujours eu une apologétique; les autres cultes n'en ont pas, ou quand ils ont par hasard essayé d'en créer une et d'imiter sur ce point les docteurs chrétiens, leurs essais ont été si misérables et leurs preuves si faibles, qu'il a fallu les écarter parce qu'elles affaiblissaient au lieu de fortifier la doctrine qu'elles devaient soutenir“ (L'Abbé de Broglie, *Problèmes et Conclusions de l'histoire des religions*. Préface de la 2^e édition).

drei Zeichen Yuen-zan-lun, Abhandlung über den Ursprung des Menschen. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß dies letztere der vom Verfasser selbst gegebene Titel, das Hwâ-yen aber ein späterer Zusatz ist.

Der Titel schon gibt kund, daß Tsungmi sich die Erörterung eines der wichtigsten Denkprobleme zur Aufgabe setzt: Unde homo? „Woher ist dieses Ich-Wesen gekommen und wohin wird es gehen?“ Daß er gerade diese Frage aufgriff, hat vermutlich seine bestimmte Veranlassung. Wir erinnern uns, daß eben zu der Zeit, da Tsungmi Priester war, ein Gelehrter als leidenschaftlicher Verteidiger des Konfuzianismus gegen den Buddhismus auf den Plan trat, der bereits genannte Han Yü, der die Eingabe „Betreffend den Knochen Buddhas“ an den Thron gerichtet hat. Es wäre seltsam, wenn es Tsungmi nicht gelüstet hätte, mit diesem hervorragendsten Gegner, der der indischen Häresie durch seine Schriftstellerei tatsächlich ernststen Abbruch tat, einmal die Klängen zu kreuzen. Nun hat dieser Han Yü unter anderem auch eine Serie von Abhandlungen geschrieben, die zusammen die „Fünf Yuen“ (Fünf Ursprünge oder Ergründungen) genannt werden. Auf einen dieser Essays, eine vor allem gegen den Taoismus gerichtete Streitschrift, betitelt Yuen-tào „Ergründung der Vernunftnorm“, ist Grube in seiner Geschichte der chinesischen Literatur, S. 300 ff., näher eingegangen. T. Watters, von dem wir eine Monographie über Han Yü haben¹, bespricht kurz außer diesem von Grube gewürdigten Essay zwei andere dieser fünf Aufsätze: Yuen-kuei („inquiry into the origin of demons“) und Yuen-hui („examination of the essential of moral criticism“). Kaum weniger geschätzt aber als diese drei Abhandlungen ist in China die vierte, die den Titel Yuen-zan, Ursprung des Menschen trägt. So ist es wohl nicht als bloße, haltlose Vermutung von der Hand zu weisen, wenn ein japanischer Kommentator, Ōuchi Seiran, bemerkt: „Da Kantaishis [so wird Han Yü in Japan gewöhnlich genannt] Schriften in einem klassischen Stil abgefaßt sind, eine mannhafte Sprache führen und so eine höchst interessante Lektüre bilden, wurden sie

¹ *The Life and Works of Han Yü or Han Wen-kung*, Journal of the North-China Branch of the Royal As. Soc., Vol. VII.



Abb. 3. Aus den „Großen Köpfen“ c. 1791, Arashi Ryuzo in Dienerrolle.



Abb. 6. Aus den „Großen Köpfen“, c. 1791; Ichikawa Yebizo (Danjuro V) Hakuyen als Kono Moronao.



Abb. 2. Aus der Folge der Doppelportraits auf blickfarbigen Grund: Nakamura Gwanzo und Nakamura Watanabe (der Dicke und der Dünne) in Dienerrollen.



Abb. 5. Aus der Folge auf hellem Silbergrunde von 1790: Nakayama Tomisaburo und Ichikawa Komazo als Liebespaar.



Abb. 1. Aus den „Großen Köpfen“ c. 1791, Bando Mitsugoro II als Romm

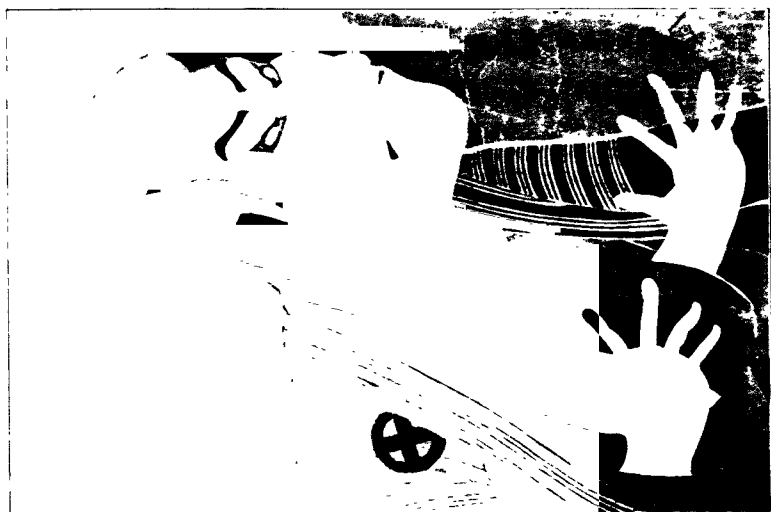


Abb. 4. Aus den „Großen Köpfen“ c. 1791, Otani Kiji als Spion Kudaya?

damals von Gelehrten viel gelesen und fanden großen Beifall. Kantaishi gab Antwort auf die Frage nach dem Woher und Wohin des menschlichen Daseins. Und die Leser nahmen als die wahre Antwort auf diese Frage hin, was er als solche darbot. Da es nun aber eben der Hauptgegner des Buddhismus war, der seine Ansicht also ausgesprochen, richteten manche, wenn ihnen gleich das rechte Verständnis der buddhistischen

Lehre abging, höhnende Angriffe gegen die von der letzteren vertretene Anschauung. Dem Buddhismus wurde von den Gebildeten hart zugesetzt. Um nun zu zeigen, daß Kantaishis Anschauung vom Ursprung des Menschen dem großen Problem durchaus nicht auf den Grund geht, machte sich der Verfasser [Shū-mitsu] an die Behandlung desselben Themas und gab also auch seiner Schrift den Titel Genninron [= Yuen-zan-lun].“

Sharaku-Probleme.

Ein Kapitel zur Geschichte des japanischen Farbholzschnittes.

Von Julius Kurth-Berlin.

Mit 6 Abbildungen auf 1 Tafel (XIV).

Die Geringschätzung, mit der das neugeschaffene Japan auf die sittliche Versumpfung der Tokugawa-Epoche herabblickte, hat keins ihrer Erzeugnisse so hart und so ungerecht getroffen wie den Meisterholzschnitt. Obwohl zur Zeit seiner höchsten Blüte im 18. Jahrhundert seine Kunst durchaus ernst genommen und der zeitgenössischen Malerei, besonders der Ukiyoe-Schule, gleichgeachtet wurde, verdächtigte man in der neuen Ära seine ästhetischen Werte; obwohl seine Meister großenteils aus den besten Kreisen stammten, ja eine ganze Reihe dem Adel und dem Offiziersstande angehörte, versuchte man nachträglich ihre soziale Stellung zu der Klasse von Bohémiens oder gar zum Range der verachteten Schauspielerkaste herabzudrücken. Daß er Menschliches und allzu Menschliches dargestellt und tatsächlich seine jetzt so verhaßte Zeit widergespiegelt hatte, konnte man ihm nicht vergessen, und daß schon in seiner Hauptepoche wiederholt Regierungsedikte gegen bestimmte Gruppen von Holzschnitten herausgegeben wurden, war nur Wasser auf die Mühle seiner Verächter. Nicht seinem Heimatlande gebührt der Ruhm, ihn als Kunstfaktor entdeckt zu haben, sondern dem Westen, besonders den feinsinnigen Arbeiten Edmond de Goncourts.

Es dürfte wohl auch dem fanatischsten Nachbeter chinesischer Kunstidole nicht beifallen, den enormen ethnographischen und völkerpsychologi-

schen Wert der Holzschnitte zu leugnen. Ein illustriertes Geschichtswerk über die Tokugawazeit ist ohne Reproduktionen derselben gar nicht denkbar. Daß in ihnen den chinesischen Traditionen gegenüber ein rein japanischer Nationalismus den höchsten Triumph feierte, ist schon intensiverer Kennerschaft vorbehalten. Immerhin bleibt auffallend, daß die ältesten europäischen Sammler weder durch das eine noch durch das andere, sondern tatsächlich durch die Schönheit der Kunst gereizt worden sind, jene eigenartigen Blätter aufzuspeichern.

Den Japanern war das zunächst unverständlich. Ihr nationales Empfinden blickte auch in der Kunst auf Zeiten zurück, in denen der Mikado noch nicht von den gewaltigen Reichsmarschällen, den Shogunen, in den Dämmergrund mystischer Halbgöttlichkeit zurückgedrängt und zur politischen Null gemacht worden war. Erst Europa und Amerika haben ihren Blick für den vernachlässigten Kunstzweig geschärft, und urplötzlich schießen in Japan Bücher und Zeitschriften aus der Erde, die ihm allein gewidmet sind. Man könnte den Verdacht haben, daß Geschäftsspekulation mit im Spiele sei, denn die Preise der Holzschnitte sind in den letzten fünfzehn Jahren ins Phantastische getrieben worden. Das ist aber nicht der Fall, wie wir bald zeigen werden. Schon das tüchtige fachmännische Können jener Autoren, wenn es auch an deutsche

Methode noch nicht heranreichen kann, und die Kostbarkeit der zahlreichen Reproduktionen sprechen dagegen.

Es entbehrt nicht leiser Komik, daß zur selben Zeit, wo man in Japan mit ernster Wertschätzung des Holzschnittes begann, von gewissen westlichen Autoren aus wieder ein Sturm gegen ihn unternommen wurde. Er legt sich vielleicht dann wieder ganz, wenn das japanische Urteil erst völlig gefestigt ist. Auch darin liegt leise Komik, daß man uns gegen unsern Geschmack nötigen möchte, nur darum etwas für minderwertig zu halten, weil es im Lande seiner Geburt zu bestimmten Zeiten nicht anerkannt worden ist.

Es wurde den Bewohnern des Libelleneilandes keineswegs leicht, ihre Vorurteile sofort aufzugeben. Japanische Religion ist in erster Linie Patriotismus und Nationalgefühl, und da man einmal auch die Kunst durch diese Brille betrachtet hatte, konnte man sich schwer entschließen, eine Zeit vaterländischen Tiefganges mit Liebe anzusehen. Wie es in der Kunstgeschichte eine Tradition der Beliebtheit gibt, die sogar bei schwächlichen Werken nicht leicht auszurotten ist, so gibt es auch eine Tradition der Unbeliebtheit, die sich als noch zäher erweist. Wäre das geweckte Interesse Japans am Holzschnitt vorwiegend finanzieller Natur gewesen, so hätte es besonders einen Meister kultiviert, den europäischsten und universalsten von allen, Katsushika Hokusai; eben dieser war im kauflustigen Westen am bekanntesten und beliebtesten. Aber noch heute können sich viele Japankreise mit diesem großen Plebejer nicht anfreunden. In Fachwerken gesteht man ihm zwar seinen wohlverdienten Ruhm zu, aber das alte Mißtrauen gegen diesen genialen Umwälzer geheiligter Kunsttraditionen ist noch immer nicht ganz zum Schweigen gebracht.

Es gab aber einen Meister, über den auch holzschnittbegeisterte Fachmänner in Ostasien den Kopf schütteln, und den wir Europäer umgekehrt für einen der größten, wenn nicht den größten Meister halten, einen Mann, den der Haß seiner Zeitgenossen zugrunde richtete, einen Märtyrer seiner starken Auffassung, den feindselige Einseitigkeit bis über sein unbekanntes Grab hinaus verfolgt: Toshusai Sharaku.

Auch der Westen hat ihn erst allmählich erfaßt. Daß ihn Edward Strange noch in der

Neuaufgabe seiner „Japanese Illustration“ von 1904 nur im Vorwort, und zwar mit sieben Zeilen, abtut, ist nur eines der vielen Kuriosa dieses Werkes. Ernster klingt es, wenn W. v. Seidlitz in seiner „Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes“ (1897) schreibt: „In bezug auf die Beurteilung dieses Künstlers stellt sich Fenollosa in vollkommenen Gegensatz zu den Pariser Sammlern, indem er ihn gleich Anderson, der meint, Sharaku habe unrichtiger als irgendeiner seiner Zeitgenossen gezeichnet, als gemein und abstoßend schildert . . . Bedenkt man, wie wunderbar gerade dieser Künstler bei den Pariser Sammlern und besonders beim Grafen Camondo vertreten ist, so kann man sich freilich des Verdachtes nicht erwehren, daß hierbei etwas wie Neid mitspreche.“ Sicher hat von Seidlitz' besonnenes Urteil viel dazu beigetragen, daß man dem Sharaku endlich seinen wohlverdienten Lorbeerkrantz gab, und Peter Jessen steht gelegentlich einer Holzschnittaussstellung im Berliner Kgl. Kunstgewerbemuseum im Jahre 1905 nicht an zu behaupten: „Wie er die eckige, mürrische Gebärde ausdrückt, wie er den Pinsel führt zu eigensinnigen Linien, wie er Verkürzungen und Überschneidungen zeichnet und dadurch selbst Raumtiefe zu schaffen weiß, wie er die Stoffe gliedert und seine satten Farbenkontraste wählt, das alles zeigt eine männliche Kraft, ein inneres Feuer, wie es der japanische Holzschnitt sonst nicht kennt. Man könnte ihn den Donatello dieser Kunstart nennen.“

Schon die märchenhaften Preise von Sharaku-Blättern zeigen, daß er heute im Westen als anerkannte Größe gilt. Ja, seine Blätter sind die teuersten. Erst ganz neuerdings macht ihm der seltene primitive Kwaigetsudo in dieser Beziehung etwas Konkurrenz.

Nur die Japaner bleiben in ihrem Hasse vorderhand noch konservativ. Seit diesem Jahre erscheint dort drüben die reich ausgestattete Monatsschrift „Konohana“, die ausschließlich den Holzschnittmeistern gewidmet ist. In ihrem Maiheft, das eine ganz reizende Reproduktion des vielgeschmähten Meisters wiedergibt, findet sich trotzdem der Passus: „Wir können nicht verstehen, warum Ausländer so viel Geld für seine Silbergrundblätter bezahlen, und wir lieben es nicht, einen so hohen Preis für ihn auszugeben.“

Es genügt uns völlig, die Faksimilereproduktionen seiner Blätter aus dem Verlage Sakaikokodo in Tokyo zu besitzen.“

Ich habe es unternommen, nachdem ich bereits den Utamaro (Leipzig 1907, F. A. Brockhaus) und Harunobu (München 1910, R. Piper & Co.) einer wissenschaftlichen Studie zu unterziehen versucht, in meinem demnächst bei R. Piper & Co. in München erscheinenden „Sharaku“ eine umfangreichere, mit mehr als 90 Bildern ausgestattete Monographie dieses Meisters zu geben. Dies Unternehmen wird zunächst denen überraschend vorkommen, die aus dem Spärlichen, das bisher über Sharaku veröffentlicht worden ist, die Leitsätze entnommen haben, daß man über seinen Lebenslauf im Gegensatz zu anderen Meistern so gut wie nichts wisse, daß er nur ein, höchstens zwei Jahre gewirkt und wegen allgemeinen Unwillens gegen seinen krassen Naturalismus den Pinsel weggeworfen habe, und daß endlich die wenigen Blätter, die er geschaffen, außerordentlich selten seien. Ich habe nachgewiesen, daß wir über seine Lebensschicksale ebenso orientiert sind wie über die der meisten seiner bedeutenderen Kollegen, ja, daß wir über den berühmten Torii IV Kiyonaga, den „Klassiker“ des Meisterholzschnittes, weniger wissen. Ich habe nach umfassenden Studien japanischer Quellen und aus datierten Blättern gezeigt, daß er nicht ein oder zwei, sondern mindestens neun Jahre tätig gewesen ist und sich von 1790 bis 1794 großer Beliebtheit erfreut habe, daß schon jetzt mehr als 120 Blätter in mindestens zwölf Serien bekannt seien, und daß fortwährend neue gefunden werden, summa summarum, daß das äußere Bild des Mannes und seiner Werke ein wesentlich anderes sei, als man bisher annahm.

Die Kernfrage liegt auf einem anderen Gebiete: Sind wir berechtigt, diesem Eigenmenschen, nachdem wir sein Leben und Schaffen und die Phasen seiner Kunstentwicklung rekonstruiert haben, einen solchen Platz in der Weltkunst einzuräumen, daß er eine größere Monographie und einen größeren Kreis von Bewunderern verdient? Ich bejahe diese Frage durchaus!

Hat die Lyrik des Meisterholzschnittes in den glühenden Tinten und den naiven Formen des Farbenträumers Harunobu, die Epik in den feinsinnigen, gewissenhaften, bei aller Vornehmheit

und Eleganz unermüdlich plaudernden Erzeugnissen des Minamoto Utamaro ihren Höhepunkt erreicht, so bilden des Sharaku gewaltige Schauspielerporträts den Gipfel der Dramatik, und zwar der tragischen. Nicht der Bühnenpomp jener verachteten Sippe der Volksmimen reizte ihn. Er selbst stand als ehemaliger hoffähiger No-Spieler geistig und sozial weit über dieser Gesellschaft, auf die er mit unverhohlener Geringschätzung herabsah. Ihm blickten durch Schminke, Heldenfrisur und Prachtgewand die grinsende Gemeinheit, die gefährlichen Instinkte des Tieres im Menschen, Habsucht, Zynismus und Verblödung der ganzen Kaste hindurch, und mit Honoré Daumiers monumentalem Hohne, schließlich mit James Ensors grausiger Satire hat er seine Modelle wiedergegeben. Keiner seiner zahlreichen Genossen, die gleich ihm die Mimen von Yedo abbildeten, hat mit so wenigen Strichen, mit äußerlich so geringen zeichnerischen Mitteln eine solche Hölle fürchterlicher Menschlichkeit heraufbeschworen. Die von den Volksmassen bewunderten und verhätschelten Schauspieler wandelt er in eine Schar losgelassener grimmer Dämonen. Er nimmt vom Adler die krallende Gier, vom Frosche die breite Aufgeblasenheit, vom plumpen Wasserbüffel die böartige Beschränktheit, um sie diesen unheimlichen Köpfen einzuhauchen.

Zahllose Parallelen mit anderen Meistern beweisen, wie gut er trotz allem die Bildnisse jener Kerle getroffen hat. Nur bei zwei Serien habe ich bisher gedruckte Namensbeischriften gefunden: weder sie, noch die Wappen der Mimen sind notwendig, um die Dargestellten sofort zu erkennen!

Das war sein Neues, daß er gegen die übliche Heroenauffassung, die mehr auf die Rollen als auf ihre Repräsentanten blickte, das Menschliche als Hauptproblem betrachtete. Und da menschliche Leidenschaften, Laster und Schwächen auf dem ganzen Erdball und zu allen Zeiten dieselben sind, erhebt sich seine Kunst über das Japanisch-Nationale weit hinaus zum Universalismus. Wer den Daumier versteht, versteht auch den Sharaku. Daß er seiner Zeit um ein Jahrhundert voraus war, daß er heute mit Freuden auf der Sezession begrüßt werden würde, war seine einzigartige Größe und sein Unter-

Sharaku-Probleme.

gang. Wie er schuf, konnte er nur zum Märtyrer werden.

Nicht daß er sofort der fertige Sharaku gewesen wäre, als den man ihn gern dargestellt hat! Mit großer Klarheit läßt sich sein Entwicklungsgang verfolgen. Nach zahlreichen Blättern in kleinerem Formate, die den Übermut des Anfängers zeigen, verblüfft er im Jahre 1790 seine Kollegen durch eine Serie von Doppelfiguren in märchenhaft prächtigen Farben auf blasser Silbergründe und schafft damit die Schule der Silbergrundmeister. Utamaro, Nagayoshi, Toyokuni I, ja der vornehme Hofmaler Hosoda Yeishi folgen sofort seinen Bahnen. Etwa vier Jahre später erscheinen seine 24 „großen Köpfe“, das monumentalste Porträtwerk, das Japan besitzt, auf düsterem Metallgrunde, die gewaltigen Figuren der berühmten Ronin-Tragödie darstellend. Das Publikum nimmt sie so begeistert auf, daß sie als Fächerblätter getragen werden. In dieser Zeit ist Sharaku der Schauspielerbildner als solcher. Toyokuni I, der fast auf dem Höhepunkt seines Ruhmes stand, Kunimasa, Shunyei versuchen ihn nachzuahmen. Aber mit diesem Werk zündet sich Sharaku sein eigenes Haus an! Daß er sie grotesk und fürchterlich darstellte, konnten die reklamelüsternen Mimen vergeben. Daß man aber begann, über sie zu lachen, reizte sie zu höchstem Grimme. Als sie der Meister in einer Reihe mit je zwei Brustbildern auf bleiglanzfarbigem Grunde als wahrhaft satanische Gesellen schilderte, da war sein Untergang besiegelt. Das Volk ging zu seinen alten Lieblingen über, Sharaku war eine gefallene Größe, der berühmteste Verleger von Yedo, der fast alle seine Werke herausgegeben, veröffentlichte von ihm nichts mehr.

Einen ergreifenden Rehabilitierungsversuch machte der Vereinsamte: Unter falschem Namen, da sein Name verhaßt war, ohne Verlagsmarke, da kein Verleger das Risiko übernommen haben würde, in wenigen schlichten Tönen, da die kostbareren Farben und Metalle zu teuer waren, gab er noch eine Reihe großer Köpfe heraus. Er wollte beweisen, daß er das Schöne ebenso beherrschte wie das Häßliche, und diese melancholischen, in ihren Darstellungsmitteln weit über japanische Formensprache hinausgehenden Gesichter sind die idealsten Schauspielerporträts geworden, die der Meisterholzschnitt besitzt.

Es war zu spät. Toyokuni und sein bester Schüler lenkten in einem Werke, zu dem der berühmte Utamaro zwei Titelblätter zeichnete —, auf dem zweiten die abgelegten Geräte eines No-Spielers!! — wieder in die alte, volksbeliebte Richtung ein, und obgleich Sharakus Geist noch jahrzehntelang die Formen der Schauspielerzeichner befruchtete, obgleich kein Darsteller dieses Kunstzweiges mehr bei ihm vorübergehen konnte, er selbst war tot. Seine monumentale Größe ist von seinen Nachahmern nicht erreicht worden. Charakteristisch aber für den damals beginnenden Verfall der Holzschnittkunst ist es, daß sie mit blutrünstiger Begeisterung seinen Hang für das Grausige übernahmen und bis zur fürchterlichsten Verzerrung trieben. Trotz jener „Hinter-treppenkunst“ blickt immer wieder die erbarmungslose Menschlichkeitsauffassung des toten Meisters durch die zahllosen Erzeugnisse seiner Nachäffer.

Mancherlei Anzeichen deuten darauf hin, daß Sharaku bald nach jenem schönsten seiner Werke gestorben ist.

Das Sharaku-Problem ist eins der interessantesten der gesamten Holzschnittkunst. Unsere neuen Auffassungen der Ästhetik ermöglichten seine Lösung. In seinem Leben dagegen wird vieles unklar bleiben. Ob sich noch Urkunden werden entdecken lassen, ist zweifelhaft. Wir werden wohl immer auf seine Werke selbst und auf die japanischen Kompendien über die Ukiyomeister angewiesen bleiben. Viel Licht könnten No-Spieler-Listen mit biographischen Daten geben; ich habe aber bisher noch keine gefunden. Auch sein Grab, dessen Denkmal manches verraten hätte, dürfte verschollen bleiben; es muß schon damals unbekannt gewesen sein, sonst hätten die alten Quellen, die gern die Inschriften der Epitaphien wiedergeben, etwas davon berichtet.

Um so klarer ist sein künstlerisches Lebensbild geworden. Es ist das eines Märtyrers, der an seinen eigenen Problemen zugrunde geht, und mit aufrichtiger Trauer sehen wir in ihm einen Stern erlöschen, der trotz japanisch-chinesischer Engherzigkeit an unserem heutigen Kunsthimmel zu den Sternen erster Größe gezählt werden muß.

Anmerkung: Die auf Tafel XIV veröffentlichten Blätter entstammen einer in Tokyo zur Versteigerung gelangten Sammlung. Die Photographien hat Herr Vorwald (Firma Rex & Co., Berlin) freundlichst für mich aufnehmen lassen.



Abb. 1



Abb. 2.

Die Teppichausstellung in der König-Karl-Halle des Landesgewerbe-Museums zu Stuttgart.

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

I.

Die Ausstellungen von orientalischen Teppichen zu Wien 1891, Stuttgart 1909 und München 1910.

Mit 2 Abbildungen auf 1 Tafel (XV).

Es war vor etwa 40 Jahren, als der Vertreter einer in Manchester ansässigen Schweizer Firma das „schwere Risiko“ auf sich nahm, auf seinen Handelsreisen in Persien gegen buntbedruckte baumwollene Tücher alte persische Teppiche in Umtausch anzunehmen. Werden sie denn auch Abnehmer finden, diese abgetretenen, schmutzigen, von den Eingeborenen selbst schmähsch verkannten Gewebe? War denn nicht das Interesse für sie im Abendlande vollständig erloschen? Ja, gewiß. Und schüchtern tastend mußte daher ihr Handel versucht werden. Hatten die Perser diese Gegenstände mehr weggeworfen als verkauft, so konnten sie ja auch um eine Kleinigkeit wieder abgegeben werden. Um fabelhaft niedrige Preise wanderten die heute auf Hunderttausende, ja Millionen geschätzten Werke der hohen persischen Webekunst in die Hände unserer Händler und von da in Museen und Paläste oder zu kunstsinnigen Privatpersonen. Anstelle vieler nur ein drastisches Beispiel, das von W. Bode in seinem Buch „Vorderasiatische Knüpfteppiche“ veröffentlicht wird. Es handelt sich um den berühmten Jagdteppich im Besitze der Baroness Adolph Rothschild in Paris, der vor etwa 33 Jahren aus der Hand des Marchese Torrigiani in Florenz um ganze 150 Frs. an den Antiquar Stefano Bardini überging, der ihn um 30000 Frs. nach Paris verkaufte. „Heute würde er fast das zehnfache dieses Preises wert sein,“ setzte Bode dazu. Zehn Jahre später war es schon anders. Zur Würdigung dieser Kunstwerke hat aber nichts soviel beigetragen, als die so verdienstvolle Ausstellung altorientalischer Teppiche im österreichischen Handelsmuseum in Wien 1891, bei welcher schon alle wichtigen Typen vertreten und übersichtlich geordnet waren. Bis dahin war es fast unmöglich gewesen, einen Überblick über die einzelnen Arten zu gewinnen, weil jede Möglichkeit zu Vergleichen fehlte. Der Katalog dieser Wiener Ausstellung bildet heute noch eine wertvolle Fundgrube, und jene Männer, welche ihn bearbeiteten, A. v. Scala, Alois Riegl, Dr. Polak, E. v. Kuczynski, v. Rakowski u. a. erwarben sich bleibende Verdienste. Den einzelnen Gegenständen wurden treffliche Erläuterungen gewidmet; sie wurden mit allen Hinweisen auf die Besonderheiten der Musterung und Webart versehen, und überdies waren dem Katalog viele gute Abbildungen von bleibendem Wert beigegeben.

Der Nutzen der Wiener Ausstellung zeigte sich bald, auch in rein praktischer Hinsicht, zunächst besonders darin, daß die moderne Teppicherzeugung der ganzen Welt unvergleichliche und unersetzliche Anregungen aus ihr empfing, so daß selbst im Orient und zwar hauptsächlich in den unter europäischer Leitung stehenden Faktoreien Indiens

nach den alten Originalen zu arbeiten begonnen wurde, die in Wien ausgestellt und in dem großen Werk „Altorientalische Teppiche, herausgegeben vom K. K. österreichischen Museum für Kunst und Industrie 1892/96“ in recht kostbaren Tafeln veröffentlicht worden waren. Die Wirkung der Ausstellung zeigte sich aber auch in der rasch zunehmenden Nachfrage nach Orientteppichen überhaupt, so daß in den folgenden Jahren immer größere Mengen morgenländischer Kleinteppiche aus den betreffenden Gebieten aufzukaufen und auf den europäischen Markt zu bringen waren.

Die Küstenländer des kaspischen Meeres, dann Turkestan und Kleinasien, wo in den Händen der Eingeborenen, von Generation zu Generation sich ansammelnd, ungeheuer reiche Bestände lagen, wurden durch die nach Beute ausgesandten Händler erschlossen und leider nur zu bald auch erschöpft. Alle diese Teppiche ruhten in ihrer Gesamterscheinung noch auf der alten, gediegenen, wenn auch verflachten, so doch durch Jahrhunderte hindurch nie unterbrochenen Tradition. So besaßen sie noch alle die bekannten Vorzüge des besten Materials, echter, natürlicher Färbung und sorgfältigster Arbeit. Sie waren mit einem Worte noch Kunstwerke. Jahrzehnte lang hätte der unglaubliche Reichtum dieser Fundgruben für die europäischen Kunstbedürfnisse noch vorhalten können, aber mehr und mehr erwuchs auch in Amerika eine Liebhaberei für sie, die schon nach wenigen Jahren zur wilden Nachfrage anschwell. Da begann denn eine wahre Plünderung bis in die entlegensten Gebiete des Orients hinein und mit Jammer im Herzen mußte der Eingeweihte zusehen, wie die unersetzlichen Früchte einer alten, gesunden und unwiederbringlichen Kunstkultur um des Mammons willen in alle Welt zerstreut wurden.

Daß die Geschäftswelt unter dem Anreiz eines solchen Begehrens Mittel und Wege fand, um die lebende Bevölkerung in den verschiedenen Produktionszentren zu neuen Anstrengungen anzuregen, ist nicht zu verwundern. Die Erzeugung von Orientteppichen steigerte sich denn auch von Jahr zu Jahr, aber was in früheren Zeiten für den eigenen Bedarf mit einer Hingabe, die keine Rücksicht auf den Zeitaufwand zu nehmen hatte, gewebt wurde, mußte nun für den abendländischen Markt billig und immer billiger hergestellt werden. Dazu kam der verderbliche Einfluß unserer Teerfarbenindustrie, und so begann diese ganze Industrie in ihrem inneren Werte zu sinken. Auch bezüglich der Musterungen wurde durch die Einfuhr europäischer Gedanken eine heillose Verwirrung angerichtet. Die alten Modelle waren weggegeben und vergessen, und an ihre Stelle trat die Hilflosigkeit des heranwachsenden Geschlechts. Einsichtsvolle Händler des Abendlandes sahen die Dinge kommen und bereiteten sich zur Abhilfe vor. Es mußte vor allem ein Schatz alter typischer Originale angesammelt werden, um auf seinem Grunde den Weberinnen die vergessenen Muster in Gestalt von gemalten Patronen in die Hand geben zu können, was erfolgte

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

reich von einsichtsvollen Teppichimporteuren ins Werk gesetzt wurde.

Eine erfolgreiche größere Veranstaltung auf dem Gebiete der Teppichkunde erwuchs erst wieder im vorigen Jahr und zwar auf Veranlassung der Württembergischen Regierung. Es war die „Ausstellung altorientalischer Teppiche 1909 im Landesgewerbemuseum zu Stuttgart.“ Geboten werden sollte durch diese Ausstellung in der Hauptsache nur der populär gewordene orientalische Kleinteppich, dessen Reize und kunstgeschichtliche Bedeutung jedoch in wissenschaftlichen Kreisen noch nicht genügend gewürdigt sind.

Das Gesamtmaterial wurde in 4 Hauptabteilungen zusammengefaßt, in eine persische, kleinasiatische, zentralasiatische und kaukasische. Die meisten, jedenfalls die wichtigsten Teppiche wurden auf besonders konstruierten, schrägen, pultartigen, mit dunklem Stoff bespannten Flächen aufgelegt, damit sie bei dem fast senkrecht einfallenden, reichen Oberlicht nicht nur die volle Pracht ihrer Farben offenbaren, sondern auch alle Einzelheiten ihrer Muster zum bequemen Studium darbieten konnten¹. Es darf diese Art zur Richtschnur empfohlen werden. Das Aufhängen orientalischer Teppiche an senkrechten Wandflächen mit ihrem Mangel gesunden Lichtes ist zu verwerfen. Sie sind von Haus aus Bodenbeläge, keine Wandbehänge und können nur in voller, reicher Bestrahlung von oben herab den Zauber ihres Kolorits und den zarten Duft des glänzend gewordenen Materials, sowie den Reiz ihrer Patina enthüllen. Ein reich illustrierter Katalog lieferte die Hinweise zum Verständnis der Gruppierung wie der wichtigsten Werte im einzelnen der meist aus dem 18. und 19. Jahrhundert stammenden kleinasiatischen, kaukasischen, persischen und zentralasiatischen Kleinteppiche. Ein beigegebenes Landkärtchen gab, ähnlich wie s. Zt. im Wiener Katalog, alle wichtigen Produktionsorte der alten Teppichwelt an. Durch äußerst lehrreiche schematische Darstellungen wurde der lange Weg des Niederganges in der Zeichnung von der alten, hohen, persischen Überlieferung aus dem 16. Jahrhundert herunter bis zu den bäurisch empfundenen Mustern der Nomaden- und Hirtenvölker gezeigt. Wenn auch das Stuttgarter Material der großen Wiener Teppichausstellung notgedrungenenerweise nachstehen mußte — den Hauptstock bot die alle Abkünfte umfassende reiche Sammlung von Karl Hopf, Stuttgart — und von manchem der Vergleich mit den ältesten noch erhaltenen Erzeugnissen der orientalischen Knüpfkunst des 16. Jahrhunderts vielleicht vermißt wurde, so entstand doch durch die ganze Geschlossenheit dieser, alle dekorativen Nebenrücksichten vermeidenden Ausstellung, die durch die architektonisch prächtigen und lichtfreudigen Räume der Stuttgarter König-Karls-halle erheblich unterstützt wurde, eine überaus schöne, geradezu feierliche Gesamtwirkung.

Nach diesem Rückblick auf die beiden früheren Ausstellungen wenden wir uns zur Besprechung der Teppichdarbietung in der „Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst“ in München 1910. Der in Tageszeitungen und Prospekten entwickelte, weit ausgreifende Plan, der ihr zugrunde gelegt wurde, mußte allseitiges

¹ vgl. die Abbildungen auf Tafel XV.

Interesse an dieser Veranstaltung wachrufen. Freilich schien es zweifelhaft, ob in der kurzen Zeit von einigen Monaten das verheißene riesengroße Material beigebracht und geordnet werden konnte. Offenbar ist nun auch tatsächlich diese Frist viel zu kurz gewesen, denn manches, was wir erwarten durften, blieb aus¹. Der Besucher wird sich des Eindruckes nicht erwehren, als ob die Räume für das zusammengebrachte Material viel zu weitläufig sind.

Ferner, wie die Ausstellung der Teppiche dem Beschauer sich bietet, entsteht nur selten ein Eindruck von Geschlossenheit. Es war wohl kein glücklicher Gedanke, die zur Verfügung gestellten, von Haus aus sehr hellen Räume mit künstlichen Einbauten zu versehen, die das Licht rauben und dem Ganzen den Eindruck geben, als ob eine gerade vorhanden gewesene Gelegenheit, die Unterkonstruktion einer Kaserne, benützt worden wäre. Man wollte einen orientalischen Eindruck erzielen und schuf, in voller Verkennung der originalen Verhältnisse, eine barbarische Architektur. Die Wände versah man mit Kellenbewurf, der zwar zum Teil noch geglättet wurde, in der Hauptsache aber bestehen blieb. Dem Sachkenner edler Gewebe geht ein Gruseln durch die Nerven, wenn er die kostbaren Teppiche, gebrechliche Altertümer, direkt auf rauh verputztem Mauerwerk aufgehängt sieht!

Zu dem Mangel an geschlossener Darbietung kommt noch, daß eine Gruppierung nach Abkunft und Zeit, wie sie zum Studium zweckmäßig gewesen wäre, unterblieb, und daß der erst Mitte Juli — drei Monate nach der Eröffnung — ausgegebene, nicht sonderlich sorgfältig gearbeitete² wissenschaftliche Katalog leider nicht ersetzen kann, was an Übersichtlichkeit und guter Gliederung vermißt wird. Die zusammengebrachten Teppiche, in geeigneten, wenn auch schlicht gehaltenen, so doch würdig ausgestatteten, mit reichlichem Licht versehenen Räumen geboten, hätten bei entsprechender Anordnung in München den Eindruck von imponierender Fülle, ja von Reichtum und Festlichkeit, wie er im richtigen Verhältnis zu dem Stoff gewesen wäre, unstreitig erzielt. Hier hat offenbar der spezifisch münchenerische Dekorationssinn ein ungeeignetes Feld seiner Betätigung gefunden.

Was nun das ausgestellte Teppichmaterial anbelangt, so ist dasselbe ebenso mannigfaltig wie instruktiv. Die im Katalog gegebene Übersicht, bei der allerdings manche Versehen zu verbessern wären³, zeigt:

Persischer Jagdteppich. Eigentum S. M. des Kaisers von Österreich,

Persische Tierteppiche (Katalognummer 2—24),

Persische Baumteppiche (25—28),

Teppiche mit Herat-Muster (29—41),

Persische Teppiche mit ornamentalen Blumenranken, sogen.

Vasenteppiche (42—58),

Persische Gartenteppiche (59—60),

Persische Gebetsteppiche (61—64),

¹ So fehlen u. a. die Prachtteppiche des Londoner Victoria Albert-Museums.

² Alle Samarkandteppiche sind unter „Kleinasien“ gestellt!? Die Bemerkungen über die Technik der Teppichfabrikate — ein Moment, wichtiger wie das der Farbe — sind recht dürftig.

³ Nr. 161 (den türkischen Teppichen eingereiht), ist wohl ein Mäschhäd; 166, 167, 170 stammen nicht aus der Türkei, sondern aus Samarkand; 173 ist aus Issfahän und nicht aus Indien u. a. m.

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

Persische geknüpfte Seidenteppiche mit Metallfäden, sogen. Polenteppiche (65—81),

Persische gewirkte Seidenteppiche mit Metallfäden, sogen. Polenteppiche (82—91),

Armenische Teppiche (92—104),

Ältere kleinasiatische Teppiche, sogen. Uschak-Teppiche und kleinasiatische Gebetsteppiche (105—136),

Kleinasiatische Teppiche mit gelbem, geometrischem Muster auf rotem Grund (137—142),

Kleinasiatische Teppiche mit weißem Grund und geometrischem Muster, sogen. Vogelteppiche (143—153),

Türkische Teppiche mit Blumenmuster in Seide oder Angora-Wolle, wahrscheinlich aus einer Hof-Manufaktur (154—165),

Türkische Teppiche mit geometrischem Muster in Seide oder Angora-Wolle, sogen. Damaskus-Teppiche (166—171),

Indische Teppiche (172—186),

Spanische Teppiche (187—193),

Polnische Teppiche (194—195).

Verhehlen darf man freilich nicht, daß im ganzen genommen gegenüber der Wiener Ausstellung kein erhebliches Mehr geboten wird und die meisten und wertvollsten Teppiche daselbst schon anno 1891 zu sehen waren. Unter den in München ausgestellten Teppichen findet sich keine Erscheinung, die uns mit einem neuen Gedanken dieser Spezialkunst bekannt macht, eine neue bisher nicht gesehene Abkunft zeigt und unseren Formenschatz bereichert. Das eigentlich Neue, z. B. die Teppiche des Sultans, erhebt sich kaum über den Durchschnitt. Aber für den Kunsthistoriker, den Sammler, sowie besonders auch für den kaufmännischen Fachmann und für den farbandurstigen Künstler ist es jedoch hohe Belehrung und erhebender Genuß, sonst schwer zugängliche Stücke wie den Jagdteppich des Kaisers von Österreich, Schätze des Konstantinopler Ottomanischen Museums, der „Spanisch Art Galleries“, des Czartoryski Museums in Krakau vor Augen zu haben und vom Herrlichsten, was die Webekunst des Ostens erzeugt hat, eine solche Fülle beisammen zu sehen.

Die ältesten und reichsten Stücke beruhen ganz und gar auf der phantasievollen Formenwelt der altpersischen Handschriftmalereien, in welche eine große Anzahl chinesischer Gedanken übernommen und zu den reizvollsten Kombinationen mit den eigenen persischen verschmolzen war. In demselben Maß, in welchem die Teppichkunst von ihren Höhen des 16. Jahrhunderts heruntersteigt durch Zeiten, Länder und Völker hindurch, verwandelt sich ihre freie, einbildungsreiche, rein malerische Musterung und nimmt mehr und mehr schematischen, dem Zweck und der Technik angepaßten Charakter an, bis sie endlich unter den kulturell herabgestiegenen Völkerhorden Kurdistans, Turkestans und des Kaukasus bis zur Unkenntlichkeit entartet. Leider können diese für die Geschichte der orientalischen Teppichkunst interessanten Ausläufer in der Ausstellung zu keinem Vergleich herangezogen werden. Uns erscheint es als ein Mangel, daß die ganze große Gruppe der zentralasiatischen, Buchara-, Chiwa-, Jomud- usw. Teppiche, mit ihrer so vornehmen Gesamterscheinung und höchst feinen, bewunderungswerten, nirgends und zu keiner Zeit übertroffenen Technik, wie auch die populären und

überaus anziehenden alten Teppiche des Kaukasus und Kurdistans gar nicht oder so viel wie nicht vertreten sind. Die Ausstellungsleitung, die „Meisterwerke“ bieten wollte, hat offenbar den wissenschaftlich wohl zu rechtfertigenden Gesichtspunkt verfolgt, kein Erzeugnis aufzunehmen, dessen Entstehungszeit unter das Ende des 17. Jahrhunderts herabgeht. Die genannten Gruppen mußten also ausgeschlossen werden. Dabei nimmt aber Wunder, daß bedauerlicherweise eine Reihe viel jüngerer minderwertiger Stücke, selbst solche aus dem 19. Jahrhundert, Eingang fanden.

Die Teppichausstellung 1910 in München ist bezüglich des dargebotenen Materials von hoch einzuschätzendem Wert und dazu geschaffen, uns wiederum mit Hochachtung für die morgenländische Handwerkskunst zu erfüllen und zugleich mit Dankbarkeit für alles das, was unser eigener abendländischer Kunstfleiß durch Jahrhunderte hindurch wie aus einem ewig frischen, nie versiegenden Brunnquell an befruchtender und immer wieder neu belebender Anregung aus dem Orient gezogen hat. Vor allem auch wird sie Anlaß und Stoff zu weiteren, fruchtbringenden Forschungen und Veröffentlichungen bieten und auch unserer Industrie nützliche Winke geben. Von der technischen und dekorativen Anordnung jedoch werden die Teppichkenner unbefriedigt sein. Für spätere Veranstaltungen ähnlicher Art gibt die Münchener Ausstellung, was die Teppiche betrifft, beherzigenswerte Lehren negativer Natur.
C.

Die Ausstellung islamischer Buchkunst im Kunstgewerbemuseum zu Berlin

(Februar bis April 1910)

vereinigte zum ersten Male Erzeugnisse der Buchillumination, Miniaturmalerei und Einbandkunst der mohammedanischen Länder aus Berliner öffentlichem und privatem Besitz. Vertreter waren die K. Bibliothek, die Indische Abteilung des K. Museums für Völkerkunde, die Islamische Abteilung des Kaiser Friedrich-Museums, die Bibliothek des K. Kunstgewerbemuseums, die Sammlungen F. Sarre, W. Schulz, Frhr. von Oppenheim, K. Zander und die Kunsthandlung Glenk. Der glückliche Gedanke, auch die Manuskriptfunde unserer Turfan-Expeditionen in diesem Zusammenhange zu zeigen, gab Gelegenheit, die Beziehungen der mongolisch-persischen Miniaturkunst in ihren Anfängen mit den manichäischen Buchmalereien Ost-Turkistans bzw. deren Ausläufern zu studieren. Leider fehlte die entsprechende Vergleichsgruppe der aus byzantinischen Vorbildern erwachsenen mesopotamisch-syrischen Manuskripte des 12. bis 13. Jahrhunderts, die mit dem Eindringen der ostasiatischen Formenwelt verschwinden. Einen besonders guten Überblick gewann man über die persischen und indischen Techniken. Mit verhältnismäßig wenigen, aber immerhin charakteristischen Beispielen waren Ägypten und das Maghreb, sowie die kufische Periode vertreten. Die Türkei trat, wie das bei unseren mangelhaften Kenntnissen von der Abgrenzung dieser Schule nach Persien und Ägypten hin erklärlich ist, nicht sehr prägnant hervor.

Man war jedenfalls erstaunt, daß sich allein aus Berliner Besitz ein so klares Bild von diesem auch weitere

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

Kreise interessierenden Gebiete der mohammedanischen Kunst bieten ließ. Besondere Beachtung und lebhaften Beifall fand die Veranstaltung in den Kreisen der Berliner Künstler und Kunsthandwerker.

Der Katalog, mit knappen Einleitungen und kurzen Beschreibungen, erschien in zwei Auflagen. K.

Ausstellung chinesischer Gemälde im Britischen Museum.

Unsere Schätzung asiatischer Kunst hat in den letzten Jahren eine neue Vertiefung und Verbreiterung erfahren, dadurch, daß zum ersten Male größeren Kreisen Proben alter chinesischer Malerei vor Augen geführt werden konnten. Mit Erstaunen sah man hier eine völlig neue künstlerische Welt sich auftun, neben der die vor einigen Jahrzehnten mit so viel Entzücken begrüßte japanische Malerei vollkommen verblaßte; zeigte sich doch, daß wir in dieser nur die Ableitung, in China aber die Quellen vor uns haben. Diese Erkenntnis konnte außerhalb engster Kennerkreise gar nicht gewonnen werden, da bisher nur sehr wenige gute chinesische Malereien nach Europa gekommen waren. Porzellan, Bronzen, Schnitzereien u. dgl. sind von uns seit Jahrhunderten gesammelt worden, für den Wert der chinesischen Malerei, in der die Chinesen selbst wie auch ihre, diese Leistungen bewundernden Schüler, die Japaner, die höchste Leistung chinesischen künstlerischen Geistes sehen, hatte kaum jemand bisher ein Auge gehabt. Die große Gelegenheit von 1900/01 zum Erwerb solcher Stücke ist von den meisten in China damals kriegerisch vertretenen Nationen, vor allem aber von Deutschland, so gut wie ganz unbenutzt geblieben. Ein um so größeres künstlerisches Aufsehen machte im Winter 1908/9 die von der Kgl. Akademie der Künste in Berlin veranstaltete Ausstellung von 230 Nummern aus der von Frau Olga Julia Wegener, der Gattin des Forschungsreisenden Dr. Georg Wegener, während der Jahre 1906/8 in China zusammengebrachten Sammlung altchinesischer Gemälde.

In diesem Frühjahr hat das Britische Museum in London 150 Stück daraus erworben. Diese Neuerwerbung ist jetzt, zugleich mit dem übrigen Besitz des Museums an chinesischen Gemälden, zum ersten Male öffentlich ausgestellt und findet dort eine womöglich noch größere Bewunderung. Die großen Tageszeitungen widmeten der als künstlerisches Ereignis bezeichneten Veranstaltung eigene Artikel, in denen auch die Genugtuung zum Ausdruck kam, daß es gelungen ist, diese Schätze England zu sichern.

Im Augustheft des „Burlington Magazine“ beginnt der ausgezeichnete Expert des Museums für ostasiatische Kunst Laurence Binyon eine sehr feine Charakteristik der Erwerbung. Er schreibt u. a.: „Die Wegener-Sammlung enthält weder viele Gemälde der frühesten klassischen Perioden, noch beansprucht sie, solche zu enthalten, das kann man von keiner Sammlung erwarten; aber die wenigen alten Gemälde umschließen Werke von außerordentlichem Interesse. Das kleine Pony von Han Kan, obwohl schwer beschädigt, muß als eines der bemerkenswertesten Stücke

der Sammlung zählen. Mit einem Ausdruck von außerordentlicher Entlegenheit, doch voll von ungebändigtem Leben, scheint das Tier den Beschauer von der Höhe unbekannter Zeitalter aus anzublicken... Mit dem Bilde der beiden Gänse von einem unbekannten Meister, befinden wir uns in einer Welt vollkommen gereifter Kunst, wo es keine Zugeständnisse mehr für Unterschiede der Rasse oder des Ideals gibt... Wer immer dies Bild gemalt hat, war einer der großen Meister des früheren Teils der Sung-Periode (10.—13. Jahrhundert)... Zur Zeit der Sung-Dynastie hatte sich die Buddhistische Inspiration mit den mystischen Gedanken Lao-the's vereinigt, eine Kunst ins Leben zu rufen, die, obwohl nicht länger auf gottesdienstliche Gegenstände beschränkt, einen Geist der Religiosität atmet. Kein bloßer Naturalismus könnte ein Gemälde wie dies hervorgebracht haben, das in seinen Elementen so einfach und doch in seiner Grundstimmung so tief ist. Es kann mit Recht als ein glänzendes Dekorationsstück gepriesen werden; es kann mit der gleichen Berechtigung gepriesen werden wegen seiner feinen Beobachtung der Natur. Aber das Geheimnis seiner Wirkung liegt tiefer als jede dieser beiden Auffassungen. Mit was für Mitteln läßt es uns die verborgene Energie in den Nacken der Vögel, die Schwimmkraft ihrer Formen auf dem Wasser fühlen, und über all dem der tiefe Sinn des Geheimnisvollen, das in allem Lebendigen ist?... Es bedarf keiner Einweihung in asiatische Gedankenwege oder künstlerischer Gesichtspunkte, um ein Gemälde wie dies zu schätzen, das einen universellen Charakter hat und ohne Mißklang zwischen die Meisterwerke jeder Kunst gestellt werden kann. Dies Gemälde allein würde der Wegener-Sammlung einen hohen Rang anweisen“ usf.

So beklagenswert es ist, daß ein so großer und bedeutender Teil der Wegenerschen Sammlung unserem eigenen Lande verloren ging, so dürfen wir doch betonen, daß es dem selbständigen künstlerischen Feingefühl und dem Geschick einer deutschen Frau vorbehalten blieb, zu einer neuen Ära einer allgemeinen Schätzung einer großen Kunst des Ostens beizutragen. S.

* * *

Frankreich. Im Louvre fand vom Mai d. J. ab eine „Ausstellung altindischer Kunstwerke (Gemälde, Keramik, Bronzen, Holzschnitzereien)“ statt, die von dem Forschungsreisenden Paul Pelliot zusammengebracht worden waren.

England. Ende Juni wurde in der Londoner Gallery Patterson (Old Bond Street) eine Ausstellung von „Early Persian and Chinese Pottery, Persian Miniatures and Chinese Kakemono“ eröffnet. — Im Westen Londons, in der „White City“ war im vor drei Jahren begründeten Ausstellungspark, der mit zahlreichen weißen Pavillons und kleinen Palästen bebaut ist und auch die gefeierte franko-britische Ausstellung barg, in diesem Sommer eine „Japanisch-Britische Ausstellung“ arrangiert. Im Kunstpalast zeigte sich eine außerordentlich feinsinnig, zum Teil in Japan selbst zusammengebrachte Sammlung altjapanischer Kunst, wie sie in ähnlicher Vollständigkeit bis her in Europa nicht geboten wurde.

Kleine Mitteilungen.*

Bildungswesen im Orient.

Höhere Schulen in der Türkei. Auf Anregung des türkischen Kammerpräsidenten Ahmed Riza hat sich mit Unterstützung der Regierung ein Komitee gebildet, um eine höhere Mädchenschule in Konstantinopel zu begründen. Dasselbe setzt sich aus den höchsten Beamten der verschiedenen Ministerien und aus einflussreichen gebildeten Privatleuten zusammen. Ohne Zweifel wird es dem Komitee bald gelingen, durch Subskription und andere Mittel die erforderlichen Summen zusammenzubringen. Gleichzeitig hat die französische Kolonie in Konstantinopel eine Eingabe mit zahlreichen Unterschriften ihrer hervorragendsten Angehörigen an den Gesandten Bompard um Schaffung eines direkt von der französischen Universität abhängenden Lyzeums gerichtet. „Dies Universitätslyzeum würde die Vollendung, die natürliche Krönung des französischen Schulwerks in der Levante sein; es würde dazu beitragen, die französischen Ideen auszubreiten, ohne eine gefährliche Konkurrenz für die freien Unternehmungen aller Art, die an demselben Werk arbeiten, zu bedeuten.“ Es würde vor allem „unseren teuren ottomanischen Mitbürgern dienen, denen das Französische zur zweiten Muttersprache geworden ist“. Selbstverständlich geht dieser Plan von der „Mission Laïque“ aus, deren Präsident, Aulard, sich in beredten Aufsätzen und Aufrufen dieses „patriotischen und nützlichen“ Unternehmens annimmt. Das geplante Lyzeum würde außerdem die wertvolle Unterstützung der eben begründeten „Office nationale des universités et des grandes écoles françaises“ erhalten, das, nach dem Programm seines Vorsitzenden Paul Dechanel, den doppelten Zweck hat: 1. die jungen Fremden über das geistige Leben Frankreichs zu unterrichten sowie ihnen die Mittel anzugeben, wie sie sich mit diesem bekannt machen und in der französischen Stadt, die sie für ihre Studien gewählt haben, ein materiell zuträgliches und gesundes Leben führen können; 2. es soll im Auslande französische Zirkel und Bibliotheken schaffen, französische Professoren zum Unterricht in der französischen Sprache statt fremder Lehrer besorgen, endlich eine ständige Nachforschung anstellen, um sich über den Stand des französischen Einflusses Rechenschaft zu geben und alles zu tun, was erforderlich ist, um diesen aufrecht zu erhalten oder zu entfalten. Es bedarf nicht erst des Hinweises, welchen gewaltigen Fortschritt die Ausbreitung der französischen Kultur im Auslande, speziell in der Türkei, unter der Protektion dieses, von den französischen Universitäten selbst begonnenen Werkes gewinnen muß.

Aber auch England beginnt, auf kulturellem Gebiete gegenwärtig erneute Anstrengungen zu machen. Der englische Gesandte in Konstantinopel, Sir Gerald

Lowther, veröffentlicht an der Spitze der „Times“ einen Aufruf mit der Bitte um Gaben für eine englische Schule in Konstantinopel, für die die türkische Regierung bereits den Platz zur Verfügung gestellt habe. Die „Times“ begründet die Notwendigkeit eines solchen Schulunternehmens vom Standpunkte des Handels aus und setzt auseinander, daß die Entfaltung des englischen Handels in der Türkei davon abhängt, daß kaufmännische Agenten, die die englische Sprache kennen, vorhanden sind. Eine englische Schule sei vor allem imstande, solche heranzubilden.

Was hat Deutschland bisher in der europäischen und asiatischen Türkei auf dem Gebiete des Unterrichts geleistet und welche Maßnahmen hat es getroffen, um unter den Verhältnissen, wie sie in der „Neuen Türkei“ augenblicklich vorliegen, an den überall sich rührenden kulturellen Arbeiten und Plänen als mitschaffend aufzutreten? Eine von Dr. Hugo Grothe anlässlich seiner Studienreise durch Vorderasien zusammengestellte Übersicht („Die zivilisatorische und humanitäre Arbeit der einzelnen Nationen in der asiatischen Türkei“, Anhang zu „Zur Natur und Wirtschaft in Vorderasien“, I. „Persien“. Angewandte Geographie III, 11) läßt deutlich erkennen, wie Deutschland auf diesem Felde hinter Amerikanern, Engländern, Franzosen, Italienern zurücksteht. Die deutsche Reichsregierung hat eine großzügige Unterstützung ähnlicher kultureller Pläne noch nicht zu erkennen gegeben. Aber auch die deutschen Akademien und die deutschen Universitäten stehen bisher im Gegensatz zu England und Frankreich gänzlich abseits von solcher weittragender kultureller Tätigkeit. Die Errichtung einer „deutschen Hochschule“ in der Türkei (ähnlich der Universität St. Joseph in Beirut und dem Presbyterian College am gleichen Orte mit besonderer Pflege der medizinischen Fakultät, aber unter Ausschluß des religiösen Charakters) wäre ein Unternehmen, das glänzende Früchte tragen könnte, sowohl für die Wissenschaft wie für Hebung der Allgemeinbildung in der Türkei. Gerade türkische, (jüngst auch armenische Kreise, die unlängst Adana als Sitz einer solchen Hochschule empfahlen), haben seit Jahren ihre Verwunderung darüber ausgesprochen, daß Deutschland, das doch so bedeutende Sympathien in der Türkei genoß, sich so wenig rührig in dieser Hinsicht zeigte. Im Frühjahr 1909 bildete sich ein „Deutsches Vorderasienkomitee“, das die Absicht hat, sich behufs Aufklärung über die zu leistende kulturelle Arbeit im vorderen Orient und zwecks Beschaffungen von Mitteln für dieselbe sich an weiteste Kreise Deutschlands zu wenden¹. Hoffen wir, daß nach englischem und französischem Beispiel auch von offizieller Seite diesen Plänen tatkräftige Hilfe geleistet wird. Über die vorgesehene

¹ Vgl. auch den Aufsatz von Martin Hartmann „Deutschland und der Islam“ im Heft 1 der begrüßenswerten neuen Zeitschrift „Der Islam“.

* Zu den in Heft 2 einzureihenden Rubriken „Forschungsreisen im Orient“, „Orientkunde an den deutschen Hochschulen“ und „Deutschtum im Orient“ erbitten wir Beiträge aus den Kreisen der Mitarbeiter.
Der Herausgeber.

Kleine Mitteilungen.

Schöpfung von „Deutschen Vorderasienbibliotheken“ in Teheran, Bagdad, Aleppo und Adana gibt der auf S. 53 abgedruckte Aufruf nähere Auskünfte. Beitritte zum „Deutschen Vorderasienkomitee“ können beim Herausgeber des „Orientalischen Archivs“ angemeldet werden. Gr.

Eine mohammedanische Universität in Konstantinopel. Arabische Zeitungen Kairos berichten, daß sich ägyptische Ulemas wegen Gründung einer großen mohammedanischen Universität in Konstantinopel an den Scheich ul Islâm gewandt haben. Das Programm dieser Universität soll umfangreicher sein als das der ägyptischen Azhar-Universität. Die Kosten sollen durch Sammlungen in allen mohammedanischen Ländern aufgebracht werden. Diese Meldung aus Kairo verdient selbst dann besondere Beachtung, wenn man die Bittsteller auch nicht gerade zu den Kreisen rechnen will, die für die Wissenschaften der Kulturländer schwärmen. Ihre Beweggründe zu der Forderung liegen zweifellos auch mehr auf politischem als auf wissenschaftlichem Gebiete. Dem großen Gedanken aber, der in der Errichtung einer Universität in Konstantinopel verborgen liegt, vermag dies keinen Abbruch zu tun. Denn die Hauptsache ist eben, daß der Gedanke überhaupt verwirklicht wird. Die Entwicklung wird dann von selbst einen Gang nehmen, der vielleicht nicht ganz nach dem Wunsch der Geistlichkeit ist, aber zweifellos für die Türken von tiefgehender Wirkung sein muß.

Es ist kein Zufall, daß gerade von Ägypten aus die Forderung erhoben wird. Zu den Reformen, welche die nationalistischen Ägypter verlangen, gehört die Einrichtung einer Universität. Vor einigen Jahren hat die „Universität“ Kairo ihr tausendjähriges Jubiläum gefeiert. Es ist die berühmteste aller mohammedanischen Universitäten und zugleich die älteste Universität der Welt. Es ist eine theologische Hochschule und bildet das geistige Zentrum der jüngsten der drei großen Weltreligionen, des Islâm. Aber eine Universität in unserem Sinne ist es nicht. Die Universität El-Azhar in Kairo wurde im Jahre 988 von dem Kalifen El-Aziz gegründet, und bis auf diesen Tag ist ihr oberster Leiter, der Scheich El-Azhar, stets nur aus der Nachkommenschaft des Propheten gewählt worden. Mit der Würde des Kanzlers der Universität verbindet er die des kirchlichen Oberhauptes aller mohammedanischen Ägypter. In der ältesten Moschee Kairos, in El-Azhar, ist der Sitz dieser Universität; der Gebetsraum der Moschee ist zugleich der Hörsaal. Die Professuren werden nicht nach Gunst und Einfluß verliehen — ja, sie werden nicht einmal vom Zufall der Examina abhängig gemacht. Jeder unbescholtene Mann, der Gott im Herzen trägt und sich berufen fühlt zu lehren, braucht sich nur um den „Lehrstuhl“ zu bewerben, und schon ist er ihm bewilligt. Freilich sieht so ein Lehrstuhl anders aus als in unseren Hörsälen, und die Hörsäle sind ebenfalls sehr viel anders geartet. In dem riesigen Säulenhof von El-Azhar wird jedem Lehrenden eine Säule zugewiesen. Dort sitzt er mit untergeschlagenen Beinen auf der Matte und „lehrt“. Je nach der Weisheit, die er kündet, sammeln sich um ihn viele oder wenige Hörer,

und sie entrichten ihm ein Honorar, das sich nach ihrem eigenen Vermögen und nicht nach einem festen Tarif richtet. Als Unterrichtsgegenstände kommen aber lediglich Religions- und Rechtswissenschaften, also die Auslegung des Korans, in Betracht, sowie Rhetorik, Grammatik und Logik. Die Studenten stammen aus allen Ländern des Islâms und stehen meist in reiferem Lebensalter. Es sind alles angehende Geistliche. Da der Islâm eine Scheidung zwischen kirchlichen und staatlichen Ämtern nicht kennt, so bedarf es auch nicht der verschiedenen Fakultäten. Zwar ist vor zwei Jahren die Modernisierung dieser Universität eingeleitet — seitdem führt sie auch den offiziellen Titel „Ägyptische Universität“ — und dieser Akt höchst feierlich in Gegenwart des Khediven begangen worden, aber es scheint, als ob damit die Erwartungen der Nationalisten nicht erfüllt worden sind. Das Verbot des Unterrichtsministeriums an die Studenten der Rechtswissenschaften und der Medizin, sich mit Politik zu befassen, führte zu einem großen Studentenstreik und zu Straßenkundgebungen, die mit der Niederlegung des Rektorats durch den damaligen Rektor und mit strengen polizeilichen Maßnahmen gegen die Studenten endeten.

Zweifellos ist diese Beschränkung die Ursache der jetzigen Forderung einer mohammedanischen Universität in Konstantinopel. Man will aus Kairo heraus, wo das englische Regiment nicht allein alle politischen Regungen unterdrückt, sondern wo auch die Entwicklung der Universität nicht in der gewünschten Richtung vor sich geht. In Konstantinopel, der staatlichen Metropole des Islâms, soll eine Universität mit einem umfangreicheren Programm als das der ägyptischen Universität errichtet werden. Damit würde der Sitz der panislamitischen Bewegung von Kairo nach Konstantinopel verlegt werden, aber Konstantinopel auch der Mittelpunkt des geistigen Lebens des Islâms werden. Ob die erstere Zugabe den Jungtürken sonderlich angenehm wäre, bleibe dahingestellt, sicher aber müßte sie die Aussicht reizen, Konstantinopel zum geistigen Imperium der Mohammedaner zu erheben, nachdem es als Chalifenstadt bereits Sitz der weltlichen Herrschaft des Islâms ist.

Mekka das Herz des Islâms, Konstantinopel der Kopf. Es erscheint als ein politisches Gebot, daß die Türkei die mohammedanische Universität nach Konstantinopel verlegt. Allerdings werden sich da manche Schwierigkeiten ergeben, die aber bei gutem Willen in der Erkenntnis der Tragweite der Neugründung überwunden werden müssen. Auf dem Programm der Jungtürken steht die Forderung, daß der Hochschulunterricht nur in türkischer Sprache erfolgen darf. Wenn man aber Kennern der türkischen Sprache Glauben schenken darf, so ist dies ein Verlangen, das vor den Anforderungen der Praxis nicht standhalten kann. Für einen wissenschaftlichen Unterricht soll die türkische Sprache überhaupt nicht ausreichen, da ihr eine Unzahl von Begriffswörtern fehlt. Philosophie und Psychologie, Physik oder Chemie in türkischer Sprache zu lehren, sei einfach ausgeschlossen, wie schon daraus hervorgehe, daß die Türken bisher für wissenschaftliche Zwecke stets das Arabische heranziehen. Damit wird

natürlich das Studium für die Türkei selber erschwert, aber schließlich hat man sich ja auch auf unseren Universitäten in früheren Zeiten des Lateinischen als Gelehrtensprache bedient. Eine Schande für die Türken also wäre es keineswegs, wenn sie dem Arabischen an ihrer Universität den Platz einräumten, den einst das Lateinische bei uns hatte.

Nachdem einmal die Anregung einer mohammedanischen Universität in Konstantinopel erfolgt ist, darf man gespannt sein, welche Stellung man in der Türkei dazu einnimmt. Vom Standpunkte des geistigen Fortschrittes kann man den Gedanken nur begrüßen, da anzunehmen ist, daß die Universität Konstantinopel nicht allein auf eine theologische Fakultät beschränkt bleiben würde, sondern daß man ihr zum mindesten eine medizinische und juristische angliedern würde, die, mit tüchtigen Lehrern besetzt, jenes neue Wissen in die Türkei tragen würden, welches zu einer Erweckung der schlummernden geistigen Kräfte unbedingt erforderlich ist.

In die Zeit von Preußens Wiedergeburt vor hundert Jahren fiel die Gründung der Universität Berlin. Es muß daher als ein bemerkenswertes Zeichen betrachtet werden, daß sich Strömungen geltend machen zugunsten der Errichtung einer Universität in Konstantinopel. Zweifellos wäre es ein Ereignis von weittragender Bedeutung, wenn diese Bestrebungen von Erfolg gekrönt sein würden. Drang nach Bildung und Freiheitsgeist sind von jeher demselben Boden entsprossen. Eine mohammedanische Alma mater, die den abendländischen Wissenschaften ihre Pforten öffnet, würde Konstantinopel zum geistigen Mittelpunkt des Islams erheben und die Krönung des Befreiungswerkes bilden. O. F.

Ägypten. An der Universität Berlin promovierte im letzten Semester der arabische Scheich Hamed Waly von der Azhar-Universität in Kairo zum Doctor medicinae. Es ist dies der erste Fall, daß an der Berliner Universität ein gelehrter Araber die akademischen Ehren erlangte. Die Dissertation hat zum Gegenstand „Drei Kapitel aus der Arztgeschichte des Ibn Abi Osaibi“ und behandelt das Leben und die Werke dieses einst hochgeschätzten arabischen Arztes und Gelehrten des 13. Jahrhunderts. Hamed Waly entstammt einer alten scherifischen Gelehrtenfamilie. Sein Vater, Scheich Hussein Waly, ist Professor an der Azhar-Moschee und an der ägyptischen Khedivial-Schule zu Kairo. Der junge Gelehrte ist von der ägyptischen Regierung zum Sanitätsinspektor ernannt worden.

* * *

Die ägyptische Azhar-Hochschule hat beschlossen, den Scheich Enani zum Studium der semitischen Philologie im Wintersemester 1910/11 an die Universität Berlin zu entsenden. Es ist bemerkenswert, daß diese Anstalt, die älteste Universität überhaupt und zugleich die besuchteste (etwa 10000 Hörer und 319 Dozenten), um dem Unterricht eine wissenschaftliche Grundlage nach europäischem Maßstab auf dem Gebiete der orientalischen Sprach- und Literaturforschung zu geben, einen der Ihrigen auf eine deutsche Universität beordert.

* * *

Prof. Dr. Enno Littmann-Straßburg wird im kommenden Universitätsjahr (1. Nov. bis Juni) infolge an ihn ergangener Aufforderung an der unter der Präsidentschaft des Prinzen Ahmed Fuad stehenden, von jungägyptischer Seite unterstützten, vor 1 $\frac{1}{2}$ Jahren begründeten „Université Égyptienne“ in Kairo über „Philologie des langues Sémitiques“ lesen. Im vorigen Winter hatte Prof. Nallino an demselben Institut über arabische Astronomie Vorlesungen gehalten.

China. Die chinesische Jugend ist in den letzten Jahren unstreitig vom lebhaften Wunsch nach höherer moderner Bildung erfüllt, und die chinesische Regierung hat ihr Auge auf die Reformierung des Schulwesens geworfen. Den Kindern der reichsten Familien des Landes stehen die Hochschulen Europas offen; die Söhne des Mittelstandes wenden sich zu den Universitäten Japans. Jüngst keimte der Gedanke, eine nationale Hochschule in China selbst zu schaffen und sie mit modernen Lehrmethoden und Hilfsmitteln auszustatten. Im Herzen des Reiches, in Hankau, ist die Anlage der ersten chinesischen Universität geplant. In Erkenntnis dessen, daß die alte Kultur Chinas die Grundlage für die zu leistende Bildungsarbeit bieten muß, sind in den Lehrplänen Vorlesungen über altchinesische Kultur in systematischer Folge solchen über die modernen exakten Wissenschaften angereiht. Es ist eine unbestrittene Tatsache, daß der Chinese vermöge seiner natürlichen Anlagen zum ernstesten, zuverlässigen und fleißigen Arbeiter auf dem praktischen wie wissenschaftlichen Gebiete befähigt ist. Die neue Universität dürfte also ihren Segen stiften. Ob jedoch, infolge gegenseitiger inniger Durchdringung konfutseanischer und westlicher Moralphilosophie, wie einige Kreise hoffen, neue Kulturwerte entstehen, dürfte fraglich sein. Die englischen Hochschulen von Oxford und Cambridge haben durch mannige Anregungen auf die Durchführung dieses Unternehmens des jungen China Einfluß genommen. Es wäre wünschenswert, daß auch deutsche wissenschaftliche Institute tatkräftiges Interesse an der Regenierung des chinesischen Unterrichtswesens bekunden.

Museen.

Neugründungen. Neuerwerbungen. Persönliches.

Das „Museum für ostasiatische Kunst“, das die Stadt Köln ins Leben rufen wird, findet seinen Grundstock in den Sammlungen des Prof. Dr. Adolf Fischer (Malereien, Skulpturen, Elfenbeinschnitzereien, Porzellan, Waffen u. a. m.), die dieser gelegentlich mehrerer Reisen in Ostasien zusammengebracht hat. Ein Teil derselben geht hinsichtlich ihres Alters bis ins zweite vorchristliche Jahrtausend zurück. Adolf Fischer hatte ursprünglich im Einverständnis mit dem Kultusministerium den Plan zu einem Museum für ostasiatische Kunst in Kiel ausgearbeitet. Der Plan erwies sich aber für Kiel als undurchführbar, und so faßten Kunstfreunde Kölns den Plan, die Sammlung Fischers zu erwerben. Es ist mit Fischer ein Vertrag abgeschlossen worden, wonach

Kleine Mitteilungen.

die Sammlung in das Eigentum der Stadt übergeht. Fischer erhält eine jährliche Rente von 6500 Mark, zu deren Zahlung die Stadt sich so lange verpflichtet, als Fischer oder seine Frau lebt. Für den Bau des Museums zahlt Fischer an die Stadt 100000 Mark, wofür die Stadt wiederum eine jährliche Leibrente von 5000 Mark zahlt. Die Stadt baut für 300000 Mark ein Museum, im Anschluß an das Museum für die Schnützensche Sammlung. Mit dem Bau ist bereits begonnen worden. Das Museum für ostasiatische Kunst in Köln wird als selbstständiges Museum an das Kunstgewerbemuseum angebaut werden.

Unstreitig ist die Spezialisierung auf bestimmte Gebiete von Seiten besonderer Museen von hoher Bedeutung. Heute sammeln oft die in den größeren Städten vorhandenen Museen verschiedenen Namens und verschiedener Richtung (Altertums-, Völkerkunde-, Kunstgewerbemuseen) den Orient betreffende Gegenstände ohne rechte Fühlung miteinander, so daß des öfteren in gleicher Stadt gleiche Gebiete doppelt bedacht sind, und eine Einheitlichkeit und Vollständigkeit an keiner Stelle vermittelt wird. Das Vorgehen der Stadt Köln verdient auch von anderer Seite Nachahmung.

Ein „Orientmuseum“ wäre insbesondere für München erstrebenswert. Die „Ostasienausstellung“ des Jahres 1909 und die diesjährige „Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst“ haben den Beweis geliefert, daß im Besitz einer Reihe Bayerischer Institute (Nationalmuseum, Ethnographisches Museum, Münzkabinett, Kgl. Residenz-, Armeemuseum, Kgl. Hof- und Staatsbibliothek, Landesgewerbeanstalt in Nürnberg) sich zahlreiche wertvolle Schätze befinden, die einheitlich in einem „Orientmuseum“ zusammengestellt, weit mehr der Orientkunde zu dienen imstande wären als gegenwärtig, wo sie verstreut ein verstecktes Dasein führen und meist ungenügend beachtet werden.

Wie man in kaufmännischen Kreisen von praktischen Gesichtspunkten aus das Museum für ostasiatische Kunst in Köln betrachtet, geht aus den nachstehenden Erörterungen hervor, die ein Kaufmann in einem Exportfachblatt gab.

„Ein wesentliches Moment für den Absatz verschiedener Konsumartikel, wie Textil- und Kurzwaren, Hausgeräte aller Art auf dem ostasiatischen Markt ist dieses, daß solche Artikel dem Geschmack und den Gewohnheiten der Bevölkerung entsprechen. Die Vernachlässigung dieses Umstandes ist ein Hauptgrund dafür, daß die deutsche Ausfuhr nach China im Verhältnis zum deutschen Gesamtexport und in Anbetracht des großen Absatzgebietes sehr zu wünschen übrig läßt. Wenn auch die Kulibevölkerung in den Seestädten in den letzten Jahren ein guter Abnehmer für die rein europäischen Fabrikate wurde, so ist doch die große Masse der Chinesen viel zu konservativ und stolz auf ihre autochthone Kultur, als daß zu erwarten stünde, daß sich in absehbarer Zeit bei ihr ein ähnlicher Erfolg erzielen ließe. Für die Hebung des deutschen Exports wäre es also notwendig, wirkliche „chinesische Artikel“ zu fabrizieren, wie dies in der Tat von unseren französischen

und englischen Wettbewerbern mit Erfolg geschehen ist. Z. B. fabrizieren die Franzosen schon seit Jahren kunstgewerbliche Gegenstände, und die Engländer Gewänder und Waffen im chinesischen Geschmack, ganz speziell für den ostasiatischen Markt!

Da es freilich für den deutschen Fabrikanten schwierig ist, die entsprechenden Studien zu machen und sich das nötige Anschauungsmaterial zu verschaffen, um diesem Beispiel folgen zu können, ist im Interesse des deutschen Exports nach Ostasien mit Freuden zu begrüßen, daß der Magistrat von Köln, und zwar in der ausgesprochenen Absicht, diesen Export zu fördern, ein ostasiatisches Museum zu begründen beschlossen hat.“

Und um die Sammlung weitesten Kreisen nutzbar zu machen, hat die Stadt ferner ins Auge gefaßt, an der Handelsakademie einen entsprechenden Lehrstuhl zu errichten. Das Vorgehen der Stadt Köln, die schon in anderer Hinsicht wiederholt ihr lebhaftes Interesse für Kunst, Wissenschaft und Welthandel bekundete, verdient größte Anerkennung und wird hoffentlich die gewünschten Erfolge zeitigen. Gr.

* * *

Unter den Neuerwerbungen der königlichen Museen in Berlin, die in dem Juliheft der „Amtlichen Berichte aus den königlichen Kunstsammlungen“ behandelt werden, sind einige bemalte chinesische Lacke, die von der ostasiatischen Kunstabteilung erworben wurden, besonders bemerkenswert. Die Geschichte der älteren chinesischen Lackkunst ist uns einstweilen, selbst in ihren großen Zügen, noch unbekannt. Es haben sich überhaupt nur wenige Werke dieser Kunst erhalten, und die literarischen Quellen geben wenig Auskunft. Die japanische Lackkunst hat daher in ungleich größerem Maße das Interesse der Sammler und Forscher erregt und die ältere, großartigere und durchaus originale chinesische Lackkunst mehr und mehr in den Hintergrund gedrängt. Ja, es ist sogar die Ansicht ausgesprochen worden, China sei von Japan beeinflusst worden. Wohl stammen die ältesten Lackarbeiten, dem 8. Jahrhundert angehörend, aus Japan, doch ihrem Wesen nach sind sie chinesisch, entweder direkt aus China importiert oder aus chinesischen Werkstätten in Japan. Die erste glaubwürdige Erwähnung von Lackarbeiten in China führt uns bis an den Anfang des ersten Jahrtausends vor Christus. Aus dem 7. vorchristlichen Jahrhundert hören wir bereits von gelackten Musikinstrumenten; in einem uns überlieferten Gespräch tadelt Mu Kung (660–621 v. Chr.) bereits den übermäßigen Luxus des Lackgeräts, und Chung Tzu, der große Philosoph des 4.–3. Jahrhunderts v. Chr., rechnet Lackarbeiten zum notwendigsten Gerät. Die erste Blüte der Lackkunst fällt in die Zeit der Han-Dynastie. Shih Huang Ti (259–210 v. Chr.) bezog Lack zur Verzierung der Architektur aus dem Norden, und unter seinem Sohne Erh Shi Huang Ti finden wir direkt einen luxuriösen Mißbrauch des Lackes für architektonische Zwecke. Etwas später werden große Lackbaumplantagen erwähnt, und im 2. Jahrhundert n. Chr. war ein gewisser Shentu Pan ein berühmter Meister in aller Lackarbeit. In

Japan hören wir in der frühen Zeit nichts von dieser Kunst, später ist es jedoch umgekehrt, da melden die Quellen von japanischen, aber nichts von chinesischen Lackarbeiten. Daher werden auch vielfach die chinesischen Stücke in unseren Sammlungen als japanisch angesehen. Um so wichtiger ist es daher, daß neuerdings einige ohne Zweifel chinesische Lacke in deutsche Sammlungen gelangt sind. Ein rechteckiger Kasten, ein Geschenk des Generalkonsuls P. v. Mendelssohn-Bartholdy, trägt eine historische Darstellung in Gold und reichen Farben; ein in Rot, Schwarz und Gelb bemaltes Döschen für Räucherwerk trägt die Meisterinsignatur Nien-hao-Wanli (1573—1619). Ein anderer prächtiger Kasten, ein Geschenk des Konsuls G. Jacoby, zeigt eine Darstellung des Fabelvogels Fêng-huang über den Wellen in Gold und Perlmutter mit reichen Lackfarben. Das Stück gehört der Ming-Zeit an. Derselben Zeit entstammt eine auf schwarzem Grunde in Gold, Rot und Grün bemalte Holzplatte, gleichfalls ein Geschenk des Herrn Jacoby. Dargestellt sind: der Fabelvogel, die sieben Weisen im Bambushain, Mond und Kraniche und Kuanyin als Fischermädchen. Ein Kistchen mit einem Gewürznelkenzweig in Grün und Gelb, die Blüten in brennendem Rot, bildet ein Geschenk des Geh. Kommerzienrats Dr. P. v. Schwabach.

Die ägyptische Abteilung der Berliner Museen hat eine Auswahl von Altertümern aus der Sammlung Leitner erworben, darunter die Bronzefigur der Geschichtsgöttin Seschat. Weitere Ankäufe bilden eine ausgezeichnete Bronzefigur der Spätzeit, der Sonnengott auf der Lotosblume, ferner die Bronzefigur der Isis im griechischen Stil und ein sogenanntes Faijumphotogramm. Ferner werden jetzt in der Abteilung die Ergebnisse der Grabungen in Medinet Madi und Dime eingereiht. Die Papyrussammlung erhielt durch Ankauf einen hieratischen Papyrus des mittleren Reiches, der ein systematisches Verzeichnis der Städte Ägyptens, der Tiere usw. enthält.

Das Berliner Kunstgewerbemuseum erwarb soeben eine interessante spanische Glasschale, die zu der seltenen, im Museum bisher nicht vertretenen Gattung der spanischen Glasarbeiten mit Schmelzmalerei gehört. Die Schale ist, wie Direktor Otto von Falke in den amtlichen Berichten ausführt, für das Nachleben der islamischen Überlieferung des Mittelalters im spanischen Glasgewerbe beweisend. Sie ist regelmäßig in Hellgrün und Weiß mit geringen Zutaten von Gelb und Hellblau ausgeführt. Die emaillierte Darstellung der hintereinander herjagenden Hunde und Hirsche, mit Bäumchen dazwischen, die von je zwei Vögeln symmetrisch flankiert sind, ist deutlich sarazenischer Abstammung, sie gehört zu den typischen Mustern der gestreiften Seidenstoffe mit mamelukischen Inschriften des 14. Jahrhunderts. Wenn auch die erhaltenen Schmelzgläser dieser Gattung erst im 16. Jahrhundert entstanden sind, so geben sie doch eine Vorstellung von ihren Vorläufern aus der maurischen Zeit. Entstanden ist diese Schale wohl in einem südspanischen Betriebsort, in Andalusien oder Granada. Eine

zweite Neuerwerbung des Museums, eine große, in Rom angekaufte Truhe venezianischer Herkunft, zeigt eine merkwürdige Vereinigung von Gotik, Renaissance und orientalischem Stil. Die innere Einrichtung des Möbels stellt bereits einen Übergang zum Kabinettschrank dar. Orientalisch sind die sternartigen Bildungen aus durchsteckten Leisten, die jedem Feld der Außenseiten und in dem Türflügel aufgelegt sind.

Siamesisches Hausgerät aus dem Besitz eines siamesischen Mönches von Rang erwarb das Berliner Museum für Völkerkunde. Es sind ein Deckelgefäß in Emailarbeit, einer Kunst, die ursprünglich von China eingeführt wurde, jetzt aber in Siam verschwunden ist, eine Trinkschale, eine runde Büchse mit Deckel zum Aufbewahren von Kleinigkeiten, eine Wasserkanne und andere interessante Stücke. Ein anderes neuerworbenes Wassergefäß hat nach dem Berichte Dr. Stönners einen zierlich geschnitzten Holzständer, dessen sechs Füße aus Schlangen bestehen. Die obere Platte wird von den Schlangen mit ihren Körpern gleichsam gehalten, während ihre Köpfe sich vom Boden zurückbeugen. Die Körper der Schlangen sind nach außen golden, an den Seiten rot, nach innen blau. Ferner wurden angekauft ein Spiegel mit festem Untersatz auf Löwenfüßen, reicher Schnitzerei von Blumen und Schlangen, dazu ein Tuchständer mit prachtvoll durchbrochener Elfenbeinschnitzerei, die gleichfalls die Motive von Blumen und Schlangen zeigen.

Leipziger Völkerkundemuseum. In den wohlverdienten Ruhestand trat im Juli des Jahres nach 40jähriger Tätigkeit der Kustos des Museum für Völkerkunde, Herr Heinrich Zehn, der von der Begründung dieses Instituts an die Schicksale und Entwicklung desselben geteilt hat. Nachdem am 16. Mai 1906 der Begründer des Museums, Dr. Hermann Obst, gestorben ist, lebt in Leipzig niemand mehr aus der Gründungszeit des heute so großartigen Instituts, als der Genannte. Die Anfänge des Völkermuseums reichen bis in das Jahr 1869 zurück. Damals stand die große Sammlung des Kulturhistorikers und kgl. Hofbibliothekars in Dresden, Gustav Klemm, zum Verkauf. Dr. Obst, damals ein junger Arzt in Leipzig, faßte den Entschluß, jene Sammlung für seine Vaterstadt zu erwerben. Unter großen Schwierigkeiten wurde die für die damalige Zeit recht beträchtliche Summe von 6000 Talern aufgebracht. Mit diesem Betrage als Kaufpreis für die Klemmsche Sammlung hat man vor mehr als 40 Jahren den Grundstock zum Leipziger Völkermuseum gelegt. Die erste Unterkunft fand das neugegründete Institut im alten Johannishospital, in dessen keineswegs zweckentsprechenden Räumen es gegen 20 Jahre gehaust hat. Ende der 1880er Jahre siedelten die besonders durch die Sammelergebnisse von Dr. Alphons Stübel erheblich angewachsenen Bestände in die alte Buchhändlerbörse in der Ritterstraße über. Als dieses Grundstück in den Besitz der Universität überging, fand das Museum eine gänzlich unzureichende Unterkunft zu einem Teile in einem Übungsraum des alten Gewandhauses, zum andern in unzähligen Kisten in dem

Kleine Mitteilungen.

jetzt auch abgerissenen Lagerhofe am Thüringer Bahnhofe. Aus diesem Dornröschenschlummer ist das Museum erst im neuen Hause am Königsplatz, im Grassimuseum, erstanden, dessen prächtige Säle dem Publikum im Herbst 1896 zugänglich gemacht werden konnten, und das unter der Leitung von Prof. Weule sich einer regen Entwicklung erfreut.

Ausstellungspläne.

Spanien. Die spanische Regierung hat beschlossen, im Jahre 1913 im Palast Karl V. neben der Alhambra eine „Ausstellung maurischer Kunst“ zu veranstalten, die alle Schätze vereinigen soll, die aus jener Zeit sich noch in Spanien befinden.

Schweden. In einem der Stockholmer Museen plant man für 1911 unter Leitung von Prof. Montelius, Prof. Sophus Müller, Dr. Martin, Dr. Arne eine Ausstellung, welche den Einfluß orientalischer Kunst auf Skandinavien dartun soll.

Wissenschaftliche Gesellschaften.

Deutsche Orientgesellschaft. Im Anschluß an eine im 12. Jahresbericht gegebene Mitteilung, daß eine neue großzügige Propaganda geplant ist, die der Deutschen Orientgesellschaft weitere Mittel für ihre Bestrebungen auf dem Gebiete der orientalischen Altertumskunde zuführen soll, schreibt Prof. Dr. Fr. W. Freiherr von Bissing, München, in der Münchner „Allgemeinen Zeitung“ vom 6. August folgendes:

„Abgesehen von den ägyptischen Unternehmungen, die die Deutsche Orientgesellschaft ebenso wie ihre palästinensische Ausgrabungen fast ausschließlich aus Mitteln bestritten hat, die James Simon zur Verfügung stellte, ist an zwei Stellen im Auftrage der Deutschen Orientgesellschaft gegraben worden: in Babylon und in Assur. An beiden Orten sind in letzter Linie baugeschichtliche Aufgaben in Angriff genommen worden, für die wenigstens aus Assur eine schöne Veröffentlichung vorliegt, die dem Gelehrten die Abschätzung der gewonnenen Resultate ermöglicht. Der Laie wird von der Rekonstruktion der assyrischen Ziegelbauten nicht besonders viel Gewinn davontragen, und durch die zerrissenen, unübersichtlichen und widerspruchsvollen Berichte über Babylon arbeitet sich auch ein Fachmann nur unlustig durch. Von Einzelfunden vernehmen wir zwar allerhand, allein zu sehen bekommt man kaum etwas. Die einzige „Sensation“ war vor etwa zehn Jahren der Löwe von Babylon. Damals hieß es, es seien so viele Bruchstücke gefunden, daß jedes größere deutsche Museum Proben erhalten könne, aber noch immer warten wir vergeblich. Aus den ägyptischen Funden ist das eine oder andere in deutsche Museen außerhalb Berlins gekommen. Da es sich in diesem Falle um Geschenke eines Stifters handelt, haben wir kein Recht zu fragen, nach welchem Grundsatz die Verteilung geschehen sei. Anders steht es bei Unternehmungen, die, abgesehen von der allerdings bedeutenden Unterstützung des preußischen Staates, aus den Mitteln der Mitglieder bestritten wer-

den¹. Hier müßte das Vorbild der englischen Gesellschaften maßgebend sein, die die einzelnen Museen nach Maßgabe der Beiträge berücksichtigen, die diese selbst oder für sie eintretende Interessenten leisten. Die Bedürfnisse der einzelnen Sammlungen müßten wieder nach englischem Muster berücksichtigt werden. Da gibt es Sammlungen, denen in erster Linie an Proben der Keramik liegt. Manche Scherbe, die die Ausgräber unbeachtet verkommen lassen, würde, wenn auch nicht in Berlin, so doch an vielen anderen Orten gern angenommen werden. Proben der Metallmischungen, Steinwerkzeuge, Schädel und Knochen festdatierter Leichen könnten zur Bereicherung mancher Sammlungen dienen, Backsteinproben wären wieder andern Sammlungen willkommen. Da man ja über so viele Bruchstücke bunter Glasuren verfügt, so sollte man solche baldmöglichst verteilen. Es ist doch wohl auch zu hoffen, daß bei den umfangreichen Grabungen Bruchstücke von Reliefs und Plastik, Terrakotten und Bronzen zutage gekommen sind, die nicht alle im Berliner Museum aufgestellt zu werden brauchen, ja nicht einmal aufgestellt werden können. Will die Deutsche Orientgesellschaft für ihre Unternehmungen erfolgreich Propaganda machen, dann sollte sie das weniger durch Sendschreiben, Vorträge und ähnliche Reklame tun, als durch die Überweisung von Kunstgegenständen an unsere Sammlungen. Verbände sich damit eine Erklärung, daß sie fortan in ihrem Geschäftsgebahren sich mehr an das Beispiel der englischen Gesellschaften halten werde, so wäre eine eifrigere Beteiligung auch außerhalb Berlins wohl zweifellos. Es würde sich dann vielleicht auch ein engerer Anschluß der in Betracht kommenden Sammlungen an die Deutsche Orientgesellschaft von selbst ergeben, die zu manchen Anregungen auch für die Ausgrabungen selbst führen könnte.

Vielleicht entschlösse die Deutsche Orientgesellschaft sich dann auch, nach englischem Muster an Stelle der Mitteilungen, bei denen persönlicher Krimskrums nur gar zu oft die wissenschaftlichen Mitteilungen überwuchert, jährliche, gut illustrierte, zusammenfassende Berichte zu geben, die alle Mitglieder erhalten, und zu denen die wissenschaftlichen Veröffentlichungen nur Supplemente wären. Auf diese Weise würde nicht nur für übersichtlichere Berichterstattung gesorgt, sondern auch an die Kaufkraft der Interessenten geringere Anforderungen gestellt. Bei den bedeutenden wissenschaftlichen Erfolgen, deren sich die Deutsche Orientgesellschaft rühmen darf — auch an der Aufdeckung der Hauptstadt der Hettiter hat sie ja neben dem Kaiserl. Deutschen Archäologischen Institut und Professor Winckler teilgenommen — kann es in Zukunft an der Beihilfe weitester Kreise nicht fehlen, wenn diesen durch die Tat, nicht nur durch Worte bewiesen wird, daß die Ergebnisse der Deutschen Orientgesellschaft ganz Deutschland zugute kommen.“

¹ Eine Betrachtung des zwölften Jahresberichtes zeigt nun allerdings, was Prof. von Bissing gemeint hat. Es ist, daß 90% aller Mittel aus Preußen kommen, während die Mehrzahl aller Mitglieder in Preußen wohnt. Die Stadt Berlin hat 500 Mitglieder (Gesamtbestand der D. O. G. 1300), München deren 16. Ganz Bayern zählt 35 Mitglieder, die zu den 215 000 Mark, über die 1909 die D. O. G. verfügte — 965 Mark beitrugen! Nach Maßgabe der gegenwärtigen finanziellen Leistungen darf also die bisherige Verteilung der Ausgrabungsschätze nicht ungerecht genannt werden. Gr.

An diesen Fingerweis, wie sich die Deutsche Orientgesellschaft weitere Sympathien für ihre erfolgreiche Tätigkeit in allen Gauen Deutschlands erwerben kann, möchten wir unsererseits eine Anregung knüpfen. Die Ausgrabungsstationen der Deutschen Orientgesellschaft in Mesopotamien sind kleine Kulturoasen, in denen der Forschungsreisende liebevollste Aufnahme und reiche Belehrung durch die landes- und sprachkundigen Glieder der Expedition findet, wie der Herausgeber dieser Zeitschrift selbst mit lebhafter Freude erfahren hat. Wer Monate vorher durch die Wüsteneien Mesopotamiens wanderte, weiß den Wert eines solchen Heims und solcher Unterstützung zu schätzen. Diese Stationen nun könnten prächtige Stützpunkte nicht nur für rein archäologische Arbeit werden, sondern auch für manche andere wertvolle wissenschaftliche Disziplin, die sich mit dem Orient beschäftigt. Wie mancher Geograph, Ethnograph, Botaniker, Zoologe, Sprachforscher wäre herzlich froh, wenn er solche Stelle als denjenigen Punkt wählen könnte, von dem aus er seine Touren machen, wo er seine Sammlungen ordnen, seine Resultate verarbeiten könnte. Sowohl um Assur wie um Babylon liegt für oben genannte Fächer noch viel Terra incognita. Was nun meiner Ansicht nach die Deutsche Orientgesellschaft betreiben sollte, wäre die Berufung von fachwissenschaftlich gebildeten jungen Forschern nach Assur und Babylon — ein Jahr die eines Geographen, ein anderes Jahr die eines Orientalisten, dann die eines Naturforschers —, denen sie freie Station und eine kleine jährliche Subvention von etwa 3000 Mark für zu unternehmende Reisen im näheren und weiteren Umkreis der Stationen gewähren sollte. Auf diese Weise würde die Deutsche Orientgesellschaft in hohem Grade zur Orientkunde beitragen, die in Deutschland noch reicher Pflege und Unterstützung bedarf. Weitesten Kreise würden dann ihrer großzügigen und nicht nur einseitig geübten wissenschaftlichen Arbeit Interesse entgegenbringen und zu entsprechenden Opfern bereit sein. Im Verhältnis zu den vielen Hunderttausenden¹, die bisher vom preußischen Staate wie von Privaten der Deutschen Orientgesellschaft und damit der orientalischen Archäologie zugeführt wurden, sind die übrigen Wissenschaften, die den Orient ebenfalls sich als Studienfeld nehmen, recht karg bedacht worden.

Gr.

Münchener Orientalische Gesellschaft. Im Wintersemester 1910/11 werden in der Münchener Orientalischen Gesellschaft, die seit ihrer Begründung an 150 Vorträge (vgl. Bd. VII der „Beiträge zur Kenntnis des Orients“) veranstaltete, folgende Themata behandelt werden: „Die Baukunst der Türken“ von Cornelius Gurlitt-Dresden, Ninive, die Stadt des „Königs ohne Gleichen“ von Friedrich Delitzsch-Berlin, „Die Veden, die ältesten Religionsurkunden Indiens“ von Herrmann Oldenberg-Göttingen, „Die neue Türkei“ von Generaloberst Freiherr von der Goltz-Berlin, „Die sog. Märchenröhre des Orients“ von Georg Jacob, „Assyrische und babylonische Siegelzylinder“ von Friedrich Hommel, „Nedjef und Kerbelâ, die Wallfahrtsstätten der Schi'iten“ von Hugo Grothe u. a. m.

¹ Der Jahresetat betrug im Durchschnitt 250—300 000 Mark.

Eingelaufene Literatur.

Eine Besprechung kann nur von solchen Werken im „Orientalischen Archiv“ in Aussicht genommen werden, die der Schriftleitung (Dr. Hugo Grothe, Leipzig-Gohlis, Berggartenstr. 2b) vom Verleger oder Verfasser eingesandt werden.

- *Tzigara-Samurcas, Al., rumänische Volkskunst. Bucuresti. Carol Göbl. 1910.
- *Grothe, H., Beiträge zur Kenntnis des Orients. Band VII. Halle a. S. Gebauer-Schwetschke. 1909. M. 4.—.
- *Pflugk-Harttung, J. v., Ullsteins Weltgeschichte. Bd. III: Die Geschichte des Orients. Berlin. Ullstein. 1910. M. 16.—.
- *Littmann, E., durch das Tor des Ostens. Erzählungen aus der morgenländischen Vergangenheit. Straßb. i. E. Schlesier & Schweikhardt. 1910. M. 3.—.
- *Grothe, H., geographische Charakterbilder aus der asiatischen Türkei. Leipz. Karl W. Hiersemann. 1909. M. 25.—.
- *Max von Berchem u. Josef Strzygowski. Amida. Heidelberg. XXIII Tafeln in Lichtdruck u. 330 Textabb. Karl Winter. 1910. M. 60.—.
- *Grothe, H., Wanderungen in Persien. Berlin. Allg. V. f. Deutsche Literatur. 1910. M. 6.—.
- *Foucher, M. A., la Porte Orientale du Stûpa de Sanchi. Paris. Ernest Leroux. 1910.
- *Münsterberg, O., chinesische Kunstgeschichte. Band I: Vorbuddhistische Zeit. — Die hohe Kunst: Malerei u. Bildhauerei. Eßlingen a. N. Paul Neffs Verlag (Max Schreiber). 1910. M. 20.—.
- *Münsterberg, O., Japans Kunst. Braunschw. George Westermann. 1909. Lwd. M. 4.50.
- *Kurth, J., Suzuki Harunobu. München. Piper & Co. 1910. Hlwd. M. 4.—.
- *Kurth, J., Utamaro. Leipz. Brockhaus. 1907. Kart. M. 30.—.
- *Kurth, J., japanische Lyrik. (Die Fruchtschale: 17. Bd.) Münch. Piper & Co. 1910. M. 1.80.
- *Mazelière Mis de la, le Japon, histoire et civilisation. Tome V: Le Japon moderne. Paris. Plon-Nourrit. 1910. M. 3.50.

Bücher-Besprechungen.

Münsterberg, Oskar, Chinesische Kunstgeschichte, Band I. XVI, 350 S., 15 Kunstbeilagen und 321 Abbildungen im Text, Eßlingen a. N., Paul Neffs Verlag (Max Schreiber), 1910. M. 2.—.

Das Wagnis einer chinesischen Kunstgeschichte bezeichnet der Verfasser selbst in wohlthuender Bescheidenheit nur als „Versuch, zum ersten Male in zusammenhängender Weise eine Entwicklung der chinesischen Kunstsprache und ihre verschiedenen Ausdrucksformen darzustellen“ (S. 1). Denn die Geschichte der Künstler und ihrer Werke, eine sehr schwierige und vielleicht weniger dankbare Aufgabe, deren Lösung durch die dazu berufenen, auch des Schrifttums kundigen, gelehrten Sinologen wohl nicht gar bald zu erhoffen ist, will M. nicht geben, sondern nur „eine Entwicklung und Charakteristik der Stile.“ „Ich werde zufrieden sein,“ so fügt er einsichtig hinzu, „wenn mein Buch berufeneren Forschern die Anregung gibt, das Einzelne weiter auszubauen und ein vollständigeres Bild zu schaffen, als es mir möglich war“ (S. 3; vgl. auch S. 114).

Kleine Mitteilungen.

Natürlich erhebt sich hier sofort die Frage, wie weit das bereits erschlossene Material hierfür ausreicht. In China selbst haben feindliche Naturelemente, vor allem aber die kriegerischen Stürme, die immer aufs Neue über das ganze weite Reich dahingebraust sind, vernichtend auch unter den einstigen Kunstschatzen gehaust; der Erdboden freilich mag noch manche wertvolle und überraschende Überreste bergen; doch fehlt es im eigentlichen China bisher ja noch gänzlich an systematischen wissenschaftlichen Ausgrabungen wie an alten Kulturstätten anderer Länder. Und über die doch auch nicht zahlreichen, meist schwer zugänglichen Sammlungen von Kostbarkeiten in chinesischem Privatbesitz ist nur wenig bekannt; das in abendländische Museen und Sammlungen gelangte Material aber steht, abgesehen von vereinzelt Ausnahmen, in bezug auf hohen Kunstwert oder Vollständigkeit erst recht weit zurück. Glücklicherweise hat aber Japan schon seit Übernahme der chinesischen Kultur begonnen, auch festländische Kostbarkeiten zu schätzen und zu sammeln. Überraschend in der Tat ist die trotz der auch hier leider nur zu häufigen Verheerungen durch Erdbeben und Feuer in den verschiedenen Tempeln und Familienschätzen noch erhaltene, reiche Fülle an Werken chinesischer Kunst und Kultur, von denen im Heimatlande selbst nur wenig erhalten zu sein scheint. Dieser Umstand ist um so erfreulicher, als jene meist wohlverwahrten und natürlich nicht immer zugänglichen Schätze auch dem Abendlande in musterhaften Veröffentlichungen erschlossen worden sind, durch die sich vor allem der japanische Kunstverlag Shimbi Shōin mit seinen von dem unermüdlichen Kunsthistoriker Tajima herausgegebenen Prachtwerken und die Zeitschrift „Kokka“ ein großes Verdienst erworben haben, wie auch das vorwiegend hierauf gestützte Abbildungsmaterial Münsterbergs wieder glänzend dardut. Ein übrigens nach diesem Vorbilde neuerdings auch in China selbst gegründetes Unternehmen vermochte er für diesen Band wohl nicht mehr zu verwerten.

Der chronologisch angeordnete erste Band zerfällt in zwei in der Tat dem Stoffe nach sehr verschiedene Hauptteile. In dem ersten, treffend als „vorbuddhistische Zeit“ gekennzeichnet und gegliedert in Stein-, Bronze-, Bronze-Eisen- und Han-Zeit, tritt besonders das ja auch in früheren Arbeiten Ms. schon mit Vorliebe und Eifer betonte Streben hervor, „überraschende Zusammenhänge zwischen den verschiedenen Kulturen Asiens untereinander und mit den Kulturen am Mittelländischen Meere“ (S. 7) aufzudecken. Den im einzelnen natürlich nicht ohne manchen ernsten Einspruch gebliebenen Standpunkt des Verfassers beleuchten am besten die nachstehenden Sätze aus seiner Einführung: „Die asiatischen Kulturstaaten sind nicht isolierte, aus sich heraus selbständig entwickelte Kulturoasen, wie sie sich heute darstellen, sondern nur eigenartige Weiterentwicklungen der gemeinsamen Weltkultur“ (S. 7). . . . „Durch eine Zusammenstellung der bisherigen Ergebnisse will ich den Nachweis versuchen, daß wiederholt Einflüsse westlicher Kulturvölker nach Ostasien gedrungen sind und die dortige Ausführung einen den lokalen Verhältnissen angepaßten Ausklang der übertragenen Kunst darstellt. In der selbständigen Weiterentwicklung und der Vermengung der fremdländischen Anregungen ist die nationale chinesische

Kunst entstanden“ (S. 8). Die „mykenische Kunst“, deren Einfluß der Verfasser so häufig hervorhebt, will er allerdings nur verstanden haben als „die Kunstsprache einer Kulturschicht, die durch die Funde in Mykenä zuerst bekannt geworden ist, aber über deren zeitliche und räumliche Ausdehnung wir noch nichts Bestimmtes wissen“ (S. 21), eine einschränkende Erklärung, die allerdings eine weitgehende Verschiedenheit in der Deutung des Begriffes „Mykenä“ zuläßt. Als ein Beitrag zur sinologischen Quellenforschung von hohem Werte sind die von Conrady beigegebenen eingehenden „Studien über die ältesten Erwähnungen einer figürlichen Kunst in der chinesischen Literatur“ (S. 78—89) zu rühmen. Der umfangreichere zweite Hauptteil „Die hohe Kunst“ (S. 109—341) schildert Malerei und Bildhauerei seit dem 3. Jahrhundert n. Chr. in der üblichen Gliederung nach dem Wechsel der verschiedenen Dynastien, obwohl damit nicht immer ein Wechsel auch der Kunstrichtung zusammenfällt. Zwischen Tang- und Sun-Zeit (960) ist eingeschaltet ein fesselnder, aber ziemlich knapp geratener Abschnitt „Fremde Religionen und Völker“ (S. 191—203); dieser so interessante Gegenstand verdiente wohl, tiefer durchforscht und weiter ausgebaut zu werden. Am Ende der einzelnen Abschnitte pflegt der Verfasser die wichtigsten Ergebnisse in einige kurze Leitsätze zusammenzufassen, ein bei der vom Leser gewiß nicht immer leicht zu überschauenden, gewaltigen Menge des verarbeiteten Stoffes sicher sehr anzuerkennendes, dienliches Verfahren. Ebenso erleichtert ein eingehendes Sachverzeichnis (S. 343—350) die Benutzung des Werkes. Dagegen vermißt Referent die gut gegliederten und ausführlichen bibliographischen Zusammenstellungen, die ein wohl unbestrittenes Verdienst der drei Bände Japanischer Kunstgeschichte Ms. bilden. Vermutlich bringt er sie in dem noch in Arbeit befindlichen, dem Kunstgewerbe gewidmeten Schlußband.

Bei der Fülle der angeschnittenen, schwierigen Probleme kann es natürlich nicht ausbleiben, daß mancher zu den Hypothesen und oft ziemlich gewagten Schlußfolgerungen des Verfassers ein Fragezeichen setzen wird; aber selbst da, wo sie Bedenken erregen mögen, bringen sie immerhin beachtenswerte, geistvolle Anregungen. Auch die Deutungen der einzelnen Kunstwerke sowie manche Vermerke unter den Abbildungen werden wohl bisweilen auf Einwände stoßen, und eine Nachprüfung der Einzelangaben wird manchmal zu empfehlen sein. Jedoch einerseits das geschickt zusammengestellte Abbildungsmaterial und anderseits die Hinweise auf die benutzte, wertvolle und oft ziemlich entlegene Literatur werden eine dienliche Vorarbeit und Unterlage für alle spätere Forschung auf diesem schwierigen und auf verwandten Gebieten bilden. In diesem in so überaus reicher Fülle und nicht nur mit ernstem Fleiß, sondern auch mit einem glücklichen, feinen Spürsinn vereinigten Material erblickt Referent — ganz abgesehen von der erfreulichen Erweckung von Interesse für den fernen Osten überhaupt in ihm noch fernstehenden weiten Kreisen — den sicheren und bleibenden Wert der Arbeit, den selbst schärfste und unnachsichtigste Kritik, sei sie in manchen Einzelpunkten auch erfolgreich, nicht abstreiten können wird.

Nachod.

Literaturtafel.*

Zusammengestellt von der Firma Karl W. Hiersemann.

Sämtliche hier aufgeführten Werke sind zu beziehen durch die Firma Karl W. Hiersemann, Leipzig, oder jede andere Buchhandlung.

I. Nordafrika.

- Bole, F., griechischer Liebeszauber aus Ägypten auf zwei Bleitafeln des Heidelberger archäologischen Instituts. Heidelberg. 1910. M. 1.20.
- Breasted, J. H., Geschichte Ägyptens. Neubearb. Ausg., deutsch v. H. Ranke. 2 Bde. Berl. 1910. M. 18.—.
- Catalogue des musées de l'Algérie et de la Tunisie. Musée Aloui. Suppl. III: Céramique, lampes, carreaux de revêtement, poterie. Av. 32 planches (num. 71 à 102). Paris 1910. M. 6.50.
- du musée de Guelma, par F. G. de Pachtère. Av. 10 planches. Paris 1910. M. 9.60.
- Code annoté de la Tunisie. Recueil de tous les documents composant la législation écrite de ce pays au 1er janvier 1901. Par P. Zeys. 2 tom. Paris 1910. M. 33.—.
- Suppléments 1901 à 1905. 5 vol. Paris 1910. à M. 2.50.
- Falls, J. C. E., Siwah, die Oase des Sonnengottes in der libyschen Wüste. Mit 25 Abb. Mainz 1910. M. 2.—.
- Kaufmann, C. M., der Menastempel und die Heiligtümer von Karm Abu Mina in der ägyptischen Mariûtwüste. Frankf. a. M. 1909. M. 3.—.
- Lieblein, J., recherches sur l'histoire et la civilisation de l'ancienne Égypte. 1. Fasc. Leipz. 1910. M. 6.—.
- Littmann, E., publications of the Princeton Expedition to Abyssinia. Vol. I: Tales, customs, names and dirges of the Tigre tribes: Tigre Text and english translation. 2 vols. Leiden 1910. M. 25.—.
- Maspéro, G., au temps de Ramsès et d'Assourbanipal, Égypte et Assyrie anciennes. 5^{me} édit. av. 191 gravures d'après les monuments. Paris 1910. M. 4.—.
- Maspéro, G., les temples immergés de la Nubie. Rapports relatifs à la consolidation des temples. Tome I, livr. 2. In-4, planches. Paris 1910. M. 32.—.
- Partsch, J., des Aristoteles Buch: „Über das Steigen des Nil.“ Leipz. 1909. M. 2.—.
- Segonzac, M^{is} de, au coeur de l'atlas; mission au Maroc (1904/05). Avec une étude géologique de L. Gentil. Av. 177 reproductions photogr., cartes dans le texte et hors texte. Paris 1910. M. 16.—.
- Sourdille, C., Hérodote et la religion de l'Égypte. Tome I: Comparaison des données d'Hérodote av. les données égyptiennes. Paris 1910. M. 10.—.
- la durée et l'étendue du voyage d'Hérodote en Égypte. Paris 1910. M. 5.—.
- Steindorff, G., die ägyptischen Gaue und ihre politische Entwicklung. Leipz. 1909. M. 1.60.
- Wilcken, U., zum Alexandrinischen Antisemitismus. Leipz. 1909. M. 2.40.

II. Balkanhalbinsel. Türkei.

- Bérard, V., la révolution turque. Paris 1910. M. 3.50.
- Buschan, G., die Balkanvölker in Vergangenheit und Gegenwart. Stuttg. 1910. M. 2.60.
- Djelal Essad, Constantinople. De Byzance à Stamboul. Paris 1910.
- Ebersolt, J., Sainte-Sophie de Constantinople. Étude de topographie d'après les cérémonies. Avec un plan. Paris 1910. M. 2.50.
- Gurlitt, C., die Baukunst Konstantinopels. Liefg. 1—5. Berlin 1907—10. je M. 30.—.
- Heilborn, manuel de droit public et administratif de l'empire Ottoman. Lfg. 1 u. 2. Wien 1910. M. 7.50.
- Horn, P., Geschichte der türkischen Moderne. 2. Aufl. Leipz. 1909. M. 7.50.
- Jorga, N., Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. III. (Bis 1640.) (Geschichte der europäischen Staaten, 37. Werk.) Gotha 1910. M. 9.—.
- Kowalczyk, G., Denkmäler der Kunst in Dalmatien. Mit einer Einleitung v. C. Gurlitt. Berlin-Friedenau 1910. In 2 Leinwandmappen. M. 125.—.

III. Der Orient. Byzanz. Der Islâm.

- Banse, E., (Orient I): Die Atlasländer; (Orient II und III): Der Arabische Orient. 3 Bde. Leipz. 1910. M. 3.—.
- Bérard, V., le Sultan, l'Islam et les puissances. Avec 2 cartes hors texte. Paris 1910. M. 3.50.
- Brunnhöfer, H., arische Urzeit. Bern 1910. M. 12.80.
- Diehl, Ch., manuel d'art byzantin. Av. 420 illustr. Paris 1910. M. 12.—.
- Dietrich, K., Geschichte der byzantinischen und neugriechischen Literatur. Leipz. 1907. M. 7.50.
- Enzyklopädie des Islâm. Geograph., ethnograph. u. biograph. Wörterbuch der mohammedanischen Völker. Lfg. 1—8. Leipz. u. Leiden 1910. à M. 3.50.
- Hartmann, M., der islamische Orient, Bd. III: Unpolitische Briefe aus der Türkei. Leipz. 1910. M. 8.—.
- Haupt, R., internationales Taschenbuch für Orientalisten. Zweiter Jahrg. 1910. Leipz. 1910. Lwd. M. 4.80.
- Der Islam. Zeitschrift für Geschichte und Kultur des islamischen Orients, von C. H. Becker. Band I. 1 Heft. Straßb. 1910. Jahrgang M. 20.—.
- Juynboll, Th. W., Handbuch des Islamischen Gesetzes nach der Lehre der schafi'itischen Schule. Leipz. 1910. M. 9.—.
- Maspéro, G., papyrus grecs d'époque byzantine. Tome I, fasc. I. In-4, planches. Paris 1910. M. 46.—.
- Naumann, F., „Asia“. Eine Orientreise üb. Athen, Konstantinopel, Baalbek, Nazareth, Jerusalem, Kairo, Neapel. 7. Aufl. Mit Abb. Berl. Lwd. M. 4.—.

* Anspruch auf lückenlose Vollständigkeit erhebt die Literaturtafel für diesmal nicht, jedoch strebt der Verlag eine solche für die weiteren Hefte an.

IV. Vorderasien.

- Bérard, V., révolutions de la Perse. Les provinces, les peuples et le gouvernement du roi des rois. Paris 1910. M. 3.50.
- Chalatianz, A. G., Skizze d. Geschichte Armeniens in Verbindung m. d. Gang d. Ereignisse in Vorderasien. 1. Periode: Alte Gesch. Vorles. Russisch. (Arb. d. Lazarewschen Inst., Bd. XXX.) Moskau 1900. 360 pag. M. 9.—.
- Delitzsch, F., Handel u. Wandel in Altbabylon. Stuttg. 1910. M. 2.—.
- Hell, J., die Kultur der Araber. Mit Abb. Leipz. 1910. Lwd. M. 1.25.
- Ibn At-Tigtaqua, Al-Fakri. Histoire des dynasties musulmanes depuis la mort de Mahomet jusqu'à la chute du Khalifat Abbâside de Baghdâd. Trad. de l'arabe et annoté p. E. Amor. Paris 1910. M. 10.—.
- King, Leonard W., history of Babylonia and Assyria. In 3 vols. Vol. I. History of Sumer and Akkad. W. plates and illustr. New York 1910. Cloth. Netto M. 22.—.
- Kluge, Th., die Lykier. Ihre Geschichte u. ihre Inschriften. M. 5 Abb. u. Kärtchen d. Fundorte. Leipz. 1910. M. —.60.
- Lehmann-Haupt, C. F., Armenien einst und jetzt. Berl. 1910. M. 12.—.
- Mission archéologique en Arabie. — (mars-mai 1907). De Jérusalem au Hedjaz. — Medaïn Saleh. Par les PP. Jaussen et Savignac. Av. 228 clichés et de 41 cart. et planch. Paris 1910. M. 25.—.
- Schwarz, P., Iran im Mittelalter nach den arabischen Geographen. II. Teil. Leipz. 1910. M. 4.80.
- Viollett, H., description du palais de Al-Moutasim, fils d'Haroun-al-Raschid, à Samara et de quelques monuments arabes peu connus de la Mésopotamie. Av. 21 planches et 1 carte. Paris 1910. M. 6.50.
- Weber, O., Eduard Glasers Forschungsreisen in Südarabien. Leipz. 1909. M. 1.50.
- Weißbach, F. H., über d. Inschriften v. Darius Hystaspis v. Nakš-i-Rustam. Leipz. 1910. M. —.40.
- Winkler, H., das Vorgebirge am Nahrel-Kelb und seine Denkmäler. Leipz. 1909. M. —.60.

V. Indien.

- Chailley, J., l'Inde britannique. Paris 1910.
- Ferguson, J., history of Indian and Eastern architecture. Revised and edit. with additions by J. Burgess and R. B. Spiers. 2 vols. Lond. 1910. Cloth. netto M. 42.—.

- Havell, E. B., Indian sculpture and paintings, illustr. by typical masterpieces, with an explanation of their motives and ideals. W. many colour. ill. Lond. 1910. Cloth. M. 65.—.
- Juynboll, H. H., Borneo. I. Abtlg. (Katalog des ethnogr. Reichsmuseums I.) Leiden 1910. M. 7.—.
- Juynboll, H. H., javanische Altertümer. (Katalog des des ethnogr. Reichsmuseums V.) Leiden 1910. M. 5.—.
- Parmentien, H., inventaire descriptif des monuments Chams de l'Annam. Album des planches, d'après les relevés et les dessins de l'auteur. Paris 1910. M. 13.—.
- Schmidt, R., Beiträge zur ind. Erotik. Das Liebesleben d. Sanskritvolkes nach d. Quellen dargestellt. 2., völlig umgearb. Aufl. Berl. 1910. M. 12.—.

VI. China und Japan.

- Bönnner, Chinas Urkunden- u. Odenbuch. Berl. 1910. M. 3.—.
- Binyon, L., Japanese Art. Lond. 1910. Cloth. M. 7.—.
- Bulletin de la Commission Archéologique de l'Indo-Chine. Année 1908. Paris 1910. M. —.85.
- — Année 1909. Paris 1910. M. 4.30.
- Bushell, l'art chinoise. Traduction annotée par Tizac. Paris 1910. M. 12.—.
- S. W., description of Chinese pottery and porcelain, being a translation of the T'ao Shuo, with introd., notes, and bibliography. Oxf. 1910. Cloth. netto M. 14.25.
- Chavannes, mission archéologique dans la Chine septentrionale. Paris 1910. M. 120.—.
- Cordier, H., la Chine en France au 18^e siècle. Av. 16 planch. 4^o. Paris 1910. M. 10.—.
- Doflein, F., wir und die Japaner. München 1910. M. 50.—.
- Grube, W., Religion und Kultus der Chinesen. Leipz. 1910. M. 3.—.
- Guide to an exhibition of Chinese and Japanese paintings. Lond. 1910. M. 6.—.
- Strengé, E., les estampes coloridas del Japón. Traduc. p. E. Alvarez Dumont, ilustr. con 14 grabados. Madr. 1910. M. 1.50.
- Tchang Ji-Tchon et J. Hackin, la peinture chinoise au Musée Guimet. Av. 16 planch. in-4^o obl. Paris 1910. M. 10.—.
- Wilhelm, R., Kungfutse-Gespräche (Lunyü). Aus d. Chinesischen. Jena 1910. M. 5.—.

I. Jahrgang.  **Heft 2.**

Die Bauten Adrianopels.

Von Cornelius Gurlitt-Dresden.

II.

Mit 21 teils ganzseitigen Abbildungen im Text und auf 4 Tafeln (XVI—XIX).

Eine nicht minder eigenartige Moschee ist die Uetsch Scherifli Dschami (1438 bis 1440) (Abb. 5—6 und Tafel XVI, Abb. 1—4), bei der das System der quadratischen Felder durch den Einbau einer Kuppel von 25½ m Spannweite über sechseckigem Grundriß durchbrochen wurde. Es ergeben sich dadurch in der Längsachse des Baues zwei schwere sechseckige Pfeiler, über deren dem Kuppelzentrum zugekehrten Seiten sich je ein mächtiges sphärisches Pendentiv aufbaut. Die interessante Raumwirkung stört auch hier die Ausmalung aus dem 18. Jahrhundert. Vor die Moschee legt sich ein sehr schöner Hof, der ausdrücklich als der älteste, von den Türken erbaute bezeichnet wird. Es ist dies eine Anordnung, die später immer weitere Ausbildung erfuhr. Auf Säulen, von denen die stärkeren der Moscheenseite in Trommeln, die schwächeren der anderen Seiten in Monoliten, beides wohl antike Reste, ausgeführt sind, ruhen über Stalaktitenkapitälern die Spitzbögen. Reizvoll ist das Haupttor und der Brunnen.

Die Moschee hat vier Minare von denen die beiden östlichen erst dem 18. Jahrhundert angehören dürften. Sie haben jene Form, die sich in Konstantinopel, wie mir scheint, unter dem Einfluß der dortigen antiken Ehrensäulen entwickelte. Interessanter sind die westlichen Minare. Das nördliche von ihnen ist spiral gewunden, ähnlich seldschukischen Bauten sowie dem der Imaret Dschami in Philippopel; das südliche Minare ist mit weißen und blauen, einfarbigen, im Zickzack angeordneten Fayenceplatten belegt,

so daß rhombische Felder zwischen den sich berührenden Zacken entstehen. Die Austritte (Scherife) und die Spitzen sind ebenfalls wohl erst im 18. Jahrhundert, etwa nach einem Erdbeben, erneuert worden. Das südwestliche Minare hat, als ein Zeichen der besonderen Heiligkeit dieser Moschee, drei Austritte: daher der Name der Moschee, die als ein kirchlicher Mittelpunkt des türkischen Islams geplant war und heute noch schwer zugänglich ist.

* * *

Die typische Grundform türkischer Moscheen des 14.—15. und des beginnenden 16. Jahrhunderts entsteht aus dem Aneinanderreihen zweier gewölbter Säle von etwa gleicher Größe und dem Anfügen von zwei seitlichen Beträumen; davor einer Halle, eines Narthex. Diese Form, die wohl auf seldschukische und darüber hinaus auf innerkleinasiatisch-byzantinische Anregungen zurückgeht, hat Wilde für Brussa an der Muradije (um 1470), an der Bajesidije (um 1400), an der Jechil Dschami (um 1420), an der Moschee Murads II. (1447) u. a. Bauten dargestellt. In Konstantinopel habe ich in meiner „Baukunst Konstantinopels“ (Berlin, Ernst Wasmuth) verwandte Bauten für die ersten Jahrzehnte nach der Eroberung nachgewiesen (Daud Pascha-, Atik Ali Pascha-, Murad Pascha Dschami u. a.); in Philippopel gehört die Imaret Dschami in diese Reihe einer eigenartig türkischen Baugestaltung; in Isnik die Nile Ferhaddin Imaret Dschami; in Adrianopel die Moscheen, die mir — wenn ich recht verstand —

Die Bauten Adrianopels.

als Ghadime Ali (?) und als Jeni Muradije bezeichnet wurden.

Die erstere (Abb. 7) liegt vor der Michaelsbrücke auf einer Insel der Tundscha. Chadim Ali war Großvesir Bajesid II und fiel 1511. Die Moschee wurde nach einer Inschrift 1319 (1901) erneuert. Die Beträume zur Seite sind noch ganz vom Hauptraum getrennt, nur durch Türen zugänglich. Der vordere Teil dieses Hauptraumes ist mit einer Kuppel, der hintere mit einer spitzbogigen Tonne bedeckt. Die Vorhalle ist, wie der ganze Bau, in kräftigem Steinwerk aufgeführt, eine zweite, von leichten Säulen getragene Vorhalle ist spätere Anfügung.

Die Moschee Murads II. (1421—1450, Abb. 8

und 9), die auf einer Anhöhe im Nordosten der Stadt malerisch zwischen Bäumen liegt (Tafel XVII, Abb. 6), zeigt die Nebenräume gegen das Schiff zu schon entschiedener geöffnet; mithin eine Fortentwicklung des Systems. Die Ausbildung der hinteren Kuppel entspricht jener in der Eski Muradije, die der vorderen Kuppel mit ihrem Zickzackband den Vorbildern Brussas. Die Moschee ist ausgezeichnet durch ihren wundervollen Schmuck an Fayenceplatten. Teils bestehen diese noch aus bemalten Sechsecken, die mit eingesetzten Dreiecken vereint ein ruhiges Sternmuster bilden. Die Wirkung steigert sich am Mihrab (Tafel XVIII, Abb. 9). Dieser ist umrahmt von Platten, die ein reliefiertes Stabwerk bilden.

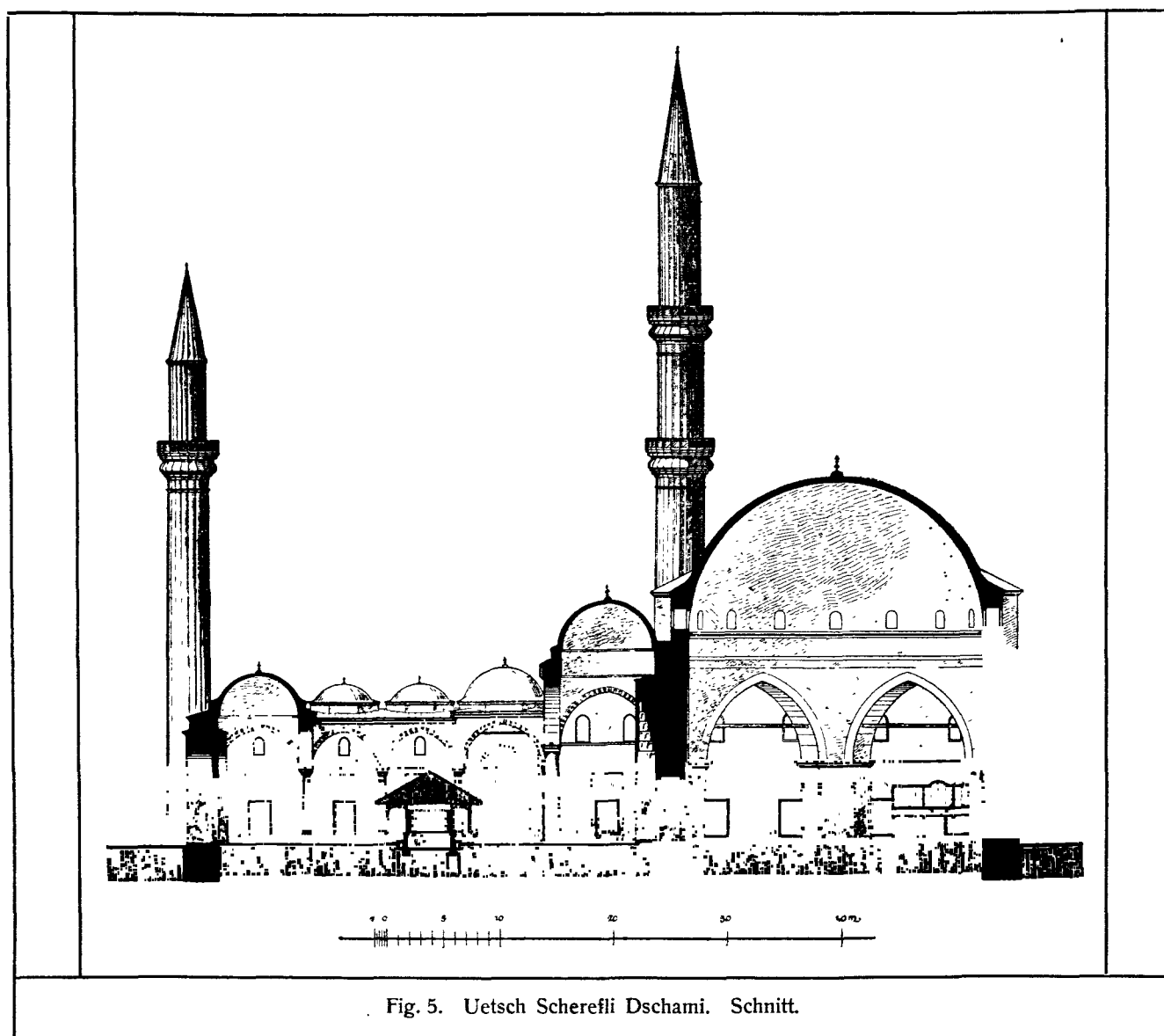
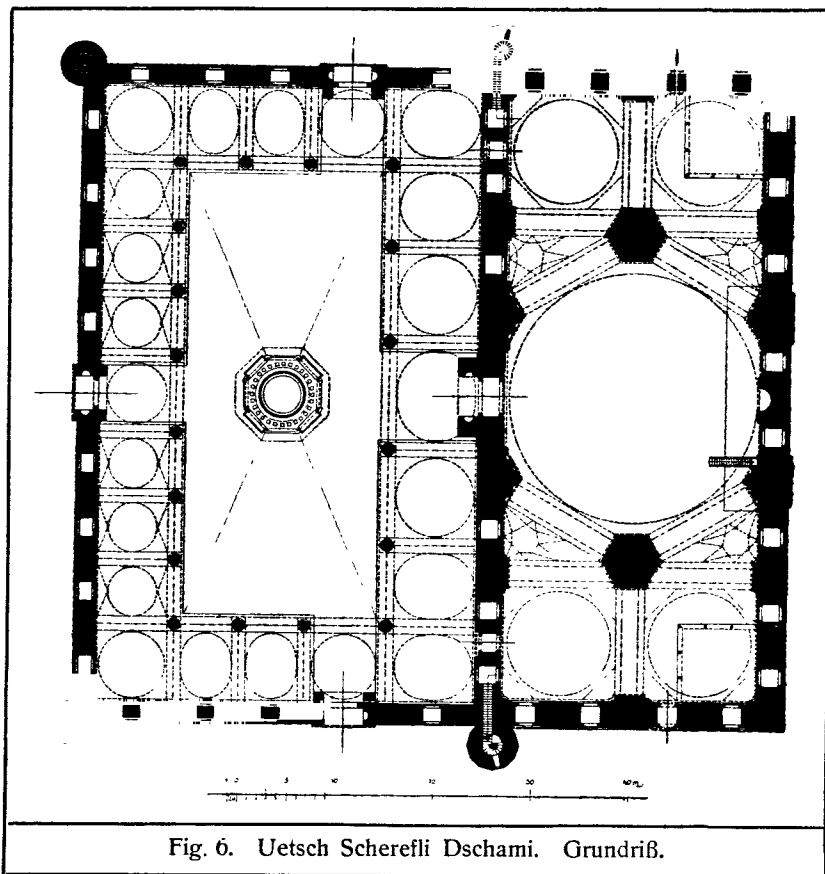


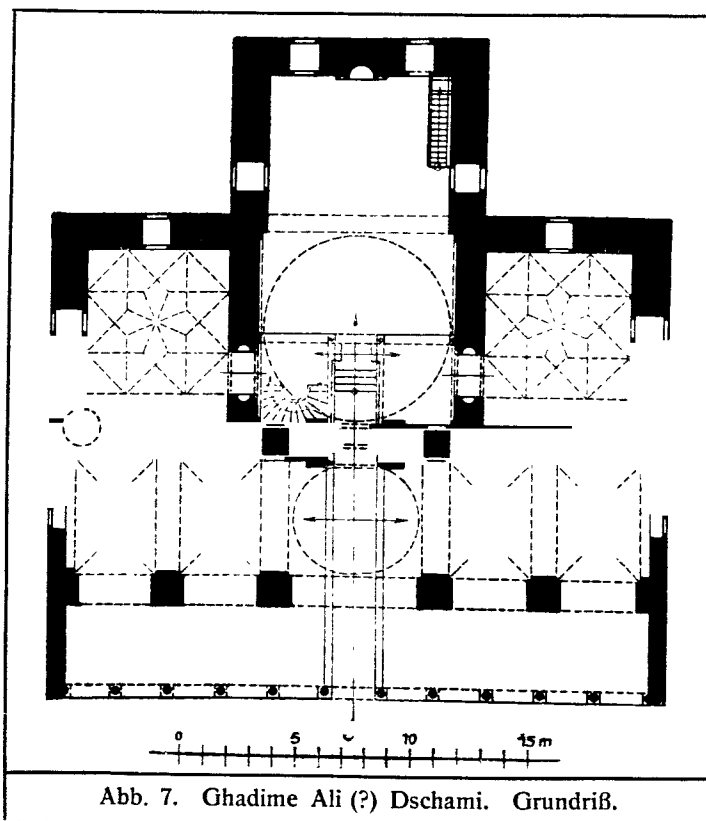
Fig. 5. Utsch Scherefli Dschami. Schnitt.



Adrianopel mich Prof. Jacob aufmerksam zu machen die Güte hatte. Ferner der feingegliederte Bau (Abb. 11) in der 1905 abgebrannten Vorstadt Kale, den man mir Huradis (Kurani?, Molla unter Bajasid II. † 1487) nannte, mit seinem Brunnen, einer geschlossenen und einer sehr eigenartigen offenen Türbe (Tafel XIX, Abb. 11). Bemerkenswert sind hier die beiden inneren Säulen, die noch byzantinischer Herkunft zu sein scheinen, ebenso wie die Grundform der Kuppel, die noch dem Quadrat mit abgerundeten Ecken sich nähert. Ähnliches habe ich an Moscheen des 15. Jahrhunderts in Konstantinopel, namentlich an der Hasseki Dschami (Awred Bazari, 1535) beobachtet. Die Kuppel bildet nach außen einen rechteckigen Tambur mit abgeschrägten Ecken, auf denen eine Art Fiale in Form eines kuppelbedeckten Steinzyklinders sich erhebt. Schön sind

Die zierlichen Ecksäulchen und die Nischen selbst sind in Ton gebrannt und auf das köstlichste bemalt. Selbst die Flächendekoration hat leichtes Relief. Blau, Weiß, das schöne bläuliche Grün, das in der Jechil Dschami in Brussa und im Innern des Tschinili-Kiosk in Konstantinopel auftritt, ein feines Gelb und das bekannte schwere Rot bilden eine wundervolle Harmonie. Ich kenne in Konstantinopel keine Flächendekoration, die sich mit dieser vergleichen könnte, es sei denn in der Haupt-Türbe der Schah Sadeh Dschami.

Gleich hier möchte ich einige kleinere Moscheen erwähnen. Die Kasim Pascha Dschami, ein Werk des endenden 15. Jahrhunderts, reizvoll am Flußufer gelegen; die durch ihre eigenartige Chorbildung einer christlichen Kapelle verwandte Mesdschid (Abb. 10) nahe dem österreichischen Konsulat, die mir als Belebte bezeichnet wurde. Sie läßt sich vielleicht mit der Bejlerbeji Dschami identifizieren, auf deren Dasein in



Die Bauten Adrianopels.

die alten Glasfenster der Moschee mit ihren in Schwarzrot ausgeführten Malereien, meistens Schriftzeichen. Auch sonst gibt es in Adrianopel, das die Türkei die „Burg der Heiligen“ nennt, kleinere Moscheen genug, die der Beachtung wert sind.

Eigenartig türkisch sind besonders die Moscheen, die aus einem einzigen Kuppelraume bestehen. Hierfür gibt es zwar im Bauwesen Konstantinopels Vorbilder aus byzantinischer Zeit, jedoch nur in bescheidensten Abmessungen. Eine Raumanlage wie die Bajesidije (Abb. 12) in Adrianopel, in der die Kuppelspannweite $21\frac{1}{2}$ m beträgt, ist nicht lediglich eine mechanische Vergrößerung eines alten Baugedankens, sondern ist bedingt durch die islamische Kult-idee, den Zusammenschluß einer großen Betgemeinde durch ein tunlichst einheitliches Raumgebilde. Hier ist der Kuppelraum von prächtiger Wirkung.

Die Ausmalung ist glücklicherweise weniger aufdringlich als in den meisten im 18. Jahrhundert erneuerten Moscheen, die Fenster die in vier Geschossen den Raum erhellen, haben noch ihre bunte Verglasung, wenngleich schwerlich die aus der ursprünglichen Bauzeit. Der ganze Bau erhebt sich nach außen als ein mächtiger, völlig ungegliederter Steinwürfel, über dem auf kurzem Tambur die Kuppel schwebt.

Die Moschee wurde von Bajesid I. gegründet; nach ihm ist sie und das sie umgebende Stadtviertel Jilderim benannt. Die Formen sprechen allerdings mehr für die Zeit Bajesids II. (1481—1512),

denn die Moschee ist eine unmittelbare Vorläuferin der Selimiye in Konstantinopel, deren Bauanfang etwa in das Jahr 1520 fällt. Die Beträume, die den Medressen wohl zugleich für ihren Unterricht dienten, sind dem zentralen Quadrat nunmehr äußerlich angefügt und mehrfach geteilt, damit ein Lehrer den anderen im Vortrage nicht mehr störe.

Großartig ist die Gesamtanlage (Tafel XVII,

Abb. 5). Östlich liegen die Verpflegungsanstalten. An der Umfassungsmauer der große Speisesaal mit seinen langgedehnten Steinischen, dahinter die Küchen des Imarets und endlich die Speicherräume. Westlich das Krankenhaus (Tafel XVIII, Abb. 7) mit dem höchst eigenartigen achteckigen, durch konzentrisch angelegte Anbauten erweiterten Krankensaal, in dessen Mitte ein Brunnen steht. Davor ein sehr malerischer Hof, seitlich mit überdeckten offenen Räumen, die an die Liwane Persiens und Ägyptens mahnen. Weiter

voran das Irrenhaus mit seinen gefängnisartigen Zellen.

In der Nordwestecke liegt eine Medresse von vornehmer Ausbildung. Das volle Können, das feine Empfinden für Maß in der türkischen Architektur zeigt sich in der Behandlung der den Hof umgebenden Arkaden.

Endlich schließt den Platz gegen Norden eine Mauer mit einem reizvollen Tor (Tafel XVIII, Abb. 8), das in Verbindung mit einem Wasserverteiler steht. Selbst die Ausbildung der Abtrittanlagen westlich von diesem Tore zeigt die Hand eines formsicheren Architekten. Die mächtige Ausdehnung des Hofes,

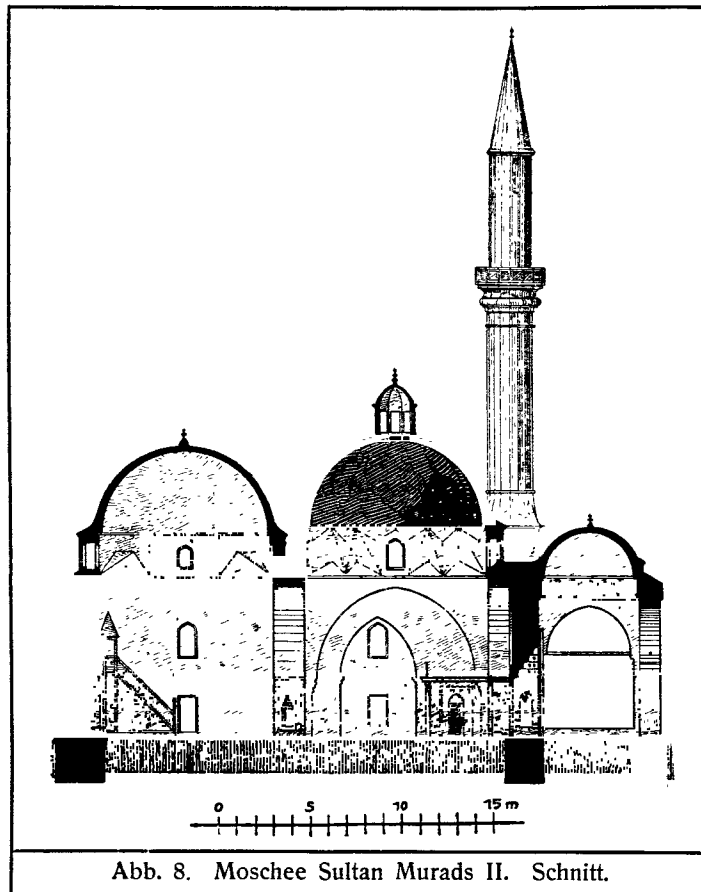




Abb. 1. Uetsch Scherefli Dschami,
Innenansicht gegen Nordost.

Abb. 3.



Abb. 2. Uetsch Scherefli Dschami, Hofarkade.

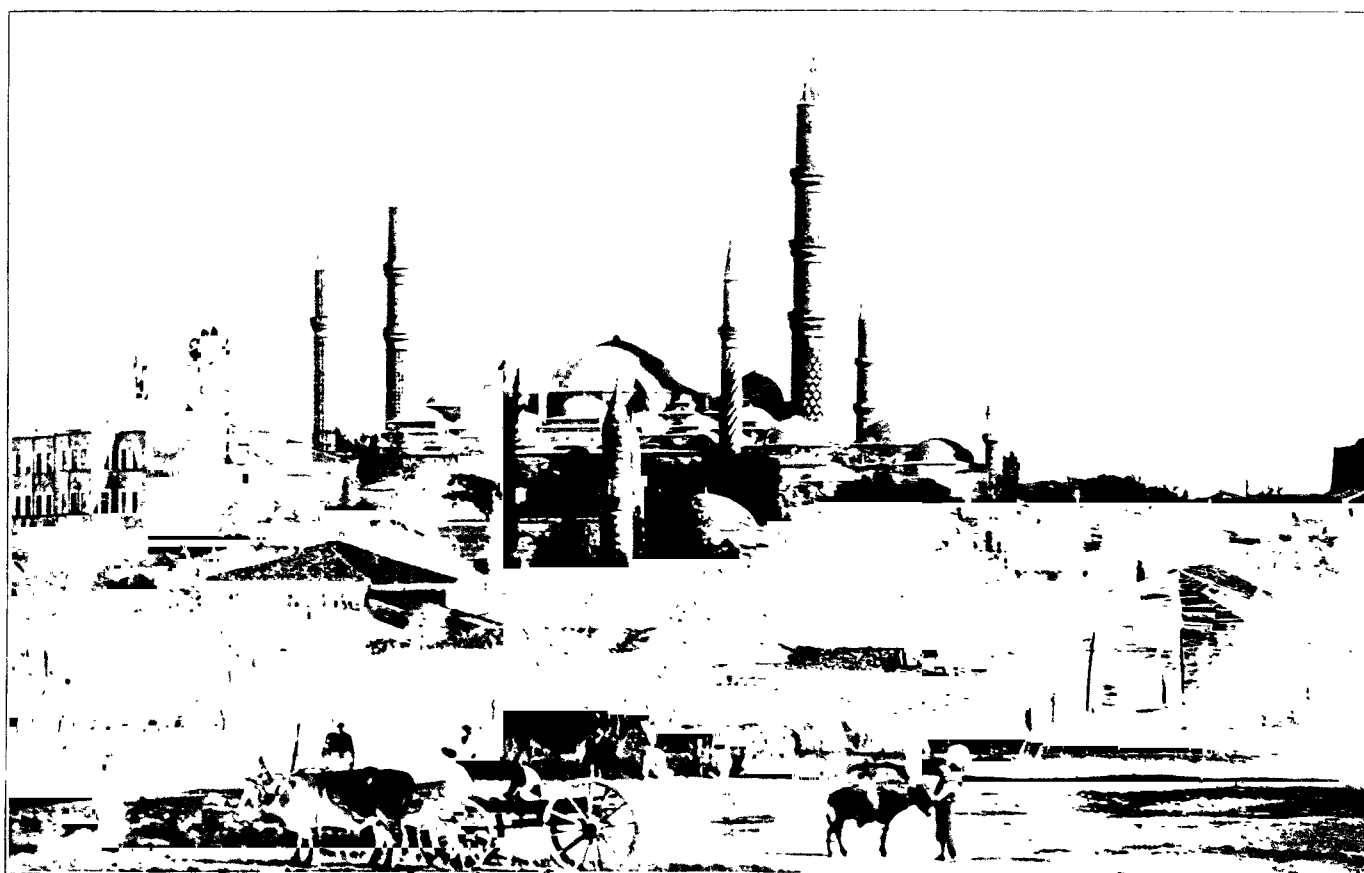
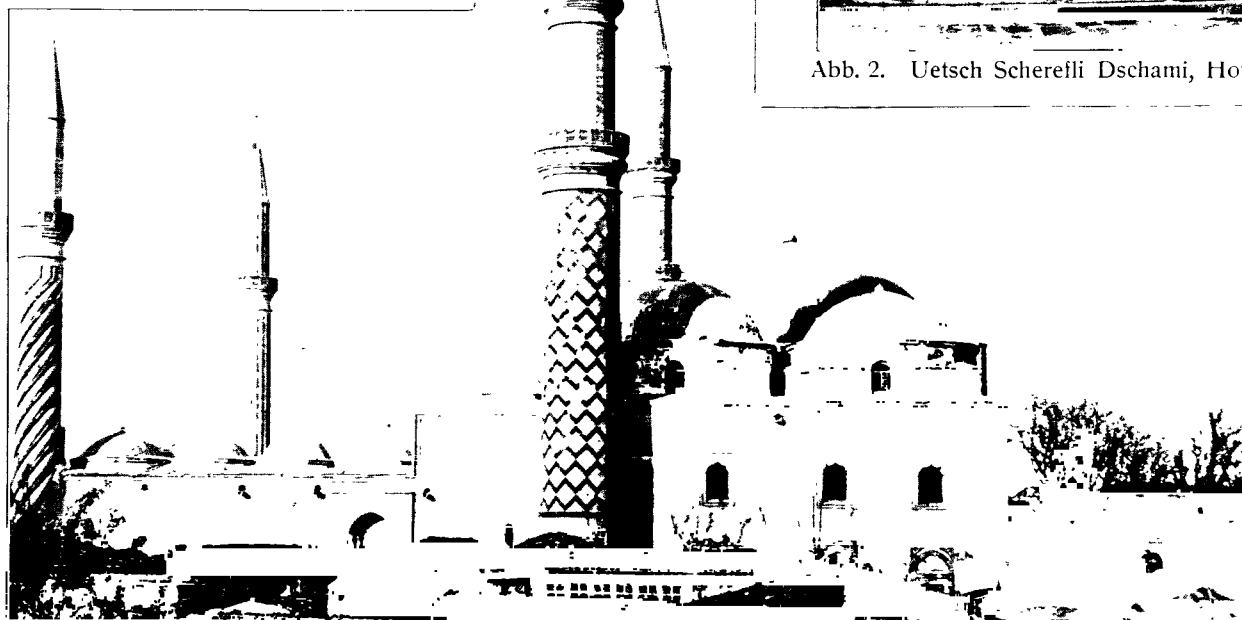


Abb. 4.

Abb. 3 und 4. Uetsch Scherefli Dschami, Ansicht von Südwest und Nordwest.

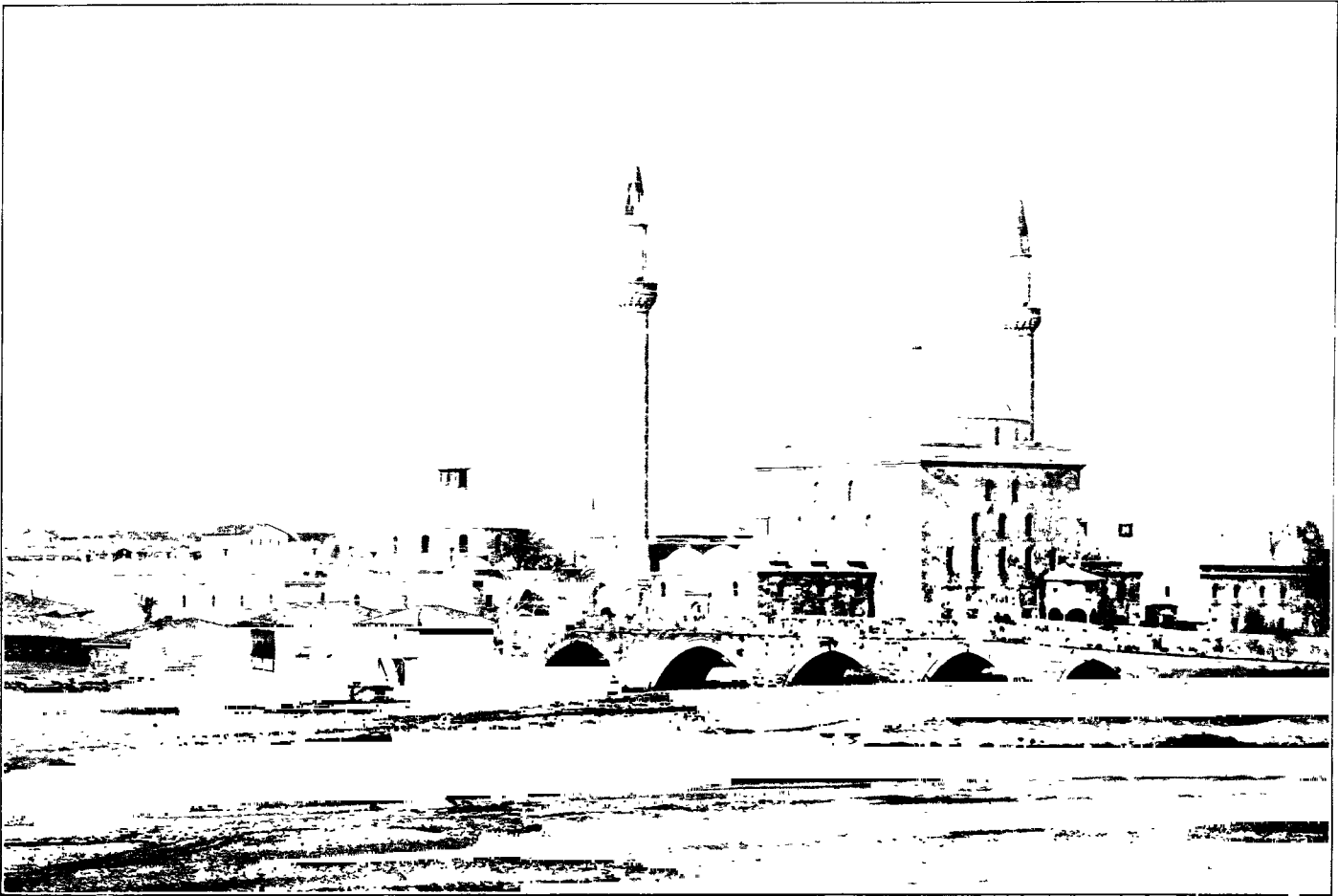


Abb. 5. Selimije, Ansicht von der Tundscha her.

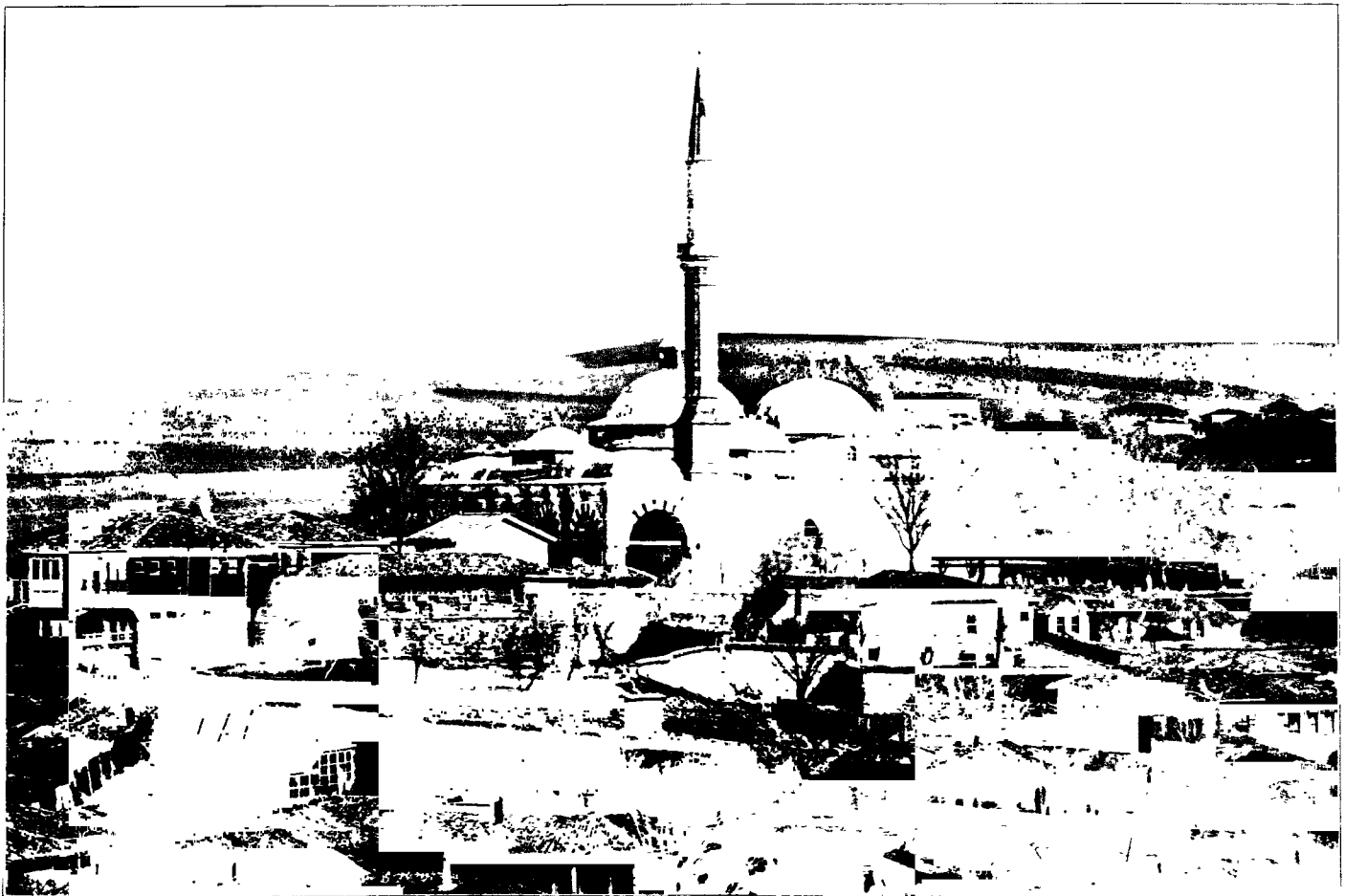


Abb. 6. Moschee Sultan Murads II.

die Einheitlichkeit der Gesamtarchitektur, die überall erkennbare Gestaltung der Anlage aus einem starken Willen geben ein glänzendes Bild großherrlichen Bauwillens. Lag doch in der Nähe das Serai, dürfte doch zur Zeit Bajesids II., der gern in Adrianopel Hof hielt, das Freitaggebet mit seinen Feierlichkeiten in dieser Moschee stattgefunden, der Hof die Heerschau der gegen Nordwesten aufbrechenden Kriegsscharen gesehen haben. Ein solches Werk gelingt nicht einem Fürsten, der nicht selbst Sinn für die Bedeutung künstlerischen Schaffens hat. Wir wissen, daß die Sultane Künstler an sich heranzogen, daß sie selbst an Michelangelos Berufung dachten; und wir wollen nicht vergessen, daß ihre Bauten an Größe und an künstlerischem Wert den Vergleich mit denjenigen der italienischen Renaissance nicht zu scheuen hatten. Michelangelo schätzte darum Mohammed II. unter die größten Fürsten seiner Zeit.

Bei der Großartigkeit der Baugesinnung vergaß man nicht, die Reize des Tundscha-Ufers zu genießen. Wurde doch für den Sultan ein Kiosk an dessen Tribüne vor die

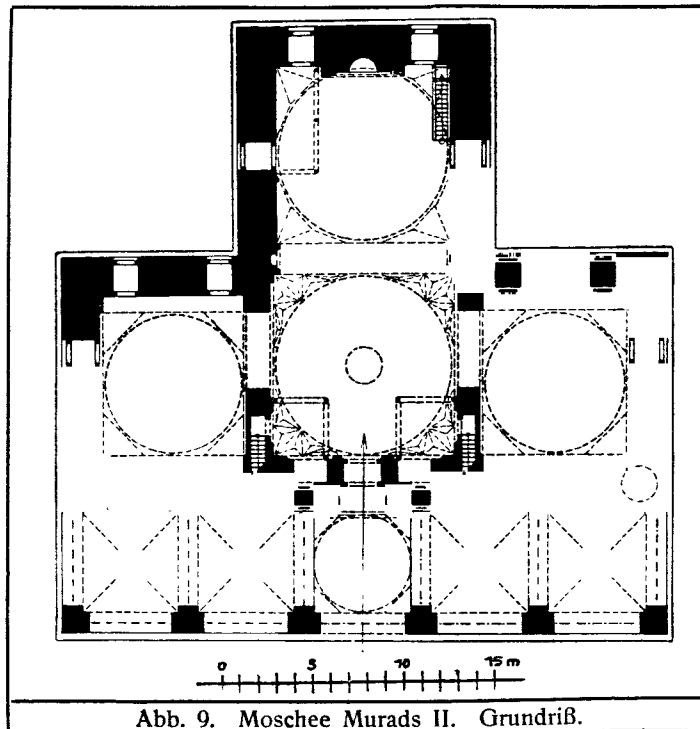


Abb. 9. Moschee Murads II. Grundriß.

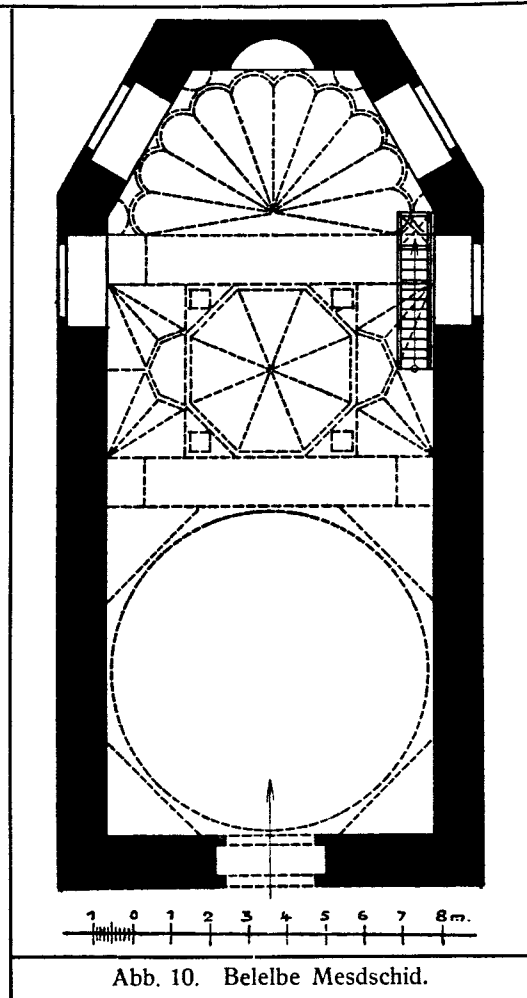


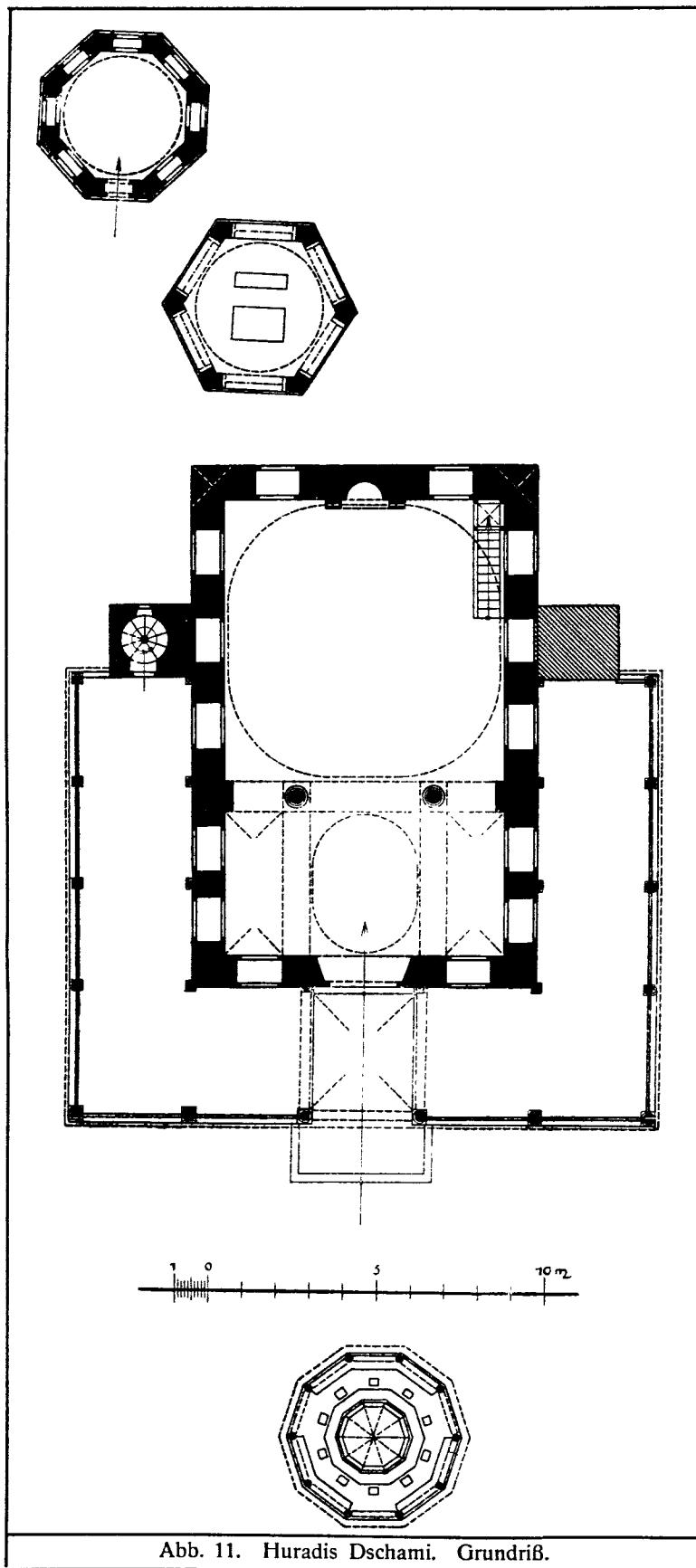
Abb. 10. Beleb Mesdjid.

Stromseite der Fasademoschee erbaut.

Die Bajesidje bildet die Vorstufe für den Bau der berühmtesten Kirche der Stadt, der Selimije (Abb. 13—14), dem Werke des größten Baumeisters der Türken, Sinan. Dieser war, nach Djelal Essad, der Sohn eines Griechen aus Cäsarea in Kappadozien, namens Christo, 895 (1489) geboren, diente im Serai, später als Janitschar, zeichnete sich im Kriegsdienst

besonders im Festungs- und Schiffsbau aus. Nach seiner Grabinschrift soll er mehr als 100 Jahre gelebt haben, nachdem er 81 Moscheen, 51 Kapellen und zahlreiche andere Bauten aufgeführt hatte. Nach Djelal Essad (S. 178) starb aber Sinan schon 986 (1578), also 89 Jahre alt. Da es noch einen zweiten Architekten mit demselben Namen gab, genannt Kutschük Sinan, der kleine Sinan, so liegt hier wohl eine Verwechslung vor.

Hoffentlich findet der Meister bald einen, seine künstlerische Bedeutung erfassenden Biographen, denn meiner Ansicht nach gebührt ihm der Platz neben den ersten Baukünstlern der Welt — während jetzt sein Name sogar in den Künstlerlexiken fehlt.



Ich kann mich über den Bau kurz fassen, in dem ich auf Armin Wegners Beschreibung hinweise. Die Größe der Komposition (Abb. 14 und Tafel XVIII, Abb. 10) beruht auf der konstruktiven Weisheit, mit der die Last der $31\frac{1}{2}$ m weiten Kuppel auf die acht Pfeiler und auf die hinter diese gestellten Streben verteilt ist. Damit gelang es, den Gesamt-Innenraum von $45:36$ m Innenfläche zu einheitlicher Wirkung zu vereinigen und dem gewaltigen Saale den Grundzug eines islamitischen Betsaales mit erstaunlicher Klarheit aufzuprägen, das heißt einen Versammlungsraum zu schaffen, der den betenden Glaubensgenossen den Eindruck der Zusammengehörigkeit, der geschlossenen Einheit aufzwingt. Nur wenn die Moschee mit Gläubigen gefüllt ist und wenn mit nahezu soldatischer Pünktlichkeit die Gebetsübungen ausgeführt werden, wird man in voller Wirkung den durch den Bau erstrebten Eindruck gewinnen: Es ist einer der gewaltigsten, den die Architektur zu erzielen vermag, befremdlich freilich für den, der hier etwa zum ersten Male islamitischer Großkunst entgegentritt, schon wegen der Farbigkeit der Dekoration. Sowohl in den Fliesen des Wandbelages wie in den farbigen Fenstern spielt kräftiges Rot neben Blau, Weiß und Gelb eine entschiedene Rolle, neben dem Grau und Rot der Granitsäulen und dem feinen Ton alten Marmors. Leider stört auch hier die Ausmalung aus dem 18. Jahrhundert. Aber wie im Äußern eint doch auch im Innern alles die Kraft einer hohen künstlerischen Einsicht und eines ausgebildeten nationalen Kunstempfindens.

Dies Äußere nun gibt dem Europäer zunächst wieder eine Nuß zu knacken auf. Das Zusammenstimmen der zur Gesamtanlage gehörigen Bauten, das kühne Aufstreben des Hauptbaues mit seiner Kuppel und seinen Minarens wird

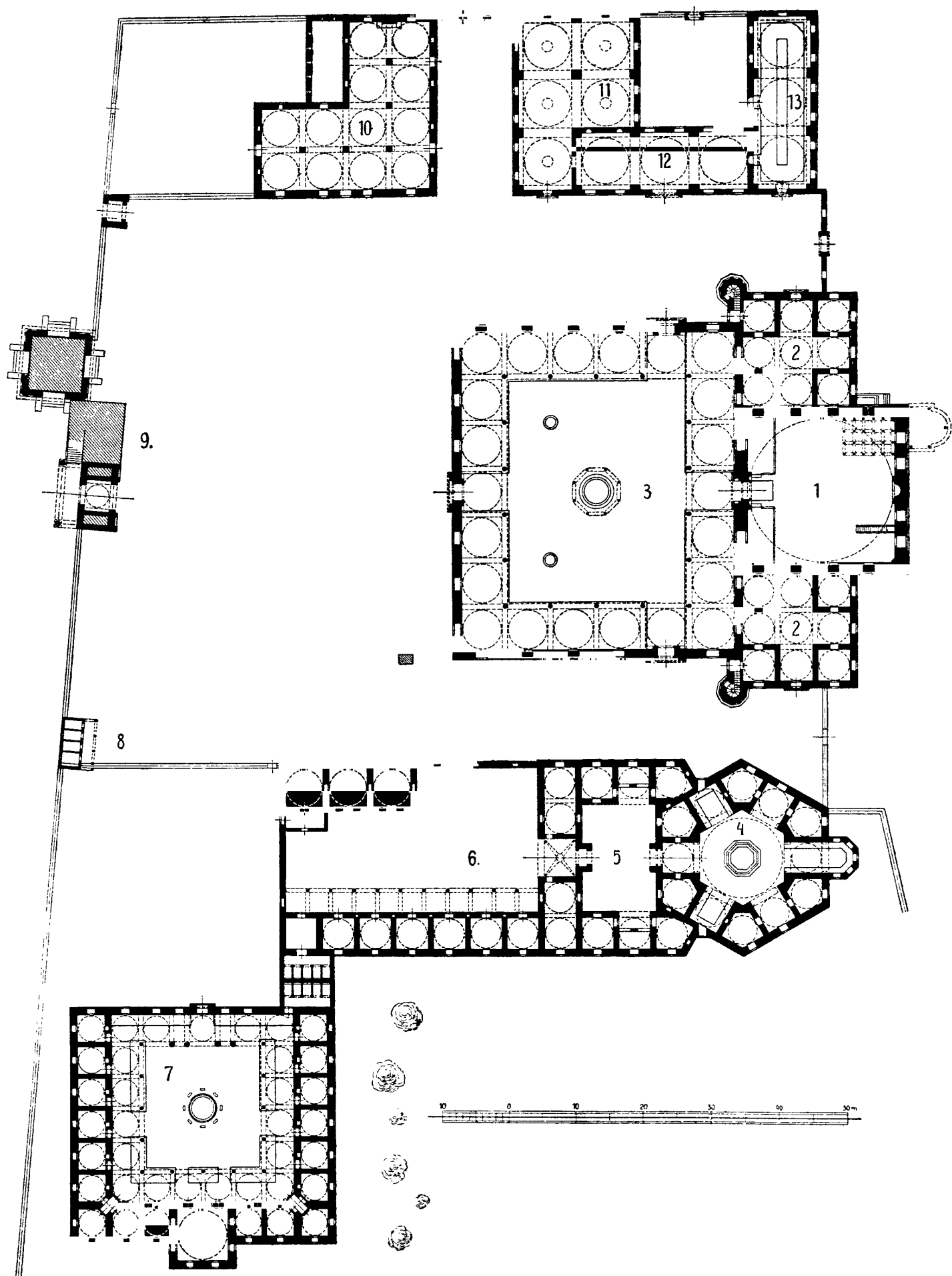


Abb. 12. Bajesidiye. Gesamtanlage: 1. Moschee. 2. Medrese (Schulraum). 3. Schadrowan (Hof). 4. Hasta Hane (Krankenhaus). 5. Hof. 6. Timar-Hane (Irrenhaus). 7. Medrese (Hochschule). 8. Abort. 9. Torhaus und Wasserverteiler. 10. Speicher. 11. und 12. Imaret und Bäckerei. 13. Speisesaal.

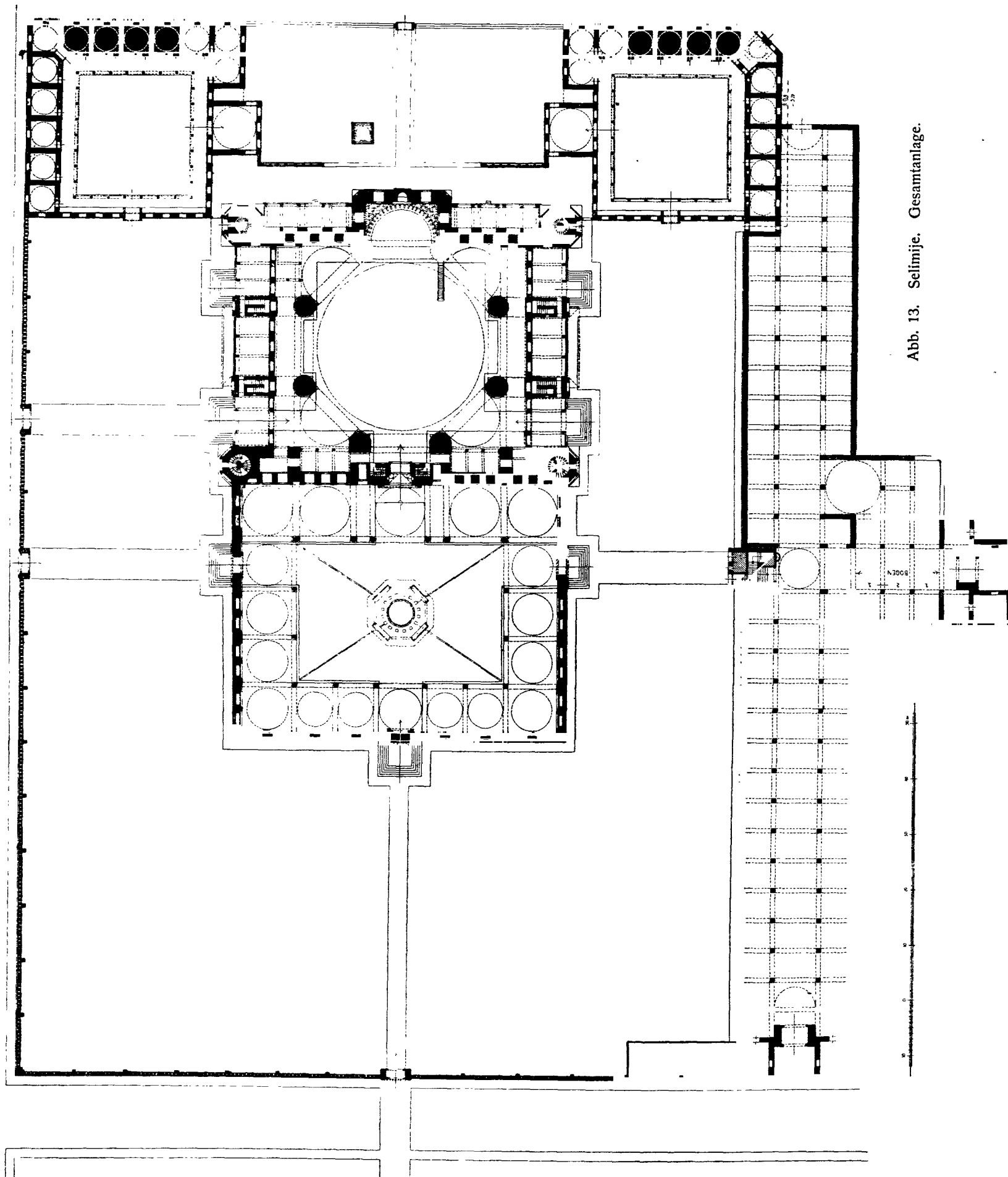


Abb. 13. Selimije. Gesamtanlage.

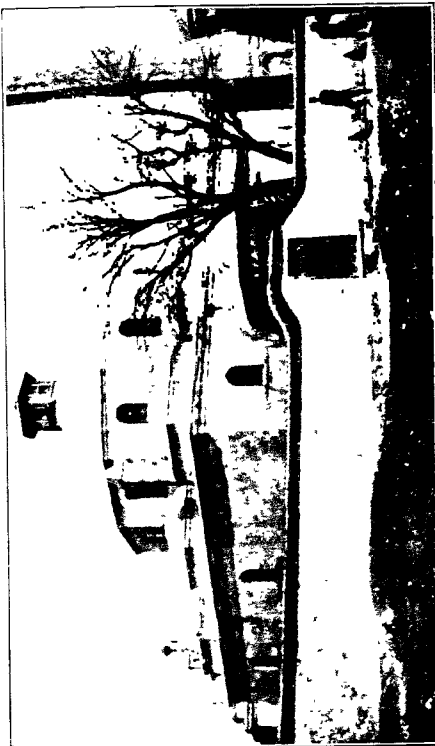


Abb. 7. Krankenhaus.

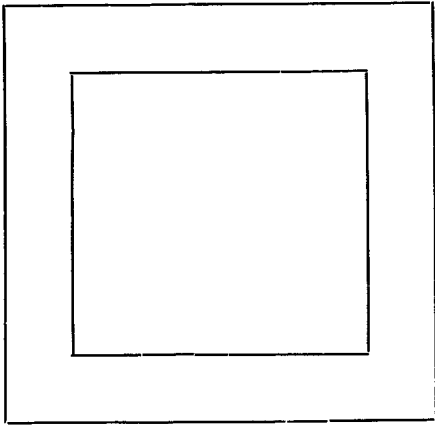


Abb. 8. Torhaus und Wasserverteiler der Bajesiddje.

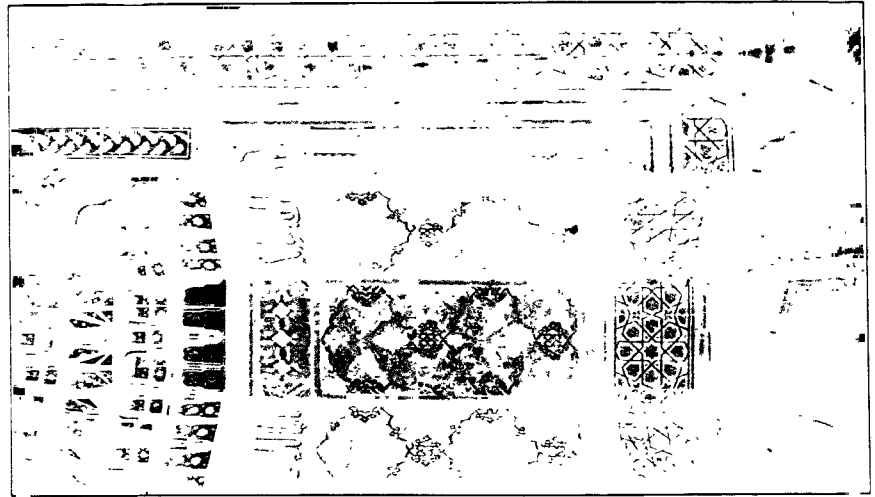
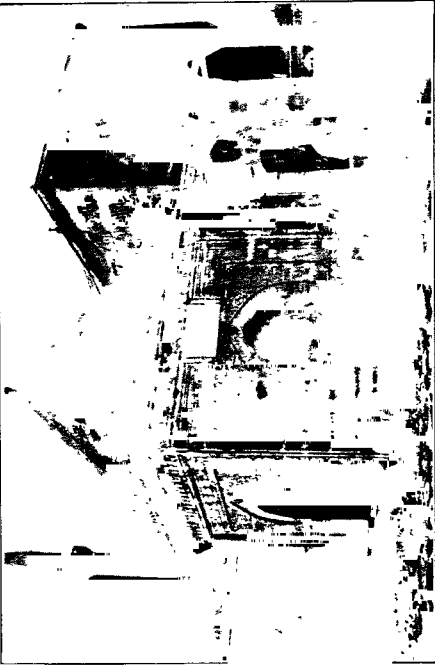


Abb. 9. Mihrab der Moschee Sultan Murads.

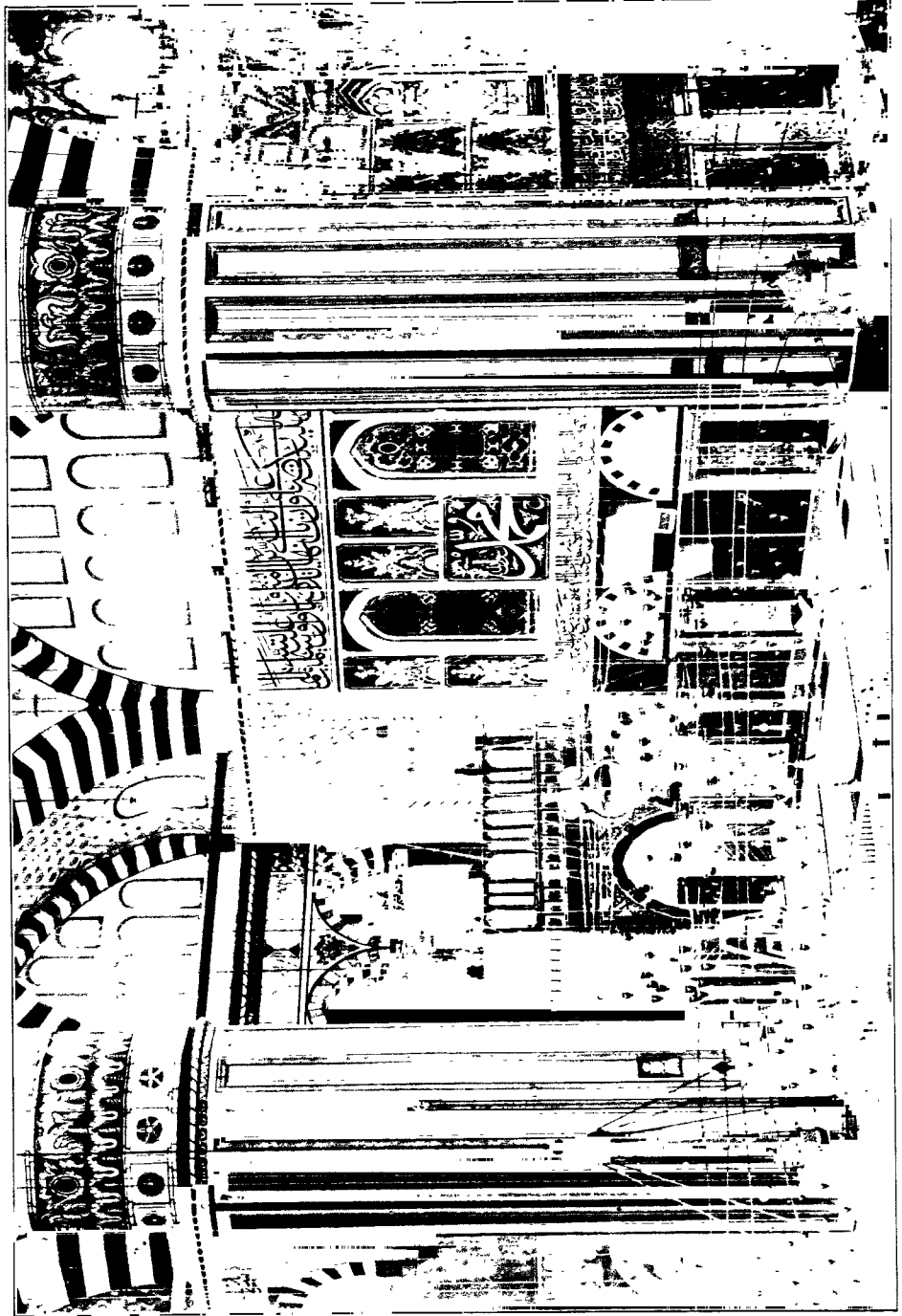


Abb. 10. Selmije. Innere Ansicht.

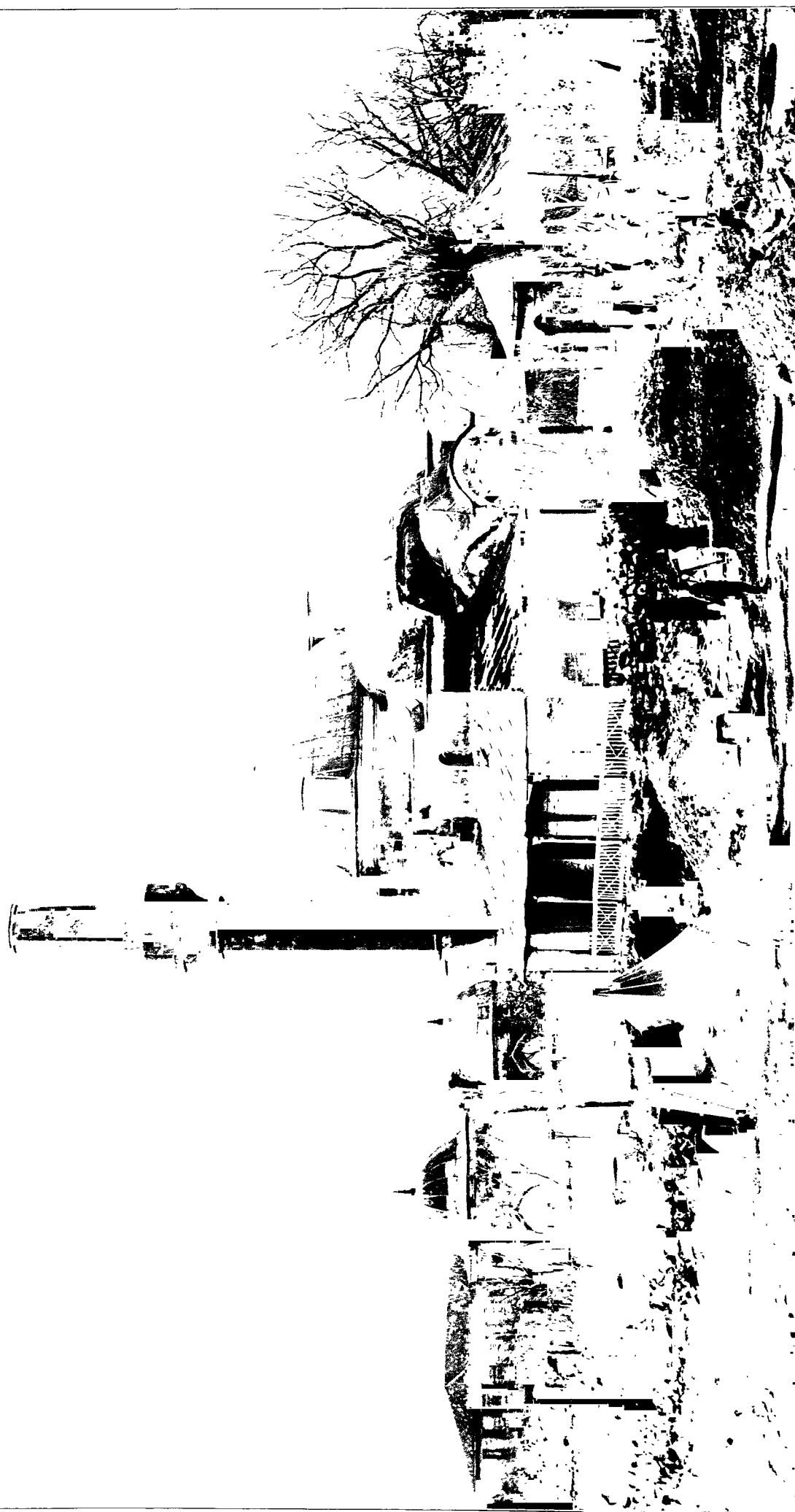


Abb. 11. Huradis Dschami.

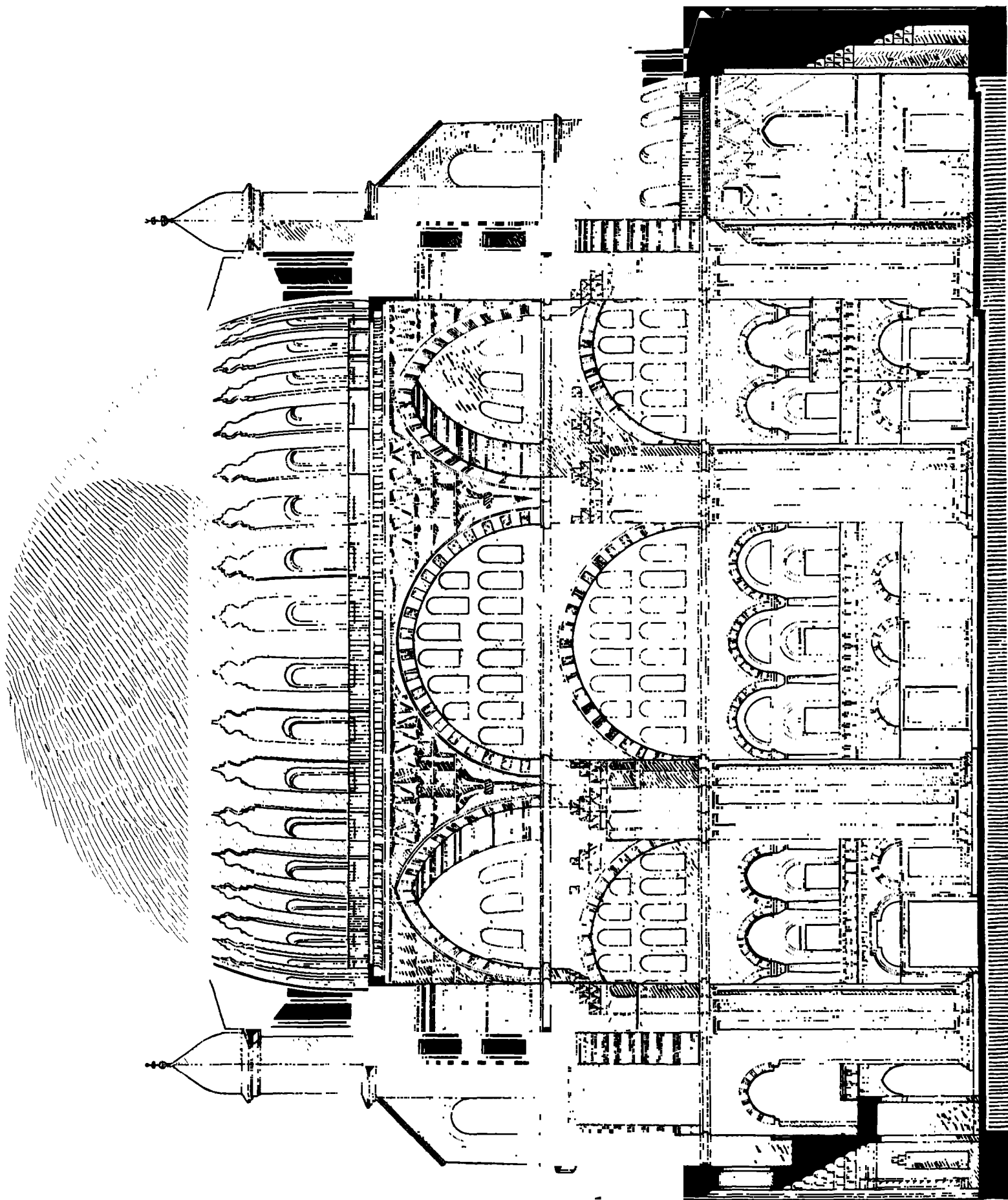


Abb. 14. Selimiye. Schnitt durch den Hauptbau.

Selanikli Fâik.

er wohl ohne weiteres verstehen. Es liegt in der Gesamtanordnung ein Zug von zwingender Gewalt. Die Umrißlinie der Kuppel wird ihm dagegen weniger behagen. Wir sind die Anordnung zweier Kuppeln übereinander gewöhnt, so daß oft ein mächtiger leerer Zwischenraum zwischen beiden entsteht. Die Außenkuppel vieler unserer Dome ist also eine Maske, die die unzureichende Form der Innenkuppel verdeckt. Sinan, wie die Orientalen überhaupt, schließt mit der einen, kühn gewölbten und nur durch unsichtbare Eisenverankerung haltbaren Kuppel seinen Bau tatsächlich ab, entwickelt also den Umriß unmittelbar aus der Werkform — und tut gut daran.

Nicht dargestellt ist bei Wegner die Umgebung der Moschee, obgleich diese eine Einheit mit dem ganzen Bau darstellt: Der weite, von mächtigen Steinschränken umgebene Hof, die Medresse und das Krankenhaus, zwischen denen der Kirchhof und eine anmutige offene Türbe liegt, der am Fuße der mächtigen Moscheenterrasse sich hinziehende Basar, zu dem eine überdeckte Treppe hinabführt. Dieses Teppenhause ist von besonderem künstlerischen Reiz.

Im Gegensatz zu Konstantinopel zeigt die türkische Architektur Adrianopels sich frei von europäischen Einflüssen. Selbst solche aus Vorder- und Mittelasien treten nur in einer national-türkischem Wesen mehr genäherten Form auf. Die Kunst des Wölbens entlehnten die Türken von den Byzantinern, aber sie haben — und darin ist Sinan der größte Meister — diese Kunst mit einer spielenden Virtuosität ausgeübt, so daß das Gesamtwerk Sinans sich wie ein Versuch darstellt, alle Möglichkeiten der Überspannung großer Räume mit dem Mittel des reinen Kuppelbaues zu erschöpfen. Die Formensprache ist in den Einzelheiten durchaus national. Ein Kapitäl aus einer türkischen Moschee ist uns schwer seiner Herkunft nach von einem solchen irgend einer anderen Bauzeit oder Bauart zu unterscheiden. Die Ausdrucksmittel haben sich völlig geklärt, so daß man nie im Zweifel über die nationale Herkunft eines Baues sein kann, sobald dieser irgendwelche reichere Formen zeigt. Nicht minder klar äußert sich die Kunst der christlichen Völker der Balkanhalbinsel. Gerade aus der Verschiedenheit gleichzeitiger Bauten erkennt man deutlich die nationale Selbständigkeit beider Teile.

Selanikli Fâik.


Die Geschichte der Freiheit und die Gedanken des Padischah.

Ein Beitrag zu den Entwicklungsphasen der türkischen Freiheitsbewegung.

Nach dem in Konstantinopel 1324 (Finanzjahr = 1326 h = 1908 D) bei Karabet gedruckten Texte ins Deutsche übersetzt.

Von Theodor Menzel-Odessa.

II.

o kam es, daß unter den Jünglingen des Vaterlandes sehr viele weinten, wenn sie den geheiligten Namen „Kemâl“ erwähnten, und in leidenschaftliche Erregung gerieten, da sie ihn nicht in dem nötigen Grade mit Ehre auszeichnen konnten. Als Frucht seines Studiums gekostet, hörte man aus dem Munde eines jeden Kindes des Vaterlandes die melodischen Worte hervorkommen:

(S. 9). „Wenn ich sterben sollte, ohne bei der Nation den Fortschritt gesehen zu haben, den ich erhoffte,

So soll man auf meinen Grabstein schreiben:
Das Vaterland ist traurig und ich bin traurig“¹.

¹Ölürsem gjörmeden milletde ümîd etdijim fejzi
jazylsyn senk-i-kabrymda vatan mahzûn ben
mahzûn.

Da die Worte: „Wer seinen Mund öffnet, dem schneidet man die Zunge ab“¹ zum Sprichwort geworden waren, so ging diese Melodie des Patriotismus (da wir schweigen mußten), in unser Blut über; (S. 10) sie sättigte jedes Gewebe in unserem Körper.

Auf den Tod Kemâl Beys hin² vermehrten sich die freiheitlich gesinnten Patrioten (ahrâr)³ von Tag zu Tag. Als sie sahen, daß sie auf dem geheiligten Boden des Vaterlandes ihre Hoffnung und Sehnsucht nicht würden erreichen können, da suchten sie in fremden Ländern Zuflucht, wie in der Schweiz und in Frankreich und ferner in Ägypten. Je mehr die patriotischen Persönlichkeiten, die die Bezeichnung: „Jeunes turcs“ (Jungtürken) erhielten, auf ihre geheiligten Gedanken gestützt, dortselbst über den kummervollen Zustand ihres Vaterlandes weinten und wehklagten, um so mehr nahm hier im Innern des Vaterlandes der unleidliche Zustand zu. Das Land wurde von Geheimpolizisten (chafije) und Zensoren in Schrecken gehalten. Es kam so weit, daß der Vater mit seinem Sohne, der Sohn mit seinem Vater nicht mehr sprechen, nicht mehr sich unterhalten konnte. Der Seraj fiel und verstrickte sich völlig in die grausamen Hände einer gewissen Sorte von Leuten — wie des verstorbenen Lutfi Agha und seines Sohnes Fâik und Tahsîns, und von den als prächtige Spitzel und Untersuchungsrichter in gerichtlicher Beziehung sich erweisenden folgenden Menschen: Izzet und Râghîb, Sakally Mehmed, Selîm Melhame, Kenân, Fehîm und noch anderen dieses Schlages, die sämtlich zu den listigen Kreaturen Mahmûd Nedîms gehörten.

Diese verzweigten und verästelten sich in allen Arten und Formen über alle Seiten des Vaterlandes hin und der Schrecken vor ihnen machte alles zittern. Es kam dahin, daß alle Vâlis (Gouverneure), alle Direktoren (nâzir) und hohen Beamten nur mehr mit ihrer Einwilligung und Begutachtung eingesetzt wurden. Die Privilegien blieben in ihrem ausschließlichen Verfügungsrecht. Um sich Vermögen zu machen, ihr Glück zu begründen, scheuten sie nicht im geringsten

¹ Aghzyny atschanyn dilini keserler.

² Den 2. Dezember 1888 auf Chios (Sakyz); geboren war Kemâl am 26. Schavvâl 1256 (= 21. Dezember 1840) in Rodosto (Tekfûr daghy).

³ Die Liberalen.

vor der Ausführung alles nur Menschenmöglichen zurück. Die Söhne des Vaterlandes, die sie in ihre Hände bringen konnten, richteten sie auf die eine oder die andere Weise zugrunde. Wie viele Väter und Mütter mußten sich nicht von ihrem einzigen Sohne trennen! wie viele Söhne von ihren ehrwürdigen Vätern! wie viele unglückliche Frauen von ihren rechtmäßigen Ehegatten! Mit dem Vorgeben dem Padischah gegenüber, daß die gesamte Nation (S. 11), daß alle Söhne des Vaterlandes wegen ihrer Gewalttätigkeit die Despotie verdienten und daß sie der Vorstellung lebten, die Rechte des Herrschers anzutasten, und daß sie — was Gott verhüten wolle — böse Absichten auf das kaiserliche Leben hätten, schüchterten sie den Großherrsinn ein und schreckten ihn. Ihre Untaten und ihre Grausamkeit ließen sie bis zum Äußersten schreiten. Sie stellten sogar die wirklichen Ehrenmänner und Biedermänner, die noch im Seraj waren, vor Seiner Majestät als nicht vertrauenswürdig dar, und zwar solchergestalt, daß ihre eigenen Hoffnungen und Wünsche vollkommen verwirklicht werden mußten.

Doch was waren eigentlich die Gedanken des Padischah? Auch er fürchtete sich vor den Verrätern. Er hielt diese Leute für eine Schutzwache für sich selbst.

Trotz dieses Grades von Tyrannei und Grausamkeit und Ungerechtigkeit der absolutistischen Regierung ließen die vom Vaterlande geschiedenen Freiheitshelden nicht einen Augenblick davon ab, sich abzumühen und sich abzuplagen, um das Vaterland und die Nation aus diesem tiefen Brunnenschacht herauszuziehen. Sie plagten sich ab und plagten sich ab und plagten sich ab. Die Hoffnung auf Rettung war gering geworden bis zu einem schwachen verglommenen Funken. Unterdessen wuchs eine neue Lebenshoffnung empor. Die Freiheitsflamme glühte scheinbar zu neuem Glanze auf: Konferenzen, die Kretafrage und kein Ende, gewandte Schönredner und Anekdotenerzähler (Indschili tschauschlar)¹, Mühewaltungen,

¹ Mustafa Efendi mit dem Beinamen Indschili Tschausch war ein zu Anfang des 11. Jahrhunderts der Hidschra lebender als Causeur und angenehmer Unterhalter bei Hofe hoch angesehener Mann, nach dem man auch jetzt noch sprichwörtlich gute Plauderer benennt. Dieser Indschili Tschausch scheint hier gemeint zu sein.

Freiheitsgedanken . . . was mochte nicht alles auf der Welt noch werden. Höchste Gerichte wurden gebildet zur Erhaltung der Freiheit von sehr viel jungen Leuten.

Dieser Zustand schreckte mit einem Male die Despoten. Ihre Schrecken nahmen zu. Alles wurde in eine Wolke von Gewalttat und Ungerechtigkeit eingehüllt. Die furchtbarsten, die genialsten Spitzel tauchten auf. Nach Europa wurden gefürchtete Geheimagenten (*journaldschy*), wie Münîb, Nedschîb Melhame, gesandt. Die Vergewaltigten, die in ihre Hände fielen, wurden einer Inquisition, einer steinerweichenden (S. 12) Grausamkeit unterworfen. Ganze Familien wurden zugrunde gerichtet, traute Wohnstätten zu Ruinen gemacht. Sie fuhren fort, den Großherrs zu hintergehen, immer unter dem Deckmantel der Gerechtigkeit. An den wichtigsten Punkten Konstantinopels, an den kostbarsten Stätten des Vaterlandes wurden die Sitze dieser Verräter, ihre Paläste, ihre Landgüter und ihre Weideländereien immer zahlreicher und zahlreicher. Die Nation sah das. Sie zwang aber den Groll in sich hinein, sie konnte ihre Stimme nicht erheben. Nur der Durst nach Rache nahm jetzt völlig das ganze Herz der Nation ein. Das Volk wartete aber auf eine günstige Gelegenheit und ließ sich wiederum nicht zur Ungeduld hinreißen. Die Liebe und die Verehrung, die es gegen den Padischah hegte, kam jedoch nicht im allerkleinsten Maße zu Schaden.

Infolge dieses gewalttätigen Despotismus zeigte sich an dem geheiligten Vaterlande der Krebs. Stück um Stück wird nun losgerissen. Die unter dem Namen „Mazedonien“ zusammengefaßten Provinzen Salonik, Kossowa und Monastir nehmen die Form eines politischen Spielzeuges an. Gewalttat, wie sie im Innern von Anatolien selbst nie geübt worden ist, wird verräterischerweise nicht unangewendet gelassen. Wiederum verharren jene Bedientenseelen, jene Verräter, die den Seraj von allen Seiten umstrickten, bei der Fortdauer ihrer alten Verbrechen, ihrer alten Unziemlichkeiten, ihrer Korruption. An was dachten denn eigentlich diese Menschen? War denn der Untergang und der Ruin des Vaterlandes für sie in gar keiner Beziehung von Bedeutung? Was wollten sie

von jener leiderfahrenen Nation, die doch sie selbst auch aufgezogen, genährt und groß gemacht und bis zu jenem hohen Posten emporgebracht hatte und in deren Schatten sie lebten? Jawohl, was wollten sie denn eigentlich von ihr? Was war es, was sie wollten? Um mit dem Untergang des Vaterlandes und der Nation ihre eigenen Reichtümer zu vermehren, um ihre eigenen Glücksgüter zu vervielfältigen, hatten sie als Führer für ihre Handlungsweise das Wort Ludwigs XV. gewählt: „Après moi le déluge“¹ (S. 13). Sie hatten Gott vergessen, ihre Augen sahen gar nicht mehr, was Gewissen und Gerechtigkeit war. Doch schon kam jetzt die Zeit (der Entscheidung) heran, es nahte bereits der willkommenen Zeuge der Gerechtigkeit.

Das dritte Armeekorps, das Armeekorps von Mazedonien, dieses geehrte Armeekorps, das der Leitung und dem Kommando von gut ausgebildeten Offizieren anvertraut und das zu dem Zwecke formiert worden war, um die seit einigen Jahren revoltierenden bulgarischen und griechischen Patrioten, um jene Revolutionäre, die in der geheiligten Absicht der Erlangung von Freiheit, Gleichheit und Gerechtigkeit ihre Existenz und ihr Leben in die Bresche geschlagen hatten, zu züchtigen, wobei man ihnen den Ehrentitel „Rebellen“ gab, das dritte Armeekorps betrachtete die traurigen Zustände des Vaterlandes, die Gewalttaten und Übergriffe jener Verräter, die den Seraj umstrickt hielten von der Ferne aus in äußerst aufmerksamer, weitsichtiger Weise. Es lernte die Handlungsweise der Griechen und Bulgaren schätzen und billigen, und verabscheute und verfluchte die verräterischen Grausamkeiten und Gewalttaten (der Regierung). Diese Gedanken der Offiziere, jener patriotischen, jener mannhaften Söhne des Vaterlandes, verbreiteten sich auch auf unsere Soldatenbrüder, auf unsere ruhmvollen Löwen.

Während diese Helden ihr Leben für das Wohlbefinden und das Glück des Vaterlandes gegenüber Bleikugeln und Kanonen jahrelang Tag und Nacht, ohne sich Schonung zu gönnen, Berg und Fels und Schnee und Eis und Sturm und Regen aussetzten, verbrachten hier in Konstan-

¹ Türkisch zitiert: Benden sonra isterse tufan olsun.

tinopel diese (Schmarotzer) in ihren traulichen Stadtwohnsitzen auf Kissen von Vogelflaum, auf vergoldeten Lehnstühlen die Zeit mit Schwelgen und Schmausen, mit Trinken und Zechen, mit sinnlicher Wollust, und in ihren Sommerhäusern mit Pferden und Wagen und Dienern und Parasiten. Als die Wackeren das mit ansehen mußten (S. 14), da verfielen sie, wutschäumend, in das leidenschaftliche Begehren, für diesen Zustand Rache zu nehmen. Da die Freiheitshelden der Nation, die nach der Schweiz, nach Frankreich und nach Ägypten ins Asyl geflohen waren und die zur Befreiung des Vaterlandes, des geheiligten Vaterlandes, vor keinerlei Bemühungen zurückschreckten, die nicht wußten, was das heiße: „ermüden“, da diese Mazedonien für sehr geeignet fanden, um sich einen Mithelfer und einen Zufluchtsort zu verschaffen, und da sie dortselbst ihrem Vorgehen die weiteste Ausdehnung geben konnten, so bildeten sie, allen möglichen Gewalttaten der despotischen Regierung zum Trotz, wiederum eine Vereinigung unter dem Namen: „Vereinigung für Fortschritt und Einigkeit“ (Terakki ve ittihâd dschemîjjetî)¹.

Diese rühmliche Vereinigung, die auf reinen und lauterem, patriotischen, auf Gerechtigkeit und Brüderlichkeit beruhenden Grundlagen aufgebaut war, machte innerhalb kurzer Zeit eine gewaltige Macht sich dienstbar. Sobald jene intelligenten jungen Offiziere, auf deren Stirn die Lichter der Intelligenz und die Strahlen der Vaterlandsliebe weithin strahlten, von dem Vorhandensein einer derartigen Vereinigung Kenntnis erhalten hatten, schlossen sie sich der „Vereinigung“ an, um ihr gesamtes Können, ihre geistigen und materiellen Kräfte ihr zu widmen. Das dritte Armeekorps bereitete sich vor, der despotischen Regierung ein Ende zu machen.

Die rühmliche „Vereinigung“ arbeitete Tag und Nacht. Sie fuhr voll Ausdauer darin fort, alle die Opfer, die überhaupt zu bringen waren, alle die Vorbereitungsmaßregeln, die überhaupt auszuführen waren, in gemeinsamer Tätigkeit ausfindig zu machen, um das Vaterland, das geheiligte Vaterland, die Nation, jene hehre Nation, aus dem furchtbaren, schrecklichen Ab-

grunde zu retten, in den sie zu stürzen im Begriffe waren. Die Beständigkeit, die Festigkeit, die Großherzigkeit, der Opfermut, die Verschwiegenheit riefen die stärksten Bundesgenossen dieser Vereinigung, ihre am meisten Schrecken einflößenden (S. 15) Kräfte ins Leben.

Die despotische Regierung konnte, obwohl sie ihre ganze verfügbare Macht aufwendete, um diese Vereinigung zu entdecken, um ihre Hoffnungen, ihre Zwecke herauszubringen, zu keinerlei Tatsachenmaterial, zu keinerlei Anzeichen gelangen. Ihre Hände hielt sie untätig zur Seite. Jawohl, sie konnte keinen Erfolg haben, denn „Gott ist der Beistand der Wahrhaften“¹. Denn jene geehrten Landsleute, die mit einem lauterem Gewissen ihr Leben preisgaben, hatten nur einen Zweck, nur einen einzigen Wunsch: Dieser bestand in der Wiedereinführung der Verfassung (des Staatsgrundgesetzes), um die Nation zu retten, um diesen geheiligten Grund und Boden, dieses Heimatzelt von Vater und Mutter, zu retten, das Vaterland, das sich bereits im Todeskampfe befand, das schon in den letzten Zügen lag, das für die Zunge der europäischen Regierungen bereits die Stelle des Wortes: „Teilung“ eingenommen hatte; um ferner das Glück und die Freiheit und den Wohlstand der Edlen von der Nation wiederherzustellen, die hilflos und mittellos in den Zitadellen von Fezzân, Akka, Rhodos, Dijârbekir, Erzerum und Sinope und in den Gefängnissen von Sanâ und Tâif hoffnungslos schmachteten und im äußersten Zustand des Elends und der Heruntergekommenheit lebten; ferner um unser geliebtes Vaterland von dem schweren Druck der Ungerechtigkeit zu befreien, um die Tränen der Waisen zu stillen, um die maßlosen Übergriffe und die Machtusurpation gegenüber den geheiligten persönlichen Rechten unmöglich zu machen, um mit einem Worte uns wie Menschen leben zu lassen.

Jedoch dies paßte der despotischen Regierung, den Verrätern, die den Padischah von allen Seiten umstrickten, natürlich durchaus nicht in den Kram. Nach Salonik, nach Monastir und nach Üsküb ergoß sich eine ganze Flut von Spitzeln (chafije), von Persönlichkeiten mit

¹ Das berühmte jungtürkische „Komitee“.

¹ Hakk doghrulara jardymdschydyr. Sprichwort.

anrühigem Charakter, mit hohen Gehältern und mit freigegebiger Hand (bachschisch). Aber niemals (S. 16), niemals konnten diese Feinde der Nation ihre Zwecke erreichen. Nunmehr war bereits die Zeit herangekommen, um mit den Ausführungshandlungen zu beginnen. Es war notwendig, die schmutzbefleckten Persönlichkeiten zu beseitigen, die jener geheiligten, jener hehren Pflicht der ansehnlichen „Vereinigung“ Abbruch tun wollten und die in ihren eigenen verbrecherischen Handlungen verharrten, ohne den gutmeinenden Vorschlägen und Ratschlägen ihr Ohr zu leihen. Denn, geehrte Landsleute, diese Menschen sahen gegen die Ablohnung mit ein paar Geldstücken, für einen Rang oder einen Orden die Nation, unser Vaterland, für niedrig an. In ihren Augen war die Nation, das Vaterland nichts, rein gar Nichts. Hoch soll darum leben die osmanische „Vereinigung für Einigkeit und Fortschritt“, die sich bemühte, dem ein Ende zu machen. Jawohl, die Ausführungshandlungen begannen in Salonik, in Monastir, in Üsküb mit einer entschiedenen, geheiligten Energie. Die „Vereinigung“ hatte folgenden Entschluß gefaßt: „Entweder die Freiheit oder den Tod! Entweder die Verfassung oder den Tod! (ja hurriyet ja ölüm, ja kanûn . . . esâsî ja ölüm).

Waren denn etwa unsere Heldensoldaten, die seit Jahren, ohne Berg und Fels und Hang und Hügel und Abgrund und Wald zu beachten, ohne auf Eis und Schnee und Stürme und Regen zu sehen, ihr Leben gegenüber Kanonen und Flinten und Kugeln und Granaten preisgegeben hatten, um eine gewisse Kategorie unserer christlichen Brüder, warmempfindende Patrioten, denen man in ungerechter Weise den Titel „Rebellen“ gegeben hatte, zu verfolgen und ihr schuldloses Blut auszutünnen, unsere Heldensoldaten, die mit bloßen Füßen, mit zerrissenen Kleidern, verkommen und hungrig herumliefen und herumzogen, da sie dies wiederum für ihre Pflicht hielten — waren sie denn nicht auch die Kinder jenes Vaterlandes? Waren sie denn vielleicht nicht auch von einer Mutter geboren worden? Besaßen sie denn etwa nicht in ihrer Heimat (jurt), an ihrem väterlichen Herde ihre Braut, ihre Ehefrau, ihre Familie, ihre Kinder? (S. 17). Von diesen ge-

heiligten Personen kann nunmehr eine ganze Menge nicht mehr in ihre Heimat, an den väterlichen Herd zurückkehren: denn Krankheit und Hunger haben mit unheimlicher Schnelligkeit jene geheiligten Personen dem Vaterlande entrissen.

Je mehr das Vaterland unter seinen geliebten Söhnen solche arme Teufel sah, desto mehr geriet es in tiefe dumpfe Betäubung und in Zuckungen und in Agonie. Während dieser Zustand schon klar zutage lag, teilten die Verräter, die wie Izzet, der Kriegsminister (serasker) Rizâ, der Feldzeugmeister (Topchâne müşîri) Zekki, Kaba-sakal Mehmed, Fehîm, Hasan Harâmî sich auf den wichtigsten Posten befanden und die den Padischah rings umstrickt hielten, indem sie sie sich die Eigenschaft von treuen Dienern beileigten, das Vaterland unter sich. An den erlesensten Punkten von Konstantinopel schlugen ihre Zwingburgen unheilbare Wunden in den Augen der Nation. Sie vergnügten sich Tag und Nacht an goldenen Tellern, an vergoldeten Schalen, an prunkvoll geschirrten Wagen, an Hunderten, ja an Tausenden von Dienern und Sklaven und Sklavinnen. Der Untergang des Vaterlandes machte auf sie auch nicht im geringsten einen auch nur winzigen Eindruck. Sie lachten ihm nur entgegen, sie vergnügten sich, sie spotteten. Weine, du große Nation, weine! Denn deine Tränen füllen ihre Schätze; denn dein Jammern und Wehklagen bietet ihnen die Unterhaltung eines Musikersängers (mutrib). Weine!

Der Geiz, die Schurkerei, die die Augen dieser Judasse (jezîd)¹ und Verräter, dieser Unseligen und Niedriggesinnten einhüllte, ließ sie überhaupt nichts sehen. Wußten sie denn nicht, daß das Weh des Vaterlandes, das Geschrei der Nation eines Tages in ihr Gehirn wie Blei eindringen werde? Während auf der einen Seite der Soldat vor Hunger zusammenbrach

¹ Jezîd, Sohn des Moâvija, der Begründer der Dynastie der Omajaden, vernichtete die von den Strenggläubigen allein als rechtmäßige Inhaberin des Kalifats betrachtete Familie Alis. Die Bezeichnung „Jezîd“ ist darum ein Schimpfwort, ähnlich wie „Judas“ bei den Christen geworden, zumal man, wenn auch völlig irrig, die Sekte der Jeziden in Mesopotamien, der sogenannten „Teufelsanbeter“ mohammedanischerseits auf diesen Jezîd als Begründer zurückzuführen sich bemüht.

(S. 18) und während auf der anderen Seite die Nation, und zwar eine große Nation, vor Elend sich krümmte, verbrachten sie die Zeit mit den niedrigsten Formen des Schmausens und der Schwelgerei. Die Nation vermochte ihre Stimme nicht zu erheben. Diese geheiligte Nation, diese Nation, die aus einem Nomadenstamme zu einem welterobernden Volke aufgestiegen war, konnte ihren Mund nicht öffnen! Blutiges Weh erfüllte ihr Herz, ihre Seele. In dem Denken der rühmlichen „Vereinigung“ leuchtete die Flamme der Freiheit auf wie ein geheimnisvolle Zeichen kündender Blitz. Es war nunmehr nur noch notwendig, daß Führer aufstanden für diese große Nation, die so viel Despotie ertragen hatte. Hatten sich nicht unsere löwenmutigen Soldaten ohnedies schon für eine ungerechte Sache, jenen schrecklichen Mühsalen und Qualen unterzogen? Hier der Tod und dort der Tod! Der Gedanke: „Wir wollen wenigstens versuchen, das Vaterland, die Nation zu retten“, war in das Gehirn der Freiheitshelden eingedrungen. Jawohl: „Entweder die Freiheit oder den Tod! Entweder die Verfassung oder den Tod!“

Jene geheiligten Personen, jene geehrten Personen, die die glänzendsten, die herzerfreudendsten Blätter der (osmanischen) Geschichte einnehmen sollten, faßten den entschiedenen Entschluß, das Vaterland zu befreien. Der Freiheitsheld, der Kolaghasy Nijâzi Bej aus Resnja ging von Monastir nach Resnja, um dort selbst eine Volksmiliz (milli tabor) zu bilden. An diesen löwenmutigen Helden, an diese geheiligte Person schlossen sich sogleich Tausende von wackeren Männern an. Der Vertrag, der Pakt, die Eidschwüre machten den Himmel erzittern. „Entweder die Freiheit oder den Tod!“ Es wurden Verträge geschlossen unter Küssen und unter Tränen, dahingehend, zu sterben und sein Blut bis zum letzten Tropfen zu vergießen, um die uns entrissene, die mit Gewalt unseren Händen entwundene Freiheit wiederzuerlangen.

(S. 20)¹. Der berühmte Held, der Kolaghasy Ejjûb Sabri Bej hatte die Tapferkeitbeseelten Milizen (milli efrâd) von Ochrida formiert. Die sämtlichen teuren Söhne des Vaterlandes (vatan kuzulary) von Ochrida

¹ (S. 19 nimmt das Bild Nijâzis mit der Unterschrift: „Der Freiheitsheld Nijâzi Bej“ ein.

hatten Eide geleistet und das unverletzliche heilige Ehrenwort (besa)¹ gegeben zur Erlangung der Freiheit. Der Oberstleutnant des Generalstabes Salâh-ed-Dîn Bej aus Prizren und der Major Hasan Bej gehörten zu den eifrigsten Parteigängern des Freiheitsgedankens und stellten die geheiligtesten und opferwilligsten Leute unter den Patrioten, die von Monastir aufgebrochen waren und sich in die Berge begeben hatten. Während diese Männer sich in Monastir abmühten, um die Beobachtung der Bestimmungen des Staatsgrundgesetzes und die Wiedererlangung unserer Freiheit, auf die man ergrimmt war, durchzusetzen, hatte auf der anderen Seite in Salonik der Freiheitsheld, der Major des Generalstabes Enver Bej von seiten der geehrten „Vereinigung für Einigkeit und Fortschritt“ den Auftrag erhalten, die öffentlichen Banden (tschete) auszuforschen, und hatte darum die Gegenden von Menlik, Demir Hisâr, Seres (Siroz), Dschuma, Tikosch und Tuiran² bereist. Es gelang ihm, sich mit unseren christlichen Brüdern, die in die Berge gegangen waren, um für das geheiligte Vaterland das Leben zu opfern³, zu verständigen. Die Versuche, die darauf ausgingen, nunmehr in betreff der Befreiung des Vaterlandes gemeinsam zu handeln, wurden von seiten der Banden mit einem beispiellosen Beifall und mit einmütigem Willensentschluß aufgenommen und jene geehrte Persönlichkeit wurde auf die Augen und auf den Mund geküßt und geehrt und gefeiert.

He, du großer Nijâzi, du rechter Mann, du Sohn eines rechten Mannes, du geehrtestes Kind des Vaterlandes (S. 22)⁴, du Stolz der Nation,

¹ Dieser albanesische Begriff ist den Türken besonders geläufig geworden durch Schems Samys Drama: Besa.

² Es sind das sämtlich Kazas im Vilâjet Selânîk; Menlik und Tuiran sind Telegraphenstationen. Dschuma heißt genauer Dschuma-i-bâlâ im Gegensatz zu Dschuma, einem Kaza im Vilâjet Monastir, Sandschak Serfidsche.

³ Die letzten Versuche der Albanesen, „in die Berge zu gehen, um für das geheiligte Vaterland das Leben zu opfern“, werden von den Jungtürken heute ganz anders eingeschätzt wie die damalige Bandenbewegung der Griechen und Bulgaren.

⁴ (S. 21). Bild Envers mit der Unterschrift: „Enver Bey“ in lateinischen Lettern und der türkischen Unterschrift: „Der Freiheitsheld Enver Bej“.

und du wackerer Ejjûb, du Herkules von Ochrida, he, du großer Enver, du Held der Tapferkeit, du Freiheitsenthusiast, du geehrte Persönlichkeit, du Mann des lautereren Gewissens und des steten Eifers, dem das ganze Osmanentum Ehre schuldig ist! Männer wie ihr haben heute das Vaterland aus dem Strudel des Unglücks, in den es stürzen wollte, gerettet. Die ganze Nation heiligt und ehrt euch. Ihr werdet die glänzendste, die ruhmvollste Seite unserer Volksgeschichte einnehmen! Ihr werdet bis zum Auferstehungstage in der Erinnerung des Volkes mit goldenen Lettern eingeschrieben bleiben. Wir küssen euch, wir erfreuen uns an eurem Dufte. Kein Kuß, kein Wohlgeruch macht auf unsere Seele, auf unser Herz, auf unser Dasein einen solchen tiefen Eindruck, wie ihr. Wenn wir uns eure Namen vergegenwärtigen, so hüpfen wir vor Freude. Eure Bilder, die der Gipfelpunkt unserer Freude sind, tragen wir auf dem Herzen. Euch ist die ganze Nation verpflichtet. Ihr habt euch aufgeopfert, um die Freiheit der Nation zu erlangen. Ihr habt den Gedanken: „Die Freiheit wird nicht geschenkt, sie wird genommen, sie wird zurückgewonnen!“ weiter entwickelt. Kurz und gut, ihr habt für das Vaterland euch sehr viel abgemüht. Genießet nun die Früchte eures Schaffens! Ihr habt Haus und Hof, ihr habt Weib und Kind und eure Ruhe verlassen und seid in die Berge gegangen, um für unser geheiligt, geehrt Vaterland die gänzliche Beraubung an dem allen zu erdulden! Hoch sollt ihr leben, ihr Löwen von Resnja, ihr Helden von Ochrida, ihr Kämpen von Monastir, hoch sollt ihr leben! Ihr habt es dahin gebracht, daß die ganze Nation froh ist. Gott soll nun auch machen, daß ihr froh seid!

Das Vorgehen dieser heldengeborenen Helden nahmen die Anhänger des Seraj (S. 23) mit der Bezeichnung: „Rebellion, Aufruhr“ auf. Um sie zu züchtigen, falls es notwendig sein sollte, trugen sie dem Padischah sogar den Plan vor, in Anatolien 200 000 Mann zusammenzubringen und sie dann nach Rumelien zu werfen, um auf diese Weise sämtliche Söhne des Vaterlandes zu verderben. Sie fuhren noch immer fort, den Padischah zu täuschen. Die aus den Vilâjets kommenden Telegramme zeigten sie dem Padischah überhaupt nicht. Die Verräter, die

Niedriggesinnten — bedenkt doch, ihr Osmanen, ihr geliebten Landsleute, bedenkt es doch — diese Leute beharrten noch immer in ihrer alten Dickköpfigkeit, in in ihrem alten Eigensinn. Die Bevölkerung war in ihren Augen nichts, ja weniger als nichts. Die Seelen verdarben; die Lieblinge von Vater und Mutter gingen zugrunde — Was ging das sie an? Sie tranken in ihren Kiosken, in ihren Konaks, in ihren Sommervillen am Bosphorus eisgekühlte Limonaden und Scherbets und sagten: „Wir lassen die Rebellen töten und zerstückeln, Freiheit aber lassen wir keine geben!“

Jedoch die Flammen schlugen bereits über den Rauchfang hinaus. Sie bedachten nicht und kümmerten sich überhaupt nicht darum, daß der Plan, den sie sich ausgedacht hatten, daß die Verteidigungswaffe sich gegen sie selbst kehren könnte, daß der Stein (den sie schleudern wollten), ihren eigenen Kopf verwunden würde.

Es war nunmehr der rühmlichen „Vereinigung“ bereits gelungen, in Monastir eine geheime Zeitung namens: Nejjir-i-hakikat (der Stern, die Sonne der Wahrheit) zu verbreiten und durch sie ihr geheiligt Denken der Bevölkerung und den eifrigen Patrioten begreiflich zu machen. Gott hatte die Augen der Verräter blind gemacht. Denn dieser gewaltige Erfolg stieß niemals auf ihren verräterischen Blick. Die Zeitung Nejjir-i-hakikat hatte das Herz der Nation in so klarer Weise, in so wahrhaftem Grade geöffnet, daß es hinreichend war, von ihr nur eine Nummer (S. 24) zu lesen, um gegen jene Verräter physisch und materiell gewappnet zu sein.

Mit der Züchtigung — so vermuteten sie nämlich irrigerweise — dieser unserer löwenmutigen Brüder beauftragten sie den ersten Divisionsgeneral Schemsi Pascha, den Kommandeur der Division von Mitrowitza. Als dieser Mann, der einer der hervorragendsten Tyrannen war, von Mitrowitza aufbrach, hatte er eine Menge falscher Gerüchte verbreitet in dem Sinne, als ob unter der Armee gewisse Rebellen — möge das Gott verhüten — aufgestanden seien, um direkt gegen den Sultan zu revoltieren. Mit einem Bataillon, das er sich ausgewählt hatte, war er nach Monastir hinabmaschiert. Kaum hatte er erst den Fuß nach Monastir gesetzt,

so lief er auch schon auf das Telegraphenamt, um seinen Anfangserfolg in ganz erlogener Weise nach Konstantinopel zu melden. Wie er nun in der Hoffnung, daß er die Sache unterdrücken und die Patrioten der Nation verderben werde, voll Stolz und Hochmut aus dem Telegraphenamte herauskam, raffte eine Kugel das Scheusal hinweg: Entsetzen!

Da die gesamte Bevölkerung den geheiligten Zweck der Vereinigung kannte, und ihn schützte, so öffnete niemand den Mund, um zu sagen, wer Schemsi Pascha getötet habe, und niemand verriet etwas. Und jedermann war darüber zufrieden und freute sich. Wenn es wirklich Leute gab, die nicht zufrieden waren und sich nicht freuten, so waren dies die Niedriggesinnten, die sich um den Sultan herumdrängten.

Während in Monastir die Verhältnisse in dieser Art verliefen, hatten im Vilâjet Kossowo die Ausstreuungen und falschen Gerüchte Schemsi Paschas eine Menge von Leuten zu allerlei Gedanken veranlaßt und beunruhigt. Was aber zahlreiche Patrioten anbetrifft, die die wahre Sachlage kannten, so machten sie in Kenntnis des geheiligten Gesetzes der „Vereinigung“ bekannt, daß jene falschen Gerüchte Schemsi (S. 25) Paschas nur der Auswuchs von Unbildung und Verräterei seien.

Siehe nun, um auf dieses Vorkommnis hin den wahren Sachverhalt zu erfahren und in diesem Betreff einen zweckentsprechenden Entschluß zu fassen, sammelten sich 15 000 albanesische Patrioten des Vilâjets Kossowo und Ferizovik (Verisowitsch) und ergriffen die Waffen.

Die osmanische geehrte „Vereinigung für Einigkeit und Fortschritt“ betraute den Mir alaj (Oberst) Ghâlib Bej, den Kommandeur der Gensdarmerie in Kossowo, einen der fähigsten und angesehensten Landsleute und Freiheitskämpfer der Nation, damit, dieser albanesischen Versammlung darzulegen, in welch widerlichem widrigen Zustande das Vaterland sei und in welch einer bedauernswerten Lage sich die Nation befinde, und daß der geheiligte Plan der „Vereinigung“ der sei: Das Vaterland und die Nation aus diesem leidvollen Abgrund zu erretten und die geistige Freiheit zu erlangen, und daß arm und reich, Bej, Pascha, Efendi

und Agha, daß sie sämtlich Kinder des Vaterlandes und daß sie vor den Augen des Gesetzes alle gleich seien. Ferner sollte er ihr verständlich machen, daß wir alle es nicht an Ehrerbietung gegenüber dem allerhöchsten Kalifate fehlen lassen, und daß sie für das Vaterland und die geheiligte Nation den Morgen der teuren Freiheit anbrechen ließen, wenn sie den Vorhang zerrissen, den nur jene zwischen den Sultan und die Nation sich drängenden Schlechtgesinnten, jene Verräter, jene Bedientenseelen dazwischen geschoben hatten.

Ghâlib Bej, diese geheiligte Persönlichkeit, machte diese Wahrheiten der Versammlung (der Albanesen) mit einer solchen Beredsamkeit, mit einer solchen Eindringlichkeit verständlich, daß in Sachen der Verkündigung der Verfassung und der Eröffnung des Parlaments sämtliche Ulemâ (S. 26) und Schejche und Führer der Albanesen zusammen einstimmig und gleichlautend einen Beschluß faßten. Auf der Ebene von Kossowo, die der Schauplatz für eines der ruhmvollsten und eines der gräßlichsten Ereignisse der osmanischen Geschichte gewesen war¹, an der erhabenen Türbe Seiner Majestät des Sultans Murad Chudavendigjâr, jenes gewaltigen Blutzeugen, wurde ein zahlreiche Artikel enthaltender Vertrag auf Glauben und Ehre mit Eiden bekräftigt und das heilige, unverletzliche Ehrenwort (besa) gegeben.

Als dieser Vertrag telegraphisch nach Konstantinopel gemeldet worden war und die gerechten Forderungen der Nation erkannt wurden und als wieder und wieder bekräftigt wurde, daß die Bestimmungen der besa (des Ehrenwortes), jener geheiligten besa, würden ausgeführt werden, da war niemand mehr da, der sich jetzt noch Täuschungen hingab, der auch jetzt noch nicht die Sache verstanden hätte. Nur die Leute des Seraj verharrten immer noch weiter in ihren alten Anschauungen, in ihren alten despotischen Neigungen. Schon war das Ende nahe herangekommen. Die Verräter aber sollten die Nation

¹ Es ist das die Schlacht auf dem Amselfelde vom 15. Juni 1389, wo die Türken über die Serben unter König Lazar siegten, wo aber Sultan Murad I. von dem Serben Milosch Obilitsch in seinem Zelte ermordet wurde. Als Sühnopfer für den ermordeten Sultan scheint dann König Lazar hingschlachtet worden zu sein.

immer noch für die alte Nation ohne Blut und Leben halten. Die glänzende Morgenröte der Gerechtigkeit spaltete den Morgen der osmanischen Unversehrtheit.

Es war am Mittwoch, den 9. Juli. Monastir, Kossowo, Salonik, alles begann von dem Lichte der Freiheit zu strahlen. In der kommenden Donnerstag-Nacht stiegen um 6 Uhr die Freiheitshelden Nijâzi Bej und Ejjûb Sabri Bej mit den von ihnen gebildeten Volksregimentern aus Resnja und Ochrida nach Monastir hinab.

Der zwei, drei Tage zuvor zur Züchtigung der drei Vilâjets von Konstantinopel aus in der Eigenschaft eines außerordentlichen Befehlshabers entsandte Müschîr Osmân Pascha hatte sich die ganze Sachlage angesehen und hatte sich, als er sie erkannt hatte, in seinem Hause eingeschlossen und war dort geblieben (S. 27). Unsere drei löwenmutigen Bataillone Soldaten, die von Smyrna nach Salonik gebracht und Osman Pascha zur Verfügung gestellt worden waren, hatten die geheiligte Absicht ihrer geliebten Landsleute erfahren. Mit der Erklärung, daß sie gegen Patrioten die Waffen nicht gebrauchen würden, hatten sie darum ihre Waffen niedergelegt. Im Nachtgewand war Osman Pascha mit aller Rücksichtnahme aus seinem Konak aufgehoben und nach Resnja transportiert worden.

Monastir beeilte sich, mit seiner ganzen Existenz, mit seiner ganzen Freiheit, seiner ganzen Liebe diese großen Helden aufzunehmen und sie zu empfangen.

Man umarmte sie, küßte sie, küßte sie, ehrte und feierte sie. Durch die geehrte Ankunft Nijâzi Bejs und Ejjûb Sabri Bejs wurde in Monastir die Freiheit verkündigt. Durch Abfeuern der Kanonen wurde sämtlichen Landsleuten die freudige Nachricht von dem höchsten nationalen Festtage verkündet. Jedermann: Mohammedaner, Christ und Jude, jung und alt, Kind und Mann und Frau, alles, alles ließ weinend die Rufe: „Entweder die Freiheit oder den Tod! Es lebe das Vaterland! Es lebe die Freiheit!“ bis zu den Gestirnen erschallen, der Himmel blieb gegenüber diesem erhabenen Anblick in Ekstase und in Verzückung.

Wiederum an dem gleichen Tage, nämlich am Donnerstag, den 10. Juli, zog morgens schon

in aller Frühe eine Menge gedruckter Aufrufe, die man auf die Telegraphenstangen hatte kleben lassen, die Aufmerksamkeit der Bevölkerung auf sich.

Die rühmliche osmanische „Vereinigung für Einheit und Fortschritt“ machte durch jene Bekanntmachungen in einer so klaren, in einer so nachdrücklichen Weise dem Volke, den Landsleuten verständlich, daß die Nation unter der schweren Last des Elends fortwährend zermalmt werde, daß das Vaterland nahe daran sei, unterzugehen, und daß einige Bedientenseelen dies benützten und sich dadurch bereicherten (S. 28), daß aber die Zeit jetzt gekommen sei, um gemeinsam danach zu trachten, die Freiheit, unsere geheiligte, geehrte Freiheit wiederzuerlangen, so daß trotz des Einschreitens der Polizisten ihr Inhalt sich mit Blitzesschnelle unter den geliebten Landsleuten verbreitete. Eine halbe Stunde später befahlen eine Menge heldenhafter Offiziere den Polizisten, daß sie nunmehr angewiesen seien, die Bekanntmachungen zu bewachen, statt sie zu zerreißen, und daß sie im entgegengesetzten Falle strenge zur Verantwortung gezogen werden sollten. Nunmehr las jeder nach Wunsch, und weinte und schrie, und die Rufe: „Es lebe die Freiheit! Es lebe das Vaterland! Wir wollen unsere Freiheit, unsere gewaltsam uns entrissene Freiheit wieder! Wir wollen die Freiheit! unsere Freiheit wollen wir!“ verbreiteten sich nach allen Seiten.

In Salonik wurde Samstag, der 12. Juli, zur offiziellen Verkündigung der Freiheit von seiten der „Vereinigung“ bestimmt. Durch Telegramme die von Nijâzi Bej, Enver Bej und den Helden von Ferizovik an den Padischah aufgegeben worden waren, war kund gemacht worden, daß die Freiheit und das Staatsgrundgesetz und die Volksvertretung verkündet werden sollten, wenn bis zu jenem Tage keine in ihrem Inhalte entschiedene Antwort erteilt würde. Und obwohl auf vielerlei Mittelswegen Telegramme an den Großherrn abgesandt worden waren, so hatte man doch kein einziges davon dem Padischah gezeigt, sondern sie alle verheimlicht. In Salonik steigerte sich die allgemeine Erregung allmählich immer mehr und mehr. Schließlich wurde auf dem weiten „Olympos“ genannten Platze in Reden, die von Mitgliedern der osmanischen „Vereinigung für Ein-

heit und Fortschritt“ gehalten wurden, die völlige Einheit und Einmütigkeit der Bevölkerung bekräftigt (S. 29). Alle verbrüderten sich und schlossen einen Vertrag miteinander auf den Ruf hin: „Entweder die Freiheit oder den Tod!“ Dabei küßten sie sich gegenseitig und weinten und schworen auf Ehre und Vaterland, daß sie ihr Blut bis zum letzten Tropfen vergießen würden, um ihre Freiheit, ihre geheiligte und hehre Freiheit wiederzuerlangen. Auf diesen Beginn, auf diesen geheiligten Beginn hin, wie seinesgleichen in der Geschichte noch keiner gesehen wurde, ward die Freiheit verkündigt, indem man den Namen des „Olymposplatzes“ in „Freiheitsplatz“ (hurriyet mejdâny) abänderte.

Es ist unmöglich, auf etwas Ähnliches, wie diesen Anblick in der ganzen Welt zu stoßen. Jedermann schrie in der Aufregung, die in ihm die Freiheit, jene liebliche, jene lebenswürdige Freiheit hervorrief; einer küßte den andern, jeder weinte, jeder rief: „Entweder die Freiheit oder den Tod!“

Die Nachrichten, die von dem Generalinspektor der drei Provinzen, der die Verwaltung des Vilâjets Salonik unter sich hatte, und von den Vilâjets Monastir und Kossowo und von den Mütessarifliks von Seres (Siroz) und Drama abgingen, wurden den Höflingen zu wissen gemacht. Der Ministerrat (medschlis-i-vükelâ), der sah, daß es kein anderes Mittel gebe, als auf die von den Patrioten abgesandten Telegramme hin sich einverstanden zu erklären und sich zu fügen, gab dem Padischah die Sache mit ihren anfänglichen Gründen kund und erlangte sofort seine Zustimmung. Durch Telegramme wurde nach allen Seiten hin dieses Ergebnis als Freudennachricht mitgeteilt.

Freitag, der 11. Juli, ist der höchste Festtag der Osmanen, und dieser geheiligte Tag, der das Erscheinen des Glanzes der Freiheitskämpfer ist, bildet die größte, die strahlendste Seite der osmanischen Geschichte.

Du große Nation, du geheiligtes Vaterland! Seit 32 Jahren zermalmten sie dich! Aus deiner Krankheit zogen gewisse Bedientenseelen und Schurken (S. 30) Nutzen. Sie raubten dich aus, sie zogen dich nackt aus, sie suchten ihre Paläste, ihre Landgüter auf deinen Ruinen zu errichten. Sie drängten sich zwischen den Padischah und

dich. Sie bezeichneten dich dem Padischah gegenüber als undankbaren Verräter. Sie täuschten den Padischah. Dir ließen sie nicht die Augen öffnen! Jetzt, jetzt hat der Padischah eingesehen, daß er sich durch die Worte jener Verräter, jener Niedriggesinnten hatte täuschen lassen. Der Vater hat sein Kind, das Kind seinen Vater wieder erkannt. Hoch lebe das geliebte Vaterland! Hoch, hoch lebe die hehre, die heilige Freiheit! Sie lebe hoch! Sie können dich von uns nicht noch einmal wegnehmen. Sie werden die Nation, diese gewaltige Nation nicht noch einmal lässig finden können. Schwöre, mein teurer Landsmann, mein mitfühlender Genosse, schwöre! Schwöre, daß du deine Freiheit nicht noch einmal hergeben wirst, daß du, wenn es notwendig sein sollte, bis zu deinem letzten Blutstropfen dein Leben opfern wirst! Denn dadurch, daß wir unsere Freiheit wieder erlangt haben, erkennen wir erst die Süßigkeit des Lebens. Denn von jetzt an werden wir nicht mehr ungerechterweise gezüchtigt werden, werden wir nicht mehr verbannt werden, werden sich gegen unser Vermögen, gegen unseren Besitz weder Fehîm, noch Izzet, noch Selîm Melhame noch sonstiges Lumpenpack dieses Schlags Übergriffe erlauben. Denn jetzt gibt es bei uns ein Parlament, das meine Rechte und die der Gesamtheit verteidigt, das für die gesamte Nation sorgen soll. Denn jetzt existiert bei uns ein geheiligtes Staatsgrundgesetz.

„Es lebe das geliebte Vaterland! Es lebe die geheiligte Nation (S. 31)! Es lebe die liebliche Freiheit! Es lebe die osmanische „Vereinigung für Einheit und Fortschritt“ und die Heldensoldaten, die das Mittel waren, um diese Freiheit für uns wieder zu erwerben!“¹

¹) Im türkischen Text ist dieser Schlußabsatz mit großen Buchstaben gedruckt.

* * *

Nachtrag.

In Heft I, S. 11 sind leider in den Anmerkungen bei den Bücherzitiertungen einige störende Druckfehler stehen geblieben, die ich hiermit nachträglich richtigstellen möchte:

Anmerkung ¹) Ebu-z-Zija Tevfik's: Nümûne-i edebijât-i-osmâniye. Anmerkung ²) Vatan manzûmesi. Sergüzescht oder wie der vollständigere Titel lautet: Intibâh jachod Ali Bejin sergüzeshti. Ferner: Hadikat-ül-üdebâ. Reschâd's Kemâl ile muchâbirimiz. Anmerkung ³) Kúnos: Oszman-török nyelvkönyv.

Sind die Rumänen ein Balkanvolk?

Von Dr. Emil Fischer-Bukarest.

Mit 13 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XX/XXI).

Es gehört in Rumänien zum guten, „patriotischen“ Ton: die Herkunft des rumänischen Volkes vom Balkan wie eine Beleidigung abzulehnen. Doch hoffentlich nur der sogen. Dakorumänen, denn: daß der Ursprung der Istro-, Meglo- und Macedovlaxen mit aller Sicherheit, einzig und allein, auf dem Balkan gedacht werden kann, das unterliegt nicht dem geringsten Zweifel¹. Bleiben also nur noch die Dakorumänen d. h. die Rumänen nördlich der Donau übrig und wir wollen ihre Herkunft in Kürze nach allen Richtungen untersuchen: anthropologisch, historisch, sprachlich, ethnographisch (prähistorisch), kunstgeschichtlich und so weiter. Ich habe auf allen diesen Gebieten neue, zwingende Beweise herbeischaffen helfen.

Zunächst sei daran erinnert, daß L. Colescu selbst, der Chefstatistiker des rumänischen Domänenministeriums, die (Dako-)Rumänen auf Grund ihrer ungewöhnlich großen Geburtsziffer und außergewöhnlich großen Kindersterblichkeit, nicht zu den Romanen, sondern zu den südeuropäischen Völkern rechnet², was auch J. Scărlătescu („Miscarea poplătină în România pe ani 1898 și 1899“, Vorwort von L. Colescu, 1906)

¹ Vergl. „Die Herkunft der Rumänen“ von Dr. Emil Fischer, Bamberg, 1904 und meine vielen Spezialarbeiten im Arch. f. Anthropol., im Globus, in der Ztsch. f. Ethnol., im Korrespondenzbl. d. Vereins f. Siebenb. Landeskunde, des deutschen Vereins f. Anthropol., Ethnol. u. Urgeschichte, in der „Umschau“, in meiner „Kulturarbeit des Deutschtums in Rumänien“ usw.

² „Population de la Roumanie“ (Résumé démographique présentée à la IX^e session de l'Institut international de statistique) Berlin, 1903.

bestätigt³. Erwähnen wir dazu ihre (durchschnittlich) ausgesprochene Kurzbeinigkeit und Rundköpfigkeit, die (vorwiegend) dunkle Haut-, Augen- und Haarfarbe, so haben wir ihre anthropologisch nahe Stellung zu den Südslaven genügend gekennzeichnet.

Daß die Geschichte auch der Dakorumänen, seit frühester Zeit von Byzanz, vom Balkan her auf das nachhaltigste beeinflusst worden ist, ist endgültig ausgemacht. Nicht nur ist das ganze Hofzeremoniell von Konstantinopel entlehnt, auch die Hofwürden, die Tracht der Bojaren, das alte Gewohnheitsrecht (obiceiul țerei), die meisten Bojarenfamilien, ja die beiden Fürstenge-

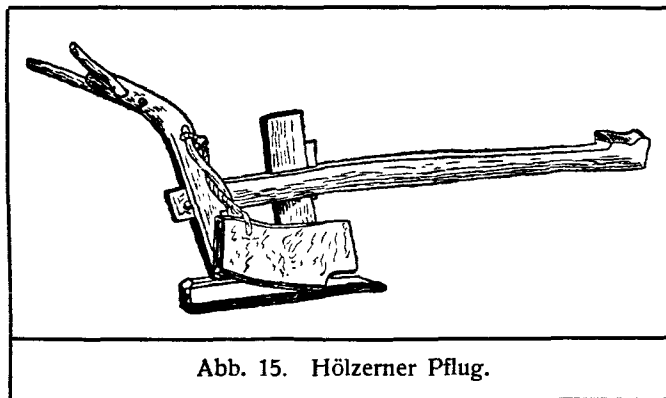


Abb. 15. Hölzerner Pflug.

schlechter der Bassaraba und Brancovan stammen vom Süden der Donau her. Wer die Kleidung und Haartracht der heutigen Nordrumänen mit jenen auf dem Siegesdenkmal von Adam-Klissi verglichen hat, der zweifelt keinen Augenblick mehr an der thrakisch-balkanischen Herkunft auch ihrer heutigen Träger. Soll ich noch an das bulgarisch-assenidische² Reich, an die Herrschaft der Bulgaren bis an die Theiss und in Siebenbürgen, an die türkische und phanariotische Phase der rumänischen Geschichte erinnern?

Sprachlich unterliegt die Herkunft der Rumänen vom Balkan, heutigentags, auch keinem Zweifel mehr. Sie ist durch Prof. Rösler, Jireček, Schwicker usw. für alle Zeiten sichergestellt³. Auch die rumänischen Gelehrten: Häs-

¹ Nach dem neuesten Ausweis L. Colescus (1910) betrug die Kindersterblichkeit 33‰.

² Die Aseniden (Peter, Caloian) waren Halbwalachen.

³ Man vergleiche auch meine sprachgeschichtlichen Untersuchungen.

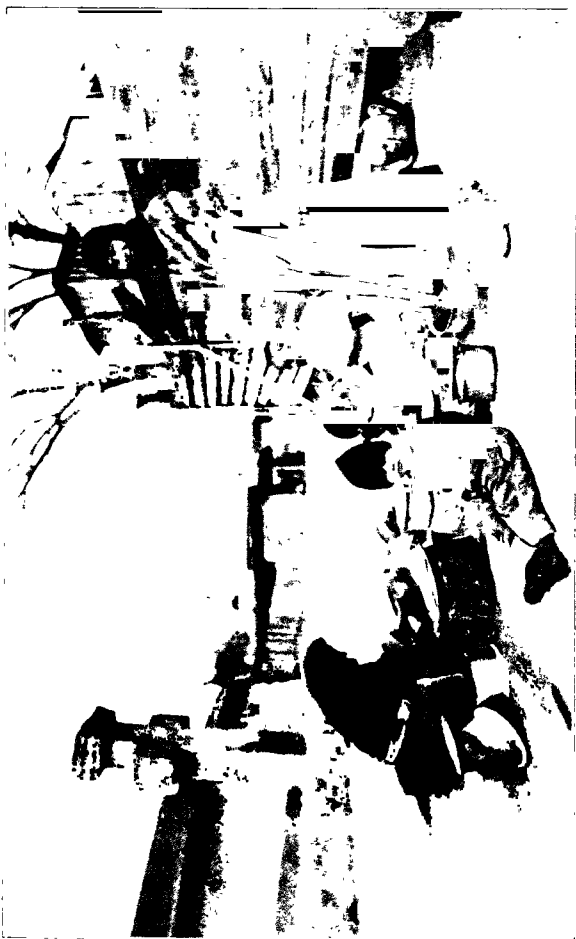


Abb. 1. Straßenschild aus der Vorstadt in Bukarest.

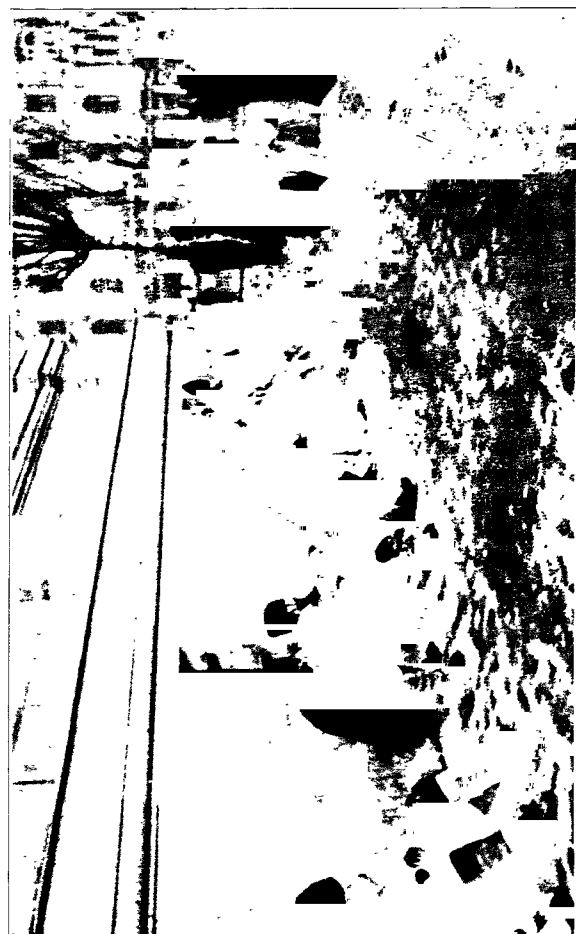


Abb. 2. Hockerstellung der Bauern.

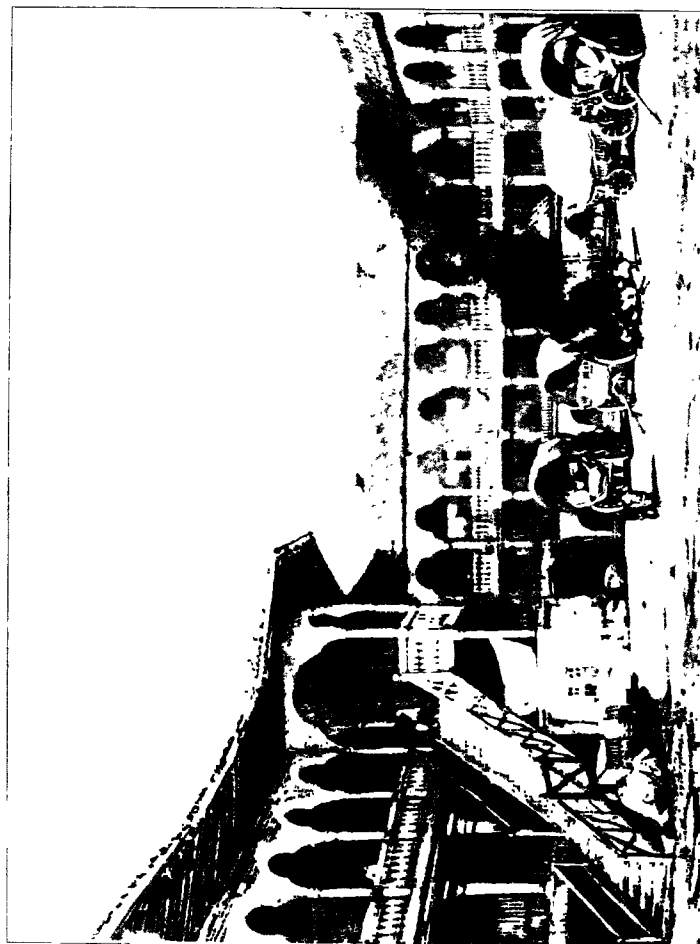


Abb. 3. Hamm Manne (heute Hotel Dacia) in Bukarest.



Abb. 4. Unterirdische Wohnung (Bordem).

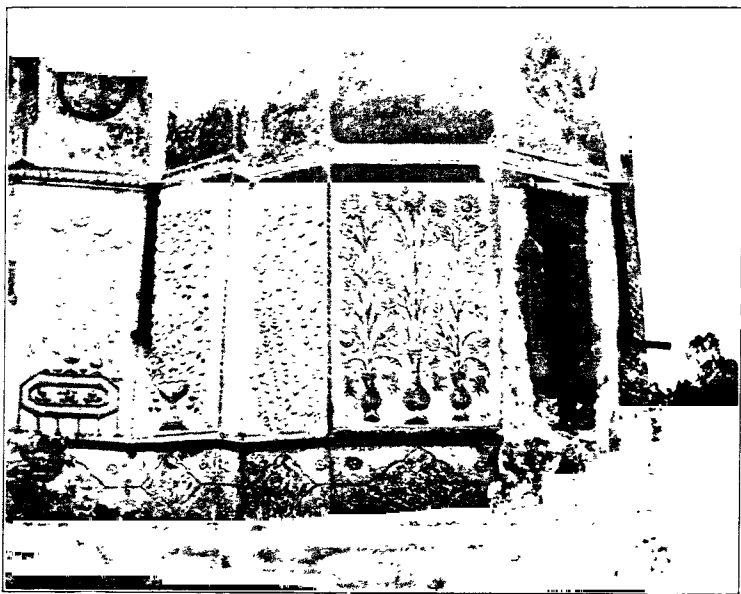


Abb. 5. Vasen, Blumen, Früchte (Zitronen, Feigen).



Abb. 6. Ein Tisch mit Blumenvasen; in der Mitte eine Palme.

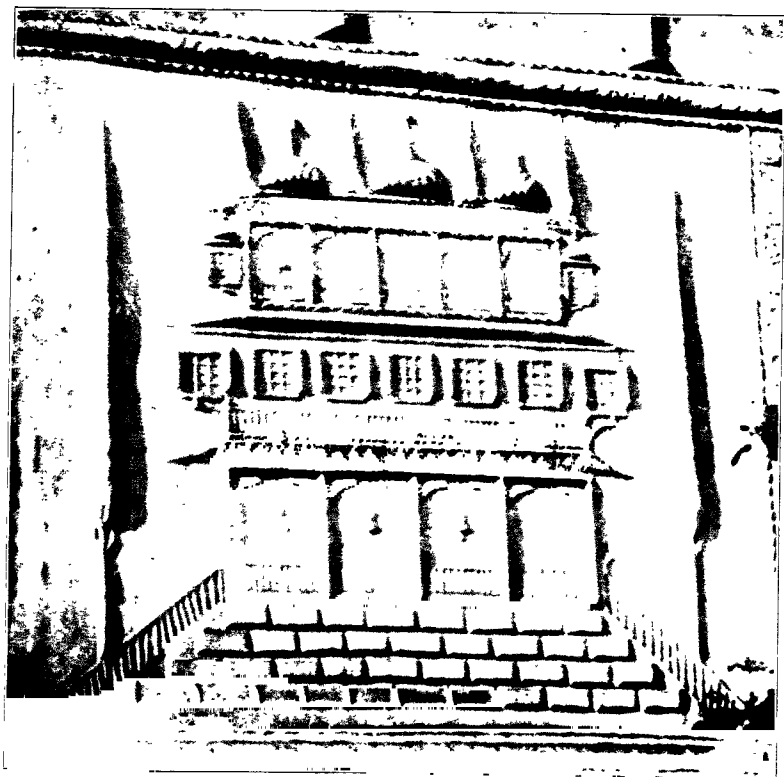


Abb. 7. Türkisches Haus mit Harem; in den offenen Laubengängen Lampen; oben drei Kuppeln.



Abb. 8. Pfauen, wasserspeiende Drachen; in der Piscine je ein Fisch.

Ansichten von der Südseite der Friedhofskirche in Fundeni-Doamna bei Bukarest.

Sind die Rumänen ein Balkanvolk?

den, O. Deusuşianu geben schon zu, daß die rumänische Sprache in der allernächsten Nähe des Albanesischen entstanden sein müsse und daß der rumänische Sprachbau ohne das Albanesische zusammenstürzen müsste¹. Eine unschätzbare Zusammenstellung paralleler Ausdrücke und Redensarten im Rumänischen, Albanesischen, Neugriechischen und Bulgarischen hat uns P. Papahagi (Leipzig, Joh. Ambr. Barth, 1908) gegeben. Aus ihr geht die überaus nahe Verwandtschaft auch der innern Sprachform der genannten Völkerschaften aufs deutlichste hervor².

Wer meine Untersuchungen in der „Umschau“, im Archiv für Anthropologie, im „Globus“ usw.

reichen Bergrücken der Karpathen heute noch gerade so ihre Schafherden hin- und hertreiben¹, wie die macedovlach. Wanderhirten (die Farşeroten) auf dem Balkan.

Dann sei der räderlose Pflug (rarită, serb. ralita) erwähnt, der manchenorts noch nicht einmal eine Gleitkufe besitzt und genau in derselben Weise in Bulgarien angetroffen wird. Ich habe in diesem Frühjahr einen solchen Pflug (mit Gleitkufe) dem Völkermuseum in Basel zugeschickt. Die ethnographische Sammlung in Bukarest (Prof. Tzigara-Samurcaş) verwahrt einen schweren hölzernen Pflug (aus dem Distrikt Romanat), an dem noch kein Teil aus etwas ande-

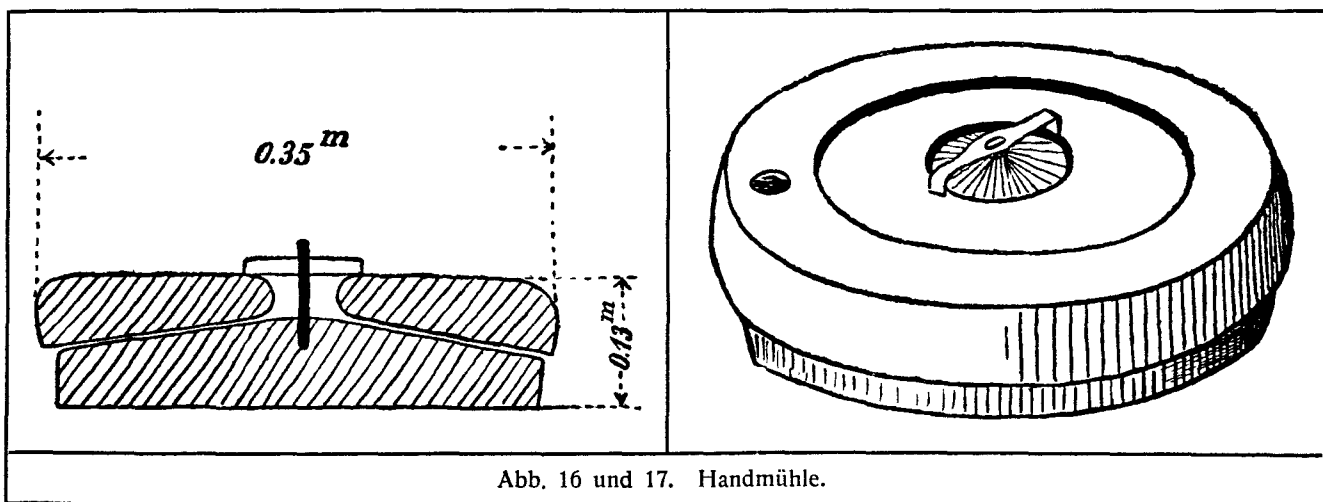


Abb. 16 und 17. Handmühle.

gelesen hat, der hat sich davon überzeugen können, wie gleichartig die Zustände südlich und nördlich der Donau auch zur Zeit der Prähistorie waren. Von A. von Hahn („Albanesische Studien“) herwärts ist diese Identität auch ethnographisch immer mehr hervorgetreten.

Zunächst sei an die walachischen Hirten (Ciobanen) erinnert, die auf den weltweiten, gras-

rem besteht, als aus Holz. Der wie ein Strick aussehende Teil ist aus Lindenbast gedreht. Abb. 15.

Auch eine Handmühle (răşniță) habe ich nach Basel gelangen lassen können. Die in Abb. 16 und 17 abgebildete wird im Bukarester ethnographischen Museum aufbewahrt. Man wird auf dem oberen Stein eine seichte Grube bemerken, in die ehemals eine (mit einem Dorn versehene) Stange hineinpaßte und mit der die Mühle in drehende Bewegung versetzt wurde. Die Handmühle, die ich (in Bufta bei Bukarest) erwarb, war noch urtümlicher, sie besitzt zwei solcher Vertiefungen, in die die beiden Daumen eingesetzt wurden. Das Mahlen geschah durch Hin- und Herdrehen des oberen Steines. Meine

¹ Nach Jirečeks und meinen Untersuchungen ist die Wiege des Urrumänischen in die Gegend des Amselfeldes (Kosovopolje) zu verlegen. — Für die Wichtigkeit des Slavischen im Rumänischen steht Pogoneanu-Radulescu ein, er sagt, daß das Rumänische ohne das Slavische gar nicht gedacht werden kann.

² Papahagi hat vorläufig 485 parallele Redensarten gebracht. Er hat mir versichert, daß er leicht das Doppelte, ja das Dreifache hätte geben können.

¹ In durchschnittlicher Höhe von 1500—2000 Metern.

Sind die Rumänen ein Balkanvolk?

Handmühle hat auch noch keine eiserne Achse. Das „Mehl“, das auf einer solchen Vorrichtung hergestellt werden kann, hat noch die größte Ähnlichkeit mit unseren Graupen es wird rumänisch auch *urluială* oder *crupe* genannt. Diese

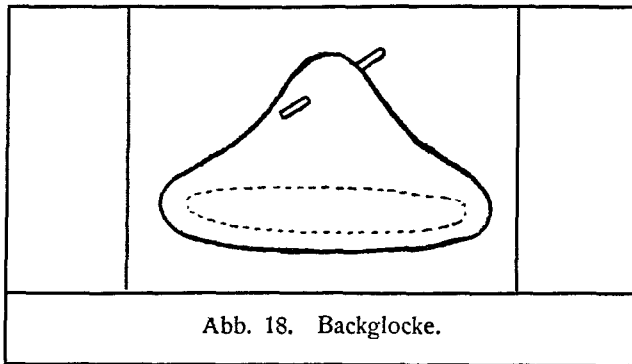


Abb. 18. Backglocke.

Grütze (Graupen = *crupe*) wird aber selbst heutzutage in Rumänien noch viel einfacher hergestellt und zwar durch Stoßen der Weizen- oder Maiskörner in einem Holzmörser. [Vergl. Tudor Pamfili „Die Hausindustrie bei den Rumänen“ (Industria casnică la Români) Ausgabe der Rumänischen Akademie, 1910, pag. 176, 445.] Die derartig gewonnene Grütze wird in Wasser oder Milch gekocht oder mit Kürbisfett (*jufă*, *julfă*) zubereitet und bildet ein Lieblingsgericht der rumänischen Bauern. Hier sind also die prähistorischen Graupen noch nicht bis zur Mehlbereitung fortgeschritten, ein höchst interessantes kulturhistorisches Detail, das sehr gut zur Backglocke (*test*) paßt, die auch auf dem Balkan noch weit und breit im Gebrauch steht. (Abb. 18.) Es wird eine Tenne rein gefegt und die Backglocke darüber schief hingestellt. Ist die Tenne und die Glocke durch ein Feuer genügend erwärmt so, werden die Brötchen (aber auch andere Speisen) hingelegt und die Glocke darüber gestülpt. In kurzer Zeit sind schon die Kuchen gar¹.

Auf dem Balkan sowohl als auch in den Karpathen Siebenbürgens haben die (Gebirgs-) Mühlen seit altersher senkrechtstehende Achsen, die Schaufeln sind löffelförmig gestaltet und in einer Rosette angeordnet, es sind also echte Turbinen. Dieses Löffelrad ist unter dem Namen *morişcă* (d. h. rumän. Kleine Mühle, insbesondere

¹ Als Heizmaterial dient sowohl auf dem Balkan als auch in Rumänien vielenorts der getrocknete Tiermist = *tezicu*.

Gebirgsmühle) auch unter die Dekorationsformen der Ostereier aufgenommen worden. (Abb. 19.)

Interessant ist auch die urtümliche Hockerstellung der rumänischen u. bulgarischen Bauern. Man kann die Bauern in dieser Lieblingsstellung überall beobachten, beim Tanz, bei den Gerichten, auf Weg und Steg. (Zu Abb. 2 auf Tafel XX sei bemerkt, daß bloß der 2. und 4. Bauer die Hockerstellung einnimmt.)

Nach den Mitteilungen des Chefstatistikers Dr. Creanga gibt es im Lande noch 54,722 *bordeuri* d. h. unterirdische Wohnungen¹. Unsere Abbildung (Tafel XX, Abb. 4) bringt einen *conac* oder *popas* (eine Haltestelle der Post) aus dem Anfang des XIX. Jahrhunderts. Aus solchen Haltestellen, mit ihren unterirdischen Hütten, sind im Laufe der Zeit manche Städte Rumäniens entstanden. Auch Bukarest dürfte einem solchen *conac* seinen Anfang verdanken.

Den Beginn der rumänischen Städte können wir uns überhaupt nicht einfach genug denken. Tafel XX, Abb. 1 giebt uns das Straßenbild aus einer der Vorstädte Bukarests wieder und vermittelt uns wahrheitsgetreu einen baulichen Zustand, wie er ehemals auch für das Zentrum des heutigen „Klein Paris“ maßgebend war.

Der Hanu Manuk (das heutige Hôtel Dacia in Bukarest), der noch in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts in vollem Flor stand, hat seinesgleichen zahlreich auf dem Balkan. Solcher Han's gab es in Bukarest mehrere: oben

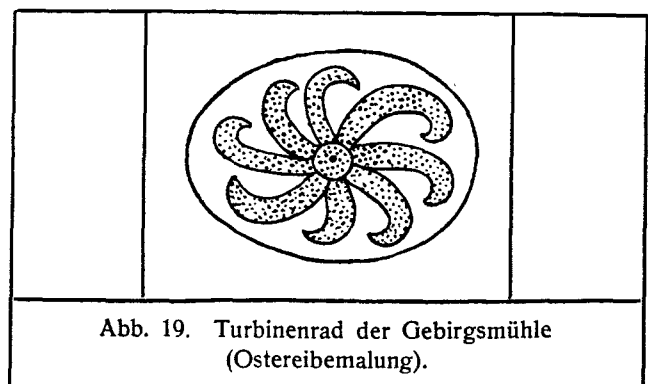


Abb. 19. Turbinenrad der Gebirgsmühle (Ostereibemalung).

wohnten die reisenden Kaufleute, unten gab es weitausgedehnte Magazine für die Waren, im Hof

¹ Vgl. über diese Hugo Grothe „Zur Landeskunde von Rumänien“ (Halle a. S., 1907) S. 59 des Kapitels „Ethnographisches“, das Siedlungsformen, Dorfanlage, Haustypus, Hausinneres, Nationaltracht entwickelt.

standen die Wagen und Zugtiere im knietiefen Mist. (Tafel XX, Abb. 3.)

Echt orientalisch ist auch die heutige sogenannte Bazăcă d. h. eine Straße (unweit des Hôtel Dacia), in der nur Kattune (Baumwollzeuge) verkauft werden. Höchst charakteristisch ist auch die Bazarstraße (beim Oboru) in Bukarest. Der rumänische Bauer und Vorstädter will, wie der Orientale, daß die Waren, die er begehrt, ihn gleichsam selber aufsuchen; deshalb findet man im Orient alle Waren auf die Straßen herausgeräumt, der Käufer muß sozusagen über sie stolpern. Gerade so in der Bazarstraße in Bukarest.

Wie sehr Rumänien dem näheren und entfernteren Orient auch in der Architektur verpflichtet ist, beweisen nicht nur die gestelzten Bogen seiner Biserici¹, die „Eselsrücken“, die mancherlei „maurischen“ Verzierungen an den Türen und Fenstern der Kirchenbauten, die Vorsetzblätter seiner Evangelienbücher, usw. Ein klassisches Beispiel für den Einfluß auch persisch zu nennender Motive, ist die kleine Friedhofskirche von Fundeni-Doamna bei Bukarest, die im Jahre 1699 von M. Cantacuzino erbaut wurde. Die Nord- und Ostseite des Kirchleins ist bis auf die Ziegellage des Mörtelbewurfs entblößt, die Südfront ist aber in den Stuckzieraten so scharf und frisch erhalten², als hätte der Künstler erst gestern seine Arbeit beendet. Nicht nur trägt der Fries und der unten umlaufende Gurt (Sockel) schöne Medaillons mit allerhand Blumen, auch die großen Felder der Mauern des Schiffes und der Absiden sind mit Pfauen, wasserspeienenden Drachen, mit Palmen, Weingewinden und mit Zitronenbäumen bedeckt. Sehr interessant sind die Zypressen, die Blumensträube (Sonnenblumen, Nelken, Narzissen, Tulpen, Rosen), die in schönen orientalischen Vasen stehn. Einzig

¹ Kirchen.

² Man beachte nur die starken Schlagschatten, die die Zypressen, die Schwänze der Pfauen usw. werfen.

in seiner Art dürfte das orientalische Gebäude sein, das auf einem Unterbau aus Quadersteinen errichtet ist, zu dem zwei Freitreppen hinauf führen. Darauf erhebt sich eine offene Laubenhalle (mit vier orientalischen Lampen) und drüben der „Haremlik“ mit Erkern und vergitterten Fenstern. Zu oberst folgt abermals eine offene Halle, die von drei Kuppeln gekrönt wird. Eine dieser Kuppeln trägt einen wohl erhaltenen Halbmond.

Die erwähnten Stuck-Ornamente waren anfänglich wohl farbig angelegt. Man erkennt noch heute, daß der Gurt zimmtbraun, die Säulen grün, ihre Kapitäle vergoldet, die Blumen hellgelb, blau und grün bemalt waren. Das fürstliche Schloß von Potloci (bei Tirgovesti)¹, von Brancovan erbaut, hält keinen Vergleich mit diesem Kirchlein aus, was die (über alle Erwartung hinausgehenden) orientalischen Einflüsse auf die Dekoration auch orthodoxer Kirchenbauten anlangt.

Wie man aus diesen kargen Andeutungen ersieht, so ist die Abhängigkeit Rumäniens vom Balkan auch kunstgeschichtlich erhärtet². Aus den hier nur kurz skizzierten Momenten geht ohne Zweifel hervor, daß die Herkunft der Rumänen vom Balkan: anthropologisch, historisch, sprachlich, ethnographisch (prähistorisch), kunstgeschichtlich usw. sich schwerlich in Abrede stellen läßt. Mein nächstens erscheinendes Buch „Neue Beiträge zur Beantwortung der Herkunftsfrage der Rumänen“ wird alle meine Spezialarbeiten die diese Frage beleuchten in zusammenfassender Form darstellen.

¹ Die Kunstfreunde Rumäniens haben große Hoffnungen auf die Wiedergabe seiner baulichen Reste gesetzt. Wie das Heft April-Juni „Buletinul comisiunii monumentelor istorice“ 1910 beweist, ganz ohne Grund.

² Der türkische Einfluß ist auch in der Sprache nachhaltig kenntlich geblieben. Weist doch L. Şăineanu 1400 türkische Wörter im Rumänischen nach. Die Türken haben nach Rumänien viele neue Blumen und Gemüse, Drogen, kostbare Rauchwaren, Metalle und Metallegierungen, prächtige Gewebe u. dgl. ins Land gebracht; neue staatliche und militärische Würden usw. kamen durch sie auf.

Spanische Fliesenkeramik.

Von Osthaus-Hagen i. W.

Mit 8 Abbildungen auf einer 1 Tafel (XXII).

In den Erzeugnissen der spanischen Keramik aus dem Mittelalter und der beginnenden Renaissance besitzen wir eines der wichtigsten Dokumente muhamedanischer Kultur. Härte und Farbenbeständigkeit des Materials haben vielen Feinden Trotz geboten, die sich am Kulturgute der Mauren vergriffen haben. Noch strahlen die Moschee von Cordoba, die Alhambra, der Alkazar von Sevilla und viele Paläste und Klöster im Glanze schillernder Glasuren, während das Meißelwerk des Marmors verwittert und die Farben des Stuckgetäfels verblichen sind. Freilich ist es vorzugsweise die Baukeramik, an die wir uns halten müssen. Die Geräte sind allzusehr der Vergänglichkeit anheim gefallen, und nur von der immer geschätzten Lüsterware von Manisses bergen die größeren Museen einen ansehnlicheren Schatz. Geräte anderer Provenienz gehören zu den größten Seltenheiten, woran die Lässigkeit der spanischen Museen eine Hauptschuld tragen mag. Der einzige Mann, der auf der iberischen Halbinsel ein wirklich wissenschaftliches Verhältnis zu diesem Zweige des Kunstgewerbes hat, Spaniens ehemaliger Finanzminister Osma, ist denn auch der einzige, der als Sammler ein anschauliches Bild von der maurischen Gerätewelt zu geben vermag. Außerhalb Spaniens finden sich nur wenige Stücke in den entlegensten Ländern verstreut. Aber auch die reichlicher vorhandenen Azulejos haben nur in wenigen und selten in vorzüglichen Beispielen ihren Weg in die Museen gefunden. Die vollständigste Sammlung befindet sich in New-York. In Deutschland hat das Hagener Museum diesem Gebiete besondere Aufmerksamkeit zugewandt und eine an Vollständigkeit der Muster wie an Zahl der größeren Tafeln gleich erhebliche Sammlung zusammengebracht. Die Objekte wurden in den Jahren 1908 und 1909 unter Mitwirkung der Herren Dr. Wendland und Walter Gropius in Spanien gesammelt. Erwerbungen aus dem Madrider und südspanischen Kunsthandel fanden durch Abnahme von Wandbekleidungen in andalusischen Klöstern, durch Ausgrabungen im Alkazar zu

Niebla und durch Ankauf der Sammlung Gestoso in Sevilla eine erwünschte Ergänzung. Die Sammlung gibt ohne wesentliche Lücke einen Überblick über die verschiedenen Manufakturen wie über die technische und ornamentale Entwicklung der glasierten Fliese. Von Geräten sind außer lüstrierten Schüsseln und Schalen aus Manisses eine seltene Sevillaner Spitzamphora des 14. Jahrhunderts und außerdem Fragmente vorhanden, die wenigstens die von der Baukeramik abweichende Technik und Ornamentik der Tongeräte anschaulich zu machen vermögen.

Man wird unter den Fliesen hauptsächlich drei Formaten begegnen, der quadratischen Wandfliese, der meist kleineren, ebenfalls quadratischen Bodenfliese, die zur farbigen Belebung roten Terrakottaböden eingeordnet wurden, und der länglichen Deckenfliese, die mit rohen Schmalrändern auf den Balken der Decke auflag, um ihre Zwischenräume zu füllen. Eine ungewöhnliche Größe zeigen die bemalten Terrakotta-Deckenfliesen aus Valencia. Eine Untersuchung des Tonmaterials ergibt Verschiedenheiten, die die Zuweisung an einen der Fabrikationsorte erleichtern. Charakteristisch ist die grau-gelbe Masse von Triana (Vorstadt von Sevilla), gelbrot erscheint die von Valencia, ziegelrot die von Granada und Toledo, während die von Niebla eine braunrote Färbung bei größerer Mengung zeigt. Natürlich kann die Bestimmung nur mit annähernder Sicherheit erfolgen, weil die Farbe des Scherbens neben der Natur des Materials auch durch den Grad der Erhitzung beim Brande bedingt ist.

Unter diesen Töpferstädten steht Valencia mit seiner Nachbarstadt Manisses in einem entschiedenen Gegensatz zu Toledo, Triana und Niebla, während über Granada verschiedene Entwicklungswege dahingegangen sind. Von Malaga aus scheint die Kobalt- und Lüstermalerei über Granada hinweg ins Königreich Valencia vorgedrungen zu sein, während die übrigen Städte im Verein mit Granada in der Anordnung farbiger Glasuren ihr bestes geleistet haben. Die erstere Technik arbei-



Abb. 1. Alhambra, Baderaum 1333—55.



Abb. 2. Alhambra, Sala de las Camas 1333—54, restauriert.

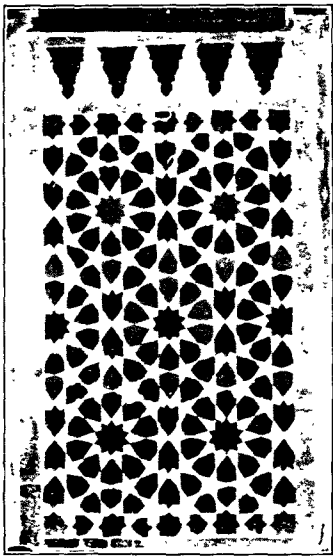


Abb. 4. Fayencemosaik (Alicatado) aus Andalusien, 13. bis 14. Jahrh. im Falkwang zu Hagen.

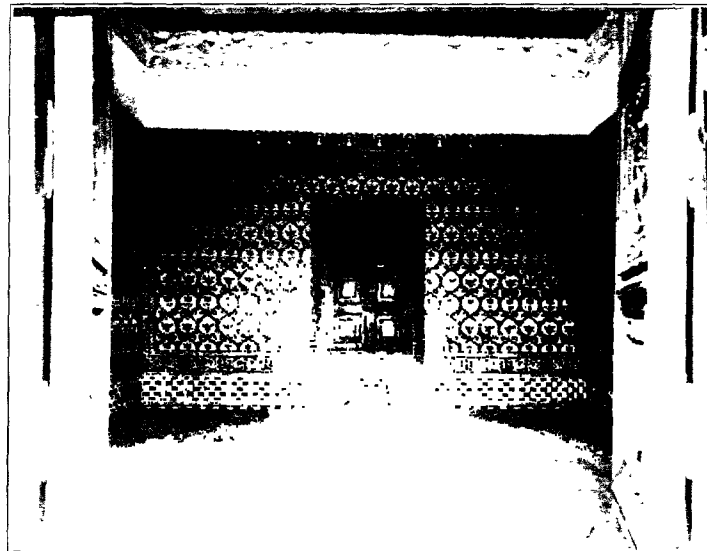


Abb. 3. Sevilla, Alcazar, Pavillon Karls V, 16. Jahrhundert. Wandbelag in Cuenca-Technik.

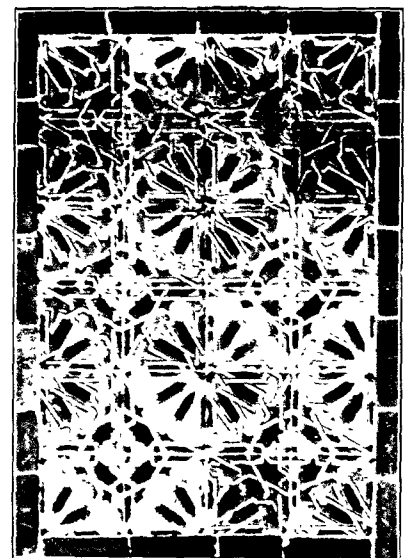


Abb. 5. Fliesen in Cuedaseca-Technik aus dem Alcazar in Niebla, 15. Jahrhundert im Falkwang zu Hagen.

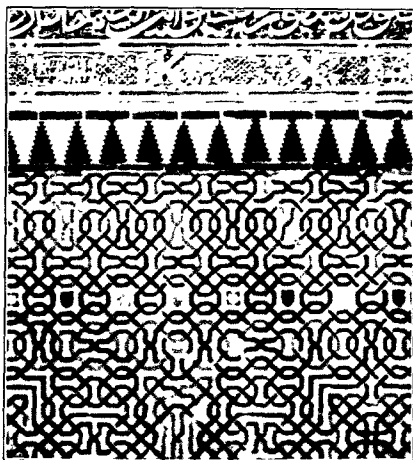


Abb. 7. Fayencemosaik in der Alhambra, Mirador de Daraxa, 14. Jahrhundert.

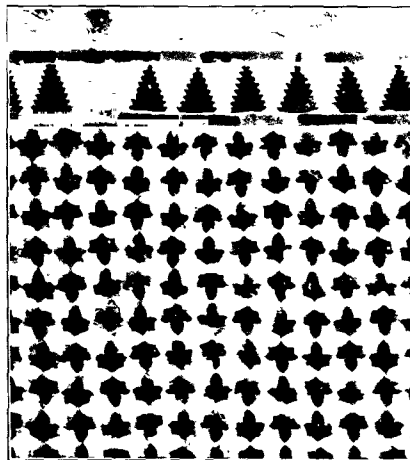


Abb. 6. Fliesen gleicher Form in zwei Farben verschieden verlegt. Alhambra, 14. Jahrhundert.

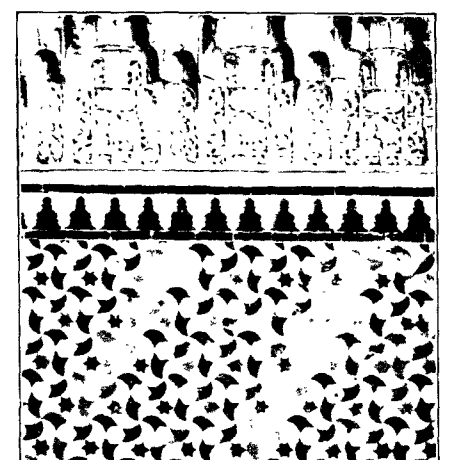


Abb. 8. Fayencemosaik im Alcazar zu Sevilla, 14. Jahrhundert. Zum Hauptmuster vgl. Abb. 2. Farbige betonte Schrägstreifen als Nebenummer.

Photographische Aufnahmen von Frau Gertrud Osthaus, Hagen.

tete mit einer dichten, weißen Zinnglasur. Das Kobaltblau, seltener Manganviolett, wurde unter der Glasur auf den rohen Scherben gemalt und wuchs im Brande durch. Die Lüstermalerei liegt dagegen auf der Glasur, sie war in der älteren Zeit, wie noch bei der Alhambravase, mit Kobaltbemalung verbunden, verdrängte diese aber, als Manisses im 15. Jahrhundert die Erzeugung der Lüsterware fast ausschließlich in die Hand nahm. In der Baukeramik von Valencia blieb dagegen die solidere Unterglasurtechnik in Kobalt und Mangan die Regel; auch Katalonien nahm an dieser Erzeugung teil. Für die Datierung geben technische Qualitäten nur bei der Lüstermalerei einen Anhalt. Im 14. Jahrhundert blieb sie braun und glanzlos, erreichte um 1500 den reichsten in Purpur, Blau und Gold aufleuchtenden Schiller, während die späteren Jahrhunderte nicht über einen reizlosen Kupferglanz hinaus gelangten. Neben der geschilderten Ware kannte Valencia eine unglasierte Terrakotta mit schwarzroter Bemalung. Es scheint aber, daß diese unsolidere Technik auf die Deckenfliesen beschränkt blieb, wie denn auch die Lüstermalerei wohl für Decken und Wände, niemals aber für Fußböden Verwendung fand. Diese letzteren blieben, sofern es sich überhaupt um bemalte Fliesen handelte, der Kobalt- und Mangantechnik ausschließlich vorbehalten.

Die Technik der farbigen Bleiglasuren, wie sie in Granada, Triana, Niebla und Toledo geübt wurde, zeigt drei wesentliche Etappen. Erst im 15. Jahrhundert scheint es gelungen zu sein, mehrere Farben auf derselben Tonfläche nebeneinander zu befestigen. Bis dahin erscheinen sowohl Geräte wie Fliesen mit einfarbigen Glasuren überlaufen. Mit dieser Gebundenheit steht die plastische Natur der Verzierung in Einklang. Die großen Spitzvasen von Sevilla sind mit dichten Netzen von Arabesken und Schriftzeichen wie übersponnen, die zum großen Teil freihändig eingeritzt und eingeschnitten, zum Teil aber auch mit kombinierbaren Stempeln eingepreßt wurden. Die schmückende Hand war sich dabei des Reizes wohl bewußt, den die zusammenlaufende Glasur durch sattere Färbung in den Tiefen hervorbrachte, und holte gleicherweise Unebenheiten heraus, um die Ströme des farbigen Flusses, einer Streifenwirkung zuliebe, zu teilen. Auch Fliesen der

frühen Zeit zeigen reliefartige Pressung und wirken durch ähnliche Reize. Doch hätte die reliefgeschmückte Fliese in großen Flächen keine Wirkung ergeben, die zu ihrer Kostbarkeit im Verhältnis stand. Es lag daher nahe, unter Erhaltung des durchgehenden Flächenspiegels die Belebung im Wechsel der Farbe zu suchen. Die Mauren bedienten sich zu diesem Zwecke zunächst der auch Westasien und Nordafrika geläufigen Technik der Fayencemosaik. (Alicatado). In einfachen Fällen kombinierte man Viereckfliesen zu Schachbrett- oder Zickzackmustern. (Abb. 1.) Der auf äußerste Flächenteilung gerichtete maurische Geschmack drängte jedoch zu immer kleineren und so komplizierten Mustern, daß die Formen als Einzelfliesen nicht mehr herzustellen waren. Die älteren Mosaiken sind aus nach dem Brande zerschnittenen Fliesenteilchen zusammengefügt. (Abb. 4, 7, 8.) Man kann aber andererseits in unserer Sammlung beobachten, daß im 15. Jahrhundert schon sehr kleine Teilchen vor dem Brande geformt und dann glasiert wurden. Eine konische Verjüngung nach hinten war dabei Bedingung, wenn die Fugen nicht störend auffallen sollten. Die häufige Form der gezackten Zinne scheint dem Verfahren des Schneidens zu entstammen, wie denn überhaupt das maurische Ornament dieser Technik weit mehr entspricht als das florale der Perser.

Im 15. Jahrhundert erfand man das älteste Verfahren, verschiedene farbige Glasuren auf der selben Fläche zu befestigen. Die Spanier nennen es cuerda seca (trockener Faden, Abb. 5). Es besteht in einer Trennung der Glasuren durch ein Netz von Fettkonturen auf dem rohen Scherben. Das Fett verging im Brande und hinterließ tiefe Rillen, die das eigentliche Kennzeichen der so glasierten Ware sind. Die Glasuren dazwischen liegen konvex und wirken in großer Fläche wie ununterbrochen. Hierin liegt die ästhetische Überlegenheit dieser Technik von dem späteren Stanzverfahren. Es gibt Fliesen und vor allem Schüsseln, die freihändig gezogene Konturen aufweisen, doch dürften die großen Fliesenflächen unter Anwendung von Metall- oder Holzstempeln entstanden sein, mit denen die Konturen als Rillen zur Aufnahme des Fettes eingedrückt wurden. Nicht zu verwechseln ist dieses letztere Verfahren mit der eigentlichen Stanztechnik, von den

Spanische Fliesenkeramik.

Spaniern *cuenca* (Höhlung) genannt, die von der Anwendung der Fettkonturen völlig absteht. An ihre Stelle treten erhöhte Tonstege, die durch mechanische Einpressung des Musters hoch getrieben wurden. Die Glasuren liegen zwischen ihnen in vertieften Gruben und wirken, da sie sich an den Stegen hochzogen, konkav. An der Wand erscheinen die Stege als glanzloses Netz und zerteilen die Einheit des Lichtspiegels, was eben die *cuenca*-Fliese zu ihrem Nachteil von der *cuerda seca*-Fliese unterscheidet. Abgetretene Bodenfliesen sind nur an der konkaven Fläche der Glasuren als der *cuenca*-Technik entstammend zu erkennen. Beide Verfahren sind sowohl in Granada und Toledo, wie in Triana und Niebla geübt worden, doch sind in Niebla, dessen Blüte früh erlosch, die *cuenca*-Fliesen selten, während gerade hier das *cuerda seca*-Verfahren seine präziseste Ausbildung erfuhr. (Abb. 5.)

Niebla hat auch die ausgesprochenste Farbenskala. Sie ist beschränkt auf Grün, Braun, Gelb und Weiß. Das Grün spielt vom Mosgrün bis zum Türkisblau hinüber, das Braun entstammt dem Manganviolett und nähert sich oft den dunkelsten Tönen des Gelb, das von heller Honigfarbe aus alle Töne bis zum Kaffebraun durchläuft. Die Farben sind leuchtend, tief und wolkig, aber ohne Lüster, die Glasuren dickflüssig und manchmal ineinander übergeflossen.

Triana und Granada haben die reichste Farbenskala. Neben Weiß, Grün, Graublau, Honiggelb und Braunviolett, den üblichen auch Toledo geläufigen Tönen kommen Ultramarin, reines Lila, und im Infantenturm der Alhambra als Ausnahme auch Rosa vor. Das Grün von Granada und Toledo spielt gelegentlich ins Olive hinüber. Braun und Grün zeigen einen starken, feurigen Lüster, der als *Irisation* angesprochen werden mag. Die Glasuren von Toledo stehen an Leuchtkraft im allgemeinen zurück, auch liegen sie oft so dünn auf der Masse, daß die Töne durch das Ziegelrot des Scherbens beeinträchtigt und verfärbt erscheinen.

Die Technik der farbigen Glasuren blühte bis weit ins 16. Jahrhundert hinein. Ihre Erzeugnisse erfreuten sich allgemeiner Beliebtheit. Man trifft Sevillaner Fliesen in Nordafrika, England und Südamerika. Aber auch Italien, das selbst über eine hochentwickelte Keramik verfügte, war

ein verständnisvoller Abnehmer (Genua, St. Maria de Castello; Vatikan, App. Borgia u. a. a. O.).

Und dennoch war es gerade Italien, von wo die alte spanische Keramik den Todesstoß empfing. Um die Wende des 15. Jahrhunderts kam der italienische Keramiker Francesco Niculoso aus Pisa nach Sevilla und gründete dort eine Manufaktur, die mit ihren nach dem Urheber Pisano genannten Erzeugnissen bald die einheimische Kunstübung völlig darnieder warf. Pisanos Werkstatt war aber nichts anderes als eine Majolikamanufaktur nach allen Regeln italienischer Observanz. Er malte mit Scharfffeuerfarben, zumeist Grün, Gelb, Braun und einer reichen Skala von Blau in die Zinnglasur, malte Ornamente, Wappen und figürliche Darstellungen, die der alten spanischen Technik schwer erreichbar waren. Sein Stil beherrschte die Sevillaner Industrie zwei Jahrhunderte hindurch, sprang nach Talavera in Estremadura hinüber, das als Töpferstadt das Erbe Toledos angetreten hatte, und erlag erst der großen Bewegung zur weißen Fayence, die um die Mitte des 17. Jahrhunderts durch chinesische Einflüsse ins Leben gerufen wurde. Alcora und wiederum Triana schlangen sich in in dieser Zeit zum Delft und Rouen der iberischen Halbinsel empor.

Folgt man den Gängen der maurischen Ornamentik, so wird man zu zwei Hauptquellen gelangen. Mit seltsamer Beharrlichkeit laufen die fatimidischen Erbformen, die in der Antike wurzeln, und die geometrischen Zentralasiens nebeneinander her. Das gemalte Tier- und Arabeskenornament von Malaga und Manises bewahrt den engsten Zusammenhang mit der frühmittelalterlich-ägyptischen Töpferei. Selten und nicht in den edlen Stücken spielt ein Einfluß des geometrischen Stiles hinein. In gleichem Sinne verhält sich das Preß- und Schnittornament der einfarbigen Vasen von Sevilla. Es besteht die engste Fühlung zwischen diesen Gruppen und der maurischen Stuckbildnerei, ihren Seidenbrokaten und Schnitzereien. Es sind dieselben Ornamente, die sich hier plastisch, dort malerisch ausdrücken. Eleganz und Zierlichkeit der Linie sind ihnen eigen, sie steigen, fallen, biegen und gabeln sich, strahlen aus, laufen um und halten zusammen. Ihr Wesen ist Ausdruck. Um so seltsamer, daß neben ihnen dasselbe Volk, Jahrhunderte hindurch

zur selben Zeit und an denselben Orten, in seiner Baukeramik einer Ornamentik huldigte, die von alledem das Gegenteil war. Nichts als starre Teilung, beruhend auf der Handhabung mathematischer Regeln. Forscher, die die gesamte Kunst einer Epoche aus einheitlichen Prinzipien abzuleiten lieben, werden Mühe haben, diesen Zwiespalt zu erklären. In der Tat handelt es sich auch hier nicht um Eigenes; das Ornament, das wir vorzugsweise maurisch nennen, lebt schon in den Marmormosaiken fatimidischer Moscheen, in Titelblättern früharabischer Korane; ja selbst als Fayencemosaik in den seldschukischen Moscheen von Konia. Auch ist der Reichtum an Motiven kleiner als man denkt. Schon in der Alhambra schwindet die Zahl der Muster erheblich zusammen, wenn man in Abzug bringt, wieviele einer Aufteilung der Grundmuster ihr Dasein verdanken, und vollends im Alkazar führt das geistlos betriebene Zerlegungssystem zum Überdruß. Vgl. Abb. 8 mit 2.

Wenn dennoch die maurischen Fliesenbeläge das Entzücken jedes Kunstfreundes bilden, so liegt es an der erstaunlichen Kombinationskunst, mit der die maurischen Architekten das primitive Instrument zu spielen verstanden. Betrachten wir vorab die lineare Natur des Ornamentes. Wir sehen es in zwei Richtungen entwickelt. Beiden eignet der wiederkehrende Rapport. Die erste Gruppe nimmt von der übereck gestellten quadratischen Fliese ihren Ausgang. (Abb. 1.) Man suchte sie in zwiefacher Weise auszubauen. Zunächst durch Bereicherung des Umrisses. Es kommen Achtecke, Kreuze, Blattformen und ähnliche Figuren vor. Den größten Wert legte man dabei auf die Einförmigkeit der Fliese, und viele Figurationen, die sehr formenreich erscheinen, erweisen sich bei näherer Betrachtung als durch Aufteilung einer einzigen Einheitsform entstanden. (Abb. 8 aus 2.) Immerhin sind einige der schönsten Muster aus mehreren sich ergänzenden Grundformen zusammengesetzt. Als leitendes Prinzip bei ihrer Erfindung erweist sich die Idee der Verzahnung, die zu einem reichbewegten Netz von Linien führt. Zu beachten ist aber, daß diese Linien nicht der entscheidende Wirkungsfaktor sind. Es gibt kein Ornament, das mehr Flächenmuster wäre. Der Zweck der Verzahnung ist einzig

und allein die innige Durchdringung der durch die Farbe gesonderten Flächenkomplexe; sie steht im Dienste des zweiten wesentlichen Prinzips der Variierung, der Farbe. Die orientalische Ornamentik strebt mit Vorliebe nach Reziprozität. Hier liegt der Sinn der Einheitsform. Im Wechsel der Farben ergibt sich ein Bild zweier völlig reziproker Systeme, das an Reichtum noch gewinnt, wenn die Fliesen bei gleicher Form doch verschiedene Lage haben. Es gibt Systeme, die es gestatten, dieselbe Form sowohl nach oben und unten wie nach rechts und links zu verlegen. (Abb. 6.) In ihnen liegt der Höhepunkt maurischer Musterkunst; die schönsten Beispiele findet man in der Alhambra. Auch die aus mehreren Grundformen gebildeten Muster wußte man durch Umtausch der hellen und dunklen Töne wechsellvoll zu betonen. Der einfache Farbenwechsel aber genügte dem sprudelnden Kombinationstalent der Mauren nicht. Sie suchten jede Möglichkeit rhythmischer Bewegung zu erschöpfen. Neben den zweifarbigen Rhythmus trat der vielfarbige, und schließlich wurden, unabhängig von den Farben, Gruppen von dunklen und hellen Tönen in rhythmischen Gegensatz gebracht. Man ließ unabhängig vom Fliesenmuster senkrechte oder schräge Farbstreifen, die sich gelegentlich zu Zickzackbändern zusammenfügten, die fliesenbelegten Wandsockel durchlaufen. (Abb. 8.) Oft stehen Nuancen im Weiß, dem man einen Stich ins Blaue oder Gelbe gab, im Dienste solcher Nebenumsetzung. So kommt es, daß dieselben Flächen ganz verschiedene Muster zur Anschauung bringen, je nachdem man die Formen der Fliesen selbst, die Farben oder die Tonwerte ins Auge faßt. Festzuhalten bleibt aber, daß in dieser Gruppe der Gedanke des endlosen Rapportes niemals aufgegeben worden ist.

Auch die andere Gruppe geht vom Rapporte aus. Er wird von vielen und verschiedenartigen geometrischen Figuren gebildet, die ausstrahlende Tendenz haben und in farbigem Wechsel konzentrisch angeordnet sind. Die entstehenden Sternmuster finden in Rosetten ihre Ergänzung, zu denen vier Ecken des Rapportes sich zusammenfügen. Das Muster entspricht dem Mosaikverfahren so sehr, daß man es gern in ihm entstanden denkt. (Abb. 4.) Anders ein neues Motiv, von dem eine tiefgreifende Wandlung in der

Spanische Fliesenkeramik.

maurischen Ornamentik ihren Ausgang nahm. Wir finden schon in der Alhambra (14. Jahrhundert) hin und wieder die einzelnen Teilchen der Mosaiken von breiten weißen Bändern eingefasst, die sich als eine Art von Rahmenwerk darstellen. Für den Keramiker, der sie zu schneiden hatte bedeuteten sie eine erhebliche Erschwerung der Arbeit, und man darf daher annehmen, daß sie aus der Holztechnik, die ihrer bedurfte, herüber genommen sind. Dieses Verhältnis ist um so bemerkenswerter, als die Holztechnik ursprünglich dem Mosaikverfahren die geometrische Musterung verdankte, eine seltene Wechselwirkung zweier Übungen also zur Entstehung des Ornamentes nötig war. (Abb. 5.) Ein tiefgehender Wandel der Anschauung knüpft sich an dieses Bandwerk (Laceria). Es stellt sich dem Auge, das an reine Flächenmuster gewöhnt war, als eine Betonung der Linie dar. Entscheidend wurde dieser Umstand, als das Bandwerk, ursprünglich weiß um farbige Muster gelegt, mehrfarbig wurde und das Muster damit nach dem Gesetze der Kontrastierung zur Einfarbigkeit verdammt. (Abb. 7.) In diesem Momente vollzog sich eine der entscheidendsten Wandlungen im Ornament. Das Flächenmuster hörte auf zu sein und an seine Stelle trat das Linienmuster auf einem an der Musterung unbeteiligten Grunde. Es war nur konsequent, wenn dieser bald alles Interesse verlor und das Linienornament, sowie es jede Fühlung mit der Technik schon verloren hatte, auch die Gesetze des Flächenstils über den Haufen warf, um im Dienste gegenständlicher Darstellung außerkünstlerische Interessen zu befriedigen. Bemerkenswert ist, daß in diesem selben umbänderten Sternmuster sich eine zweite, die Auffassung der Renaissance vorbereitende Wandlung vollzog. Wir sehen zum Unterschied von jener früher beschriebenen Fliesengruppe, die die Idee des endlosen Rapportes niemals aufgab, oft konzentrisch angeordnete Figurationen. Gelegentlich ist diese Betonung der Mitte allein durch die Farbe herbeigeführt, während das Lineament des Musters unverändert wiederkehrt; in manchen Fällen sind aber quadratisch geformte Sockelkompartimente durchaus nach dem Prinzip zentraler Anordnung aufgeteilt und wir erhalten den Eindruck einer geschlossenen linearen Komposition. Eine Betonung der Quinkunxpunkte durch dunklere

Farbengruppen ist dabei häufig. Muß einerseits die Ausnahmestellung solcher Kompositionen in der maurischen Ornamentik auffallen, so überrascht andererseits die Tatsache, daß sie in engster Verwandtschaft mit den Flächenprojektionen der Stalaktitengewölbe stehn. Was die Fliesen in der Fläche ausdrücken, veranschaulichen diese mit ihrem System von auf und absteigenden Holzklötzen in der dritten Dimension, nur daß an Stelle der dunklen Fliesenpartien hier Schattenkomplexe treten.

Es wäre verfrüht, eine Chronologie dieser Erscheinungen zu versuchen. Wichtiger ist die Feststellung, daß Kunstanschauungen, die wir geneigt sind zeitlich zu sondern, in der maurischen Kunst innig verwoben nebeneinander bestehn. Es ist nur zu sagen, daß die eine von zwei Seelen, das mittelalterliche Unendlichkeitsempfinden, mit der maurischen Kultur in Spanien erlosch, während die andere, wo nicht ihren Zauber, so doch ihre Prinzipien der Renaissance als Erbe hinterließ.

Die Sammlung des Hagener Museums gestattet zu verfolgen, wie aus dem abendländischen Formenschatze zunächst gotische, dann Renaissance motive in die maurische Ornamentik eindringen, wie aus den maurischen Sternen florale Rosetten, aus dem Bandwerk gotische Vierpässe und schließlich Rankengeschlinge werden. (Abb. 3.) Der Stich ins Ordinäre, der dem Spanien des 15. Jahrhunderts in allen Dingen anhaftet, ist auch der Keramik nicht erspart geblieben. Das plumpe Attentat auf die maurischen Wohltäter des Landes rächte sich schwer. Wie schon die Cuenca-Technik als Surrogatverfahren den Parvenugeschmack der Zeit erweist, so trägt auch die Ornamentik das Gepräge größter Verkommenheit. Nur einige Erzeugnisse, die dem direkten Einflusse Karls des Fünften ihre Entstehung zu verdanken scheinen, nähern sich der Qualität guter italienischer Arbeit. Man wird seinem Doppeladler mehrfach begegnen. Daß das impotente, in fanatischen Haß gegen maurische Kultur verannte Volk stärkeren fremden Einflüssen erliegen mußte, liegt auf der Hand. So konnte denn Niculoso Pisano, als er die Majolikatechnik aus Italien importierte, italienische Grottesken und Schildereien ohne Mühe in Sevilla heimisch machen. Seine eigenen Schöpfungen sind Meister-

werke der Scharffeuermalerei. Seinen Nachfolgern gelang es, den Sevillaner Stil zu einer gewissen Eigenart und hin und wieder zu erfreulichen Ergebnissen zu bringen. Im ganzen bleibt er aber ohne höheres Kunstinteresse. Die große Altartafel unserer Sammlung zeigt in der derben Zeichnung und dem gelben Grunde charakteristische Merkmale dieser Fabrikation. Erfreulicher entwickelt sich die Fayencemalerei in Talavera. Der alte maurische Sinn für großzügige Naturbeobachtung scheint in Stücken wie dem Gazellenteller unserer Sammlung nochmals aufzuflackern. Talavera hat jede Beziehung zur italienischen Malerei verloren. Seine Schüsseln, in deren besten mildes Blau und Grün neben Gelb und Mangan vorherrschen, zeigen eine ganz selbständige Formenwelt und eine eigentümliche zeichnerische Behandlung. Baumlandschaften,

mit Reitern, Tieren und Putten bevölkert, nehmen in der Darstellung einen breiten Raum ein. Ihre Umrisse sind vielfach zu lockerer Strichelung aufgelöst, so daß sie wie von Luft umflossen erscheinen. Der Übergang zur weißen Fayence vollzieht sich allmählich und unmerklich, indem der weiße Grund mehr und mehr an der Bildung des Horizontes teilnimmt, die Landschaft zu einem Stück Boden für die dargestellte Szene wird, bis schließlich die Empfindung einer räumlichen Umgebung aufhört und die Bemalung zum Streumuster wird, sofern nicht das Laub- und Bandelwerk der Barockzeit von ihr Besitz ergreifen. Die spanische Keramik zeigt in dieser Zeit den Widerschein des europäischen Kunstlebens und unterliegt denselben Einflüssen wie dieses. Ihre Darstellung wird in anderem Zusammenhang besser am Platze sein.

Die islamische Malerei.

Von Philipp Walter Schulz-Berlin.

II.

(Die hier genannten Abbildungen sind bereits im Heft I auf Tafel V—VIII gegeben.)

Es wird so oft von der persischen Miniaturmalerei als „einer Typenkunst“ gesprochen, die nach einem gewissen Schema arbeitet.“ Aber haben das die mittelalterlichen Miniaturisten Europas nicht auch getan? — Es war doppelt schwer für den persischen Maler, den Gestalten, seines Heldenepos, die so ganz anders vor seiner Phantasie schwebten, die verlangte mongolische Gestalt zu geben, die Kämpfe genügend blutig-grauenvoll zu schildern, daß man froh war, als die gefundene Form die unheimlichen fürstlichen Auftraggeber befriedigte.

Die frühesten Gemälde sind wahrscheinlich die astronomischen, die noch antike und altorientalische Elemente erkennen lassen (siehe Taf. V, 3). Auf Porträts, wahrscheinlich von chinesischer Hand, wurde in der Mongolenzeit (1258 bis 1335) ebenso wie in der byzantinischen und später auch in der indischen Malerei viel Gewicht gelegt.

Eine wichtige Umwandlung geht in der Ornamentik vor sich. In die bisher geometrisch-

ornamentalen Dekorationsmotive dringt das vegetabilische Element, reiches Blumen- und Blattwerk mit Rankenmuster, das mit der Zeit eine immer feinere, elegantere Behandlung erfährt. Durch die Ornamentik lassen sich am besten die verschiedenen Zeitepochen feststellen.

Wenn gegen das Ende der Herrschaft der Ilchane (1. Hälfte des 14. Jahrh.) die Malerei in Iran bereits einen bedeutenden Ausschwung genommen hat, so verdankt sie das neben der Protektion ihrer Fürsten in erster Linie den chinesischen Lehrmeistern, die selbst im Lande tätig sind¹ oder die Perser im Reich der Mitte unterrichten. Nach altorientalischer Sitte führt Timur, der Eroberer, Maler der persisch-mongolischen Schule zu Bagdad und Täbriz mit sich fort nach Chorasán und Transoxanien. Sie schaffen 1407 die Wandfresken für das Palais Bagh-i-Schemal, den Nordgarten, zu Samarkand,

¹ Die Dichter Irans rühmen ihre Werke als die besten. Djami läßt in Jusuf und Suleika die Wände von chinesischer Künstlerhand zieren.

Die islamische Malerei.

der Prinzessin Beghisi Sultan geweiht¹. Daneben werden auch Meister von Damaskus erwähnt. Der Hofhistoriograph scheint den Manichäern nicht hold gewesen zu sein, wenigstens stellt er persische Leistungen, ja sogar europäische², weit über die Bilder von Mani, deren mehrere Timur sorgsam in seinem Kuriositätenkabinett aufbewahrte.

Unter den Nachfolgern Temurlans (1405 bis 1505) bricht für die persische Malerei das goldene Zeitalter an, vor allem in Herat am Hofe des Mäcen Baisonghur Mirza und Sultan Husein Mirza mit dem größten Meister Persiens an der Spitze, Behzad (siehe Taf. VI, 5). Immer enger wird der Anschluß an Chinas Malkunst. Ostasiatische Motive treten immer häufiger und den Originalen kongenialer auf, wie Fabeltiere, der Kampf des Phönix mit dem Drachen, die Wolkenbänder und Schwämme. War der byzantinische resp. buddhistische Nimbus mit Aufhören des Bagdadstiles ganz verschwunden, so schmückt in der mongolisch-chinesischen Schule das Haupt geheiligter Personen ein loderndes Flammenbündel³. Die türkisch-mongolische Malkunst Irans, die im Westen zu einer persisch-mongolischen geworden war, entwickelt sich in der Heratschule während des 15. Jahrhunderts zu einer türkisch-chinesischen. Ihrem Beispiele folgen die Künstler der Scheibaniden, der Nachkommen von Djenghis in Bochara, (siehe Taf. VII, 9) bis zum Jahre 1598 etwa, in dem der Sieg türkischer Horden für immer jede höhere Kultur unmöglich machte.

Aus der Verbindung beider Schulen wird die Malart der Sefavidenepoche (1497—1732) geboren. Die persischen Maler von Täbris, Kazwin und Isfahan besinnen sich auf sich selbst und ihre alte Kunst, und bilden die überkommenen Motive Chinas so in ihrem Geiste um, daß sich von einem neuen Stile, dem persisch-chinesischen sprechen läßt. Von Herat hat Schah Ismael die Künstler wieder nach dem Westen Irans entführt.

Von der Großmalerei des 15. Jahrhunderts ist wenig bekannt. Die Quellen erzählen von

Wandfresken in Gold und Silber in den Schlössern von Usun Hassan zu Täbris und Isfahan. Letztere aber stammen noch aus Timuridenzeit. Ob sie von wirklich künstlerischem Werte waren oder ähnlich den zahlreichen Wandgemälden der Sefavidschlösser, Brücken und Tore, die zum großen Teil noch erhalten sind, das wissen wir nicht. Aber schon bei der Buchmalerei großen Formats zeigt sich die Unsicherheit, der Mangel an Übersicht, sogar der Farbensinn geht verloren, und alle die Fehler der persischen Feinmalerei treten so stark hervor, daß sie das schroffe Urteil der europäischen Reisenden des 17. Jahrhunderts rechtfertigen¹. Sehr häufig erscheinen die Tierszenen in Blau auf weißem Grunde, auch in anderen Farben, als Wanddekoration, wie sie die Miniaturen wiedergeben².

Was die Ölgemälde der 40 Säulenhalle zu Isfahan anbetrifft, dem „standardwork“ persischer Malerei im großen Maßstab, so stammen diese nicht mehr aus klassischer Epoche, sondern es sind schwache Kopien später Sefavidenzeit nach dem Brande des Pavillons unter Schah Hussein ausgeführt. Das geht aus ihrem Stil und mehr als einem Merkmal hervor. Auch ausländischen Malern werden die Bilder zum Teil zugeschrieben. Abbas der Große beschäftigte deren mehrere, unter anderen sogar einen Deutschen³. Bekannt ist, daß er junge Leute in Rom die Malkunst studieren ließ. Der unheilvolle Einfluß blieb nicht aus.

Während unter Schah Tamasp (1524—76) die Miniaturmalerei einen hohen Grad der Vollendung erreicht, macht sich unter Abbas I. schon der Verfall bemerkbar. Das meisterliche Gefühl für die Harmonie, die Abtönung der Farben läßt nach, grelle Töne, Übermaß an Gold und Silber wie in den gleichzeitigen Seidenteppichen bürgern sich ein. Die Handschriften werden mit geringen Ausnahmen immer flüchtiger illuminiert, eine Kopie gleicht der anderen. Sicher ist in dieser langen blühenden Friedenszeit mehr von Bildern aller Art geschaffen worden als in der Vorzeit. Die figürliche Darstelluug fing an volkstümlich zu werden, so gut das in einem islamischen Lande

¹ Scheref-ed Din: Histoire de Timur-Bec übersetzt von Petis de la Croix. III., Kap. LXVI. — Ferner Introduction à l'histoire de l'Asie. Cahun. p. 506.

² Auf Gobelins, ebenda VI., XXIV.

³ Aderan afzud „mit reichlichem Feuer.“

¹ Pietro della Valle, Chardin, Tavernier etc. Die Art der Wanddekoration schildern: Etat de la Perse, p. 95 und Pietro della Valle I, p. 39.

² Siehe Taf. VI, 8.

³ Herbert Thomas: Relation du voyage de Perse, p. 277.

möglich war. Zugleich wird sie auch natürlicher. Aber als ob die zahlreichen Maler am Hofe des großen Schahs in Isfahan sich ihrer Ohnmacht in der Farbenkunst bewußt wären, sie wenden sich mit Vorliebe der Pinselzeichnung zu in Schwarz-Weiß oder leicht getönt (siehe Taf. VII, VIII). In flotter Manier, voller Grazie, mit einer gewissen Verve stellen diese Skizzen der Isfahaner Schule auf Einzelblättern wie dereinst im 15. Jahrhundert charakteristische Gestalten dar, darunter Porträts bekannter Persönlichkeiten. Die Studienblätter eines Riza Abbasi, Mohammed Ali, Mohammed Insuf und Çadik vererbten sich vom Lehrer auf den Schüler, ausgeführt wurden sie im Album, Morakka, gesammelt. Sie ähneln ungemein derartigen Blättern Japans, hier und da sind sie kalligraphisch wie die chinesischen. (Taf. VII, 10.)

Nach dem Sturze der einheimischen, lebensfrohen und echt königlich mit vollen Händen austeilenden Herrscherdynastie geht es reißend mit der persischen Malkunst bergab. Was noch geschaffen wurde, sind mit einigen Ausnahmen Kopien später Sefavidenzeit oder europäischer Vorlagen. Die Blumenmalerei überwiegt. Unter Nadir Schah wirkt indischer Einfluß auf Bild und Ornamentik. In der Zeit Fath Ali Schahs, des Kadjaren, wird sogar auf alte persisch-mongolische Miniaturen zurückgegriffen. Zugleich kommt die europäische Mode der eingerahmten Tafelbilder in Ölauf.

Mit der Einführung des Druckes durch den Kronprinz Abbas Mirza (Anfang des 19. Jahrhunderts) ist es um die Buchmalerei Irans geschehen. Schlechte lithographische Illustrationen treten an die Stelle der Miniaturen. Heute liegt man fast nur noch der Lackmalerei ob, die dereinst in Persien wie in Indien Prachtstücke an Bucheinbänden und verzierten Truhen hervorgebracht hat. Die alte wundervolle Leuchtkraft ihrer Farben, ihre Technik¹ besitzt der Perser von heute noch immer, aber die Kunst des Pinsels versagt.

Aus der persischen Malerei ist die indische und osmanische hervorgegangen. Während letztere aber völlig abhängig von ihren Vorbildern meistens nur nachahmt, gelingt es ihr nicht, dem Original gleichzukommen. Es fehlt ihr der Geschmack, das Bunte, Phantastische, (siehe Taf.

VIII, 13) auch das Obszöne, so selten und so kindlich naiv im persischen, tritt störend dazwischen.

Anders mit der indischen Kleinmalerei. Im Anfang schaffen persische wie indische Illuminatoren und Miniaturisten, getreu den Traditionen der Heratschule, wie sie der Timuride Sultan Baber im 16. Jahrhundert in Indien eingeführt hatte. Die indopersische Schule, zumal die von Delhi, hat Hervorragendes geleistet. Diese Perlen islamischer Malerei erinnern bisweilen an die italienischen Meisterwerke des 15. Jahrhunderts. Einen Stil voller Eigenart, der sich wesentlich im Charakter von persischer Auffassung unterscheidet, findet man dagegen nur in den Einzelblättern.

Unserem Kunstempfinden steht der indische Stil weit näher. Es ist, als spüre man noch einen Hauch der Ghandaraschule in den dargestellten edlen schönen Gestalten der anmutigen, schlanken Frauen in schleierartigen, durchsichtigen Gewändern und der stolzen, hoheitsvollen Fürsten. Vor der nackten Schönheit schreckt der indische Maler nicht zurück — für den Moslim anstößig und unbegreiflich —, und ihre Wiedergabe gelingt ihm wie die des vollen Profils, dem Perser fremd und unmöglich. Hervorragend ist seine Treffsicherheit in der Porträtmalerei (siehe Taf. VIII, 15). Mit gesundem Gefühl für das Malerische begabt, schwelgt er in seinen Stimmungsbildern in Licht- und Lufteffekten, dunklen Nachtszenen mit Gewitter; Mondschein und Sonnenbrand auf weißen Architekturflächen sind ihm vertraut, stets steht die landschaftliche Umgebung im Einklang mit den Figuren. So sieht es in Indien aus, wie er es darstellt. Der persische Maler hat nie daran gedacht, ein Stück seines Landes, Natur für sich zu malen, etwa den Schneedom des Demawendriesen. In der Zartheit des Kolorits geht der indische Künstler allerdings oft zu weit, die Farben werden zu sehr gedämpft. Doch mag dies an den Temperafarben liegen, die der Feuchtigkeit wegen mit einem starken Bindemittel¹ durchsetzt sind. Eigentümlich ist die Einrahmung der Bilder mit Blütenranken, auch hierin ein Unterschied von den persischen.

Seltener ist die indisch-islamische dekorative Malerei in größerem Maßstabe, die gerade zur

¹ Rochechouart, „Voyage en Perse“, p. 271, etc.

¹ Dextringummi. Indische Malerei von L. H. Fischer, Zeitschr. f. bild. Kunst. N. F. 1.

buddhistischen Zeit anfang, sich zu hoher Kunst zu entwickeln. Die Miniaturmalerei lebt noch schlecht und recht fort in ihrer alten Technik; in der Porträtierkunst auf Elfenbein bietet sie manches Gute.

Wenn der islamischen Malerei bisher in Europa ein ungerechtes Vorurteil entgegengebracht wurde, so lag dies zuerst an dem Zweifel ihrer Existenz überhaupt mit der irrtümlichen Annahme, sie wäre vom Koran verboten, dann aber an der Seltenheit ihrer Kunstwerke, die wie schon zur

Zeit ihrer Entstehung in den Händen einzelner ihrer Kostbarkeit und Vergänglichkeit wegen stets der Öffentlichkeit entzogen waren. Wohl kein anderes Gebiet der mohammedanischen Kunst hat in dem Maße wie die Malerei unter der gewöhnlichen Basarware des modernen, degenerierten Orients leiden müssen, an ihrem Werte wurde sie gemessen. Zu ihrem Studium aber soll man Goethes Spruch in freier Übertragung beherzigen: „Das Verständnis kann man nicht am Mittelgut bilden, sondern nur am Allervorzüglichsten.“

Monumentale Menschendarstellungen in der mohammedanischen Kunst.

Von T. J. Arne-Stockholm.

Mit 7 Abbildungen im Text und auf 1 Tafel (XXIII).

Bekanntlich kommen Darstellungen von Menschengestalten in der mittelalterlichen mohammedanischen Kunst oftmals vor. Man findet sie in gemalten Miniaturen, an Bronzen, Silberarbeiten, Keramik und Elfenbein, an Holzschnitzereien, emaillierten Gläsern und Münzen. Selten sind dagegen freistehende Skulpturen oder in Stein skulptierte Relieffiguren. Die Forschungen der letzten Jahre haben indessen ergeben, daß es im 12. und 13. Jahrhundert eine wirkliche skulpturale Schule gab, die ihre Wirksamkeit in den Städten der Türkenfürsten in Kleinasien, Syrien und Mesopotamien ausübte¹.

Zu den Erzeugnissen dieser Schule gehören unzweifelhaft einige Figuren, die ich im Sommer 1907 während einer Reise, die mich zu der Stadt Biredjik am Euphrat (Tafel XXIII, Abb. 3) führte, die Gelegenheit zu sehen hatte. Leider habe ich damals, hauptsächlich mit prähistorischen Forschungen beschäftigt, mich dem Studium der islamischen Denkmäler nicht so widmen können, wie

es wünschenswert gewesen wäre. Trotz der Unvollständigkeit meiner Angaben, scheint es mir doch bei dem Mangel an Material wichtig, daß auch dieser Beitrag zum Verständnis mohammedanischer Kunst veröffentlicht wird.

Was dem Reisenden zuerst in die Augen fällt, wenn er sich über den Fluß übersetzen läßt, ist das alte Schloß von Biredjik (Tafel XXIII, Abb. 1 u. 2). Es liegt direkt am Euphrat, etwas unterhalb des Platzes, wo der Strom eben aus einem engen Fels-tale hervortretend, sich gegen Süden erweitert. Ein Weg und eine Telegraphenleitung laufen längs des Euphrats am Fuße der Festung. Diese liegt auf einer steilen Anhöhe, einem Kreidefelsen, dessen Seiten ursprünglich ganz mit behauenen Steinen bekleidet waren. Zum Teil sind sie noch vorhanden. Das Schloß ist sicher uralt, aber die jetzigen Mauern dürften sämtlich aus dem Mittelalter stammen. Die Burg könnte wohl eine nähere Untersuchung verdienen. Ritter (*Die Erdkunde*, Teil X, Drittes Buch, S. 943 ff.) und Rey (*Les colonies franques de Syrie*, Paris 1883) geben einige Daten zur Geschichte des Schlosses und sehr kurze Beschreibungen desselben. Am meisten hat wohl der Hauptmann und spätere Generalfeldmarschall H. von Moltke unsere Kenntnisse über die Festung in Biredjik bereichert. In

¹ Vgl. S. Sarre: Ein orientalisches Metallbecken des XIII. Jahrhunderts im königlichen Museum für Völkerkunde zu Berlin (Jahrbuch d. Kgl. preuß. Kunstsammlungen), Berlin 1904; G. Migeon: *Les arts musulmans*, Paris 1907; F. Martin: *A history of oriental carpets*, Wien 1907.

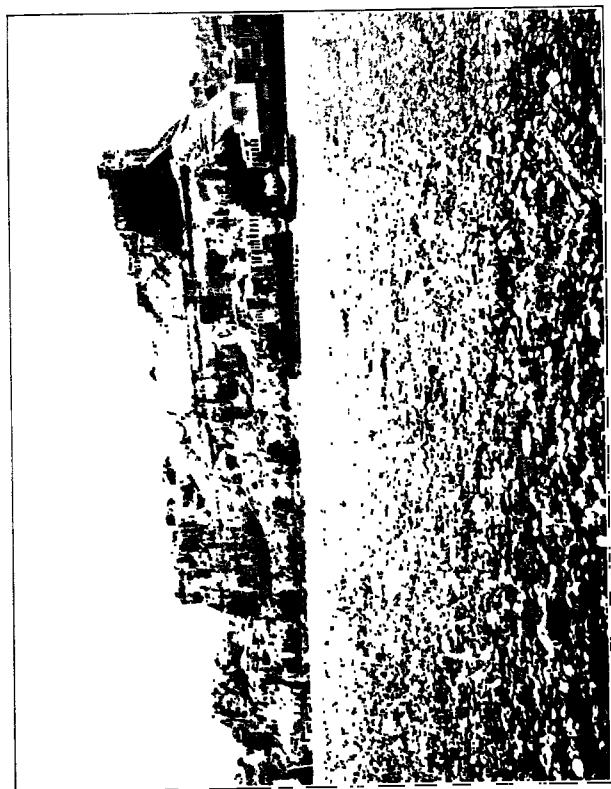


Abb. 1. Gesamtansicht des alten Schlosses von Biredjik.



Abb. 2. Teilansicht des alten Schlosses von Biredjik.

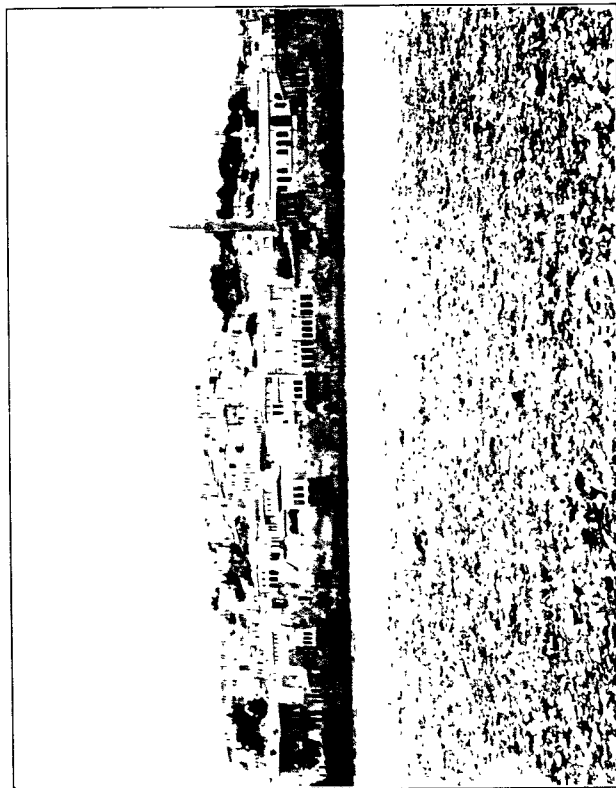


Abb. 3. Biredjik am Euphrat.

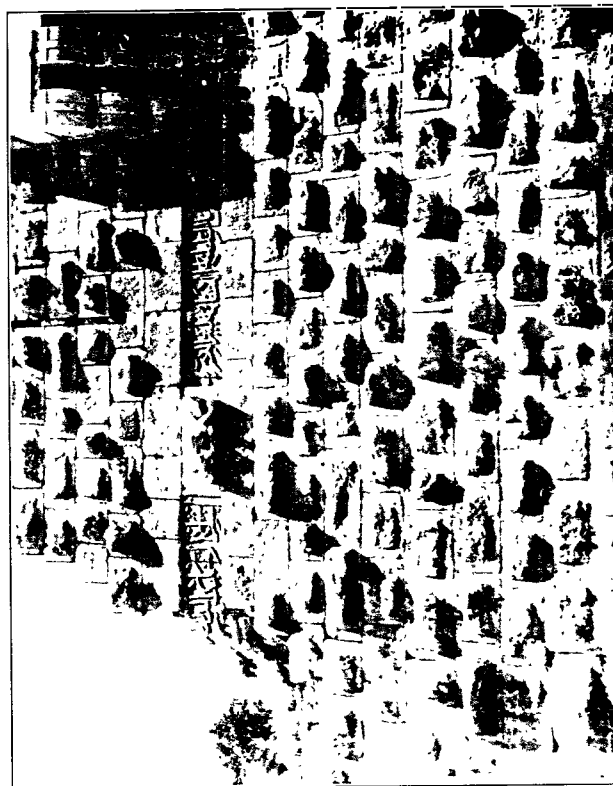


Abb. 4. Arabische Inschrift auf einem Fries an der äußersten Südseite des Schlosses von Biredjik.

seinen berühmten Briefen über Zustände und Begebenheiten in der Türkei (Berlin 1893) nennt er die Burg das außerordentlichste Bauwerk, welches er je gesehen. Sie besteht aus drei, selbst vier Etagen von Gewölben der kolossalsten Art. In einem dieser Gewölbe fand er zwei menschliche Figuren in kolossaler Größe abgebildet und eine persische Inschrift. v. Moltke ist meines Wissens der einzige Reisende, der diese Bilder erwähnt. Ohne seine Beobachtung zu kennen, habe ich in dem ziemlich dunklen Gewölbe eine photographische Aufnahme gemacht und eine flüchtige Skizze (Abb. 20 und 21).

Das viereckige Zimmer, wohin ich von einem Gendarm geführt wurde, war, so weit ich mich erinnern kann, von einem Tonnengewölbe bedeckt. Das Licht fiel durch die Eingangstür nur sparsam hinein, da der Eingang durch Steine und Erde halb versperrt war. An der Wand, links von dem Eingang, sah man hoch oben eine in arabischer Schrift abgefaßte Inschrift. Gegenüber der Eingangstür fand sich eine andere Türöffnung und oberhalb derselben eine tympanonähnliche Fläche, von einem Rundbogen begrenzt. Wahrscheinlich ist dieser in späterer Zeit von den Türken restauriert worden, denn der obere Teil mit seinen ziemlich rauhen Steinen sticht scharf gegen die feingeputzten Anfangssteine ab. Auch wird der obere Teil der auf der Tympanonfläche befindlichen Figuren durch diese Restaurierung teilweise verhüllt.

Dargestellt sind auf der Tympanonfläche zwei Männer von ungefähr 2 m Größe zu beiden Seiten eines Gegenstandes, den ich für einen

stilisierten Lebensbaum halte. Alles ist in niedrigem Relief ausgeführt, mit schwarzer, roter und gelber Bemalung. Die Körper sind von der Seite gesehen, die Gesichter mehr en face. Die letzteren sind niedrig und breit mit nunmehr bloß angedeuteten Zügen. Den Körper der Männer umschließt ein vom Hals bis zu den Knien gehendes Ärmelkleid mit nach hinten ausgezogenem

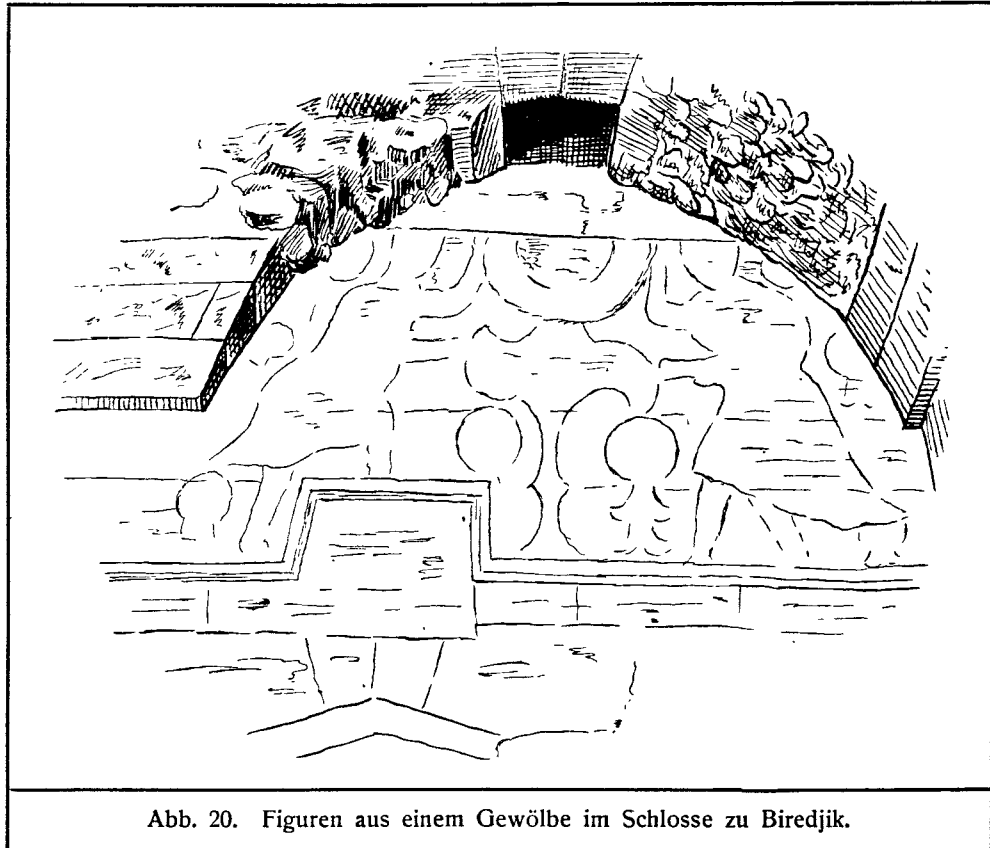


Abb. 20. Figuren aus einem Gewölbe im Schlosse zu Biredjik.

Zipfel, wahrscheinlich durch einen Gürtel um die Taille festgebunden. Die Beine der auf den Lebensbaum zuschreitenden Männer scheinen entweder mit enganliegenden Hosen oder mit einer Art von Gamaschen versehen zu sein — sie sind mit abwechselnd roten und gelben in Winkel gebogenen Querbändern bemalt. Ein Arm von jedem Manne hält sich an dem Lebensbaum fest, der andere wird auch gegen ihn gestreckt. Es ist möglich, daß die Figur rechts in der linken Hand irgendeinen Gegenstand hält. In der Mitte steht, was ich für eine Darstellung des Lebensbaumes halte, natürlich sehr vereinfacht. Das Ganze erinnert lebhaft an eine Szene

auf einer Silberschale von Amathus auf Cypern, die freilich um fast 2000 Jahre älter ist. Die Schale wurde angeblich in einem Grabe von Louis Palma di Cesnola gefunden und ist in seiner Arbeit: Cypern (deutsche Übersetzung von L. Stern, Jena 1879), Tafel LI, abgebildet. Man sieht auch hier zwei Männer zu beiden Seiten eines Lebensbaumes, der aus aufeinander gestellten Lotosblumen gebildet ist (Abb. 22). Unter dem Lebensbaume stehen zwei eigentümliche Gegenstände mit „Stiel“ und rundem „Kopf“. An dem letzteren strahlen vom Zentrum gebogene Radien aus, die abwechselnd rote und schwarze Felder bilden. Die Farbe ist zum

Teil recht verwischt. Hinter den Männern gibt es ähnliche stiel- und kopfversehene Figuren. Die linke obere ist unten recht undeutlich, und ich kann nicht bestimmt behaupten, daß die Rekonstruktion (Fig.

3b) ganz gelungen ist. Auch über den unteren Teil des linken Mannes bin ich nicht ganz im klaren. Ein Teil ist hier auch durch das Gesims abgeschnitten, was wohl ursprünglich nicht der Fall war. Die hintere Fußspitze des rechten Mannes scheint ebenso durch dieses Gesims abgeschnitten zu sein.

Mich haben zuerst die Anzüge der Männer an gewisse Figuren auf der berühmten Bayeux-Tapete erinnert, und ich habe einen Moment gedacht, daß das Relief aus der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts stammt, wo die Stadt Bir den Kreuzfahrern gehörte. Die scheinbar eng anliegenden Beinkleider muten einem nämlich anfangs etwas fremdartig an. Dieselbe Art von Beinkleidern in Verbindung mit dem langen Ärmelrocke findet man doch an einem Stuckrelief mit Reiterfiguren im Museum zu Konja¹, das

¹ F. Sarre: *Erzeugnisse islamischer Kunst*, Teil II, *Seldschukische Kleinkunst*, Tafel III, Leipzig 1909.

wahrscheinlich aus dem 13. Jahrhundert stammt. Haltung und Tracht der beiden Männer erinnern ebenfalls an mehrere von den Männerdarstellungen an dem berühmten silbertauschierten Bronzegefäß des Atabeks Lulu in Mosul, jetzt in den Sammlungen der Königlichen Bibliothek in München¹.

Die kurzen, breiten Köpfe sind auch die der damaligen Menschendarstellungen. Ich bin also der Ansicht, daß das Relief von Biredjik dem 13. Jahrhunderte gehört. Eine noch nähere Bestimmung würde man vielleicht durch die oben erwähnte, wahrscheinlich gleichzeitige Inschrift gewinnen können.

Auch an der äußeren Südseite des Schlosses gibt es einen in der Mauer eingelassenen Fries neben dem jetzigen Eingang (Tafel XXIII, Abb. 4) mit einer längeren „arabischen“ Inschrift und einem

in hohem Relief skulptierten, schreitenden Löwen. Dieser Löwe ist denjenigen sehr ähnlich, die auf dem Fries der vom Sultan Beibars (1260—1277) gebauten Brücke über den Kanal von Abu Menagga, in der Nähe von Kairo angebracht sind². Gleichzeitige oder etwas ältere Löwenbilder kennt man ja auch aus Konja, Aleppo und Bagdad. Wahrscheinlich stammt das Schloß von Biredjik in seiner jetzigen Gestalt wesentlich aus dem 13. Jahrhundert vielleicht schon dem 12. Die Stadt Biredjik wurde 1145 durch den Ortokidenfürsten von Mardin erobert. Ob die Stadt später noch dieser Dynastie immer angehört hat oder ob sie auch

¹ F. Sarre und M. van Berchem: *Das Metallbecken des Atabeks Lulu von Mosul in der Kgl. Bibliothek zu München*. *Münchner Jahrbuch der bildenden Kunst* 1907.

² H. Saladin: *Manuel d'art musulman*, I. *L'architecture*, Paris 1907, Fig. 67.

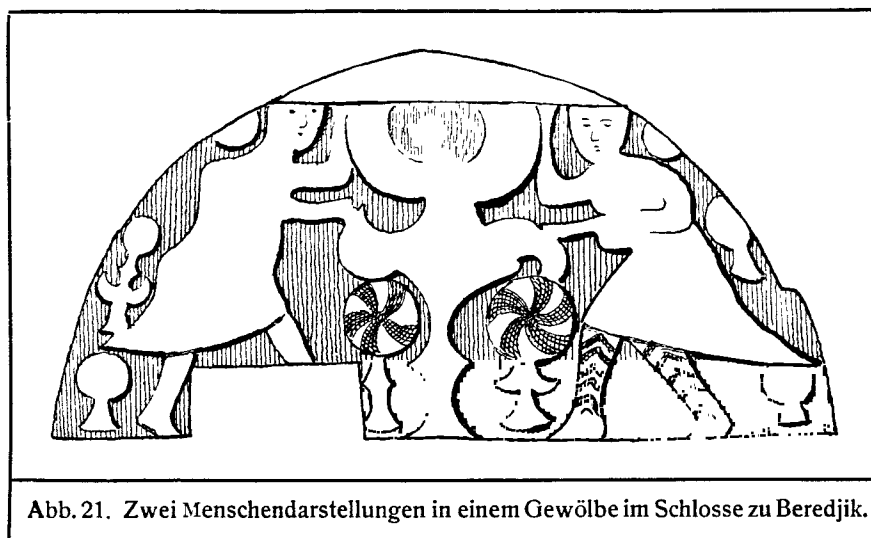


Abb. 21. Zwei Menschendarstellungen in einem Gewölbe im Schlosse zu Biredjik.

zeitweise unter der Herrschaft der Zengiden, der Ejubiden und der Mamluken gestanden ist, dürfte unsicher sein. Ein näheres Studium der Inschriften wird hier wohl die gewünschte Auskunft geben. Jedenfalls könnte der Löwe auf einen von den Ortokidenherrschern deuten, die den Beinamen Arslan (Löwe) trugen, Nasir-al-din Ortuk-Arslan-Mansur (1200—1239) oder Kara-Arslan Muzaffar (1260—1292).

Skulptierte Menschendarstellungen in Stein sind in der mohammedanischen Kunst sehr selten.

Sarre teilt die bekanntesten mit: Zwei geflügelte Genien in Relief, ein Relief mit zwei Figuren, ein Relief mit sitzender Figur, sämtliche in Stein im Museum zu Konia¹; eine sitzende Figur zwischen zwei Drachen am Talismanor in Bagdad². Die Skulptur von Biredjik reiht sich derselben Serie an und ragt vor allen durch die Größe ihrer Figuren hervor.

Der Lebensbaum spielt bekanntlich auch unter den Mohammedanern eine bedeutende Rolle. Er heißt bei ihnen Sidra oder Tuba und steht im siebenten Himmel in der Mitte des Paradieses an der rechten Seite des göttlichen Thrones. Mit seinen Ästen und Zweigen, die mit den köstlichsten Ambrosiafrüchten behangen sind und auf denen nach den einen Engel, nach den anderen Vögel ruhen, überschattet er alle Paläste und Gezelle der Seligen³. Schon aus dem IX. und 10. Jahrhundert kennt man bildliche Dar-

stellungen des Lebensbaumes an verschiedenen Gegenständen, die aus mohammedanischen Ländern, besonders Persien, stammen. In Rußland, Ungarn und Schweden hat man öfters derartige kleine Bronze- und Silbergegenstände gefunden, die mit dem Lebensbaume geziert und die nach diesen Ländern aus Westasien importiert sind¹. Die Mohammedaner haben wohl den Lebensbaum von den Verehrern der Religion Zarathustras übernommen, so wie diese ihn von den Assyriern und Babyloniern geerbt haben.

Es muß also nicht zu befremdend wirken, wenn man eine Darstellung des Lebensbaumes in einem mohammedanischen Schlosse aus dem 13. Jahrhundert findet. Nur kenne ich sonst auf mohammedanischem Gebiete nicht diese Form des Baumes und auch nicht die zwei Menschengestalten zu beiden Seiten desselben. Es läßt sich fragen, ob man nicht mit

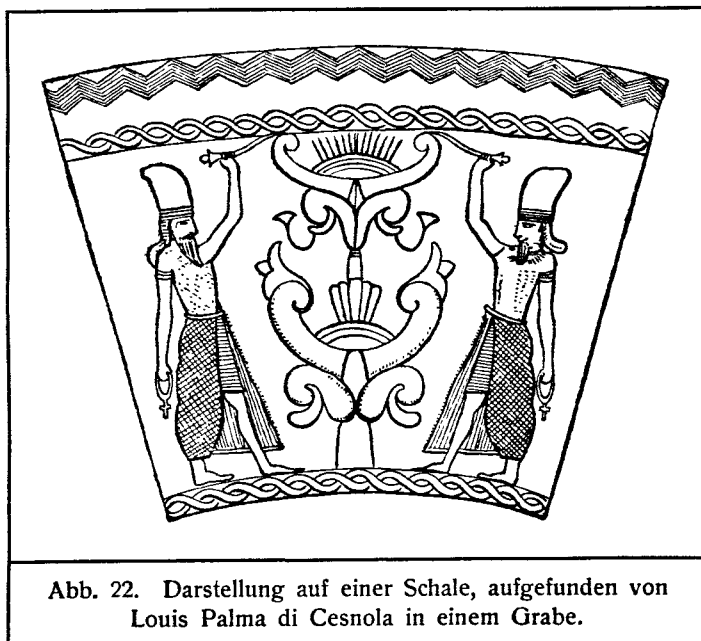


Abb. 22. Darstellung auf einer Schale, aufgefunden von Louis Palma di Cesnola in einem Grabe.

einer direkt bewußten Nachahmung eines viel älteren, orientalischen Vorbildes zu tun hat, ungefähr so, wie seldschukische Porträtköpfe an Münzen hellenistischen Herrscherköpfen nachgebildet sind. Ich würde dann am liebsten an solche Figuren denken, wie die an dem oben erwähnten Silbergefäß von Amathus auf Cypern. Es leben ja übrigens noch Abkömmlinge der cypriotischen Kunst im Süden von Kleinasien. In der Stadt Sis werden noch Tongefäße verfertigt in der Form von Vierfüßlern (meistens Fettschwanzschafe), denen ganz ähnlich, die man vor 3000 Jahren und mehr auf Cypern herstellte.

¹ F. Sarre: *Erzeugnisse islamischer Kunst*, Teil II, Seldschukische Kleinkunst, Leipzig 1909.

² F. Sarre: *Islamische Tongefäße aus Mesopotamien*, Fig. 7 und 8 in *Jahrbuch der Kgl. preuß. Kunstsammlungen*, Band 26, Heft 2, Berlin 1905.

³ A. Wünsche: *Die Sagen vom Lebensbaum und Lebenswasser*, S. 8 ff., Leipzig 1905.

¹ Vgl. T. J. Arne: *Les relations de la Suède et de l'Orient pendant l'âge des Vikings* (Actes du cinquième congrès préhistorique de France), Le Mans 1910.

Der Brahmanische Opferpfosten von Îsâpur.

Von J. Ph. Vogel-Simla.

Die geschriebene Geschichte Indiens beginnt nicht früher als ungefähr 1200 n. Chr., d. h. von der Zeit der Befestigung mohammedanischer Herrschaft in Delhi. Erst im Laufe des letzten Jahrhunderts haben europäische Gelehrte die Geschichte der prä-islamischen Periode mühsam aus Münzen und Inschriften hergestellt. Zuerst entzifferte James Princep die Edikte des Maurya Asoka, in denen er die Namen fünf zeitgenössischer hellenistischer Herrscher vorfand, nämlich Antiochos von Syrien, Ptolemäos II. von Ägypten, Antigonos von Makedonien, Magas von Kyrene und Alexandros von Epyros. Diese wichtige Entdeckung ermöglichte es, die Zeit des großen buddhistischen Kaisers des alten Indiens um 250 v. Chr. anzusetzen.

Es war ein bedeutsamer Fortschritt, als J. F. Fleet den Anfang der im nördlichen Indien von der Gupta-Dynastie benutzten Zeitrechnung auf 319 n. Chr. bestimmte. Nun blieb die große Frage, wie diese zwei Perioden der alten Geschichte Indiens — die der Maurya und die der Gupta-Dynastie — zusammenzuketten seien.

Es ist eine bekannte Sache, daß von etwa 150 v. Chr. an griechische oder vielmehr gräco-baktrische Könige das nordwestliche Indien beherrschten. Ihre Münzen, welche eine allmähliche Entartung von rein klassischen Typen zu barbarischen Nachahmungen zeigen, haben es ermöglicht, die chronologische Reihenfolge dieser Fürsten festzustellen. Nicht weniger merkwürdige Überreste ihrer Herrschaft sind die wunderbaren gräco-buddhistischen Skulpturen, die im Gebiete jenseits des Indus — dem alten Gandhâra — in so großer Menge ausgegraben worden sind.

Im ersten Jahrhundert n. Chr. wurden diese indo-baktrischen Fürsten von ausländischen Horden, teils parthischer und teils skytischer Nationalität, überwältigt. Aus dem Chaos der streitigen Elemente trat eine mächtige Dynastie skytischen Ursprungs — die der Kushane — hervor, welche während längeren Zeitverlaufs im nördlichen Indien regierte. Aus Inschriften kennen wir die Namen dreier Kushan-Könige: Kanishka, Huvishka

und Vâsudeva, deren Regierungsfrist ungefähr ein Jahrhundert gedauert haben muß. Diese Inschriften sind meistens genau datiert; allein die darin verwendete Zeitrechnung ist leider unsicher. Während einige Gelehrte wie J. F. Fleet meinen, daß sie mit der Vikrama-Ära identisch sei und folglich von 57 v. Chr. anfangen, behaupten andere, es sei die Saka-Ära welche von 78 v. Chr. begann. Es ist jedenfalls höchst wahrscheinlich, daß die betreffende Ära mit dem Regierungsantritt Kanishka's anfangt.

Kanishka wird von den Buddhisten als nach Asôka der größte Beschirmer ihrer Religion gerühmt. Im vergangenen Jahre ist sein Name auch in weiteren Kreisen des Westens bekannt geworden, als die „Reliquien Buddha's“ in Peshâwar von Dr. Spooner entdeckt wurden. Denn nach dem Zeugnis des chinesischen Pilgers Hiuen Tsiang war Kanishka der Stifter des gewaltigen Denkmals, dessen Trümmerhaufen diese Reliquien enthielt. Und freilich steht sein Bild auf dem Reliquarium gerade so wie es seinen Münzen eingeprägt ist.

Auch Huvishka begünstigte den Buddhismus. Er stiftete in Mathurâ an der Jamnâ ein großes buddhistisches Kloster, das nach ihm benannt wurde. Unter seiner Beschirmung erreichte die Skulpturschule, welche damals in Mathurâ blühte, ihren Höhepunkt. Die Regierungszeit des Vâsudeva, des letzten der großen Kushan-Könige, bedeutet einen Verfall der Kunst. Es geht aus seinem indischen Namen hervor, daß damals die skytischen Herrscher schon völlig indianisiert waren.

Die letzte Inschrift des Kanishka, die bis jetzt vorgefunden ist, ist vom Jahre 10 datiert, die früheste von Huvishka ist vom Jahre 33. Dieser Lücke mehrerer Jahre ungeachtet, hat man im allgemeinen angenommen, daß Huvishka der unmittelbare Nachfolger Kanishkas gewesen sei. Aber eine neulich in Mathurâ gefundene Inschrift beweist, daß diese Ansicht unrichtig ist. Sie erwähnt nämlich einen neuen König namens Vasishka, welcher offenbar der Kushan-Dynastie

angehörte und der nach Kanishka und vor Huvishka regiert haben muß. Denn das Dokument ist im Jahre 24 datiert.

Diese wichtige Inschrift wurde im Juni dieses Jahres entdeckt von einem Brahmanen, Pandit Radha Krishna, der als Konservator des Archäologischen Museums von Mathurâ diese Sammlung schon mit zahlreichen Skulpturen bereichert hat. Die bezügliche Inschrift ist auf einer steinernen Säule eingemeißelt, welche mehr als fünf Meter hoch ist. Der Pandit entdeckte sie nahe beim Dorfe Îsâpur oder Hans Ganj am linken Ufer des Flusses Jamnâ, der Stadt Mathurâ gegenüber. Der Ort erhielt den Namen Îsâpur nach Mîrzâ Îsâ Tarkhân, dem mohammedanischen Gouverneur von Mathurâ zum Anfang der Regierung des Großmogul Shâh-Jahân.

Es geht aus der Inschrift hervor, daß die Säule als ein Opferpfosten (Sanskrit Yûpa) verwendet worden ist und daß ein Brahmane, Drônala, der Sohn Rudrilas, aus dem priesterlichen Hause (Sanskrit Côttra) des Bharadvâja sie bei Gelegenheit eines zwölfnächtlichen Opferfestes errichtet

hat. Es ist besonders hervorzuheben, daß, indem fast alle in Mathurâ gefundenen Inschriften entweder von Buddhisten oder Jainas herkommen, die betreffende Säuleninschrift brahmanistisch ist und in reinem Sanskrit verfaßt ist. Es ist also eine der ältesten epigraphischen Dokumente in der heiligen Sprache Indiens. Denn wie man weiß, sind die frühesten indischen Inschriften, z. B. die berühmten Edikte Asôkas, in den als Prâkrit bekannten Landessprachen abgefaßt. Erst zur Zeit der Kushan-Dynastie macht das lithische Prâkrit allmählich dem Sanskrit Platz und in den Inschriften dieses Epochen findet man meistens einen aus beiden Sprachen zusammengesetzten Mischdialekt.

Der Opferpfosten von Îsâpur ist jetzt durch die Sorge des Pandit Radha Krishna nach dem Mathurâschen Museum übergeschafft worden. Alle diejenigen, die sich des Studiums der alten Geschichte Indiens befleißigen, sind dem Pandit für die Entdeckung und Aufbewahrung dieses wichtigen historischen Monumentes zu Dank verpflichtet.

Der chinesische Fächer.

Von M. v. Brandt.

Mit 11 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXIV/XXV).

Der Fächer ist in Asien und ganz besonders in dem östlichen Teil desselben, in China, Japan und Korea, nicht wie in Europa ein Spielzeug der Damen, das seine Verwendung besonders, wenn nicht ausschließlich, in Ball- und sonstigen der Geselligkeit gewidmeten Räumen findet, sondern Gebrauchsgegenstand, der beiden Geschlechtern unentbehrlich geworden ist und überall täglich und stündlich zur Verwendung kommt. Der Fächer wird vom Chinesen figürlich als „Schmetterlingsschläger“, „Fliegenverjager“, „Winderzeuger“, Gesichtsschirmer“ und „Jahreszeitveränderer“ bezeichnet und damit ist nur ein kleiner Teil der Dienste gekennzeichnet, die er zu verrichten hat. Er fehlt bei keiner Zeremonie, ist in einer oder der anderen Form der Begleiter des Kaisers und der Kaiserin, der Beamten vom höchsten bis zum niedrigsten, des

Gelehrten, wie des Bürgers, des Bauern, des Handwerkers, des Tagelöhners und des Lastträgers. Dem Straßensänger, besser wohl dem Geschichtenerzähler dient er dazu, durch Schläge auf den Tisch die Aufmerksamkeit seiner Zuhörer auf besonders interessante Stellen zu lenken, der Schulmeister gebraucht ihn an Stelle des Stocks, der Diener fegt mit ihm den Tisch ab oder fächelt seinem Herrn bei den Mahlzeiten Kühlung zu und weder Dichter noch Maler könnten ohne den Fächer oder wenigstens die Form desselben fertig werden. Von einem Maler Wang Yüan chün wird die hübsche Geschichte erzählt, daß, wie die Vögel nach den Weintrauben der Apelles pickten, Besucher nach den von ihm an die Wand gemalten Fächern griffen, die sie für wirkliche an einem Faden aufgehängte oder an die Wand genagelte hielten.

Der chinesische Fächer.

Die Erfindung des Fächers, d. h. eines Werkzeuges zum Bewegen der Luft und dadurch Kühlung hervorruhend, liegt nach den Angaben der Chinesen weit zurück. Die einen behaupten, daß der fabelhafte, oder wenigstens mythische Kaiser Hsün Yüan, der 2697 v. Ch. zur Regierung kam, ihn erfunden habe; andere schreiben dem Kaiser Shun, 2255 v. Ch., noch andere Wu wang, König Wu, dem ersten Herrscher der Chaudynastie, 1122—1116, seine Erfindung zu. Jedenfalls scheint festzustehen, daß die ersten Fächer Vögelschwänze oder -Flügel gewesen seien. In den beiden ältesten ideographischen Zeichen für Fächer „Shān“ und „Shah“ spielt das Zeichen für Federn „Yü“ eine Hauptrolle und auch die in der chinesischen Sprache gebräuchlichen bildlichen Bezeichnungen „Phönixschwanz“ und „Elstern-Flügel“ deuten auf diesen Ursprung hin. Die ersten Federn-Fächer werden so eine längliche Gestalt gehabt haben, wie das auch auf Tafel XXIV, Abb. 1, zu sehen ist, die einem älteren sehr schönen Faltfächer darstellt, auf dessen Blatt eine vornehme Dame in Begleitung mehrerer Dienerinnen abgebildet ist, von denen zwei auf langen Stangen befestigte Federfächer tragen. Auch heute noch ist die Form dieser Fächer, die vielfach aus Adler- oder Fasanenfedern bestehen, eine längliche, sich vom Stiel nach oben zu wenig verbreiternde, ganz leicht nach innen konkav eingebogene. Später, wann steht nicht genau fest, aber es dürfte vor Ende der vorchristlichen Ära gewesen sein, wurden andere Stoffe, besonders Seide für die Anfertigung von Fächern gebraucht, die dann eine runde Form erhielten. Aus der Zeit des Kaisers Chéng Ti (32—6 v. Ch.) der früheren oder westlichen Han-Dynastie ist die hübsche Geschichte von der Dame Pan bekannt, die während einiger Zeit die Vertraute des Kaisers und die Königin seines Harems gewesen war und sich in dem Glauben und der Hoffnung gewiegt hatte, daß es ihr gelingen werde, sich dauernd in dieser Stellung zu erhalten. Als sie aber fand, daß ihr Einfluß schwand und sie nicht mehr hoffen konnte, ihn wiederzuerlangen, sandte sie dem Kaiser einen runden Fächer aus weißer Seide, auf dessen eine Seite sie das nachstehende Gedicht geschrieben hatte:

„Du zarte weiße Seid', vom Webstuhl kommst du frisch,
Klar bist du, wie der Frost, weiß wie des Winters Schnee;

Die Freundschaft formt aus dir den runden Fächer hier,
Hellglänzend wie der Mond, den ich am Himmel seh.
Im Hause, unterwegs, bist du Genosse stets,
Weckt jeder Schlag den Sturm, den man so dankbar fühlt
Und doch, o weh, ich fürcht', daß, wenn der Herbst erscheint,
Der letzten Sommerzeit furchtbare Hitze kühlt,
Wirst du bei Seit' gelegt, vergessen ganz und gar,
Wie der Gedank' an das, was früher einmal war.“

Seitdem dieses Gedicht geschrieben worden, wird eine verlassene Gattin stets als „Herbstfächer“ bezeichnet.

Im Laufe der Jahrhunderte wurde es Mode, den seidenen Fächer außer mit Gedichten und Sinnsprüchen, auch mit Bildern, häufig Porträts zu schmücken. So wird der berühmte Ku K'ai-chih, der am Ende des 4. und Anfang des 5. Jahrhunderts lebte, als einer genannt, der sich besonders als Fächermaler ausgezeichnet und sie vielfach mit Porträts geschmückt habe. Solche und andere Bilder kamen gewöhnlich auf die Vorderseite, während die Rückseite beschrieben wurde. Tafel XXV, Abb. 7 stellt einen solchen Fächer aus neuerer Zeit dar, auf dem zwei junge Damen in der Tracht der Tang Dynastie (618—907) sich in einem Garten ergehen. Der Fächer ist ein Geschenk, das die Gemahlin des Generalgouverneurs der beiden Kiangs, Liu Kun yi 1896 in Nanking der Frau des Schreibers dieser Zeilen machte, Griff und Einrahmung sind rötlich golden lackiert. Die runde Form dieser Fächer und die Weis'e der verwendeten Seidenstoffe gaben den chinesischen Dichtern vielfach Gelegenheit zu Vergleichen zwischen dem Fächer und dem Vollmond; es würde aber irrtümlich sein, daraus schließen zu wollen, daß alle Fächer rund und von weißer Grundfarbe, resp. von Seide gewebt seien. Letzteres Material wurde allerdings trotz eines den Gebrauch von Seide für solche Zwecke untersagenden Edikts des Kaisers An Ti der östlichen Tsin-Dynastie, der 403 n. Ch. den Thron usurpierte, mit Vorliebe dafür verwendet. — Ein anderer solcher runder Fächer Tafel XXV, Abb. 5 gehört zu der Art, die gewöhnlich als Palastfächer bezeichnet wurden, wohl hauptsächlich, weil sie am meisten in demselben Verwendung finden oder weil sie auch wohl jetzt noch von den Insassinnen des Kaiserlichen Harems angefertigt werden. Das vorliegende Exemplar besteht aus rotblauer Seiden-gaze, auf der in natürlichen Farbenmustern ebenfalls aus Seide ein Pfirsichbaum mit Blüten und

Früchten, die zur Abwehr böser Geister dienen, zwei Kraniche, Symbole langen Lebens, und Glückspilze, die den allgemeinen Wunsch für dasselbe aussprechen, en relief dargestellt sind. Der Fächer ist auf beiden Seiten gleich gearbeitet. Eine andere Form zeigt der auf Taf. XXIV, Abb. 4 dargestellte Fächer, der länglich eingeknickt und im oberen Teil nach vorn gebogen ist. Ähnlich viel größere und entsprechend gröber gearbeitete Exemplare mit langen Stielen figurieren bei öffentlichen Aufzügen, Begräbnissen usw. Auf ihnen sind dann die Titel und Würden der in Frage kommenden Persönlichkeiten verzeichnet. Befinden sie sich in der Begleitung eines Beamten, so können sie dann vorkommen, falls ihre Aufgabe als Schirmfächer zu erfüllen haben. Die chinesische Etikette verlangt, daß zwei Personen von gleichem Range, die sich in ihren Tragstühlen oder zu Pferde begegnen, aus oder von denselben steigen und die sehr umständlichen Begrüßungsformen auf der Straße durchmachen müssen. Um dieser Unannehmlichkeit zu entgehen, halten im Augenblick der Begegnung die Diener ihren Herrn die großen Schirmfächer vor und damit ist den Forderungen der Etikette genug geschehen, da die Herren sich ja nicht gesehen haben. Leute von untergeordnetem Range drücken sich, wenn sie einem Höherstehenden begegnen, in eine Seitengasse oder stellen sich, wenn sie zu Fuß sind, mit dem Gesicht gegen eine Mauer oder Wand, was denselben Zweck erfüllt. Auch die Braut wird auf dem Wege zum Hause ihres künftigen Gemahls, auf ähnliche Weise gegen unbefugte Neugierde geschützt. Hier mag auch des japanischen Feldherrnfächers gedacht werden (Abb. 23), der in alten Zeiten benutzt wurde, um durch Hindeuten mit ihm den Befehlen Nachdruck zu geben. Er war meistens aus Eisen und seine Verzierung bestand auf der einen Seite aus einer roten Sonne auf goldenem Grunde und auf der anderen aus einem silbernen Monde von ebensolchen Sternen umgeben auf schwarzem oder dunkelblauen Felde. Ein solcher unverzierter Fächer ist noch heute das Wappenzeichen einer ganzen Anzahl japanischer vornehmer Familien. — Bei dem Begräbnis mandschurischer hochgestellter Persönlichkeiten figurieren im Zuge vier auf langen Stangen befestigte Fächer, zwei runde mit dem Schriftzeichen

für Himmel, das von zwei Drachen flankiert wird, und zwei viereckige mit abgerundeten Ecken und nach innen geschweiften Seiten, auf denen sich das Zeichen für Mond befindet, rechts und links davon zwei Phönixe. (W. Grube, Zur Pekinger Volkskunde). — Übrigens würde es ein Irrtum sein, anzunehmen, daß alle Seidenfächer die runde Form gehabt hätten. Es gab deren im Gegenteil sechs-, acht- und mehreckige. Einer der berühmtesten Fächer dieser Art war der achteckige des Kaisers Chien Wên der Liang Dynastie, 550—551, der in jeder Ecke ein Schriftzeichen hatte, die von jedem einzelnen Zeichen aus dem Wege der Sonne nach gelesen, ein nach Sinn und Form vollkommenes Gedicht ergaben. — Auch anderes Material als Seide, so Palmblätter, Papier u. a. m. werden zu Schirmfächern verwendet. Abb. 2 auf Tafel XXIV stellt einen solchen aus einem Palmenblatt gefertigten vor, dessen mittlerer Stab aus reichgeschnitztem Elfenbein besteht, während der Griff aus Holz ist. Bei den sogenannten Swataufächern, wie sie auch heute zwar nicht dort, aber in dem nahe bei Amoy gelegenen Chang chau angefertigt werden wird, ein Bambusstab, gewöhnlich 1—1½ Fuß lang auf zwei Drittel seiner Länge zersplittert, die Splitter werden dann flach ausgebreitet und mit Papier beklebt, das beliebig verziert wird. Häufig wird der Bambusgriff durch einen solchen aus Holz ersetzt. Die koreanischen Fächer werden häufig ebenso angefertigt, und die Bambusrippen dann mit braunem Ölpapier beklebt, auf das in Schwarz verschiedene Bilder so fünf Fledermäuse (Wu fu d. h. „die fünf Arten des Glücks“ wünsche ich dir) oder das koreanische Tomoye (Triquetrum, Donnerzeichen) in rot und grün gemalt werden. Auch Fächer aus Mattengeflecht in spitzbogenförmiger konkaver Form finden im Süden viel Verwendung; ebenso sind besonders bei der dortigen Damenwelt Fächer aus den blauen Federn des Eisvogels oder den bunten Federn anderer Vögel im Gebrauch, die sich von denen der Männer dadurch unterscheiden, daß sie mehr in die Breite als in die Höhe gehen. Auch grüngoldig glänzende Käferflügeldecken werden für solche Fächer benutzt, die häufig Griffe aus Elfenbein, Jade oder andern Steinen erhalten. Es sind dann mehr Luxus- als Gebrauchsartikel.

Der chinesische Fächer.

Der Leser wird sich wundern bei diesem Exkurs über chinesische Fächer bis jetzt nichts von dem Faltfächer erfahren zu haben, den wir doch eigentlich mehr als den Schirmfächer (den „screen“ der Engländer, „écran“ der Franzosen) als den Repräsentanten der Art anzusehn, gewohnt sind. Das kommt daher, weil der Faltfächer erst eine Erfindung der neueren Zeit und nicht einmal chinesischen Ursprungs ist. Er soll aus Japan stammen und erst unter der Ming-Dynastie, also nach 1368 und wahrscheinlich über Korea nach China gekommen sein. Über seinen Ursprung wird in Japan erzählt, daß die erste die ihn oder etwas Ähnliches aus weißem Papier

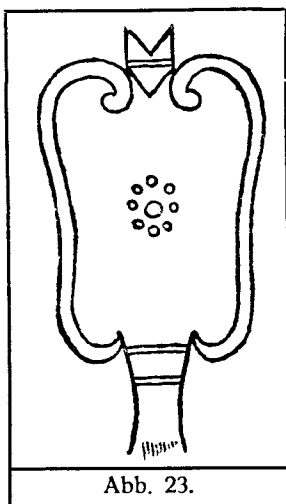


Abb. 23.

gebraucht habe, die Witwe Atsumori¹ gewesen sei, die mit seinen Bewegungen und den sie begleitenden Zaubersprüchen den erkrankten Oberpriester des Mieidotempels in Kioto, dem sie als Nonne angehörte, vom Fieber geheilt habe. Heute noch besitzen die Priester dieses Tempels den Ruf, die besten Faltfächer in Japan anzufertigen. Wenn der Faltfächer erst beinahe 200 Jahre nach seiner Erfindung nach China gekommen ist, so dürfte das darauf zurückzuführen sein, daß infolge

¹ Atsumori, der zur Taira Faktion gehörte, wurde in der Schlacht von Ichi no tani, in der Nähe von Kobe (Hiogo) im Jahre 1184, als er sich wie andere auf ein Schiff retten wollte, von Kumagai Naozane ereilt und niedergeworfen. Als letzterer seinem besieigten Gegner den Helm abriß, um ihm den Kopf als Siegeszeichen abzuschneiden, sah er das Gesicht eines Jünglings vor sich. Von Mitleid übermannt, denn auch sein Sohn war in der Schlacht gefallen, zögerte er einen Augenblick, seine Absicht auszuführen, entschloß sich dann aber doch dazu, um den eigenen Ruhm nicht zu schmälern und weil der Jüngling, wenn er ihn geschont hätte, doch nur in rohere Hände gefallen wäre. Atsumori ertrug sein Schicksal mit Heldenmut, Naozane aber fühlte nach vollbrachter Tat bittere Reue; er gelobte nie wieder Waffen zu tragen, gab den Kopf seines Gegners dem Vater desselben zurück und ging als Mönch in den Tempel Kurodani in Kioto, wo er den Rest seines Lebens mit Gebeten für die Seele des Jünglings, den er getötet hatte, zubachte. (Murray, Handbook for travellers in Japan).

der mongolischen Eroberungsversuche die direkten Beziehungen zwischen China und Japan ganz abgebrochen und auch die mit Korea auf das geringste Maß herabgesetzt worden waren. Die ersten japanischen oder nach japanischer Art geformten Fächer sollen als koreanisches Tributgeschenk nach China gekommen sein. Dort haben sie, wenn auch ersichtlich langsam — noch zu Ende des 16. Jahrhunderts wird ein Geschenk von vier Faltfächern als etwas Besonderes erwähnt, den Schirmfächer zum großen Teil, von dem Gebrauch außer dem Hause fast ganz, verdrängt. Dazu hat wohl auch die große Handlichkeit der Faltfächer beigetragen, denn es mußte immer ziemlich unbequem sein, den Schirmfächer im Busen unter dem Obergewande zu tragen. Der Faltfächer, wenn er nicht in Tätigkeit ist, wird von dem Beamten in den hohen seidenen Schaft seines Stiefels gesteckt, der vielfach auch zur Unterbringung von Schriftstücken benutzt wird, Bürger und Bauern stecken ihn hinten unter den Kragen der Jacke oder des Rocks und der Tagelöhner steckt ihn halbgeöffnet, den Griff nach hinten, unter den aufgerollten, um den Kopf gebundenen Zopf, er schützt dann Augen und Stirn gegen das blendende Licht und die Strahlen der Sonne. Beim Festgewande, sowie vom Stutzer wird er in einem Futteral mit dem Betel- und Tabakstäschchen, der Brieftasche, Pfeifen- und Brillenfutteral am Gürtel hängend, getragen. Das abgebildete Futteral (Tafel XXIV, Abb. 3) ist aus nach Gobelinart gewebter Seide gefertigt und stellt einige der 24 Beispiele kindlicher Liebe dar. Der gewöhnliche einfache Faltfächer hat 16 Stäbe, die beiden äußeren mit inbegriffen, doch wird die Zahl der Stäbe nur durch die Mode und Handlichkeit beschränkt, bei den neueren sorgfältiger ausgeführten pflegt sie vielfach etwas größer zu sein und schwankt zwischen 18 und 24. — Für das Gestell wird meistens Holz oder Bambus, seltener Elfenbein oder Schildpatt verwendet, als Bezug wird Seide oder Papier verwendet. Herbert A. Giles sagt in seinem „On Chinese fans“ in „Historic China and other sketches“, dem manche der vorangeführten Daten entnommen sind, daß die künstlich gearbeiteten Fächer mit ihren geschnitzten oder durchbrochenen Handgriffen in den besten chinesischen Kreisen nicht

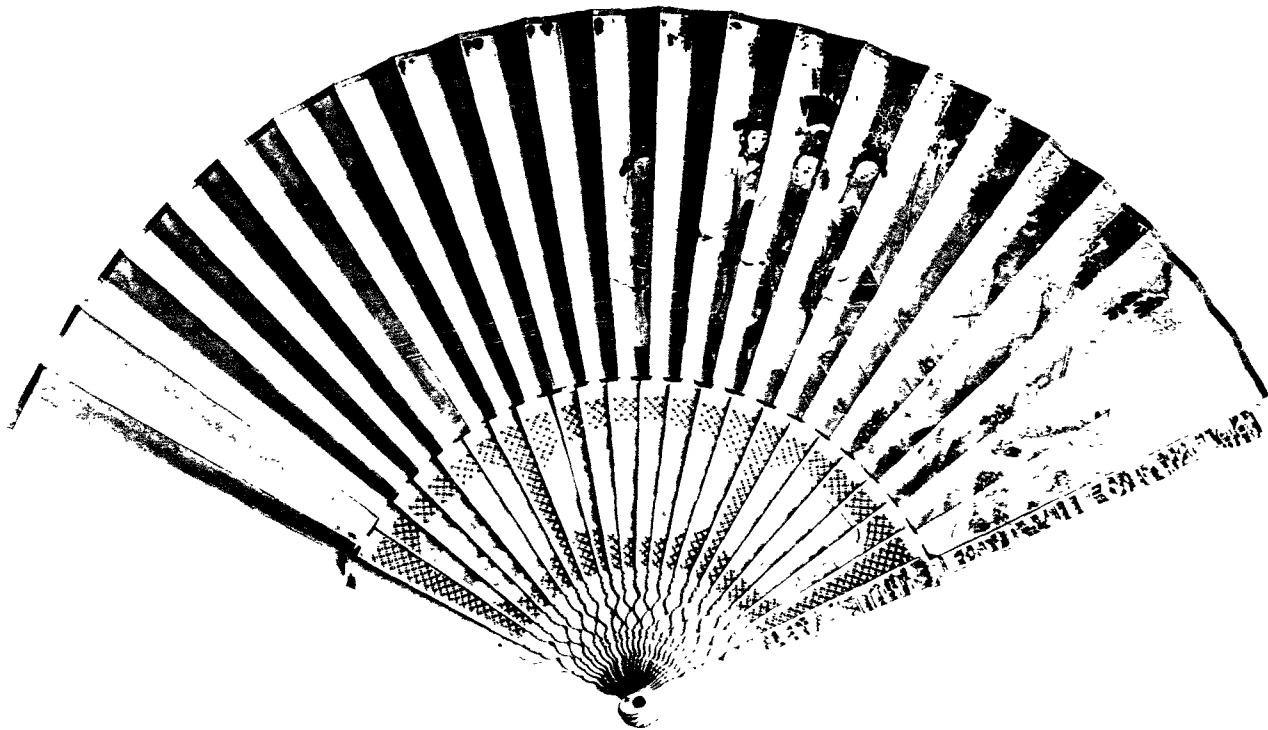


Abb. 1. Faltfächer, auf demselben die älteste Art der Fächer.

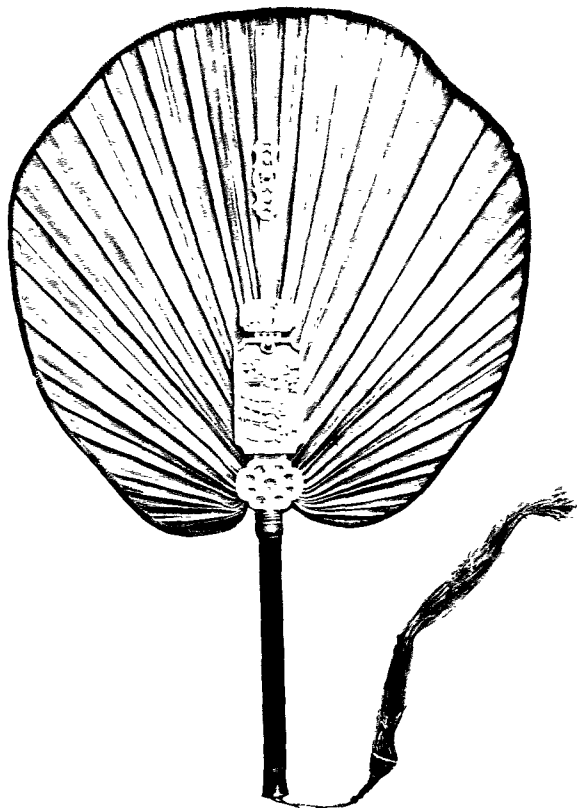


Abb. 2. Palmblattfächer.



Abb. 3. Fächerfutteral.

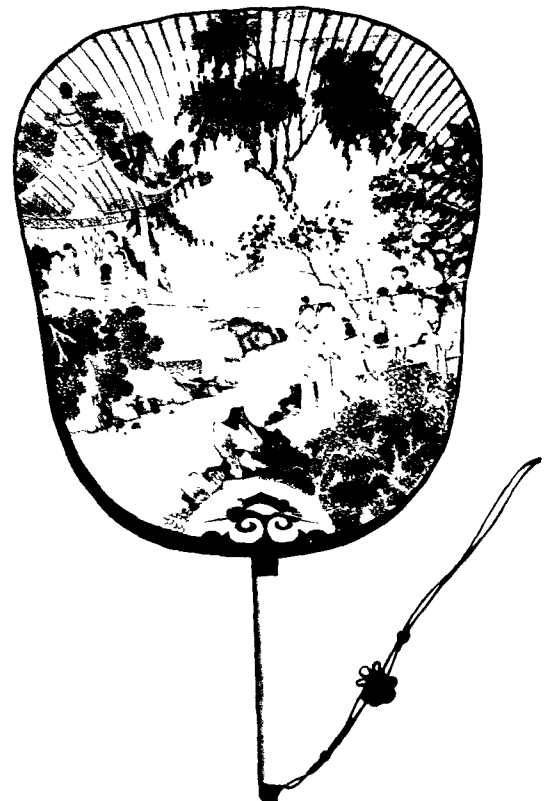


Abb. 4. Fächer auf Bambusgestell.



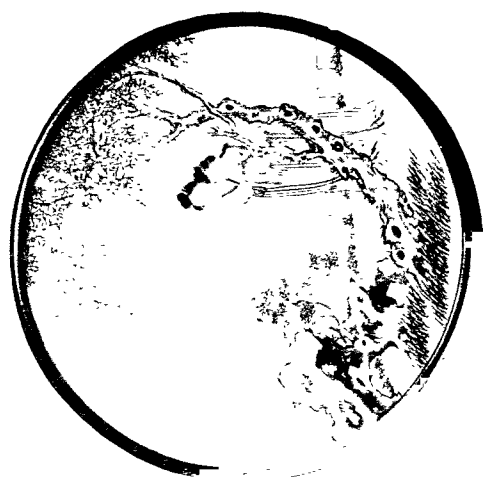


Abb. 7. Runder Seidenfächer.

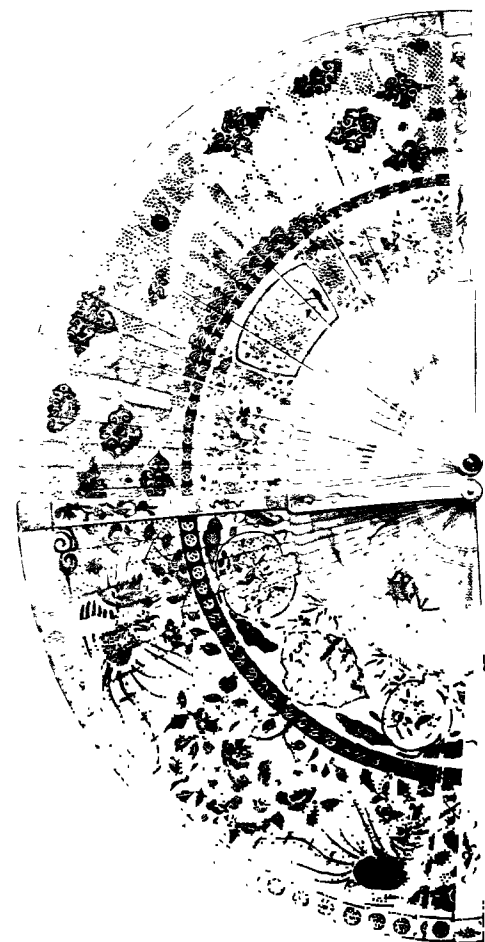


Abb. 6. Zwei Ellenbreitfächer.

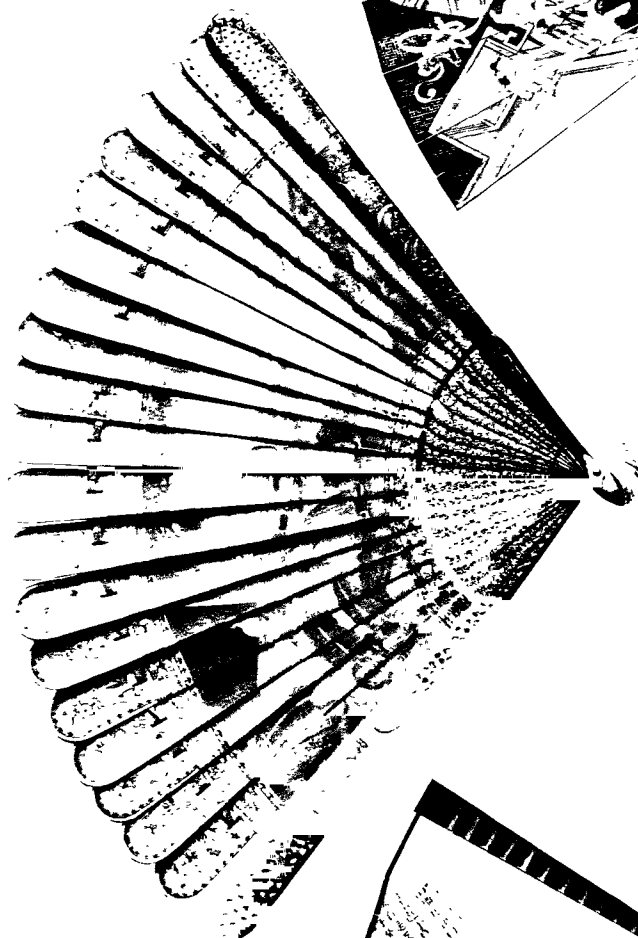


Abb. 9. Lackfächer mit Ölbild.

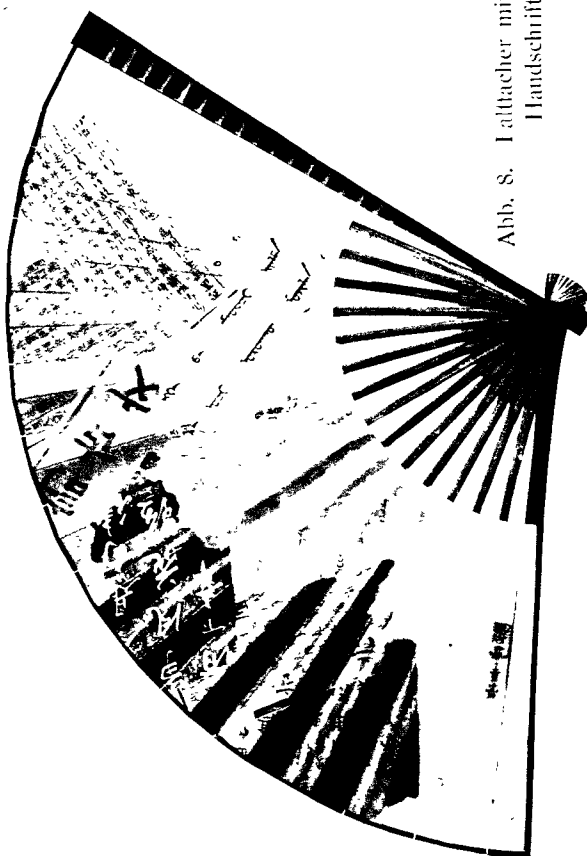


Abb. 8. Faltfächer mit Proben alter Handschriften.



Abb. 5. Palastfächer.

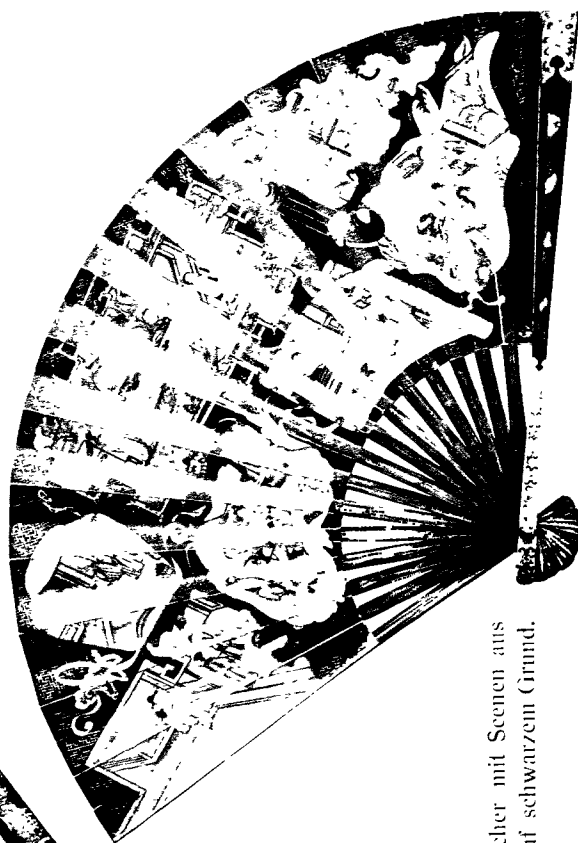


Abb. 10. Faltfächer mit Szenen aus einem Roman auf schwarzem Grund.

Eingang fänden; das ist richtig, muß aber cum grano salis verstanden werden, ebenso wie daß der Chinese schwarz nicht für Fächer benutze. Die für die Chinesen bestimmten Fächer sind, was Material und Arbeit anbetrifft, stets überaus sorgfältig und vollendet gearbeitet, aber nie auffallend und aufdringlich, wie die nachstehenden Beispiele zeigen, die Geschenke vornehmer Chinesen, Kopien alter Stücke und nur teilweise gekaufte Fächer sind. Abb. 10 auf Tafel XXV ist ein alter Fächer, auf dem Szenen aus einem chinesischen Roman auf schwarzem Grunde mit weißen geometrischen Zeichnungen dargestellt sind. Die zerbrochen gewesenen äußeren Stäbe sind, wohl zu Verkaufszwecken, ziemlich grob in Zellenemail gefaßt worden. Abb. 8 auf Tafel XXV zeigt Proben alter Handschriften, eine sehr beliebte Verzierung von Fächern und ist ein Geschenk eines Prinzens des kaiserlichen Hauses. Erwähnung verdienen Palastfächer, die von dem Verfasser aus einem chinesischen Leihamt, zu je zehn Stück in einem mit chinesischem Brokat beklebten gelbgefütterten Kasten gekauft wurden. Bei den ersten ist das Blumenstück, auf allen zehn Fächern verschieden, nicht aufgemalt, sondern aus Stücken bunter Seide mosaikförmig aufgeklebt, die zweiten zeigen auf schwarzem Grunde in Goldmalerei verschiedene Landschaften; auf den äußeren Holzstäben ist der kaiserliche fünfklaue Drache in Elfenbein eingelegt, die anderen Stäbe bestehen aus zwei dünnen, aufeinander geklebten Bambusplatten, in die auf den inneren Seiten eine Landschaft eingeritzt oder eingeschnitten ist, so daß, wenn man den Fächer gegen das Licht hält, man die Landschaft sieht, während die äußeren Flächen ganz glatt sind und keine Zeichnung sehen oder auch nur ahnen lassen. Die Fächer werden vom Kaiser als Geschenk, vielleicht als Prämien, bei den Schießübungen der höchsten Staatsbeamten gegeben worden sein, die am Fest Wuchieh stattfinden. — Abbildung 6 stellt zwei Elfenbeinfächer dar, die, nach der Arbeit zu urteilen, aus dem 15. oder 16. Jahrhundert stammen dürften. Sie sind mit Lackfarben in Dunkel- und Hellgrün, Gelb, Roth und Gold sehr archaisch bemalt. Der eine, bei dem einige Platten fehlen, ist mit Phönixen und Blumen bemalt und für eine Frau bestimmt gewesen, auf

dem andern sind zwei Drachen mit der zu ihnen gehörigen Perle dargestellt. Unter der letzteren befindet sich ein Tor, auf dem Schriftzeichen zu stehen scheinen, durch das ein Fisch (Karpfen) sich hindurchschnellt. Es handelt sich bei diesem Fächer unzweifelhaft um ein Geschenk für einen Literaten, der vor einer Prüfung, wahrscheinlich der dritten, steht und dem gewünscht wird, daß der Sprung, den in China der Karpfen, nicht der Lachs tut, gelingen und er zum Drachen werden möge. Auffallend ist, daß die Drachen fünf Zehen haben, die aber nicht zu eins und vier, sondern zu zwei und drei zusammenstehen. Vielleicht eine Konzession an die Regel, die nur dem Kaiser den fünfklaue Drachen zuweist. Mit Abb. 9 auf Tafel XXV möge dieser Aufsatz sein Ende finden. Es ist ein Lackfächer, der nur halb so groß ist, wie die anderen, und dessen Zeichnung in Gold und Silber auf das feinste ausgeführt ist. Er war unzweifelhaft für einen Fremden bestimmt, denn er trägt auf der Rückseite eine allerdings unausgefüllte Kartusche für einen Namen oder Chiffre. Auffallend ist das in Öl ausgeführte Bild auf der Vorderseite, bei dem europäische Einflüsse unverkennbar sind.

Die aus Eisen gefertigten Nachbildungen geschlossener Faltfächer, die als Totschläger dienen und des in Japan erfundenen hölzernen Fächers, der die Scheide für ein Dolchmesser bildet, braucht hier nicht weiter Erwähnung zu geschehen. Ihr Gebrauch ist in China, wohl ohne viel Erfolg, von der Regierung streng verboten. Die Faltfächer, auf denen sich Karten von Distrikten oder Provinzen, auch Stadtpläne zum Gebrauch für Reisende, oder Anpreisungen von Warenhäusern und Waren befinden, unterscheiden sich im Äußeren durch nichts von den gewöhnlichen Fächern. Auch zu politischen Zwecken, besonders zu Aufhetzungen werden Fächer verwendet. So wurden nach der Ermordung der französischen Missionare und barmherzigen Schwestern in Tientsin 1870 Tausende von Fächern verbreitet, auf denen die Mordszenen in der rohesten Weise dargestellt waren. Auch hier griff die chinesische Regierung nach einiger Zeit und mit Erfolgein. Auch pornographischen Zwecken müssen Fächer dienen. Von rechts nach links geöffnet zeigen sie ein gewöhnliches Bild, umgekehrt geöffnet, Darstellungen, die auch in China, freilich kaum mit mehr Erfolg als bei uns, verboten sind.

Leonardo da Vinci und die chinesische Landschaftsmalerei.

Von Oscar Münsterberg.

Mit 13 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXVI—XXVII).

Weite, flache Steppen, abgeschlossen von anmutigen Hügelketten, und hochragende Gebirgsmassen, in die starkströmende Flüsse ihr tiefes Bett gegraben haben, bilden charakteristische Landschaftsformen des chinesischen Reiches. Eine unregelmäßige Zerklüftung belebt die Monotonie der Steinmassen; steilabfallende Felswände endigen in grotesk geformten zackigen Spitzen. Die gewaltigen Wassermengen der Ströme, z. B. des Yangtsekiang werden wiederholt zwischen derartig steilen Wänden zum gefährlichen Strudel eingesnürt. Kleinere Zuflüsse müssen bald in hüpfenden Kaskaden, bald in hohem Fall ihren Weg aus den Gebirgen zum Strome suchen. Diese großzügige, oft harte Landschaft ist von maßgebendem Einfluß sowohl für viele kulturelle als auch besonders für künstlerische Entwicklungen geworden.

Auf den weiten Steppen in Nord- und Mittel-Asien sind jene kriegerischen Nomadenhorden geboren, die in stetigem Kampfe mit ihren Nachbarn lebten und als Indoskythen, Hunnen und Mongolen kühne Welteroberer wurden. Das eigentliche China war etwa bis zum vierten Jahrhundert v. Chr. eine kleine ostasiatische Kulturoase im Norden am gelben Flusse. Dort haben die Zeitgenossen von Sokrates und Buddha die geistigen Grundlagen der chinesischen Kultur geschaffen. Confucius schrieb seine philosophischen Werke, in denen er mit nüchterner Verstandes-Überlegung das Erdenleben zu regeln versuchte, während Laotze das Mystische und Übersinnliche betonte und dadurch die Ausartung zum Aberglauben und Zauberglauben des Taoismus veranlaßte. Später drangen neue Geistesströmungen aus den älteren Kulturen des Südens und Westens nach dem Osten, und vornehmlich der Buddhismus wurde von ausschlaggebender Bedeutung.

Auf dieser geographischen und philosophischen Grundlage entstand der chinesische Stil der monochromen, impressionistischen Land-

schaftsmalerei, die unter der Herrschaft der Sung-Kaiser (960 bis 1280) ihre Blütezeit erlebte.

Die Chinesen unterscheiden eine südliche und eine nördliche Schule der Malerei, ohne daß diese Bezeichnung irgend einen Zusammenhang mit dem Wohnorte des Malers hat. Am klarsten ist der Unterschied dieser beiden Richtungen bei der Darstellung der Berge zu erkennen. Während die Maler der Südschule ihre Landschaften mit Bergeszügen in weiche runde Konturen abschlossen, hat die Nordschule die Darstellung der steil ragenden Felspartien bevorzugt (Tafel XXVI). Die zackigen Formen und Zerklüftungen mit ihren starken Umrissen und Schatten verlangten einen harten Strich in kräftiger Pinselführung. Die hohen Felsen füllen die Fläche des Bildes in etwas monotonem aber grandiosem Aufbau. Der Ernst dieser einsam steilen Berge spiegelt sich in der ganzen Auffassung und Komposition wieder; es ist etwas Feierliches in der Stimmung. Die Linienführung der Silhouetten wurde stark betont, während die südliche Schule die mehr weich verlaufenden Linien von Gebirgen in zarten Akkorden bevorzugte. Der Norden schuf eine Kunst der erhebenden Betrachtung und philosophischen Speculation, während der Süden Frühlingsstimmungen des Genießens malte.

In den unwirtlichen Bergen lebten die chinesischen Weisen und Dichter. In die Natur sich zurückziehen und dem Rauschen der Wasser und der Bäume zu lauschen oder von der Bergeshöhe in die weiten Täler hinabzuschauen und seinen philosophischen Spekulationen nachzuhängen, wurde ein Ideal des Volkes. Kaiser und Beamte entsagten in frühem Alter ihren Staatsgeschäften, um sich in die Einsamkeit der Berge zurückziehen. Auch die Römer flüchteten aus der Stadt in die Natur, aber ihr nüchterner, geschäftiger Geist ließ sie die Felder der Ebene bestellen, während der philosophierende Chinese die Natur in ihrer Ruhe und Poesie liebte; er wollte nicht arbeiten, sondern träumen. Diese Liebe zu der

ernsten großen Natur beeinflusste jene chinesische Kunst der Lyrik, die in vorchristlicher Zeit in der Dichtung und in der Sung-Zeit in der Malerei einen Höhepunkt in der Kunst der Welt bedeutet.

Wer nicht selbst reisen konnte, der erfreute sich an den Versen, die die Gegenden schilderten oder ließ von Künstlerhand die Stimmung der Natur im Bilde festhalten, um nach der Sorge der Arbeit mit Freunden gemeinsam die Illusion der Natur genießen zu können. So entstand jene durch Jahrhunderte gepflegte Landschaftsmalerei, die weniger die Städte und ihre Umgebung als die feierliche Ruhe in der freien Natur und jene gebirgigen Gegenden schilderte, die von Dichtern und Philosophen verherrlicht waren.

In der in China üblichen hochgestaffelten Perspektive wurden besonders phantastisch in der Ming-Zeit (1368 bis 1644) mächtige Felsengebirge dargestellt, denen weite Täler mit sich schlängelnden Flüssen, fernen Brücken und verlaufenden Hügeln aus der Vogelperspektive hinzugefügt waren. Diese Landschaftsteile waren meistens gar nicht zur abgebildeten Landschaft gehörend, sondern nur zur Tiefenwirkung der Komposition, zur Abrundung in Linie und Tönung und zur Betonung der Stimmung hineingesetzt.

Die Bilder waren ausschließlich Atelierarbeiten. Nach dem Vorbilde der großen Meister oder nach Skizzen nach Gesehenem wurden die großartigen Phantasielandschaften zusammengestellt. Eine Impression der philosophisch-lyrischen Erfindungswelt sollte in der Form einer Landschaft gegeben, nicht irgend eine bestimmte Gegend abgemalt werden. Immer ist eine besondere Stimmung das Grundmotiv: Einsamkeit oder Gesellschaft, Frühling oder Winter, Bewegung oder Ruhe; oft findet sich eine Betonung des Grotesken und Ungewöhnlichen. Der interessante Aufbau der Berge füllt ohne Rücksicht auf die Möglichkeit in der Natur, die ganze Fläche des Bildes.

Wenn das Format der Malerei hoch war, dann störte es den Maler nicht — allerdings erst etwa seit der Zeit nach 1200 n. Chr. beginnend — gleichsam mehrere Bilder übereinander zu gruppieren, die durch Wolkenstreifen oder Luftflächen eine recht mangelhafte Verbindung erhielten (Taf. XXVI). Diese Art wurde gefördert durch jene eigentümliche, technisch sehr bequeme Sitte, die Bergspitzen klar und deutlich zu malen, während der

Fuß des Gebirges in Wolken oder Nebelstreifen verhüllt oder überhaupt weggelassen wurde.

Da in China hohe, in die Wolken ragende Felsen nicht vorkommen, so wurden nicht Gebirge wie die Alpen oder der Himalaya abgemalt, sondern mittlere Felspartien, bei denen in der Natur nur selten Wolken sichtbar sind. Wenn trotzdem nicht vereinzelt, sondern fast auf allen Gebirgsbildern der Fuß der Berge unsichtbar ist, so war es nur eine historisch entstandene Kunstregel, um bei dem Mangel der Schattenmalerei genügend freien Raum zur Darstellung des Vordergrundes zu erhalten. Auch in der Tönung der Farbe wurden die Gesetze der Natur völlig vernachlässigt. Die monochrome Malerei des Schwarz und Weiß gab in zarten Nuancen eine stimmungsvolle Impression der Natur, aber weder die Komposition noch die Licht- und Schattenwerte entsprachen der Wirklichkeit.

Diese monumentale, ernste Felsen-Malerei wurde im XV. Jahrhundert in Japan Mode und von besonderen Mal-Schulen gepflegt (Taf. XXVI, Abb. 5, 6). In der für Japan charakteristischen Art wurden die phantastischen Berge eleganter und graziöser durchgeführt (Tafel XXVI, Abb. 6). Hatte der Chineser noch unter dem Eindruck der gewaltigen Natur oder unter der Suggestion der gefeierten Künstler-Genies die Einzelheiten studiert und nur die Arrangierung in freier Phantasie im Atelier geschaffen, so gab der Japaner Dekorationen in geschmackvoll stilisierten Linienkompositionen der fremdländischen Mode. Der elegante Fluß der Linien wurde von besonderer Wichtigkeit, die gewollte Stimmung wichtiger als die Impression der Natur.

Eine ähnliche Wertschätzung dieses Malstiles wie im Osten Asiens fand auch im Westen statt, wo besonders Persien unter der Mongolenherrschaft im XIII. Jahrhundert von der chinesischen Malerei neue Anregungen erhielt. Allerdings wurde hier mehr die reiche Linienführung der südlichen Schule bevorzugt.

China hatte der Welt einen neuen eigenen Kunststil gebracht, der zunächst in Asien von weittragender Bedeutung wurde.

Wenn wir mit diesem chinesischen Malstil einige Bilder Leonardo da Vinci's vergleichen, so werden wir zu der überraschenden Überzeugung kommen, daß ebenfalls eine Anregung direkt oder indirekt von der ostasiatischen Malerei stattgefunden haben kann.

Als ich zuerst in den bergigen Landschaften am Hintergrunde der Mona Lisa (Joconda) Ähnlichkeiten mit chinesischen Bildern zu erkennen glaubte, schien mir ein Zusammenhang unwahrscheinlich; aber als ich unter dem gleichen Gesichtspunkte andere Bilder, wie die „Anna selbdritt“ und den Bacchus im Louvre betrachtete, wurde meine Vermutung bestärkt (Tafel XXVII, Abb. 9 u. 10). Schließlich, bei dem weiteren Studium der Frage, und durch Vergleich mit Bildern vor und nach Leonardo, wurde es mir zur Gewißheit.

Auf jeden Fall finden wir ein der italienischen Kunst fremdartiges Element bei Leonardo, und zwar ausschließlich bei ihm; und dieses Neue hat so viele Ähnlichkeiten mit der Eigenart chinesischer Landschaftsmalereien, daß eine Einwirkung von dort sehr wahrscheinlich erscheint. Obige Bilder kannte ich seit über 20 Jahren und niemals war mir der Gedanke an chinesischen Einfluß gekommen; erst jetzt ist mein Auge für die asiatischen Eigenarten so geschult, daß mir der Zusammenhang sofort auffiel.

Hiergegen könnte man einwenden, daß der bergige Hintergrund schon von Leonardos Vorläufern gemalt wurde und daß er sich so intim den Gemälden anpaßt, daß diese Art der Ausführung nur ein Glied in einer fortlaufenden Kette von Bergmalereien ist und ein fremdländischer Einfluß gar nicht erst nötig und wenig wahrscheinlich sei. Eine derartige Kritik übersieht die wesentlichen Punkte und setzt voraus, daß ohne Zusammenhang plötzlich etwas ganz Neues aufkommen muß, um einen fremdländischen Einfluß nachweisen zu können. Dieser Fall ist möglich z. B. bei der Einführung des Zopfes in China, aber er ist sehr selten. Alle großen und bedeutungsvollen Neuerungen sind nicht auf einmal eingeführt und allgemein angenommen, sondern in einem sehr komplizierten Prozess des allmählichen Anpassens und Umformens übernommen. Die Beharrung in Überliefertem, das Festhalten des Erwachsenen an lieb gewordenen Anschauungen und Sitten ist so stark im Menschen begründet, daß meist erst eine junge Generation heranwachsen muß, bis die weitsichtigeren Pioniere der neuen Gedanken einen wirklichen Resonanzboden für ihre Ideen in der Masse gefunden haben.

Werden nicht die meisten Leser, die zum ersten Male von einem Zusammenhange Leonardos

und Chinas hören, verblüfft sein und zunächst an einen Scherz glauben? So stark wirkt eben die anerlernte Schulweisheit, die als einheitliche Lehre die Grundlage unserer Kenntnisse bildet, daß jede abweichende Ansicht zunächst ein ablehnendes, überlegenes Lächeln hervorruft. Die erlernte Menschenweisheit wird leicht als ewiges Weltengesetz wie die beobachtete Naturerscheinung hingenommen. Erst wenn die aufstrebende Jugend in Schule und Universität die Geschichte und Kunst Asiens kennen gelernt haben wird, werden ihr die lebendigen Zusammenhänge der Kulturen des Ostens und des Abendlandes ebenso natürlich und selbstverständlich erscheinen wie heute den wenigen Forschern, die sich dem bisher vernachlässigten Gebiete der asiatischen Kultur gewidmet haben. Das Mißtrauen gegen derartige, häufig zuerst als phantastische Spekulationen erklärte Gedanken, ist aus Mangel an den einschlägigen Kenntnissen durchaus natürlich. Auch ist diese Ablehnung gut, damit das Neue und Ungewohnte erst eine Feuerprobe der Kritik besteht, bevor es zum Tatsachen-Material der Wissenschaft gerechnet wird.

Vierkandt (Die Stetigkeit im Kulturwandel S. 182) sagt sehr richtig, daß die öfters aufgestellte Regel: „an eine Entlehnung darf man nur dann denken, wenn die neue Institution sich aus den bisherigen Zuständen desselben Volkes nicht restlos erklären läßt“ nicht richtig ist. „Denn wo die Disposition zu einer Neuschaffung vorhanden ist, da existiert erst recht eine solche zu der Rezeption einer entsprechenden von außen herantretenden Neuerung“.

Das Samenkorn aus fremden Landen kann nur aufgehen, wenn Boden und Klima geeignet sind, wobei das lokale Milieu gewisse Anpassungseigentümlichkeiten hervorrufen wird. Das so entstandene Produkt ist auf heimischem Boden gewachsen, und wer es nicht weiß, wird die Pflanze oder Frucht als typische Erscheinung des Entstehungslandes ansehen. So ist die Kartoffel heute die charakteristisch europäische Frucht, und doch war sie vor dreihundert Jahren noch völlig unbekannt. Wie bei den Pflanzen, so bedingt auch bei Menschenwerk das lokale Milieu die Aufnahmefähigkeit des Eingeführten; aber es kommt noch ein Zweites hinzu: das Verlangen nach Neuem zur Befriedigung von Bedürfnissen,

die durch veränderte Verhältnisse neu entstanden sind.

Die Bevölkerungsverhältnisse, die politische und soziale Entwicklung, der wirtschaftliche Aufschwung, die technischen Neuerungen, der Nachahmungstrieb beim Zusammentreffen mit anderen Völkern und vor allem der Wandel der Ideale schafft ständig neue Bedürfnisse im Volks- und Staatsleben, zu deren Befriedigung die führenden Geister neue Wege suchen. Die Kunst, als höchster Ausdruck dieser geistigen Strömungen, ist daher dem gleichen Wandel unterworfen. So führte das exakte Studium der Medizin und Technik in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu dem Streben nach objektiver Wahrheit bei der Wiedergabe der Natur in der Malerei und dadurch zu der Beobachtung der Luft und Lichtstimmungen. Bei dem Experimentieren nach neuen Ausdrucksformen kamen japanische Holzschnitte zufällig in die Hände der französischen Künstler und beeinflussten die Richtung der Modernen.

Warum haben gerade diese japanischen Holzschnitte den weittragenden Einfluß ausgeübt? Warum nicht persische oder indische, warum nicht die viel näher liegende Kunst der Griechen oder Byzantiner? Das ist kein Zufall, sondern es konnte nur diejenige Kunst wie ein fremdes Samenkorn aufgehen, die den Bedürfnissen und dem Kulturmilieu der Zeit entsprach.

Das Volk mußte reif für die fremde Kunst sein, denn es sollte nicht etwa eine mechanische Kopie der japanischen Arbeiten gegeben werden, sondern der künstlerische und ästhetische Geist Ostasiens wurde von den vorwärts strebenden Künstlern an der Seine und später von Whistler und vielen Anderen erfaßt und dem lokalen Milieu in Technik, Stil und Komposition angepaßt. Es wurde somit etwas völlig Europäisches geschaffen, bei dem der asiatische Einfluß kaum nachweisbar wäre, wenn wir nicht die Selbstbekenntnisse der Maler hätten und die japanische Kunst heute gut kennen würden.

Diese neue japanisch-französische Kunst knüpft an alles Vorhergehende in der europäischen Kunst an, schafft nur neue Variationen der alten Art und bildet die Brücke zur späteren Weitergestaltung. Sie ist somit ein folgerichtiges Glied einer heimatlichen Reihe und doch ist ein fremdländisches Element in ihr enthalten.

Ganz ähnlich war es um die Wende des 15. Jahrhunderts, als Leonardo da Vincis Genie dem mächtig emporstrebenden modernen Renaissancegeiste auf mehr als einem Gebiete neue Wege bahnte.

* * *

Wenn wir die Bilder des 14. Jahrhunderts, z. B. von Giotto, in bezug auf den landschaftlichen Hintergrund untersuchen, so finden wir die aus der Reliefplastik überlieferte hochgestaffelte Perspektive. An Stelle von Gebirgen und Wäldern sind steile, oft kegelförmige Berge, meistens nur Hügel, mit einzelnen Bäumen in symbolischer Andeutung gemalt. In Zeichnung und Farbe, in Perspektive und Komposition bildet der Hintergrund mit dem Vordergrund eine einheitliche Darstellung. Die Personen leben in der Landschaft, mit der sie malerisch und inhaltlich zusammenklingen. Nur ist die Ausführung recht naiv, mehr angedeutet als naturalistisch durchgeführt.

Es ist ein natürliches Gesetz, daß die Kunst der Völker und der Kinder zuerst mit der Darstellung des Seltenen, besonders Auffallenden anfängt und erst in einer weiteren Entwicklung das Gleichmäßige, Ruhige, Selbstverständliche malt. Wir können es auf jeder Reise erleben, daß uns Felsen von auffallender Form wie die Rheinufer oder die Alpen in starker Erinnerung bleiben, aber der Fernblick über weite Felder und Wiesen, der eines gewissen lokalen Charakters entbehrt und ähnlich auch anderswo anzutreffen ist, uns zwar erfreut, aber nicht als Kennzeichen für eine bestimmte Gegend haften bleibt. So auch wurde zur Lokalisierung einer Begebenheit zuerst der Berg gemalt, und erst später kam die flache Landschaft mit einem niedrig liegenden Horizont in Aufnahme.

Unterstützt wurde diese Richtung durch die Darstellung der Heilandsgeschichte, in der der Berg und das Felsengrab eine bedeutungsvolle Rolle seit altersher spielte. So haben Italiener, Deutsche und Holländer Berglandschaften in charakteristischen Formen geschaffen. Van Eyk, Dierick Bouts, Memling, Filippo Lippi, Mantegna, Benozzo Gozzoli und viele Andere geben zahlreiche charakteristische Beispiele. Wir können eine Entwicklung vom stilisierten Berge zur realistischen Abmalung der Heimatsgebirge verfolgen.

Leonardo da Vinci und die chinesische Landschaftsmalerei.

Es entstand ein neues Problem in der Darstellung, als man eine Raumtiefe anstrebte. Durch architektonische Vordergründe wurde eine tiefe Fernwirkung für die hinterliegende Landschaft erreicht, oder an Stelle des Mauerwerkes traten steile Felsformationen, die einen Durchblick auf dahinter liegende perspektivisch klein gemalte Landschaften gestatteten.

Im Farbgefühl der Renaissance wurden die in der Ferne verschwindenden Gebirgszüge in blauem Nebeldunst malerisch ausgeführt, um auch koloristisch die Tiefe zu steigern und doch einen harmonischen Farbenakkord mit dem Vordergrund zu erzielen.

Ob die im 15. Jahrhundert aufkommende Art der Landschaftsmalerei aus der Kraft europäischer Künstler in eigener Weitergestaltung entstanden ist, oder ob fremde Einflüsse vielleicht unbewußt mitgewirkt haben, wissen wir nicht. Bis das Gegenteil wahrscheinlich gemacht ist, müssen wir eine gesetzmäßige Entwicklung aus eigenem Geiste annehmen, umso mehr, da lokale Bergformationen als Vorbild gewählt wurden.

Während das Streben sich fortgesetzt auf eine naturalistische Wiedergabe der umgebenden Natur richtete, ist mit dem Namen Leonardo da Vinci's eine ganz neue Gestaltung der Gebirgsszenarien verbunden. Aus der Wirklichkeit wurde eine stimmungsvolle Phantasielandschaft.

Rosen hat in seinen interessanten Untersuchungen „Die Natur in der Kunst“ das Neue in der Malerei Leonardos mit feinem Verständnis in beredten Worten geschildert: „Größer, bedeutender und zugleich phantastischer erscheint der landschaftliche Hintergrund der ‚Anna selbdritt‘ im Louvre“ (Tafel XXVII, Abb. 9). „In der Ferne heben sich wieder die kahlen Felsenberge, niedrige vorne, dahinter eine Kette höherer. Umspielt Wasser ihren Fuß, oder sind es abendliche Nebel, welche die Sohle des Tales trügerisch verhüllen? Ganz traumhaft gestaltet sich endlich der Hintergrund der Mona Lisa (Tafel XXVII, Abb. 10). Da türmt es sich in schroffen Kämmen jäh auf, wie eine Schlange ringelt sich ein Weg um die braunen Abhänge, eine uralte Brücke überspannt geheimnisvolle Wasser, und bis in die Wolken hinein ragen die Gipfel der Ferne, ein Chaos von Türmen, Klippen, überhängenden Wänden, rostrot, graublau in braunen Schatten“.

„Es ist schwer, dieser Traumwelt gegenüber nicht jeden Maßstab zu verlieren. Eine solche gestaltende Kraft spricht aus dieser Vision, daß der Beschauer gar nicht das Bedürfnis fühlt, zu verstehen. Und wenn er sich endlich dem Banne entringt, so verwirrt sich sein Urteil nur immer stärker, je mehr er in die Einzelheiten dieser Landschaft einzudringen sucht“.

Rosen, auf der Suche überall das Vorbild in der Landschaft der Heimat zu finden, bildet eine Felsenszenerie im mittleren Arnotale bei der Casa Costa, unfern Sanmezzano ab und glaubt, daß Leonardo nach dieser Szenerie seine Gebirgsphantasien geschaffen hat. Aber wie kleinlich und zahm wirkt diese Natur gegen die grotesken „bis in die Wolken ragenden Gipfel“ Leonardos. Und warum sollte gerade in einer Zeit, in der die Kunst das höchste Bestreben hatte, der Natur nahezukommen, mit kühner Phantasie die Natur so umgestaltet worden sein? Welcher Gegensatz liegt in den Bildern selbst. Leonardo, der jeden Faltenwurf, jede Figur nach dem Leben immer und immer wieder studierte, dessen zahlreiche Skizzen uns den fleißigen Naturalisten zeigen, sollte gerade bei der Landschaft das gegen- teilige Ideal angestrebt und statt der Natur nur schemenhafte Phantasien gemalt haben? Da müssen stärkere Einflüsse geltend gewesen sein, um die alten Mittel der hochgestaffelten Fernsicht mit heimatlichen Motiven zu so phantastischen Märchenlandschaften umzuformen!

Das Neue in den Gemälden bei Leonardo ist daher nicht die Berglandschaft an sich, nicht die hochgestaffelte Perspektive, nicht der Fernblick, sondern die ganz eigenartige Auffassung dieses in Nebel zerfließenden landschaftlichen Hintergrundes, der sich von dem übrigen Teile des Bildes in mehr als einer Hinsicht wesentlich unterscheidet.

Der landschaftliche Vordergrund ist mit den Figuren farbig zusammengestimmt und in europäischer Perspektive und Malart nach Landschafts-Formationen der italienischen Heimat gemalt. Hinter diesen farbigen Figurenbildern und Landschaften sind wild zerklüftete steile Felspartien als monochromer Hintergrund in tiefem, aus der Vogelperspektive gesehenem Fernblick gemalt, deren Fuß von Wolken verhüllt ist. Wenn wir diese monochrome Landschaft aus dem Bilde

herausnehmen, so daß uns Figur und Vordergrund als Anhaltspunkte für die Hand Leonardos fehlen, so dürfte jeder, der einmal ähnliche chinesische Bilder studiert hat, sofort vermuten, Kopien nach chinesischen monochromen Fels-Landschaften vor sich zu haben.

Der blau getönte Hintergrund ist wie ein aufgehängter Gobelin gleichsam hinter dem eigentlichen Bilde als selbständiger Teil gemalt. Das monochrome Schwarz-Weiß des Chinesen ist zur notwendigen, malerischen Harmonie mit dem Vordergrund, dem Stile der Zeit entsprechend, in blau abgestimmt. In hartem Absatz ist der italienisch goldene Landschaftston des Vordergrundes von der blauen Monotonie der andersartig perspektivischen Gebirgslandschaft des Hintergrundes getrennt. Die asiatischen Elemente dieser Landschaftsbilder hat Leonardo zwar in der Farbe zusammengestimmt, aber sie blieben im übrigen ein Stück fremde Welt, die in Zeichnung, Tönung, Perspektive und Auffassung von den Landschaften der Zeitgenossen und Nachfolgern völlig abweichen.

Vor allem finden wir hier jenes berühmte „Sfumato“ Leonardos, das Verschwimmen der Farben und die Auflösung der Konturen in einem Lichtnebel. Gerade diese tonige Malerei ist die charakteristische Technik der chinesischen Sungmeister. Aus mystischen Nebeln in verschwimmenden Lufttönen eine Landschaft als Symbol einer Stimmung anzudeuten, war das künstlerische Problem der Chinesen vor etwa 1000 Jahren. Man hat angenommen, daß der Hintergrund der Mona Lisa unvollendet sei, aber ich glaube, daß mit Absicht auch in der Ausführung die chinesische Art des Unklaren und Angedeuteten beibehalten ist.

Diese blauen Landschaftsimpressionen sind nicht ein Teil des Bildes: sie gehören inhaltlich überhaupt nicht zur Darstellung; sie sind eine Phantasielandschaft des Malers, um wie bei den Chinesen Raumtiefe und Stimmung zu geben.

Auch die Konturzeichnung der eigenartig geformten Berge ist chinesischen Vorbildern entlehnt (vergl. Tafel XXVI). Das in China beliebte Hochformat des Bildes scheint die Bevorzugung der steilen Formationen mit bedingt zu haben. Besonders eigentümlich ist der in der Natur sehr selten, aber bei Leonardo (Tafel XXVII, Abb. 9) und häufig

auf ostasiatischen Bildern vorkommende überhängende Vorsprung des Felsens an der Spitze, so daß die steil abfallende Linie oben einen warzenartigen Auswuchs aufweist (Taf. XXVI, Abb. 2 und 5).

Es kann nicht überraschen, daß ein Grübler und Experimentator wie Leonardo, der stets bestrebt war, neue Wege zu finden, mit feinem Verständnis das Neue und Eigenartige aus der asiatischen Kunst nahm, nachdem er sie kennen gelernt hatte. Nicht um Kopien der asiatischen Vorlagen handelt es sich, sondern um ein geistiges und ästhetisches Erfassen der asiatischen Darstellungsart und ein Umarbeiten in die heimatische Kunstsprache. Und diese Umarbeitung ist so stark im Geiste der Renaissance gestaltet, daß der Gedanke an fremde Vorbilder kaum aufkommt.

Viele Maler der Renaissance, vor und nach Leonardo, versetzen die Illustrationen zur Bibel in einsame Gebirge, aber stets sind die oft eigenartig ausgewählten Felsen in Zeichnung und Farbe in das Bild hineingezogen. Die blauen Berge sind nicht wie ein Gobelin hinter dem Figurenbilde gemalt, sondern als eine duftige Fernsicht mit der Landschaftsmalerei des Vordergrundes zusammengestimmt. Dagegen fehlen die charakteristischen Momente der Monochromie, der fernen Weite ohne sachlichen und zeichnerischen Zusammenhang mit dem Vordergrund, der neutralen Luft- und Wasser-Zonen zur Verbindung und Trennung der verschieden angewendeten Perspektive, der eigenartigen Gebirgsformation, kurz es fehlen alle jene Eigentümlichkeiten, die wir bei den Bildern Leonardos als eigenartig und uneuropäisch bewundern müssen.

* * *

In Holland, dem von Natur flachsten Lande Europas, wurden malerische Felsgruppen bei der Darstellung der heiligen Geschichte mit Vorliebe verwendet. Besonders stark tritt es bei den Bildern von Dierick Bouts (gest. 1475) hervor, dessen Darstellung der Israeliten, das Manna sammelnd interessante Bergformationen aufweist (Tafel XXVII, Abb. 11). Aber es sind weder phantastische Formen noch grandiose Gebirge, sondern kleine Hügel, die malerisch und pittoresk über die ganze Tiefe der dargestellten Landschaft verteilt sind. Durch hineingezeich-

Leonardo da Vinci und die chinesische Landschaftsmalerei.

nete Figuren ist die Zusammengehörigkeit der ganzen Landschaft besonders betont.

Die Ausführung ist völlig in dem Geiste holländischer Kunst, aber die Idee, bewegtes Bergterrain als Lokalmilieu für die biblische Darstellung zu wählen, und die Art der Ausführung kann vielleicht durch Kenntnisaufnahme von Landschaftsbildern aus dem gleichen Lande entstanden sein, dem die orientalischen Kostüme auf diesen Bildern entlehnt sind.

Der Seeweg nach Indien war noch nicht entdeckt; es war die Zeit, die dem erfolgreichen Seefahrer Vasco de Gama um einige Jahrzehnte vorausging. Eine so weittragende und kühne Unternehmung wie die erste Umschiffung Afrikas wäre nicht denkbar gewesen, wenn nicht ein umfangreicher und gewinnbringender Handel mit den Ländern Asiens bestanden und großes Interesse für diese fernen Welten geherrscht hätte.

Die Stoffmuster, der Schnitt der Kleider, die Schuhe, die Kopfbedeckungen, sowie die Gefäße, auf dem Bilde der „Mannalese“ zeigen zweifellos einen westasiatischen Stil. Wir wissen nicht, ob die Gegenstände selbst ihren Weg nach Holland fanden, oder ob Bilder als Vorlagen benutzt sind. Vielleicht hat beides stattgefunden. Jedenfalls erinnern die Felsenlandschaft, und die etwas naive Verteilung der Menschen, an persische Miniaturmalereien.

Obgleich ich auch bei dieser Landschaft einen asiatischen Einfluß vermute, tritt der gewaltige Unterschied gegenüber den Landschaften bei Leonardo klar hervor. Hier bildet die hügelige Szenerie das Terrain, in dem sich die Handlung abspielt, dort ist es eine Felsenphantasie, die gar nichts mit den dargestellten Menschen zu tun hat.

Erst auf den Bildern der späteren Zeit, z. B. auf dem einem Schüler van Eyks zugeschriebenen Bilde in Turin: „Die Stigmatisation des heiligen Franciscus“ oder bei Patenier (gest. 1524) z. B. auf dem Wiener Bilde „Taufe Christi“ (Tafel XXVII, Abb. 8), finden sich steile Felsen, die in der Form etwas Eigenartiges, denen bei Leonardo entfernt Verwandtes, aufweisen. Aus diesen phantastischen Bergen läßt sich vielleicht die Entstehung der Bilder unter dem Einflusse von Leonardos Werken vermuten; aber wie anders als bei Leonardo, sind hier die gesteigert grotesken Gebilde in kleinlicher Ausführung in die Komposition hinein-

gezogen, wenn auch keine Verbindung der Menschenhandlung mit dem Felsen besteht.

Ein gewisser Übergang von den weichen Formen des persischen Stiles zu den grotesken Felsen ist auf den Münchener Bildern des heiligen Johannes der Täufer und des Christophorus zu erkennen (Tafel XXVII, Abb. 7). Bisher galten sie als Werke von Dierick Bouts, aber in neuerer Zeit wird die Autorschaft bezweifelt. Immerhin stehen die Felsen in ihrer Naturwahrheit denen auf der „Mannalese“ (Taf. XXVII, Abb. 11) näher als denen bei Patenier (Abb. 8); charakteristisch ist, daß die Heiligen in der Landschaft leben.

Alle Nachfolger Leonardos in Italien und in Holland zogen in Farbe und Komposition die Berge in den übrigen Teil der Landschaft hinein und behielten nur die grotesken Formen als traditionelles Kuriosum bei. In dem Bestreben, diese niemals gesehenen Berge naturalistisch darzustellen, kamen romantische Landschaften zu stande, die der Natur völlig fremd waren. Keiner der Nachfolger hat den Geist der chinesischen Sunmalerei wie Leonardo erfaßt; ein sicherer Beweis, daß die Nachfolger keine chinesischen Originale sondern nur Leonardos Werke gesehen hatten. Im völligen Mißverstehen der poetischen chinesischen Ausdrucksform wurden die Berge in der grotesken Modeform in die naturalistische Landschaft hinein komponiert und damit ihrer phantastischen Größe und Bedeutung entkleidet.

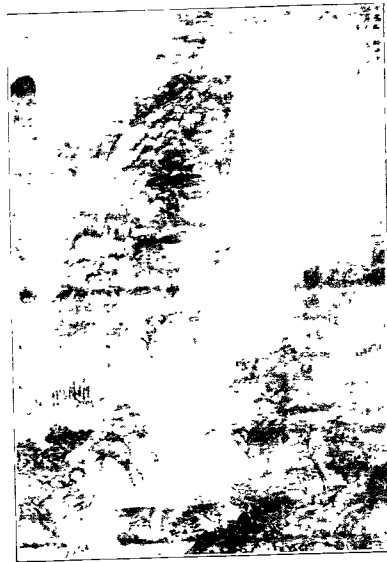
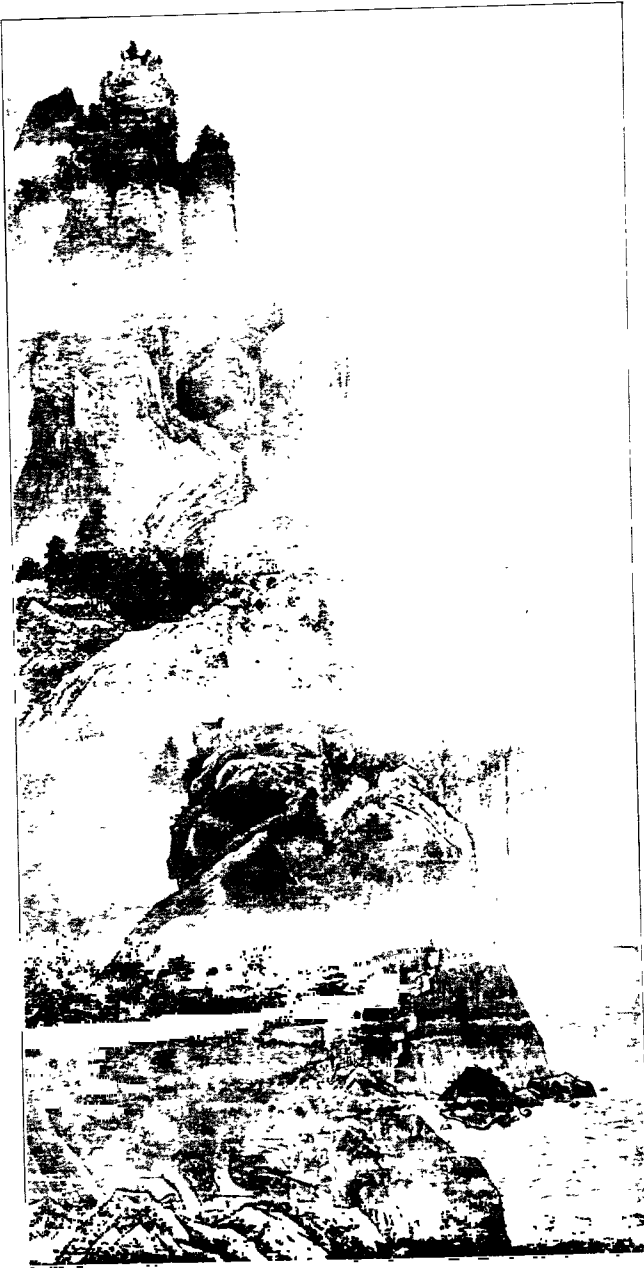
Erst zweihundert Jahre später, als die Mode der „Chinoiserie“ auf allen Gebieten des Kunstlebens aufgekommen war, finden wir auch in der Malerei Landschaften, die der Auffassung Leonardos in gewissem Sinne ähneln. So malte Watteau (Taf. XXVII, Abb. 12) eine blaue Fernsicht, die ohne irgend einen landschaftlichen Zusammenhang mit dem Vordergrund und dem lokalen Milieu eine chinesische monochrome Gebirgsmalerei aufweist, die künstlerisch keinen anderen Zweck hat, als den in China angestrebten, nämlich eine tiefe Fernsicht zu erzielen und poetisch stimmungsvoll zu wirken.

Dieses Neu-Erstehen der monochromen lyrischen Landschaftsmalerei in einem Momente, als der chinesische Einfluß auf allen Gebieten deutlich erkennbar ist, kann als weiterer Beweis gelten, daß auch das erste Aufkommen im Anschluß an chinesische Bilder stattgefunden haben dürfte.

5

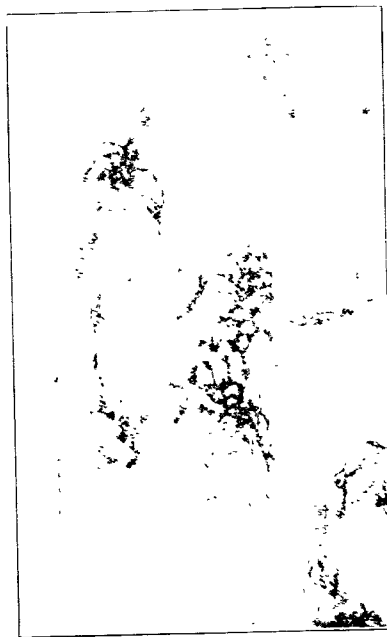
1

2

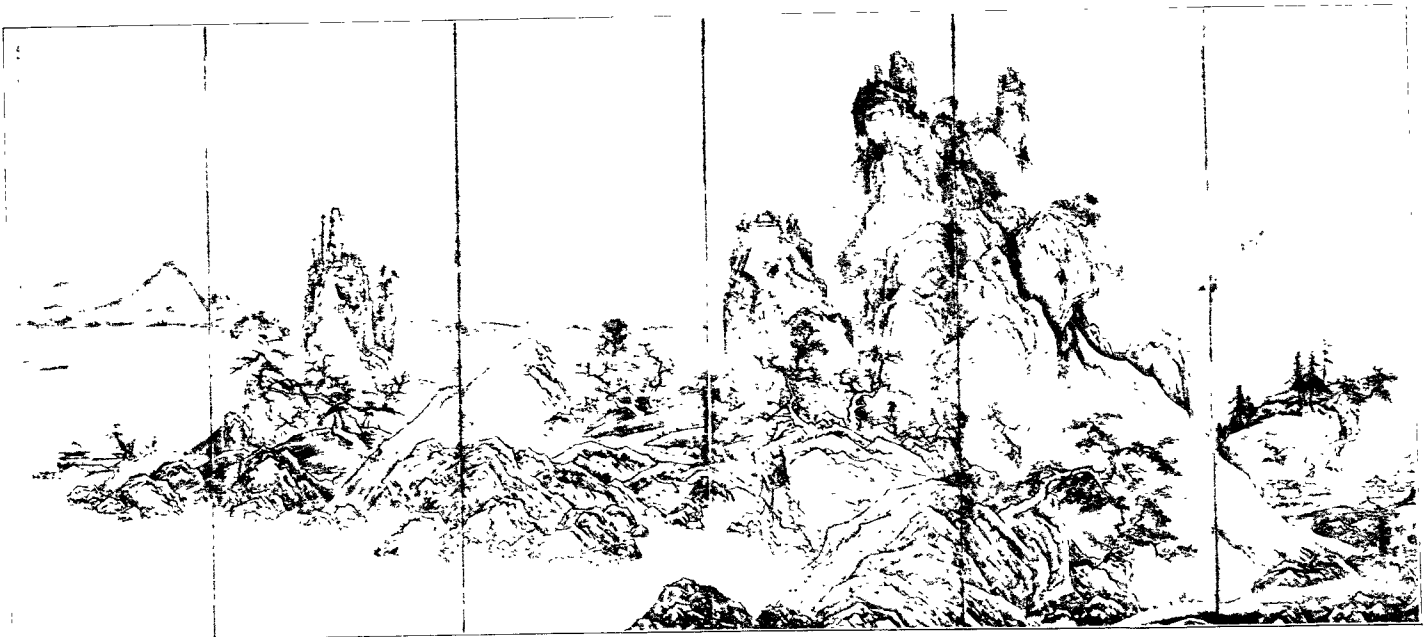


3

4



6



Chinesische Landschaftsmalereien. Hochgestaffelte steile Felsengebirge mit Wolkenstreifen. Abb. 1; von Oton, Mandschu Zeit (nach 1648). Abb. 2; von Chusuizu, Ming-Zeit (1368–1648). Abb. 3; von Okensbo, Ming Zeit. Abb. 4; von Chusuizu, Ming Zeit (1368–1648). Abb. 1–4 aus Nanshu Maigwayen.
Japanische Landschaftsmalereien. Abb. 5. Hochgestaffelte Felsengebirge am Meer, Sesshu 1420–1506, aus Tajima, Selected rehes of Japanese art, Bd. III.
Abb. 6. Gebirge am Meer, auf sechsteiligem Wandschirm, Sesshu 1420–1506, aus Kokka, Heft 97.



Abb. 7. Zugeschrieben Dierick Bouts (gest. 1475), Der heilige Christophorus, Pinakothek.



Abb. 8. Ausschnitt aus: Joachim Patenier (gest. 1534) Taufe Christi, Wiener Galerie.



Abb. 9. Ausschnitt aus: Leonardo da Vinci, Anna selbdritt, Louvre.



Abb. 10. Ausschnitt aus: Leonardo da Vinci, Mona Lisa (Gioconda), Louvre.



Abb. 11. Ausschnitt aus: Dierick Bouts (gest. 1475), Die Israeliten das Manna sammelnd, Pinakothek.



Abb. 12. Ausschnitt aus: Watteau (1684—1721), Die Einschiffung nach der Insel Cythere, Louvre.

Die Frage entsteht, ob es überhaupt möglich sein kann, daß Leonardo ostasische Bilder gesehen hat. Die Verbindung mit Japan wurde erst um die Mitte des 16. Jahrhunderts eröffnet, sodaß nur Bilder aus China nach Italien gekommen sein können. Tatsächlich finden wir seit dem 13. Jahrhundert einen regelmäßigen, sehr starken Verkehr mit dem Innern und dem Osten Asiens.

Es gab zwei Handelswege nach China, die den abendländischen Kaufleuten offen standen. Der eine kürzere und sichere ging von der Krim aus ganz zu Land durch Zentralasien und dauerte fünf bis sechs Monate; der zweite, der von Ormuz aus zur See an der Küste entlang um Hinterindien herumging, erforderte leicht zwei Jahre. Für die Landreise wiederum waren verschiedene Straßen geöffnet.

Außer dem berühmten Werke Marco Polos über seine Reise und mehrjährigen Aufenthalt in China haben wir von vielen Reisenden, katholischen Missionaren und Arabern ausführliche Berichte, die durch die Reisebeschreibungen der Chinesen von der anderen Seite ergänzt werden. Als Folge der Mongolenherrschaft im 13. Jahrhundert müssen wir einen starken Handelsverkehr und ein gewaltiges Aufblühen der asiatischen Marktplätze vom Osten bis Westen und zugleich des Handels mit Europa annehmen. China war damals den Fremden völlig offen und reiche Handelsstädte waren Zentralknotenpunkte, in denen sich die verschiedensten Nationen der Welt trafen. Neben den regelmäßigen Karawanen unterhielten die Chinesen auch einen lebhaften Schiffsverkehr, der in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts bis nach Zeylon und Dschidda, dem Hafen von Mekka, ausgedehnt wurde.

Daß dieser nicht groß genug einzuschätzende asiatische Handel neben den Hauptartikeln, wie

Rohseide und Stoffen, Perlen und Edelsteinen, Gewürzen und Indigo, auch zahlreiche Kunstarbeiten verschiedenster Art nach Europa brachte, wissen wir aus den zeitgenössischen Berichten und den vielen glücklichen Funden; besonders kennen wir die zahlreich erhaltenen oder auf Bildern abgemalten Stoffe und Teppiche aus Westasien. Auch chinesische Waren kamen nach

Europa, vornehmlich Töpfereien, mit denen damals der ganze Weltmarkt versorgt wurde. So wird berichtet von einigen Stücken Seladon-Steinzeug in den Sammlungen des Herzogs von Anjou (1360—1368) und der Königin Jeanne d'Evreux (1372). Andere Dokumente behandeln die Schenkungen von vier Stücken Porzellan vom Sultan von Babylon (1440) an Karl III.

Aus der Zeit Leonardos haben wir für diesen Verkehr mit China — natürlich durch Zwischenhände über Süd- oder Westasien — einen urkundlichen Beweis. Der Sultan von Ägypten sandte 1487 an Lorenzo de Medici einige „Porzellan“-Vasen, die sicher chinesische Erzeugnisse waren. In der Familie Trenchard in England hat

sich eine blau-weiße chinesische Porzellanschale erhalten, die 1506 von Philipp, dem Vater von Karl V., dem Ahnherrn der Familie, überreicht wurde, und deren Silbermontierung einen englischen Stempel aus der Zeit um 1546 trägt. In Italien wurde das chinesische Porzellan so bekannt, daß man etwa um 1515 in Venedig begann Nachahmungen herzustellen. Die Majolika-Dekoration mit blauem Schnörkelwerk „Alla Porzellana“ wurde damals Mode.

Leonardo selbst, dessen Wissen und Interessen auf den verschiedensten Gebieten bekannt sind, trieb es hinaus von der Heimat an die große Heerstraße des Welthandels. Von Mailand aus führte er eine Zeitlang ein Wanderleben und gerade zu der Zeit des neuen Stiles in seinen



Abb. 24. Ein Mongole. (Nach Pisano.)

Leonardo da Vinci und die chinesische Landschaftsmalerei.

Bildern schrieb der Vertrauensmann der Herzogin Isabella von Este in Mantua am 13. März 1500: „Leonardo da Vinci ist in Venedig, er hat mir ein Bildnis Eurer Herrlichkeit gezeigt. . .“ Venedig war damals noch ein wichtiger Stapelplatz des orientalischen Handels, gleichsam der Engpaß, durch den Asiens Schätze den Weg nach Europa fanden. Früher hat man angenommen, daß Leonardo in der Zeit zwischen 1482—1487 eine Reise nach dem Orient bis nach Kairo ausgeführt habe, aber neuere Forschungen ergaben, daß die Notizen in seinen erhaltenen Schriften nicht nach eigenen Erlebnissen, sondern nach Reisebeschreibungen oder mündlichen Mitteilungen von Reisenden zusammengestellt sind. Jedenfalls sehen wir, wie auch Leonardo von der damaligen Begeisterung für die außereuropäische Welt mit fortgerissen wurde.

Diese internationale Zeitströmung läßt es nicht nur als möglich sondern sogar als sehr wahrscheinlich erscheinen, daß auch chinesische Malereien denselben Weg gewandert sind. Dabei braucht nicht ein direkter Austausch mit China angenommen zu werden, sondern ein Zwischenhandel, der ängstlich vermied, das Ursprungsland anzugeben. Nicht die allgemein begehrten Schätze, wie die prächtigen Teppiche, und das glänzende Porzellan, beeinflussten das Interesse Leonardos sondern die von den anderen kaum beachteten Malereien. Sie entsprachen seiner künstlerischen Reife; in ihnen fühlte er eine Ergänzung seines eigenen Strebens; ihre Betrachtung führte ihn von der realen Wirklichkeit seiner Umgebung in das phantastische Märchenland orientalischen Zaubers.

Auf einer 1473 datierten Zeichnung „Landschaft am See“ in den Uffizien hat Leonardo Felsen als Abschluß gemalt, die sich ähnlich auch auf anderen Bildern finden, z. B. auf dem „Bacchus“ im Louvre. Ebenso finden sich auf der etwa nach 1483 in Mailand vollendeten „Madonna in der Felsengrotte“ kühne Berg-Formationen, aber die Ausgestaltung ist noch nicht so phantasievoll wie auf den späteren Bildern. Dagegen scheint — ausschließlich nach den Felsen beobachtet — der zum Himmel fliegende Christus in Berlin eine spätere Arbeit zu sein. Die Tradition der Felsen ist beibehalten, aber in der Form völlig unnatürlich und unchinesisch umgestaltet und in die Gesamtkomposition hineingezogen.

* * *

Irgend welche weiteren Anhaltspunkte in den Handzeichnungen und auf anderen Bildern Leonardos konnte ich bisher nicht finden. Aber im Louvre ist eine Handzeichnung von Pisano (um 1410) ausgestellt (Abb. 24), die unzweifelhaft einen Mongolen mit Pfeil und Bogen darstellt. Hieraus kann gefolgert werden, daß Pisano einen Mongolen gesehen hat. Zwar kann er ihn vielleicht als Ausstellungsobjekt in einer Jahrmarktsbude oder als Mitglied einer Gesandtschaft an italienischen Höfen oder auf seinen Reisen in Konstantinopel gesehen haben, aber jedenfalls ist der Verkehr mit asiatischen Mongolen bewiesen.

Die Gemälde der Mona Lisa und „Anna selbdritt“, die beide am stärksten die chinesische Landschaft zeigen, fallen in die Zeit nach 1500, also in eine Zeit, in der nicht nur der Handelsweg zu Lande in der vollsten Blüte stand, sondern auch die erste Kunde von dem aufgefundenen Seewege nach Ostindien sich in Europa verbreitete. Das war eine Welt-Neuigkeit von einziger Bedeutung, die gerade die italienischen Handelsmetropolen am stärksten interessieren mußte, da sie in der Folge ihren Niedergang bedingte.

Wir sehen also, daß die Mode, Berge zu malen, um 1470 in Italien und Holland, besonders bei den Darstellungen aus der biblischen Geschichte, äußerst beliebt war. Daß hierfür auch persische Miniaturbilder Anregungen gegeben haben, ist nicht ausgeschlossen. Um 1500 malte Leonardo eigenartige, chinesisch empfundene Berglandschaften, die in ihrer äußeren Form in Italien und Holland nachgemalt wurden, aber ihre lyrische Stimmung und monochrome Selbständigkeit verloren.

Die Mode der Berglandschaften bestand schon vorher und gerade deshalb wird Leonardo angeregt worden sein, den Geist der asiatischen Bilder, die er wahrscheinlich in minderwertiger Ausführung der Ming-Zeit kennen lernte, in die eigene Sprache zu übertragen.

Ein kühner und unternehmender Geist wie Leonardo empfand, daß das ihm Neue in Chinas Kunst eine Weiterentwicklung der heimischen Kunst bedeutete. Nur das Genie ist fähig, den fremden Gedanken in seine eigene Sprache umzuformen und so zu einer Bereicherung des heimatlichen Kunstschatzes zu gestalten.

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

II.

Die Kunst des Islam im Rahmen der Münchener Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst.¹

Wohl in jedem, der als Laie die Münchener Ausstellung besuchte, wird sich ein Gefühl des Bedauerns geregt haben, daß die Ausstellung von Meisterwerken der mohammedanischen Kunst nicht zu einer Darstellung der mohammedanischen Kunst — ihres Wesens, ihrer Entfaltung, ihrer Reife — geworden ist. Daß sie das nicht wurde, liegt zum guten Teil an der Sache selbst: das Beste der mohammedanischen Kunst ist — soweit überhaupt noch vorhanden — unbeweglich; vieles schlummert unter der Erde, unerkant, in irgend einem Winkel; vieles wurde von den Besitzern nicht zur Verfügung gestellt. Eine Darstellung der mohammedanischen Kunst in Objekten war somit von vornherein unmöglich. Durchführbar wäre nur eine Ergänzung der Objekte durch Abbildungen und Modelle gewesen. Die Ausstellungsleitung scheint diesen Weg nicht nur nicht für unwürdig, sondern sogar für wünschenswert gehalten zu haben: in mehreren Sälen fand man die Tafelwerke einiger Aussteller in Einzelblättern ausgestellt (selbst die Titelblätter), dazu kamen Originalaufnahmen Sarres und Miehlchs von hohem Interesse und auch ein kleines Modell von Kusair 'Amra. Es ist schwer verständlich, warum man — trotz der Überwindung der prinzipiellen Bedenken — nicht die Konsequenzen zog und auch andere Tafelwerke in einigen Sälen ausstellte, die die verschiedenen Gebiete der mohammedanischen Kunst erschlossen hätten. Dann wäre schon in der Ausstellung zur Darstellung gekommen, was der Vortragende nachträglich zu bieten suchte: ein Bild des Gesamtgebäudes der mohammedanischen Kunst und eine klare Vorstellung von der Stelle, die die vorhandenen Objekte innerhalb oder außerhalb des Gebäudes der mohammedanischen Kunst einnehmen.

Selbst wenn man den Begriff mohammedanischer Kunst im weitesten Sinne nimmt, als die Kunst, die mit dem Islam in irgend einem inneren Zusammenhange steht, sei es, daß sie von ihm angeregt, gefördert, modifiziert oder auch gehemmt worden ist, — so gab es in der Ausstellung noch genug dessen, was außerhalb des Gebäudes der islamischen Kunst lag. Daß die türkischen Kanonen

nicht zur mohammedanischen Kunst zu rechnen sind und die neapolitanische Figurengruppe (Saal 70) mit ihr so wenig zu tun hatten wie die äußerst interessante Sammlung europäischer Gemälde und Gravüren über Sujets der orientalischen Kulturgeschichte, das mußte auch der Laie empfinden. Derartige Objekte hätten zusammen mit den erwähnten Illustrationswerken und evtl. mit Modellen in eine separate, informatorische Abteilung gehört.

Streng genommen sind aber auch noch zwei andere Gebiete der orientalischen Kunst nicht in die islamische einzubeziehen, die in der Abteilung den größten Raum einnehmen: die Teppiche und die persische Miniaturmalerei. Freilich, wenn man von der mohammedanischen Kunst in dem Sinne sprechen will, in dem die Mohammedaner ihrerseits die Kunst des Abendlandes (einschließlich der „Modernen“) als christliche Kunst bezeichnen könnten — dann gehören Teppiche und Miniaturmalerei ihr an.

Aber es muß doch auch darauf hingewiesen werden, daß die Teppichkunst viel älter ist als der Islam, und daß der Islam an ihr nichts geändert hat; er hat weder die figürlichen Darstellungen unterdrückt, noch irgend welche mohammedanische Motive — Koransprüche oder dergleichen — hinzugefügt. Höchstens die Andeutung der Nische auf den „Gebetssteppichen“ kann als islamisches Motiv angesehen werden; der Gebrauch von Gebetssteppichen ist so alt, wie der Islam selbst. Die Teppichkunst hat sich innerhalb des Islam ganz beeinflußt entwickelt und wohl nicht einmal aufwärts entwickelt. Die Typen der Jagd- und Gartenteppiche sind uralte und können auch in vorislamischer Zeit nicht anders gewesen sein, als in manchen ausgestellten Exemplaren des 16. und 17. Jahrhunderts. Das einzige Verdienst des Islam um die Teppichkunst war die Förderung des Handels und insofern auch die Verbreitung der Kunst nach dem Westen.

Auch die persischen Miniaturzeichnungen und Malereien gehören im strengsten Sinne nicht zur Kunst des Islam. Sie sind rein nationale Kunst. Das Persertum hat sich dem Islam nur halb ergeben: in dogmatischer Beziehung schuf es sich die Formen des Schiitismus und behauptete sie inmitten einer orthodoxen Umgebung bis in die Gegenwart; auf dem Gebiet der Kunst hat es sich um kein Bilderverbot gekümmert. Soweit sie nicht bodenständig war, hat die persische Malerei ihre Anregungen aus der christlich byzantinischen Welt und aus dem fernen Osten erhalten, niemals aus dem Schoße des Islam. Und ebensowenig hat sie an den Islam abgegeben. Nur im graphischen und ornamentalen Buchschmuck konkurrierten die Perser erfolgreich mit den anderen islamischen Völkern.

Natürlich soll mit dieser Klarstellung des Verhältnisses der Teppichkunst und Miniaturmalerei zur Kunst des Islam die Bedeutung dieser Kunstzweige selbst oder der Wert der Ausstellung nicht geschmälert werden; im Gegenteil, es soll betont werden, daß zwei so wichtige Gebiete der

¹ Unter diesem Titel hielt am 23. November in der Münchener Orientalischen Gesellschaft Prof. Hell einen Vortrag, dessen Ausführungen hier kurz skizziert werden. Da bisher wenig selbständige Urteile über die Ausstellung erschienen sind (als solches nenne ich das von Roger Fry in der September- und Augustnummer 1910 des Burlington Magazine) und unter voller Benutzung und Auswertung des Materials nur Berichte von den Ausstellungsleitern selber vorliegen (vergl. das Doppelheft 8 und 9 der Zeitschrift „Kunst und Kunsthandwerk“, das speziell die Ausstellung behandelt, und Nr. 2 und 3—4 von Beckers „Islam“), so dürften die Hellschen Betrachtungen ohne Zweifel Interesse erwecken.

Der Herausgeber.

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

Kunst und des Kunsthandwerks nicht als Teil einer bunten Menge, sondern nur als geschlossene Einheiten ausgestellt zu werden verdienen.

Noch eine weitere Unterscheidung scheint angesichts des Materials der Münchner Ausstellung notwendig: Was ist Kunst des Islam, was ist Gewerbe und in welchem Verhältnis stehen Kunst und Gewerbe zu einander? Die Ausstellung mußte in dem Laien den Eindruck erwecken, daß im Islam die freie Kunst eine sehr untergeordnete Rolle gespielt habe im Verhältnis zum Kunsthandwerk. Es ist auch richtig, daß die Malerei und Plastik nur ein kümmerliches Dasein führten, obwohl sie nicht gänzlich fehlten.

Aber wie in der abendländischen, so war es auch in der islamischen Kunst die Architektur, die ursprünglich alle Zweige der Kunst in ihren Dienst nahm, bis diese sich von ihr emanzipierten. Das war das Beklagenswerteste an der Münchner Ausstellung, daß sie keine Vorstellung davon gab, in wie weitgehendem Maße die Objekte des Kunsthandwerks, der Kleinkunst, abhängig waren von den ursprünglichsten künstlerischen Bedürfnissen, von der Architektur und speziell der Moscheenarchitektur. Dieses Verhältnis der Kleinkunst zur Architektur als zu ihrem Ausgangspunkt und ihrem Rahmen suchte der Vortragende an der Hand zahlreicher Lichtbilder darzustellen.

Prof. Hell zeigte, wie schon in den ältesten Moscheen die Kunsttischlerei vor hohe Aufgaben gestellt war: im ganzen Westen des Islam war der Holzplafond einer der wichtigsten Träger der dekorativen Kunst; in der Ibn Tulunmoschee finden sich in Holz die ältesten Muster der ornamentalen Schrift und des Flächenornamentes, des sogen. Muster ohne Ende. Und überall bildete die Kanzel — der Mimbar — ein Hauptobjekt der Kunsttischlerei, der Schnitzerei und Inkrustation. Zeugen dieses Kunstzweiges waren in der Ausstellung wohl vorhanden, aber so lückenhaft und zerstreut, daß sie von der Bedeutung und Entwicklung dieses wichtigen Teiles des Kunsthandwerkes kein befriedigendes Bild gaben.

Von der Entfaltung der Flächendekoration des Maghreb, die vom Mihrab ihren Ausgangspunkt nahm und allmählich sich über die Mihrabwand und schließlich über alle Wände ausdehnte, von der Summe geistiger Arbeit, die in der Entwicklung der ornamentalen Schrift, des Kufi wie des Neschi, sowie in der Verfeinerung der Säule von den spätantiken Spolien bis zur Alhambra-Säule zutage tritt, gaben die Lichtbilder Proben, um diesen vollständig fehlenden Teil der muhammedanischen Ausstellung zu ersetzen, der ebenfalls durch Abbildungen und Modelle darstellbar gewesen wäre. Wenn die Ausstellung sich darauf beschränkt hätte, nur die muhammedanische Kleinkunst darzustellen, so wäre das Fehlen jeglicher Probe der maghrebischen Flächendekoration nur von denen empfunden worden, die den Parallelismus des Flächenschmuckes in Architektur und Kleinkunst verfolgen wollten. Allein die Ausstellung zeigte die Fliesentechnik der ostislamischen Kunst — also die östliche Form des Flächenornaments — in überwältigender Fülle und die Art des westlichen Stuckschmuckes nur in einem einzigen, unscheinbaren Stuckfelde aus der Alhambra;

dazu kamen dann Keramiken in reichster Auswahl und herrlichsten Proben aus allen Teilen des Ostens — gegenüber den minder vollkommenen Produkten dieser Art aus dem Westen. Gerade die relative Unvollkommenheit der westlichen Keramiken gegenüber den östlichen mußte das Urteil des Fernerstehenden trüben: er lernte die Kunst des Ostens in allen Zweigen (selbst die Architektur in Illustrationen) kennen, die Kunst des Westens nur von ihrer schwächsten Seite, der kalligraphischen, der keramischen und vom Flächenschmuck nur die Azulejos. Der Vortragende zeigte in Lichtbildern, welchen Raum die Azulejos in der Gesamtheit des Flächenschmuckes in der Alhambra einnehmen, welche anderen Bestandteile (Gipsschnitt, Schriftfries, Stalaktite) dazu kamen, und worin der wesentliche Unterschied zwischen der östlichen und westlichen Dekorative bestand.

Nachdem der markante Unterschied zwischen der Moscheen-Architektur des Westens mit ihren Säulenhallen und jener des Ostens mit ihren großzügigen Liwanen (Gewölbehallen) dargestellt wurde, verbreitete sich der Vortragende über den zurzeit im Vordergrund des Interesses stehenden Seldschuckenstil und seine Einwirkung auf die Architektur des mittleren Islam (Syrien und Ägypten) und die Entwicklung der ägyptischen Baukunst und Dekorative von der Hassan-Moschee bis zu den Bauten des Kait Bey.

Die Frage nach der Geschichte der einzelnen Motive der mohammedanischen Kunst und nach dem Anteil jeder einzelnen Nation an ihrer Entfaltung dem Kunsthistoriker überlassend, behandelte der Vortragende die Kunst des Islam als Abbild der jeweiligen Kultur, der Bedürfnisse, des Geschmackes und der geistigen Arbeit. Ein solches Bild habe wohl auch der Laie in der Ausstellung gesucht, aber nur lückenhaft und einseitig empfangen. Für die kunstgeschichtliche Forschung freilich sei die Ausstellung auch so, wie sie war, anregend und förderlich geworden. Hierin liege ihr großer unbestreitbarer Wert. Und wenn der kühne Versuch, auf die früheren Spezialausstellungen eine allgemeine Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst folgen zu lassen, zu der Einsicht geführt habe, daß ein solches Unternehmen niemals befriedigend durchzuführen sei und daß die Rückkehr zu Spezialausstellungen für die Forschung wie für die Allgemeinbildung förderlicher sei, so sei mit dieser Einsicht für alle ferneren ähnlichen Versuche ein wertvoller Hinweis gegeben.

— e —

* * *

Nachschrift des Herausgebers.

Gern hätte ich im Orientalischen Archiv eine schärfere Analysierung der einzelnen Gruppen der Ausstellung durch die einzelnen Fachkenner sowie verschiedene Urteile über die bei der Ausstellung befolgten Prinzipien ähnlich den vorstehenden Ausführungen in einer Reihe von Aufsätzen geboten. Leider aber haben die Angegangenen abgelehnt, ihre abweichenden Meinungen zu äußern, da sie davon absehen mochten, durch eine freie Kritik an der Ausstellung interessierte Kreise zu verletzen. Gerade eine

ungezwungene, durch keinerlei persönliche Rücksichten diktierte sachliche Diskussion wäre der Sache selbst äußerst zweckdienlich und würde manche Fingerweise für künftige Veranstaltungen ähnlicher Art geben. Ich sehe mich zu diesen Zeilen besonders auch darum veranlaßt, weil die offenerzige Auseinandersetzung über die Gruppierung der Teppiche, die Heft 1 unserer Zeitschrift brachte, von einer an der Ausstellung beteiligten Seite als eine „persönliche Kränkung“ empfunden wurde. Um Mißverständnisse zu vermeiden, präzisiere ich meine persönliche Stellung zu der Münchener Ausstellung dahin, daß ich dieselbe als eine höchst bedeutsame Leistung betrachte, die für die verschiedensten Wissenszweige fruchtbare Anregungen geboten hat. Die Münchener Ausstellung überragte unstreitig, in ihrem Ganzen gefaßt, mit ihren 3600 Gegenständen auch die früheren Darbietungen ähnlicher Art (1885 in London die „Exhibition of Persian and Arab Art“ im Burlington Fine Arts Club, 1890 die große Teppichausstellung im Wiener Handelsmuseum, 1893 Ausstellung mohammedanischer Kunstwerke in Paris, 1897 Sammlung Martin in Stockholm, 1899 Sammlung Sarre in Berlin, 1903 „Exposition des Arts musulmans“ im heutigen Musée des Arts décoratifs, 1905 Nordafrikanisches Kunstgewerbe in Algier, 1907 Keramik Vorderasiens durch den Londoner Burlington Fine Arts Club). Von nicht zu unterschätzender Bedeutung wurde ferner die Münchener Ausstellung dadurch, daß türkische, arabische und persische Kreise mit lebhafter Genugtuung begrüßten, daß die kulturelle Bedeutung der geistigen Kräfte, die in den Islamgebieten sich zu den verschiedenen Zeiten geregt haben, gerade in Deutschland Anerkennung und Verständnis finden. Meine Sympathie zu dem Werke wird jedenfalls auch dadurch charakterisiert, daß ich bereits im Jahre 1907 auf Grund der bei meiner letzten 18 monatigen Vorderasienreise gewonnenen Eindrücke der Münchener Orientalischen Gesellschaft die Anregung unterbreitet hatte, eine Orient- oder Vorderasien-Ausstellung sich zur Aufgabe zu stellen.

Wie Professor Hell es als einen Mangel empfunden hat, daß die Stellung des Kunstgewerbes zur Architektur in der Münchener Ausstellung nicht zum Ausdruck kam, so hatte ich meinerseits das Gefühl, daß bei einer Veranstaltung, die sich doch auch an das große Publikum wenden wollte, es an einigen Beispielen einer Darlegung bedurft hätte, wie das Kunstgewerbe des Orients sich im orientalischen Milieu präsentiert, wie die Werke der Keramik, Holz- und Elfenbeinschnitzerei, der Metall- und Textilkunst im Rahmen der Profanbauten, also am und im türkischen, arabischen und persischen Hause ihre Verwendung finden, das durch Jahrhunderte seine Züge bewahrt hat. Diese zu berücksichtigende ethnographische Seite einer Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst hätte sicherlich viel zur Belehrung und Popularisierung beigetragen. Mit Leichtigkeit hätte sich die äußere Fassade eines türkischen, arabischen, persischen Hauses mit den bei Portalen, Fenstern, Erkern und Gittern zur Verwendung kommenden Motiven der Bauart und Ornamentik darstellen lassen, ebenso ein Innenhof mit seinem Liwan, seinen Säulen, seinen Flächendekorationen. Auch ein orientalisches Zimmer mit seinen Nischen, der Verkleidung seiner

Wände, der Verwertung zahlreicher Erzeugnisse der Kleinkunst im Innenraume des Hauses hätte ohne allzugroße Kosten durch einige Architekten oder Kenner des Orients versinnlicht werden können. Wer ein kürzlich erschienenes verdienstliches Buch wie das von Oskar Reuther, „Das Wohnhaus in Bagdad und anderen Städten des Irak“ zur Hand nimmt, wird in klarer Form von der Stellung der einzelnen Zweige des Kunsthandwerks für den Ausbau und die Schmückung des Hauses unterrichtet und hat das Gefühl, daß aus dem in München so vielfältig zusammengefloßenen Material leicht solches sich ausscheiden ließ, das einer derartigen Illustrierung hätte dienen können, ohne die sonst gepflegte Systematik der Anordnung zu gefährden. Der Hauptgrund, daß einseitig kunstgewerbliche Gesichtspunkte bei der Münchener Ausstellung zur Geltung kamen, liegt darin, daß in die Ausstellungsleitung weder Orientalisten noch Ethnographen oder Geographen einverleibt wurden. — Ich möchte ferner nicht unerwähnt lassen, daß einige historisch-geographische wie moderne Karten der Islamgebiete sehr zur Beleuchtung der Kultureinflüsse und Kulturübergänge beigetragen hätten. Der Mehrzahl der Besucher wären durch solche Hilfsmittel viele Dinge verständlicher gemacht worden, als wie durch die nackte Liste der für die mohammedanische Kunstgeschichte wichtigen Dynastien und Herrscher, welche der Katalog auf Seite 83—86 brachte. Dem großen Publikum, dem doch neben den wenig hundert Fachkennern eine mit derartigen Kosten verknüpfte Ausstellung dienen sollte, sind gewiß Namen wie Raqqa und Rhages, Sassaniden und Samaniden, Ortokiden und Ghaznewiden nichts als Schall und Rauch. Es hätte für solche Zwecke lediglich einer Vervielfältigung einiger Karten aus Spruner-Menkes treflichem Handatlas im Maßstabe der Schulwandkarten bedurft, der dem Orient 15 verschiedene Blätter für die einzelnen Geschichtsepochen widmet.

Die Ausstellung von Handschriften aus dem islamischen Kulturkreis in der Münchener Hof- und Staatsbibliothek.

Parallel mit der Münchener Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst lief in den Sommer- und Herbstmonaten eine ungemein interessante wie wichtige Ausstellung von Handschriften aus dem islamischen Kulturkreis im Fürstensaal der Kgl. Hof- und Staatsbibliothek zu München. Die reichen Schätze dieser bedeutenden Büchersammlung haben es erlaubt, eine Ausstellung zu veranstalten, die dem Wissenschaftler wertvolle Studien Gelegenheit und dem Laien reiche Anschauung von einer sonst nicht leicht zugänglichen Gattung islamischer Kunst vermittelte.

Das Verdienst, das Typische und Schöne bei gleichzeitig geübter wissenschaftlicher Systematik durch sorgsame Auswahl geboten zu haben, gebührt dem Kustos der semitischen Abteilung der Münchener Staatsbibliothek Dr. Gratzl. Derselbe hat auch einen trefflichen Katalog

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

dieser Ausstellung von fast 300 Handschriften und Einbänden verfaßt. Dieser Katalog bot nicht nur eine Aneinanderreihung der ausgestellten Stücke mit kurzen erklärenden Bemerkungen, sondern auch eine für solche Veranstaltungen vorbildliche Belehrung über Literatur, Schriftarten, Illuminier- und Dekorationskunst der islamischen Völker. Die Münchener Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst, die die Zuziehung von Orientalisten leider verabsäumt hatte, bot bei weitem nicht eine so sorgfältige und wissenschaftlich bedeutsame Katalogisierung ihrer zusammengetragenen bemerkenswerten Schätze (der Katalog weist die Buchkunst einschließlich der Einbandproben unter Nr. 565—1054 auf). Dazu kam auch, daß bei den dortigen Miniaturen, weil sie in einer Reihe von Ausstellungsräumen ohne einen ersichtlichen Plan verteilt waren, ein vergleichendes Studium ungemein schwierig war.

Zur Geschichte der arabischen Handschriften der Münchener Staatsbibliothek sei erwähnt, daß der alte Bestand der orientalischen Handschriften in seinem größten und besten Teil aus der Bibliothek des Orientalisten und Staatsmannes J. A. Widmanstetter (geb. 1506) stammt, die Herzog Albrecht V. von Bayern für seine Bibliothek erwarb. Schöne persische Handschriften sind in den dreißiger Jahren des 19. Jahrhunderts hinzugetreten und im Jahre 1811 wurden neue Handschriften von Clotbe, dem Vorstand des ägyptischen Sanitätswesens, geschenkt, die dieser bei dem syrischen Feldzuge Mohammed Alis (1831—1841) erworben hatte. Aber den gewaltigsten Zuwachs gewann die Münchener Bibliothek durch den im Jahre 1858 auf Befehl des verstorbenen Königs Maximilian II. erfolgten Ankauf der sehr reichhaltigen und wertvollen Sammlungen des berühmten Pariser Orientalisten Etienne Quatremère, die damals um die geringe Summe von 350000 Francs angekauft wurden. Wichtig ist dann noch der Zuwachs durch eine große Anzahl im Jahre 1900 erworbener, aus Südarabien stammender Handschriften (115 Stück). Merkwürdigerweise haben die sonst so reichen bayerischen Klöster sehr wenig orientalische Handschriften ergeben, wenn man von dem Kloster Polling absieht, aus dem einige gute Stücke kamen.

Wie der Gratzlsche Katalog zeigt, sind folgende hervorragende Manuskripte im Besitz der Münchner Bibliothek. In kufischer Schrift, der ältesten Form der arabischen Buchschrift, die sich bis ins 4. Jahrhundert der Hedschra verfolgen läßt, besitzt die Münchner Bibliothek nur Bruchstücke (Qorânfragmente). Eine der kufischen nahestehende Schriftform hat sich in den Ländern des westlichen Islam (Spanien und Nordamerika, ausschließlich Ägypten) ausgebildet und bis heute erhalten. Der „Westen“ (Magreb) hat ihr den Namen „Maghrebinische Schrift“ gegeben. Hier ist zu erwähnen ein Teil des Kitab al Agani (Buch der Gesänge), eine Sammlung von Lebensnachrichten über die ältesten arabischen Dichter, und zwar die beste der existierenden dieses Werkes (Nr. 5 des Gratzlschen Katalogs), die des Abul Farag Ali al Isfahani (gest. 967 n. Chr.). Diese Handschrift ist zwar nicht vollständig, aber doch durch die zahlreichen Münchner Handschriften des Kitab al Agani vollständig ergänzbar. Wichtig für die Geschichte der

christlichen Kirche in Spanien unter der maurischen Herrschaft ist (Nr. 12) eine arabische Übersetzung der vier Evangelien aus Kordova (1345 n. Chr.). Die speziell westlichen Handschriften zeichnen sich auch durch dekorative Medaillons aus, die den Rand neben den Titeln schmücken. Heutzutage ist noch das Werk des Halil ben Ishaq Sidi Chalil durchaus mustergiltig auf dem Gebiet des Rechts in Nordafrika. Sein um 1360 entstandenes Werk (Nr. 23) ist z. B. noch die Grundlage der heutigen Rechtsprechung für die Eingeborenen im französischen Nordafrika. In keiner Bibliographie ist bis jetzt Nr. 32 erwähnt, eine Handschrift, die aus dem 12. christlichen Jahrhundert herrührt, eine Risala über den Sufismus. Sie gehört zu den 1900 aus Südarabien erworbenen Inschriften, wo zweifellos noch große handschriftliche Schätze für europäische Bibliotheken und Sammler zu holen sind. So hat erst jüngst die Bibliothek der Brero in Mailand für nur 30000 Franken nicht weniger als 1300 aus Jemen stammende Handschriften kaufen können.

Es folgen die arabischen Handschriften in der Neshi-Schrift, die im 4. Jahrhundert im arabischen Osten (Asien und Ägypten) an Stelle des steifen Kufi als eine flüssigere Schriftform in der Buchschrift aufkam, nachdem sie in Briefen schon früher gebräuchlich gewesen war (die Heidelberger Sammlung hat derartige Papyri). Neshi oder Nash ist heute noch die gewöhnliche arabische Schrift und wird ebenso für den Druck angewandt. Von ihr aus sind dann später die mannigfachen Schriftformen und Zierschriften der Perser und Türken, die unter den verschiedensten Namen als Taliq, Nastaliq, Diwani, Tulut usw. bekannt sind, ausgegangen. Zu den kalligraphisch schönsten Stücken in dieser Schrift gehört z. B. Nr. 51, ein Teil des schon einmal erwähnten Kitab al Agani. Nr. 55 ist eine im 9. Jahrhundert entstandene Kosmographie, die nur in dieser Abschrift erhalten ist. Geschrieben ist sie um 1354 und trägt eine eigenhändige Widmung des ägyptischen Mamelukensultans Hasan ben Mohammed ben Qalâun, der sie als Wakf einer Moschee geschenkt hat. Das großartige rhetorische Interesse der Araber zeigt in einer Sammlung von Kanzelansprachen eines im Jahre 984 n. Chr. gestorbenen syrischen Geistlichen, die noch nach drei Jahrhunderten der Abschrift wert gehalten wurde (Nr. 57). Die Münchner Bibliothek ist außerordentlich reich an älteren arabischen medizinischen Handschriften. Nr. 62 ist eine sehr wertvolle medizinische Enzyklopädie des Rhases, von dem auch Nr. 35, eine alte marokkanische Abschrift des Werkes über die Abwehrung des Schadens der Nahrungsmittel herrührt. Bei Nr. 109, einem Werke eines Schülers des Avicenna, sind Krankheitsursachen und Symptome schon systematisch geschieden. Einem südarabischen Iman hatte Nr. 74, ein Hauptwerk des saiditischen Rechts in Südarabien aus dem Jahre 1436, gehört. Nr. 77 ist ein Teil der Annalen der ägyptischen Geschichte des Abul Mahasin Jusuf, die als ein Vermächtnis des Verfassers 1465 geschrieben ist. Die Schreibseligkeit der Araber zeigt sich auch in Schreibkunststücken. Nr. 137 beweist, daß man von einem islamischen Staatssekretär unter anderen ganz andere Dinge verlangt wie von einem westlichen. Der Staatssekretär Mir Ali aus Buchara hat kalli-

Die Ausstellungen orientalischer Kunst des Jahres 1910.

graphische Kunstwerke als Vorlagen verfertigt. So bildet Nr. 90, nach gewöhnlicher Art gelesen, eine Rechtslehre, während die vier senkrechten Kolumnen eine Metrik, eine Geschichte der Rasuliden, eine Grammatik und eine Reimlehre darstellen. Die Lust an solchen Kunststücken hat sich bis in das 18. und 19. Jahrhundert erhalten. Der Kodex 90 ist 1747 geschrieben. Literarisch wichtig als eine Sammlung vormohammedanischer Poesie ist Nr. 98. Die Hamasa des Abu Temman (gest. 845 n. Chr.) ist die durch Rückerts Übersetzung bekannte Sammlung arabische Gedichte (Nr. 99). Und Nr. 182 zeigt, daß auch Platen ein tüchtiger Orientalist war (Excerpte aus Hafiz von des deutschen Dichters Hand).

Für die Geschichte des Islâm als Religion ist z. B. Nr. 105 wichtig, ein philosophisches Werk einer interessanten Sekte mit gnostischen und Reinheitsideen: „Die Abhandlungen der aufrichtigen Brüder und treuen Freunde“. Eine Spezialität der Münchner Bibliothek sind auch die drusischen religiösen Schriften, von denen sie die größte Sammlung besitzt. Aus dem religiösen Gebiete ist der Qorân Nr. 122 mit Goldschrift, reichem Titelornament und vielen Dekorationen erwähnenswert, da er einst im Besitz des „Père la Chaise“, des Beichtvaters Ludwig XIV., gewesen ist. Das Hinübergreifen arabischer Kultur auf fremde Gebiete und umgekehrt zeigt Nr. 141, ein Kanon des Avicenna, der den arabischen Text in spanisch-rabbinischer Schrift gibt. Nr. 146 ist ein koptisches Missale des hl. Cyrillus mit beigegeführter arabischer Übersetzung. Nr. 147 ist eine arabische Genesis, von arabischen Juden übersetzt, die der holländische Missionär Petrus van der Vorm mit einer malaischen Interlinearversion versehen hat. Interessant sind auch Nr. 148, das arabisch-lateinische Vocabular eines Palästina-Pilgers aus dem Jahre 1518, und Nr. 149, das arabisch-lateinische Wörterbuch eines spanischen Christen aus der gleichen Periode.

Schon früh entwickelte sich neben dem kalligraphischen Hauptschmuck eine reiche geometrische Ornamentik in den arabischen Handschriften, namentlich bei Qorânen, und es tauchen auch Miniaturen mit figürlichen Darstellungen auf, wenn auch nur vereinzelt. Allerdings können sich diese arabischen Miniaturen an künstlerischem Reichtum nicht mit der persischen Buchmalerei vergleichen. Aus diesem Gebiet der arabischen Handschriften sind Nr. 150, Qazwinis Kosmographie mit Engeldarstellungen, die unbedingt unter byzantinischem Einfluß stehen, zu erwähnen, ferner Nr. 153, die arabische Übersetzung der Fabeln Bidpays mit 73 guten Miniaturen und — als eine Seltenheit — mit 38 Federzeichnungen von europäischer Hand illustrierte Maqamen des Hariri (Nr. 155). Unter den persischen und türkischen Handschriften zeichnen sich

Nr. 185, 186 und 187 durch ihr besonders großes Format aus. Der Reichtum der Münchner Bibliothek an persischen und indischen Handschriften ist nicht bedeutend. Afghanistan und Herat sind ebenso wenig vertreten. Dafür konnte die Ausstellung auf der Theresienwiese recht kostbare und für die Entwicklung der Miniaturenmalerei charakteristische mesopotamische und persische Stücke zeigen. (Kat. 583/91; 595/61; 649/82).

Wichtige Stücke aus dem Besitzstand der Münchner Hof- und Staatsbibliothek sind auch noch die Beutestücke aus orientalischen Kriegen, die fast eine kleine Geschichte der kriegerischen Zusammenstöße mit dem Osten, von den frühesten Schlachten auf dem Boden Ungarns und der Balkanhalbinsel bis zum ägyptischen Feldzuge Napoleons und den Kämpfen der Franzosen mit Abd el Kader in Algier, abgeben können.

— r —

* * *

Die Straus-Negbaur-Sammlung japanischer Holzschnitte in der Bremer Kunsthalle. Die deutschen Sammlungen japanischer Holzschnitte genügen allein, um ein völlig ausreichendes Bild dieser Kunst zu geben. Das Experiment, 300 „Primitive“ auszustellen, auf das Paris vor einiger Zeit so sehr stolz war, würde ich in Deutschland mit drei Sammlungen bewerkstelligen. Die größte ist die des Universitätsprofessors Dr. Jaekel-Greifswald, zugleich ein *embarras de richesse* von Unica und Seltenheiten. Ihnen dürften die des Kais. japanischen Konsuls Moslé-Leipzig und des Pfarrers Succo-Lichtenberg folgen; die letzte umfaßt u. a. die größte Toyokuni I-Sammlung. Professor Max Liebermann-Berlin hat besonders schöne Buncho, ich selbst besitze eine gute Sammlung erlesener Primitiver. In gewisser Beziehung ist aber die jetzt in der Bremer Kunsthalle (vorher in Frankfurt a. M., Städelinstitut, und in Schwerin) ausgestellte Sammlung der Frau Straus-Negbaur-Frankfurt a. M. die Krone aller andern! Obgleich an Nummernzahl verhältnismäßig klein (es sind nur 232 Blätter ausgestellt), enthält sie ausschließlich Blätter allererster Qualität. Neben vortrefflichen „Primitiven“, unter denen sogar der vornehme Chincho mit einem Prachtstück vertreten ist, farbensprühende Harunobu-, elegante Yeishi-, klassische Utamaroblätter, vor allem aber Shumman-Triptychen, so bezaubernd fein in der Färbung, daß man zweifelt, ob er nicht der am delikatesten empfindende Kolorist gewesen ist. Wenn ich den Kenner noch auf einige Kabinettstücke des Sharaku hinweise, so dürfte er kaum noch *Desiderate* haben. Eine Sammlung für Gourmets auf diesem Gebiete, und es hat mir eine große Freude bereitet, den Katalog dazu herausgeben zu dürfen.

Dr. Julius Kurth.

Kleine Mitteilungen.

Ausstellungspläne.

Weltausstellung in Konstantinopel. Wie die türkischen Blätter melden, ist beschlossen worden, im Jahre 1913 in Konstantinopel eine internationale Ausstellung zu veranstalten. Als Platz ist dafür die Serailspitze in Aussicht genommen, der große, teils wüste und mit Spuren alter Gebäude bedeckte, teils Pulver- und Patronenschuppen tragende, teils auch parkartige Grund, der das alte Serail umgibt. Hier liegt auch das Lehrkrankenhaus Gülhaneh, mehrere gebrechliche Holzkasernen und der langgestreckte Bau der ehemaligen Medizinschule Gülhaneh. Im allgemeinen stellt das Gelände einen Abhang rings um das alte Serail dar, das große alte Kaiser-schloß der Byzantiner. Auf diesem, an geschichtlichen Erinnerungen so überreichen Boden, wo noch die Götensäule des Kaisers Claudius aufragt, wo die Sultane sich in die Trümmer der byzantinischen Pracht einbauten und heute die Schatzkammer, das Heeresmuseum in der Irenen-Kirche und das Antikenmuseum liegen, sollen die luftigen Bauten einer internationalen Weltausstellung entstehen. Der Bosphorus vereinigt sich hier mit dem Goldenen Horn und dem Marmarameer; ein bunt bewegtes Bild zieht am Auge des Beschauers vorüber. Heute atmet der ganze Platz Verlassenheit und Verfall; kaum daß ein Wanderer die staubigen ungebneten Wege betritt. Am Rande, wo die Wellen an den Fuß der alten Gemäuer schlagen, ist der Eindruck des Verfalls am deutlichsten. Geborsten und umhüllt von Schlingpflanzen wartet hier ein Chaos von Mauerwerk und Gerümpel auf den Einsturz. Dahinter rollt in einem Einschnitt der Zug der nach Adrianopel sich bewegenden Eisenbahn vorüber. Falls die Verwaltung der Stadt die günstige Gelegenheit benutzt, kann sie die völlige Umgestaltung dieses schönen Erdenwinkels erreichen. Ohne an geschichtlich wertvolle Baureste zu rühren, im Gegenteil, unter sorgfältiger Schonung und Sicherung alles Wertvollen, kann der Platz von Krankenhäusern, Kasernen, Schulen, Pulverschuppen befreit werden, und mit leichter Mühe wäre hier der schönste Park der Welt hervorzuzaubern. Zypressen und Feigenbäume gibt es schon im Überfluß, es handelt sich nur darum, Wege zu schneiden, Ordnung zu schaffen und am Meeresufer einen breiten Platz herzustellen, wo man die jetzt verdeckten und nur durch Mauerscharten auftauchenden Herrlichkeiten der Natur genießen kann. Diese großzügige Umgestaltung müßte eine Weltausstellung der Stadt schaffen und nach Schluß ihr überlassen, wie der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung“ in einem Berichte vom 17. November 1910 betont. Die Jungtürken werden ohne Zweifel den Gedanken einer Weltausstellung mit Energie durchführen und sich so die Gelegenheit nicht entgehen lassen, die neue Ära in der Türkei den aus allen Ländern herbeiströmenden Fremden durch solche im europäischen Geiste gehaltene Veranstaltung vor Augen zu führen.

Was bei dieser Weltausstellung nicht verabsäumt werden dürfte, das wäre die Entfaltung eines Kunst

und Wissenschaft fördernden weitausschauenden Programms. Wie viele Schätze des orientalischen Kunstgewerbes liegen noch unbeachtet und unkatalogisiert in den Schatzkammern und Vorratsräumen von Moscheen und anderen öffentlichen Gebäuden oder befinden sich in Privatbesitz, ohne daß die Eigentümer von ihrem Werte eine rechte Vorstellung haben. Auch an wertvollen Manuskripten, die über manche politisch und kulturell wichtige Epoche des Türkenreiches Auskunft geben, dürften die Bibliotheken der Regierung wie der Moscheen und geistlichen Orden reich sein, die bei dieser Gelegenheit das Licht der Öffentlichkeit erblicken und den Forschern zugänglich gemacht werden sollten. Das Ottomanische Museum und die Kaiserliche Jildisbibliothek besitzen eine Fülle bisher genauerem Studium entzogener Gegenstände, von denen einige auf der Münchener Ausstellung von 1910 gewürdigt werden konnten.

Zur Zusammenbringung einer ethnographischen Sammlung, welche die Völker der europäischen und asiatischen Türkei in ihren Volkseigenheiten, Trachten, ihrer Lebensweise, ihrer Hausindustrie zu veranschaulichen hätte, würde die türkische Regierung Mittel und Wege in der Hand haben, wie sie keinem europäischen Museum oder Sammler leicht geboten sind. Da die Balkanhalbinsel und Vorderasien in allen deutschen, ja europäischen Völkerkundemuseen äußerst schwach vertreten ist, so hätte eine solche ethnographische Abteilung der Konstantinopler Weltausstellung unstreitig hohen wissenschaftlichen Wert. Die Bestände könnten den Grundstock für ein Ethnographisches Museum bilden. Nachdem Bukarest unter der Leitung von Prof. Tzigara-Samurcas ein derartiges Institut gegründet hat, das bereits beachtenswerte Leistungen aufzuweisen hat, wird die Hauptstadt des Osmanenreiches ein ähnliches Unternehmen früher oder später in Angriff zu nehmen genötigt sein. Wie aus der kurzen Skizzierung des Wünschenswerten hervorgeht, entwickeln sich zur weiteren Erschließung von Geschichte, Literatur, Völkerkunde, Architektur und Kleinkunst der Gebiete des Osmanenreiches bei einer Weltausstellung in Konstantinopel Aus-sichten, die nicht sobald in ähnlich günstiger Weise sich ergeben würden. Freilich, sollte ein solches weitausblickendes Programm zur Ausführung kommen, so müßte mit einer Organisation der vorbereitenden Arbeiten bald begonnen werden.

Grothe.

* * *

In Stockholm wird eine japanische Kunstausstellung im Januar und Februar 1911 stattfinden, die von dem Verein der Kunsthandwerker veranstaltet wird.

Wissenschaftliche Institute und Gesellschaften.

Die **Deutsche Orient-Gesellschaft** hat dieser Tage die Ergebnisse ihrer auf dem vorgeschichtlichen Friedhofe bei Abusir-El-Melek (Mittelägypten) vorgenommenen Grabungen verteilt, die Dr. G. Möller, Direktor-Assistent an

der ägyptischen Abteilung der königl. Museen zu Berlin, im Auftrage der Gesellschaft in den Jahren 1905 und 1906 vorgenommen hatte. Durch die dortigen Arbeiten sind mehr als 1200 grobenteils völlig unberührte Gräber aus der Zeit von etwa 3800—3500 v. Chr. freigelegt worden, sodaß uns jetzt die Bestattungssitten dieser steinzeitlichen Bewohner des Niltals weit besser bekannt sein dürften als die unserer eigenen Vorfahren von vor 1000 Jahren. Es handelt sich um reiche Ausbeute in Gefäßen aus Ton und Stein, an Feuersteinmessern, Schnitzereien aus Elfenbein und Fayence, sämtlich aus dem Ende der vorgeschichtlichen und dem Beginn der geschichtlichen Zeit Ägyptens. Die der ägyptischen Abteilung der Berliner königl. Museen überwiesenen Schätze haben das dort befindliche Material an vorgeschichtlichen Funden derartig vermehrt, daß der ägyptischen Prähistorie ein eigener großer Raum zugewiesen werden mußte. An Reichhaltigkeit und Schönheit der Formen und an Vollständigkeit ganzer Grabfunde steht diese ägyptisch-prähistorische Sammlung jetzt vorbildlich da. Es blieb noch eine ganze Menge von Duplikaten, nicht nur Einzelfunde der vorhin genannten Art, sondern auch eine Reihe zusammengehöriger Grabfunde. Diese hat die Deutsche Orient-Gesellschaft jetzt in dankenswerter Weise an eine Reihe anderer deutscher Sammlungen verteilt. Bei der Verteilung konnten 51 deutsche Sammlungen bedacht werden, nämlich: Aachen, Bautzen, Bonn, Braunschweig, Bremen, Breslau, Bromberg, Köln, Dillingen a. D., Dresden, Düren, Eisleben, Erlangen, Frankfurt a. M., Friedberg i. H., Giessen, Göttingen, Greifswald, Guben, Hadersleben, Halle, Hamburg, Heidelberg, Heilbronn, Hildesheim, Karlsruhe, Königsberg i. Pr., Konstanz, Landshut, Leipzig, Liegnitz, Lübeck, Mannheim, Mainz, Memmingen, München (antiquarische und ethnographische Sammlung), M.-Gladbach, Nürnberg, Paderborn, Pyritz, Rostock, Stralsund, Straßburg, Stuttgart, Tübingen, Weimar, Worms, Würzburg.

Münchener Orientalische Gesellschaft. Zur Ergänzung des in Heft 1 gegebenen Vortrags-Programms 1910/11 dienen folgende Angaben: Pater Dr. Engelbert Huber O. F. M., München: „Arbeit und Arbeiter in Altbabylonien“ (28. Januar). Prof. Dr. Sigmund Günther, München: „Arabische Geographen“ (8. Februar). Rabbiner Dr. Coßmann Werner, München: „Moses und Hammurabi“ (1. März). Dr. Heinrich Schupp, München: „Bulgarien einst und jetzt“ (22. März). Dr. Roth, Kempten: „Armenien und seine Beziehungen zum Westen“ (1. April). Dr. Hans Haas, Heidelberg: „Christliche Klänge im japanischen Buddhismus. Ein Kapitel aus der japanischen Religionsgeschichte“ (8. April). Prof. von Berlepsch-Valendàs, München: „Land und Leute in Dalmatien und Istrien“ (22. April).

An die Mitglieder wurde der VIII. Band der von Dr. Hugo Grothe herausgegebenen „Beiträge zur Kenntnis des Orients“ verteilt, dessen Inhalt folgender ist: Rechtsanwalt Hans Rudelsberger-München, Die Äthiopische Bahn. Ewald Banse-Braunschweig, Kilikische Tage. S. Lichtenstädter-München, Nationalität, Religion und Berufsgliederung im Oriente. Dr. jur. et phil. Hugo Grothe, Zivilisatorische und humanitäre Arbeit der einzelnen Nationen in Vorderasien. Dr. Theodor Menzel-Odessa, Ein Beitrag zur Kenntnis des Zecherwesens in

Konstantinopel. Prof. Martin Hartmann, Islam und Politik. Dr. Richard Hartmann-Leiden, Das Eindringen der Araber ins Ostjordanland.

In der **Deutsch-Asiatischen Gesellschaft** werden in den Monaten Januar, Februar und März 1911 sprechen: Graf Reventlow: Japans maritime Stellung (13. Januar), Frau Generalin Freifrau von Funck: Reiseeindrücke in Ceylon, China und Japan (20. Januar), Baumeister und Diplom.-Ing. G. Stephan: In Indien und am Persischen Golf (17. Februar), Kapitän zur See von Pustau, Berlin: Wirtschaftliche und politische Tätigkeit der Japaner auf dem asiatischen Festlande (3. März).

Die Deutsch-Asiatische Gesellschaft gibt ihr Organ „Asien“ gegenwärtig im Verlage von Süßerott heraus, das als eine Fortsetzung der ursprünglich im Verlag der in Konkurs geratenen Firma Dr. Hermann Paetel erschienenen Zeitschrift „Asien“ zu betrachten ist.

In Budapest wurde eine **Turanische Gesellschaft** gegründet, die sich zur Aufgabe machen will, im verheißungsvollen Osten auch ungarische Kräfte zu produktiver Pionierarbeit anzuregen und die Kultur der asiatischen Völker zum Gegenstande eingehender Studien zu machen. Zum Präsidenten wurde Graf Paul Teleki gewählt, in den Ausschuß u. a. Armin Vambéry, Ignaz Goldziher, Alois Paikert. Das Ziel, die ungarische Arbeit in Asien zu Ehren zu bringen, wollen zunächst Dr. Julius Messáros und Dr. Rudolf Millecker mit einer Forschungsreise durch Kleinasien einleiten.

Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien. Der Sekretär, Hofrat Prof. Dr. Josef Ritter von Karabacek legte in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 30. November eine von ihm verfaßte und für die Sitzungsberichte bestimmte Abhandlung vor: „Zur orientalischen Altertumskunde, III: Riza-i-Abbasi, ein persischer Miniaturenmalerei“. Seine Ausführungen lauteten folgendermaßen:

Herr Friedrich Sarre in Berlin, der glückliche Sammler und Besitzer erlesener Kostbarkeiten mohammedanischer Kunst, nennt auch einen Sammelband sein eigen, in dem nach seiner Angabe ein Kunstfreund fünfzig eigenhändige, meist datierte Skizzen des zu seiner Zeit viel bewunderten Meisters Ali Riza-i-Abbasi vereinigt hat. Diese Skizzen sollen meist in den Jahren 1638—1643, zum Teil in Isfahan entstanden sein, wo der aus Tebriz gebürtige Künstler als Schönschreiber und Maler am Hofe des kunstliebenden Schâh Abbâs I. (1587—1629) eine Rolle gespielt hat. Unter dem Titel „Riza Abbasi, ein persischer Miniaturenmalerei“ will nun Friedrich Sarre im I. Heft des X. Jahrgangs der Zeitschrift „Kunst und Künstler“, (Oktober 1910, S. 45—53) ein Bild des Lebens und Schaffens dieses hervorragenden Künstlers geben. Wie der Referent glaubt, verfrüht. Seine streng sachlichen Darlegungen, die jede polemische Spitze und Absicht von sich weisen, bezwecken nur, dem kunst-sinnigen Forscher, dessen feingeschultem Blick so manche wertvolle Entdeckung zu verdanken ist, die Überzeugung zu verschaffen, daß wir noch lange nicht so weit sind, um auf diesem orientalischen Kunstgebiet im allgemeinen und im besonderen mit abschliessenden Urteilen operieren

Kleine Mitteilungen.

zu können. Noch stehen die einzelnen Künstlernamen in ihren Individualitäten wenig oder gar nicht erkannt und abgeklärt vor uns; weder das zur Verfügung stehende Bildmaterial, noch die in den bisher zugänglichen einheimischen Quellen gebotenen Aufzeichnungen über ihre Lebenswege sind ausreichend. Letztere fordern die strengste Kritik heraus, ersteres die größte Vorsicht.

Alle diese Skizzen sind ausnahmslos als „Pinselfzeichnungen“ beschrieben; auch wurde die Vermutung allfälliger Verwendung der „Vogelfeder“ im Dienste der persischen Zeichenkunst ausgesprochen. Die Erörterung dieser wichtigen kunsttechnischen Frage bildet den Eingang von Karabacek's Auseinandersetzungen auf Grund dessen, was die Perser in ihrem Sprachsatze darüber auszusagen wissen. Als Resultat ergibt sich, daß dem schuldig gebliebenen Nachweis der ausschließlichen Verwendung des „Pinsels“ oder der „Vogelfeder“ bei schattenlosen linearen Skizzen des 16. und 17. Jahrhunderts mit Interesse noch entgegen gesehen werden muß. Zunächst bleiben das Schreibrohr (kalam) und wahrscheinlich auch die von den Mohammedanern schon im Ausgange des Mittelalters gekannte Metallfeder als Zeicheninstrumente bestehen.

Den Gegenstand selbst anlangend, versuchte der Referent den Beweis zu erbringen, daß die in der genannten Publikation dem Ali Riza-i-Abbasi zugeschriebenen Skizzen demselben nicht allein angehören können, daß sie vielmehr unter mehreren Künstlern des 16. und 17. Jahrhunderts aufgeteilt werden müssen. Dies geht nicht nur aus den einschlägigen, von mir herangezogenen handschriftlichen Quellen hervor, sondern auch aus bisher noch unbekannten Kunstblättern dieser Art, zumal aus jenen des wunderbaren, mit kaiserlicher Pracht ausgestatteten Albums der k. k. Hofbibliothek, das 1572 zusammengestellt, darnach dem Sultan Murâd III. als Geschenk dargebracht worden ist. Endlich und nicht zum wenigsten ergaben sich aus den Signaturen und Beischriften der Skizzen, die zum Teil gar nicht, zum Teil mißverständlich gedeutet worden sind, die erwünschten Auskünfte.

Das Ergebnis dieser Untersuchung dürfte dartun, daß derjenige, der die mit den Äusserungen der Kunst zusammenhängenden Erscheinungen in der Kultur der mohammedanischen Völker auch in deren schriftlichen Emanationen zu verfolgen und darnach zu beurteilen nicht in der Lage ist, in der Kunsterkenntnis dieser Völker immer und gerade in den entscheidendsten Momenten ein Hilfloser sein wird. Dies um so mehr, als vorerst noch eindringliche, sorgfältige Detailforschungen vonnöten sind, um die Kunstzusammenhänge zu umfassen und ihre Verwebung zu erkennen. (No. XXV, Jahrg. 1910.)

Museen.

Neugründungen. Neuerwerbungen. Persönliches.

Das Museum für Völkerkunde in Gießen. Anfang Oktober ist Gießen in die Zahl der Städte getreten, die ein eigenes Museum für Völkerkunde besitzen. Klein in ihren Anfängen, scheint diese junge Gründung doch recht lebensfähig zu sein, denn die Unterstützung

am Ausbau der Sammlung ist eine recht rege und die Zahl der ausgestellten Ethnographica wächst zusehends.

Den Grundstock des neuen Gießener Museums bildet eine aus 1600 Nummern bestehende Sammlung, die von einem Volksschullehrer in Bozen im Laufe von 20 Jahren gesammelt worden und in der letzten Zeit im dortigen neuen Museumsgebäude ausgestellt war. Im Frühjahr d. J. wurde diese Kollektion auf Anregung der Professoren Dr. Sievers und Geheimrat Schmidt vom Geh. Kommerzienrat Gail angekauft und im Mai provisorisch aufgestellt. Das Interesse, mit dem die Gießener städtische Verwaltung und das Publikum dieser kleinen Ausstellung entgegen kam, ermutigte zu einer möglichst schnellen Beschaffung ständiger Räume, und den Bemühungen zuständiger Personen gelang es, in dem vor einigen Jahren restaurierten Philippschlößchen am Landgraf Philipp-Platz einen geeigneten Saal zu erwerben. Die reiche Unterstützung, die auch der nunmehr in städtischem Besitz befindlichen Sammlung von Seiten immer derselben Mäcene zufließt, ermöglichte die Anschaffung der nötigen Schränke und anderer Requisiten, die nun die Sammlung in ihrem richtigen Gewande erscheinen lassen.

Die relativ größte Zahl der z. Z. über 2000 Nummern enthaltenden Sammlung stammt aus der Südsee. Australien ist durch Zuwendungen des eben verstorbenen Freiherrn v. Leonhardi-Gross-Karben, dessen reiche Kollektionen im Völkermuseum zu Frankfurt a. M. stehen, bereichert worden. Amerika ist durch den Ankauf der Fiebrigschen Tschamakoko-Sammlung ausgestaltet. Den vollständigen Mangel an inner- und vorderasiatischen Ethnographica hofft Referent auf einer Sammelreise im nächsten Jahre zu beseitigen.

Ständige Vorträge und Führungen im Museum sollen über das Fehlen vieler typischer Gegenstände hinweghelfen, ebenso wird die Sammlung bei den erdkundlichen Vorlesungen an der Universität verwendet.

Auch an dieser Stelle sei die Bitte um Förderung dieses jüngsten Völkermuseums ausgesprochen.

A. v. Schultz.

* * *

Museum für ostasiatische Kunst in Köln. Professor Adolf Fischer, der Begründer des im Bau befindlichen Städtischen Museums für ostasiatische Kunst in Köln, der kürzlich von einer im Auftrag der Stadt Köln ausgeführten Ostasien-Expedition zurückgekehrt ist, hat im Kölner Kunstgewerbemuseum eine Ausstellung der in der Mandschurei, Korea, Japan und China gemachten Neuerwerbungen veranstaltet, die von Mitte November bis Mitte Dezember 1910 dem Publikum zugänglich war. Seinem Programme gemäß, die hohe Kunst Ostasiens zu pflegen, zeigt Prof. A. Fischer in erster Linie Meisterwerke der Malerei, Holz- und Steinskulpturen, Religiöse Malereien aus dem 8. bis 12. Jahrhundert zeichnen sich durch einen seltsamen Farbenreichtum aus und durch einen heiligen Ernst, wie wir ihn an byzantinischen und frühromanischen Werken bewundern. Nur weisen die frühbuddhistischen Werke eine reifere Kunst auf, vereinen eine Anmut und Grazie in der Linie, die stark an griechische Kunst erinnern. Die Holzstatue Jizos, eines Nothelfers

aus dem 10. bis 11. Jahrhundert, einer Göttin der Weisheit aus derselben Epoche, einer Göttin der Barmherzigkeit aus dem 13. Jahrhundert, die eines Amida aus dem 12. Jahrhundert sind Meisterwerke ihrer Zeit. Einen Blick in ein noch unbekanntes Gebiet gewähren chinesische Steinskulpturen, Votivsteine und Inschriften, deren ältester, ein polychromierter, laut Inschrift dem Jahre 167 nach Christus angehört. Andere Steinskulpturen stammen aus dem 6. Jahrhundert nach Christo. Chinesischen Gräbern aus der Weirynastie (3.—6. Jahrhundert nach Christo) entstammen polychromierte Tonfiguren, unter denen ein großes Pferd von verblüffender Naturwahrheit ist. Die Figur eines Kriegers erinnert in Haltung und Ausdruck an einen mittelalterlichen Roland. Prächtige chinesische Poterien mit patinierter, silbrig irisierender Glasur aus der Hanzeit (200 vor bis 220 nach Christo) sowie edel geformte altchinesische Bronzen mit selten schöner Patina erhöhen den Reiz dieser kleinen, aber vornehmen Ausstellung. Von großem kunsthistorischem Interesse sind chinesische Holzfarbendrucke in Büchern aus dem Jahre 1667, entzückende Blumen- und Vögeldarstellungen. Dieser Besitz ist ein über jeden Zweifel erhabenes Dokument dafür, daß die Chinesen den Holzfarbendruck früher gekannt, und auf diesem Gebiet Bedeutendes vor den Japanern geleistet haben, die bisher als die Erfinder des vielfarbigen Holzfarbendruckes galten.

— r —.

Ausgrabungen.

Baron Max von Oppenheim beabsichtigt die systematische Ausgrabung der von ihm im Jahre 1899 am Tell Halaf in Zentral-Mesopotamien entdeckten hettitischen Residenz, ein Unternehmen, dem die türkische Regierung wohlwollendes Entgegenkommen entgegenbringt. Er wird bereits Anfang Januar 1911 nach Mesopotamien aufbrechen und mit der Ausgrabung des großen Ruinenhügels, die im Stil derjenigen von Babylon und Assur geplant ist, eine umfangreiche Expedition zur geographischen, archäologischen und ethnographischen Erforschung der noch unbekannten Gebiete Mesopotamiens und der arabischen Wüste verbinden. Baron Oppenheim, der lange Jahre der Kaiserl. deutschen diplomatischen Agentur in Kairo zugeteilt war und kürzlich zum Ministerresidenten ernannt wurde, hat sich durch seine Forschungsreisen und wissenschaftlichen Arbeiten („Vom Mittelmeer zum Persischen Golf“, „Rabeh und das Tschadsee-Gebiet“, „Der Tell Halaf und die verschleierte Göttin“ usw.) einen geachteten Namen gemacht und darf als einer der besten Kenner der islamischen Welt gelten.

* * *

In der ehemaligen Abbassidenresidenz Samarra am Tigris gedenken die kgl. preußischen Museen (islamische Abteilung des Kaiser Friedrich-Museums zu Berlin) im kommenden Jahre Ausgrabungen vorzunehmen. Sehr erfreulich wäre es, wenn es der deutschen Wissenschaft auch gelingen möchte, in Persien an der weiteren Aufschließung des sassanidischen und islamischen Kulturkreises (Rhages, Weramin), wie der medischen und elamitischen Zeit (Hamadan, im Zagrosgebiet) im Wege zu veranstaltender Ausgrabungen tätig zu sein, wozu die deutsche Diplomatie ihre Beihilfe aufzuwenden hätte. Leider haben

die Franzosen vor einem Jahrzehnt ein Privileg für Ausgrabungen in Persien errungen, ohne jedoch begreiflicherweise im Stande zu sein, die für diese vielfältige Arbeit nötigen Kräfte allein nutzbringend genug zu entfalten. Gr.

Kongresse.

Der sechzehnte internationale Orientalistenkongreß wird im Februar 1912 in Athen stattfinden. Diese Veranstaltung, die eine große Zahl von Gelehrten nach Griechenland führen wird, hat die Regierung veranlaßt, sich schon jetzt mit den Fragen der Organisation zu beschäftigen. Nachdem durch ein königliches Dekret die Bildung eines Ausschusses verordnet war, ist dieser zusammengetreten und hat auf Grund der 1897 in Paris angenommenen Statuten seine Tätigkeit eröffnet. König Georg hat das Protektorat übernommen. Zum Ehrenvorsitzenden ist, wie auch beim vorletzten Archäologenkongreß, der Kronprinz Konstantin bezeichnet; als der natürliche Vorsitzende ist der jeweilige Unterrichtsminister ausersehen. Ihm zur Seite steht als Schriftführer der bekannte Geschichtsprofessor Spir. Lambros. Als die übrigen Mitglieder gelten die Leiter der fremden archäologischen Institute. Aus der ersten Mitteilung, die das Komitee versendet, ist zu ersehen, daß für Anregungen und Darbietungen mannigfacher Art, namentlich für Ausflüge in Griechenland, nach den Cykladen, Kreta, Kleinasien, Ägypten weitgehendste Vorbereitungen im Gange sind.

* * *

Laut Beschluß des IX. Internationalen Geographenkongresses, der 1908 in Genf stattfand, wird der X. Kongreß vom 15. bis 22. Oktober 1911 in Rom bei Gelegenheit der Festlichkeiten zur Erinnerung der Proklamation des Königreichs Italien tagen.

Vorträge.

Gelegentlich der Generalversammlung der Görresgesellschaft in Metz Anfang Oktober vor der Sektion für Altertumskunde Divisionspfarrer Dr. Poertner-Mülhausen i. E. über „Die Grab- und Denkmäler Ägyptens.“

In der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin am 15. Okt. Dr. A. v. Lecoq über „Reisen und Ergebnisse der ersten Königlich Preußischen (zweiten deutschen) Expedition nach Turfan in Chinesisch Turkestan.“

In der Gesellschaft für Erd- und Völkerkunde in Gießen am 27. Oktober Dr. Hugo Grothe über „Persiens Land und Volk.“

Im Verein für Geographie und Statistik in Frankfurt a. M. am 7. Dez. Prof. Dr. Lehmann-Haupt über „Aus dem Quellgebiet des Euphrat und Tigris“.

In der Deutschasiatischen Gesellschaft am 9. Dez. Exz. Generaloberst Freiherr v. d. Goltz über „Skizze der augenblicklichen Zustände im Osmanischen Reiche“ und Graf von Schweinitz über „Turkestan und das nördliche Persien.“

In der Deutschen Kolonialgesellschaft zu Hamburg am 12. November Prof. Dr. Becker über „Die Araber als Kolonisatoren“.

Im Städelschen Museumsverein in Frankfurt a. M. am 13. November Geheimrat Prof. Dr. Delitzsch „Babel, Bibel und Abendland.“

Kleine Mitteilungen

In der Abt. Breslau der Deutschen Kolonialgesellschaft am 18. November Prof. Dr. Sarre-Berlin über „Alte und neue Baudenkmäler in Persien.“

Im Verein Frauenfortschritt in Prag am 24. November Prof. Dr. Max Grünert über „Die Stellung der Frau im Islam.“

Im Württembergischen Kunstgewerbeverein in Stuttgart am 8. Dezember Dr. Kümmel vom Museum für Völkerkunde in Berlin über „Chinesische Kunst.“

In der Kaiserlich Russischen Geographischen Gesellschaft in Petersburg Prof. Merzbacher-München am 10. Dez. über „Forschungen im Tianschan-Gebirge.“

In der Abteilung Schwerin der Deutschen Kolonial-Gesellschaft am 11. Dezember Dr. von Papen über „Transkaspien und Turkestan, Bilder aus dem Reiche Tamerlans.“

In der Münchener Orientalischen Ges. am 17. Dez. Dr. Wertheimer-Berlin über „Japans Kolonialpolitik“. Gr.

Vermischtes.

Eine wertvolle und eigenartige Gabe hat die Stadt Kioto unter Vermittlung der „Société franco-japonaise“ der Stadt Paris dargebracht, und zwar eine getreue Nachbildung des „Schwanensaals“, der sich heute in einem der ältesten Tempel Kiotos (Nishi Hongwanji) befindet und als ein würdiges Beispiel intim und vornehm gehaltener älterer japanischer Dekorationskunst gelten darf. Er wurde in Momoyama im 16. Jahrhundert errichtet und diente dort als vornehmster Audienzsaal dem Hideyoschi, dem japanischen Volkshelden, der ein japanischer Napoleon, als einziger Abkömmling nichtköniglichen Blutes, den Thron Japans inne hatte. Der Name „Schwanensaal“ schreibt sich von den aus Gold geformten Skulpturen her, die ein Werk des Japaners Jingoro, den Raum zieren. Das für Säulen und Nischen verwendete Material ist duftendes Cypressenholz. Stimmungsvolle Blumenmotive und zartgehaltene Malereien auf Reispapier (von Keihoku Yusetsu) füllen die Nischen. Kipling hat einer dieser köstlichen Malereien, der eines stylisierten Pfaus in feinsten Farbtönen, in seinem Buche „Pioneer“ eine lebensvolle Beschreibung gewidmet. Die Decke ist aus Feldern vergoldeten Lacks hergestellt, in denen die Gestalten von Schwänen in anmutigen Bewegungen und Verschlingungen wiederkehren. Die Nachbildung dieses Schwanensaals, die einem nennenswerten Vertreter der heutigen Holzbildnerei (Wada Genyemon in Kioto) übertragen wurde, soll im „Musée Cernuschi“ Aufstellung erfahren.

Österreich. Der Vizekönig von Tschili, Tschenkweilung, hat der Wiener Jagdausstellung, die im Sommer 1910 stattfand, ein kostbares Geschenk gemacht. Er hat durch den österreichischen Konsul in Tientsin ein großes historisches Wandbild, ungefähr 20 Meter lang und 30 Meter breit und auf einer chinesischen Rolle aufgespannt, übersandt, das einen kaiserlichen Jagdzug darstellt, wie er in China zu Zeiten des in der Geschichte berühmten Kaisers Kanghsi abgehalten wurde. Das Bild führt den Namen Mulanchiumitu und ist nach der sagenhaften Führerin eines solchen Jagduges, die Mulan hieß, so benannt. Dieser Jagdzug zeigt Tausende von Menschen und Tieren, wie sie durch Berge und Wälder dahin-

ziehen, und verrät charakteristische Züge in der Darstellung der chinesischen Wald- und Flurlandschaft. Über die berühmte Amazone Mulan sagt die Geschichte, daß sie unter der Han-Dynastie vor 2000 Jahren lebte. Mulan ist die Jeanne d'Arc Chinas, die sich in Männerkleider warf und für die Han-Dynastie siegreiche Kämpfe führte, so daß ihr Name noch heute im Volksmund lebt und sie öfter auf Bildern dargestellt erscheint. S.

Bücher-Besprechungen.

Max van Berchem und Josef Strzygowski „Amida“. XXIII Tafeln in Lichtdruck und 330 Textabbildungen.

Heidelberg 1910. Karl Winters Universitätsbuchhandlung.

Kunstgeschichte, Archäologie und Epigraphik der Zeiten und Gegenden, die unter mohammedanischer politischer und geistiger Herrschaft zu einem bestimmten Kultur-niveau gelangten, sind noch junge Wissenschaften; die Zahl ihrer Vertreter ist noch eine geringe. Und doch zeigen sich die Erkenntnisse und Leistungen, die auf diesen Wissensgebieten im Laufe der letzten zwei Jahrzehnte zutage traten, als recht aner kennenswerte und weittragende. Eine der bedeutsamsten Veröffentlichungen auf dem Felde der Wissenschaft vom Islam ist die vorliegende. Drei Kräfte haben sich zu dem Werke vereint: der kürzlich verstorbene General de Beylié, der als opferwilliger Forscher Indien, Vorderasien und Nordafrika durchzog (seine Werke über indische Architektur, über Samarra, über die Kalaa der Benni Hammad in Algerien sind reich an Aufschlüssen und Anregungen) und das Material für die Amidauntersuchungen lieferte. Dann der Genfer Orientalist Max van Berchem, der als Herausgeber des „Corpus inscriptionum Arabicarum“ die methodologische Forschung der arabischen Epigraphik eingeführt und ihren Wert für zahlreiche Wissenszweige erwiesen hat. Als Dritter Prof. Josef Strzygowski-Wien, der Kleinasien und Mesopotamien als Neuland für die Kunstgeschichte erschlossen hat. Es liegt auf der Hand, daß diese Dreizahl von Kapazitäten uns eine Arbeit bieten konnte, die als wichtiger und gewuchter Baustein zur Kunstwissenschaft der Islamgebiete sich darbietet. Im ersten Teile des imposanten, illustrativ nach jeder Hinsicht reich und vornehm ausgestatteten Werkes behandelt Berchem die Stadtgeschichte auf Grund der Inschriften an Mauern, Toren und Türmen, ferner die große Moschee des durch seine Lage und eigenartige Stadtphysiognomie bemerkenswerten Diarbekr (Berchem schreibt französisch „Diyar-Bekr“). Er geht bei seiner Untersuchung dermaßen vor, daß er zunächst den gegenwärtigen Zustand dieser Baudenkmäler, dann ihre Inschriften und die für die Geschichte aus ihnen gewonnenen Resultate darstellt (S. 3—70). Dieselben berühren die Herrschaft der Ortokiden von Kaifa und Mardin, der Merwaniden und der seldjukischen Fürstenhäuser. In einem besonderen Kapitel findet eine emaillierte Kupferschale Betrachtung, die (vielleicht ein Stück Türkenbeute) in das Innsbrucker Museum wanderte und eine interessante auf einen Ortokiden weisende Inschrift zeigt (die eines Dâwud von Kaifa aus dem 12. Jahrhundert).

Die Untersuchungen Strzygowskis betiteln sich „Beiträge zur Kunstgeschichte des Mittelalters von Mesopota-

mien, Hellas und dem Abendlande“ und füllen S. 131—387 des Amidawerkes. Das kunsthistorische Material, das Amida bietet, ist also in lebendige Beziehung zu alle dem gebracht, was bisher über die Baukunst des vorderen Orients und ihre Berührungen mit dem Westen festgestellt ist. In der Hand Strzygowskis wird dasselbe zu einem Glied für die Forschung über den Anteil, den der Orient in der abendländischen Kunstentwicklung genommen hat, als in dieser sich ein Übergang vom Altertum zum Mittelalter vollzog. Die Resultate, die Strzygowski aus der Betrachtung der beiden Prunkfassaden des Hofes der großen Moschee an der Hand des Vergleichsmaterials für ihren Kunstkreis gewinnt, sind von Wichtigkeit. Es ergibt sich aus der Prüfung der alten Teile der Fassaden, daß im nördlichen Mesopotamien ähnlich wie im südlichen Kleinasien die Theaterfassade, also die ausgehende Antike der Ausgangspunkt der Entwicklung ist und der orientalische Einfluß sich lediglich in der netzartigen Gestaltung der Ornamentik der Säulenschäfte bemerkbar macht. Die Auffassung Sarres, daß die Säulenfassaden der großen Moschee von Diarbekr in Hatra Parallelen haben, also parthischen Ursprungs sind, glaubt St. zurückweisen zu müssen. Überraschend ist auch die an der Hand der Untersuchung der christlichen Kirchen von Amida gewonnene Tatsache, daß persische Kunstformen nach Hellas übergreifen. Die Betrachtung der Kirchen und Klöster des südöstlich von Diarbekr gelegenen Tur Abdinggebietes — die Aufnahmen stammen von Miß Bell — stützen die Erkenntnis, daß Nordmesopotamien in der Entwicklung der christlichen Kunst durch mächtige Monumentalbauten und die Einführung der tonnengewölbten Basilika eine Rolle gespielt hat. Im fünften Kapitel nimmt Strzygowski zu Problemen der islamischen Kunstforschung Stellung, indem er an das Werk von Thiersch „Antike, Islam und Okzident“ anknüpft und gegenüber einigen von Thiersch ausgesprochenen Ansichten eine neue Auffassung auf Grund des nordmesopotamischen Materials (Diarbekr, Harran, Weranschehr) bietet, die dem syrisch-mesopotamischen Turm an sich eine selbständigere Stellung bei der Entwicklung des Minarettypus zuschreibt und die von Thiersch angenommene Beeinflussung der Omayyadenmoschee von Damaskus bezweifelt.

Für die Entwicklung, die Strzygowskis seit 1885 gewonnenen kunsthistorischen Erkenntnisse genommen haben, sind die im Vorwort gegebenen Sätze von Interesse: „Ich ging einst nach dem Süden, um dem Ursprunge der italienischen Kunst nachzuforschen. Jahrelange Studien überzeugten mich, daß der Schlüssel im Osten liegen müsse, nach damaliger Auffassung in Byzanz. So kam ich nach Konstantinopel. Und wieder nach einigen Jahren erkannte ich, daß auch dort nicht der eigentliche Keimboden der christlichen Kunst zu suchen sei. So ging ich nach Ägypten, Kleinasien, Syrien und bin nun in Mesopotamien gelandet. Nebenbei trat ich seit zwanzig Jahren auch der islamischen Kunst näher. Der Weg wird also weiter gehen nach Persien und dem fernen Osten und Süden. Inzwischen aber ist für die christliche Kunst immerhin eine entscheidende Grenze erreicht. Sie brandet in Mesopotamien nicht aus, sondern hat vielmehr gerade dort einen ihrer Ausgangspunkte. Es freut mich, nachdem ich das Buch mit Freun-

den zusammen geschrieben, am Schlusse auch noch von befreundeter Seite die Erklärung dafür zu bekommen, warum gerade Nordmesopotamien für die Aufnahme des Christentums so auffallend vorbereitet war und dort so früh eine bedeutende Welle christlicher Kunst zusammen mit der Klosterbewegung entstehen konnte.“

Was manche Leser des Buches bedauern werden, das ist der Umstand, daß den Bearbeitern des Amida-Materials der Augenschein gefehlt hat, der zu einigen Unklarheiten und Widersprüchen hinsichtlich der Lage der verschiedenen Baudenkmäler geführt hat, was dem Referenten gerade darum auffiel, weil er selbst Gelegenheit hatte, etwa 14 Tage in Diarbekr zu weilen. Daß nicht nur Fig. 94 und 229, sondern auch 14 und 16 nach Vorlagen des Referenten gegeben sind (vgl. Abb. 76 und 78 meiner „Geographische Charakterbilder aus der asiatischen Türkei“), nur nebenbei. — Wir schließen uns dem Wunsche Strzygowskis an, daß der praktische Erfolg der Amida-Arbeit die Ausrüstung von Expeditionen nach Mesopotamien, Armenien und Persien sein möchte. Strzygowski sagt mit Hinblick auf dieses Ziel im Vorwort: „Wenn es Berchem und mir gelingt, für wen immer die nötigen Mittel flüssig zu machen, so daß zum mindesten endlich Edessa aufgenommen wird, so ist ein Hauptteil unserer Absicht erfüllt. Der Lohn dieser zukünftigen Mühen dürfte zunächst ein überraschend neuer Einblick in die Ursprungsfragen der christlichen Kunst des Mittelalters sein — die Orshoëne und Armenien waren die ersten christlichen Staaten — und darüber hinaus im Wege des spätantiken, germanischen und islamischen Ornaments ein Einblick in Gebiete der Kunst des Altertums, die bisher kaum im Gesichtskreis der Kunsthistoriker lagen.“ Gr.

Haas, Hans. „Amida Buddha unsere Zuflucht“. Urkunden zum Verständnis des japanischen Sukhāvati-Buddhismus. Religions-Urkunden der Völker, Abteilung II, Band 1. Leipzig, Dieterich, 1910. VIII, 185 S. 12 Abbildungen. M. 6.—, geb. M. 7.—.

Ein vor kurzem erst ins Leben getretenes Sammelwerk „Religions-Urkunden der Völker“ ist freudig zu begrüßen auch vom Standpunkte der Forschung über den „Fernen Osten“. Denn die als 2. der 5 Abteilungen in Aussicht genommene „Mongolische Völkergruppe“, die u. a. neben China auch Japan umfaßt, verspricht ein würdiges deutsches Seitenstück zu der bereits zu einer stattlichen Reihe von Bänden angewachsenen, überaus verdienstlichen Sammlung der „Sacred Books of the East“ zu werden; verheißen doch schon die Namen der Mitarbeiter — Florenz, Haas und Lloyd für Japan, Conrady und O. Franke für China — einen glänzenden wissenschaftlichen Erfolg! Als 2. Werk des ganzen Unternehmens liegt eine äußerst gründliche, inhalt- und lehrreiche Quellen-Forschung aus der Feder von Haas vor, wohl unbestritten dem besten Kenner des japanischen Buddhismus in Deutschland und darüber hinaus. Ihren Gegenstand bildet die in Japan von Genkū oder Hōnen Shōnin (1133—1212) begründete Jōdo-Shū oder „Sekte des Reinen Landes“ sowie ihre Tochtersekte, die von dessen Lieblingsjünger Shinran Shōnin (1173—1262), einem Sproß aus dem be-

Kleine Mitteilungen.

rühmten, dem Kaiserhause nahe verwandten Fujiwara-geschlechte, gestiftete Jōdo-Shin-Shū oder „Wahre Sekte des Reinen Landes“. In doppelter Hinsicht verdienen gerade diese beiden Zweige der 6 Jahrhunderte zuvor nach Japan verpflanzten indischen Lehre besondere Beachtung. Einmal ist es schon die gewaltige Zahl ihrer Anhänger — nach Haas heute noch 20 Millionen Seelen, also fast die Hälfte der ganzen Bevölkerung — durch die sie hervortreten. Sodann aber handelt es sich hierbei um die auch schon der Beachtung der Jesuiten im 16. Jahrhundert nicht entgangene Erscheinung, daß gerade die Lehre Hōnens und Shinrans eine Art Gegenstück zum Protestantismus bildet im Buddhismus, der überhaupt ja so manche auffallende Ähnlichkeiten mit dem Christentum im allgemeinen und dem Katholizismus im besonderen aufweist. Die Jōdo- und die Jōdo-Shin-Sekte haben zur Grundlehre das andächtige Aussprechen der Formel „Namu Amida Butsu“, gewöhnlich übersetzt mit „Heil“, „Ehre“ oder „Anbetung“ dem Amida Buddha (S. 37, Anm. 4; S. 65), wohl noch sinngemäßer aber vom Verfasser im Titel als „Amida Buddha unsere Zuflucht“ gedeutet. Jeder wird hierdurch der Verheißung teilhaftig, künftig nicht immer aufs Neue in dem irdischen Jammertale der Transmigration („Samsāra“ S. 20) wiedergeboren zu werden, sondern in dem „Reinen Lande des Westens“, dem buddhistischen Paradiese der höchsten Seligkeit („Sukhāvati“, S. 9; daher der Untertitel der Untersuchung). Im Gegensatz zur Jōdo-Sekte besteht die „Wahrheit“ der Jōdo-Shin-Sekte darin, daß man nicht nur jene Formel wiederholt, sondern „daß man von ganzem Herzen auf die Kraft des vorzeitlichen Vorsatzes des Buddha Amitābha vertraut und jeden Gedanken an Ji-riki oder Selbsthilfe aufgibt“ (S. 15). Der wesentliche Unterschied gegen andere Schulen des Buddhismus beruht also in der Verwerfung der für den schwachen Menschen so schweren, sogenannten „guten Werke“ als Mittel zur Seligkeit („Shō-dō“ oder Pfad der Heiligkeit), die hingegen schon durch bloßes Vertrauen auf jene Verheißung erlangt werde („Jō-dō“, der Pfad des reinen Landes, S. 15). In dieser sich vor allem an die breiten Massen, „an das ungelehrte Volk, die Armen im Geiste“ (S. 24), richtenden Glaubenslehre „bedient man sich weder magischer Formeln, noch richtet man Gebete an die Buddhas oder an andere Kultobjekte, um dadurch Unglück von sich abzuwehren oder sich Glück zu sichern...“ (S. 20). „Auch selbst den Priestern der Sekte steht es frei, zu heiraten und Fleisch und Fisch zu essen, während ihnen in allen anderen Sekten dies strengstens verboten ist“ (S. 18). Aus solchen in der Tat ja etwas an Errungenschaften der abendländischen Reformation gemahnenden Einrichtungen und aus den nur geringen Anforderungen an eigenes Denken erklärt sich wohl zur Genüge die gewaltige Anzahl der allerdings im wesentlichen auf niedere Volksschichten beschränkten Anhänger; können doch sogar auch alle Sünder, ja diese erst recht, jener barmherzigen Verheißung des „Reinen Landes“ teilhaftig werden (S. 49). Kein Wunder, daß diese Auffassung den Anhängern der Lehre Hōnens und Shinrans viele Angriffe zugezogen hat und sogar schon in einem der Jesuitenbriefe 1574 darüber berichtet wird: „Und so wälzen sie

sich zügellos in allen Sünden und Greueln der Welt herum, indem sie sagen: sich mittels der guten Werke selig machen wollen sei eine Beleidigung des Amida“ . . . (S. 66, Anm. 2).

Was die Gliederung und Verarbeitung des reichen Stoffes anbelangt, so folgt auf eine kurze Einleitung über die älteren und die im Mittelalter entstehenden buddhistischen Sekten Japans (S. 1—8) eine nähere Einführung in die Geschichte und die Lehre der beiden Jōdo-Schulen. Sie besteht aus Übersetzung von zwei hierzu besonders geeigneten, modernen Skizzen aus der Feder der japanischen Priester Fukuda Gyōkai (Jōdo-Shū, S. 9—14) und Akamatsu Renjō (Jōdo-Shin-Shū, S. 15—20). Hierauf folgen überaus dienliche Erläuterungen (S. 21—36) über die sodann im Wortlaut übersetzten Texte (S. 37—166) und ihre Verfasser. „Eine Auswahl mußte getroffen werden. Die Literatur der Jōdo- und Jōdo-shin-shū ist zu umfassend, als daß man je daran denken könnte, sie in ihrer Gesamtheit in eine unserer europäischen Sprachen zu übersetzen. Kein Europäer, auch selbst kein Japaner wird mehr als nur einen Bruchteil derselben wirklich kennen“ (S. 6). Zunächst erhalten wir drei Urkunden von Hōnen Shōnin, dem Begründer der Jōdo-Shū, und zwar einen für die Mutter des damaligen Shōgun geschriebenen Abriß der Lehre (Jōdo-shū ryaku-shō), einen Brief an einen anderen Priester („das System in nuce“, S. 22) und eine auf dem Totenbette verfaßte, kurze Zusammenfassung des Wesentlichen seiner Lehre („Ichi-mai kishō-mon“), auch im photographischen Faksimile wiedergegeben. Sodann folgen, in Form von Antworten auf Fragen von Jüngern, zwei Werke eines im 13. und 14. Jahrhundert lebenden Jōdo-Priesters Kōa Shōnin, die umfangreichsten Stücke der ganzen Sammlung („Kimyō hongwan shō“ und „Sai-yō shō“). Die sich hieran reihenden Texte der Jōdo-Shin-Shū umfassen: 1. „Shōshinge“ (Rechten Glaubens Preis), „ein Kompendium der Dogmengeschichte der Shin-Sekte in Gestalt eines Hymnus auf die wahre Lehre“ (S. 29) von Shinran, ihrem Stifter, in metrischer Wiedergabe der Originalverse. 2. Von seinem Enkel Nyoshin überlieferte Worte Shinrans. 3. Tan-i shō (Klage über die Häresien), ebenfalls von Nyoshin. 4. Ryogemon (Glaubensbekenntnis) von Rennyo Shōnin (1415—1499). 5. Die Shinshū-Doktrin von dem oben erwähnten Akamatsu Renjō, eine ursprünglich (1881) englisch erschienene und seitdem vielfach wiedergegebene, kurze Skizze der Lehre. 6. Drei Predigten (Die Welt und wie wir durch sie gehen sollen; Das Heil; Idole und religiöse Symbole) von Tada Kana-e, einem angesehenen, noch lebenden Lehrer der Sekte. Den Schluß bildet ein rühmlich hervorzuhebendes Namen- und Sachregister. Dankbar zu begrüßen sind auch die wertvollen Erläuterungen in den zahlreichen Fußnoten, ein glänzender Beweis der außerordentlichen Belesenheit und Sachkunde des Verfassers. Einige leider ohne Angabe der japanischen Quellen beigefügte Abbildungen, darunter Porträts von Hōnen und Shinran, tragen vorteilhaft bei zur Veranschaulichung des Textes. Ob freilich das bei der Übertragung bevorzugte, an die Bibelübersetzung gemahnende, altertümliche Sprachgewand (z. B. S. 106: „... mit seinem Buddhistenlicht umfahen“) gerade für diese Texte, die natürlich weit davon entfernt

sind, als Lesestoff eines behaglichen Mußestündchens gelten zu wollen oder zu sollen, der japanischen Vorlage wirklich nahekommt, entzieht sich dem Urteil des Referenten. Sehr erfreulich wäre es, wenn auch die schwer zu erlangende Erkenntnis wenigstens der wichtigsten anderen buddhistischen Sekten Japans uns in so lichtvoller, sorgfältiger und quellenmäßiger Weise erschlossen würde.

Nachod.

* * *

W. v. Seidlitz, Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts. Mit 116 Abbildungen, darunter 16 farbige. Zweite, wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Dresden, Gerhard Kühtmann, 1910.

Daß Woldemar von Seidlitz vor nunmehr 13 Jahren seine Geschichte des japanischen Farbenholzschnitts erscheinen ließ, war eine wissenschaftliche Tat, denn er war der erste deutsche Forscher, der, aus ganz anderen Gebieten der Kunstgeschichte herkommend, sich dieses entlegenen Zweiges ostasiatischer Kunstübung angenommen hat. Sein Werk hat wie wenig andere Faktoren das Interesse der Sammler gefördert oder überhaupt geweckt. Ich selbst erkenne freudig an, daß ich ihm eine mächtige Anregung verdanke und jahrelang von seinen Beobachtungen beeinflußt worden bin. Nun ist es in 2. Auflage erschienen, vermehrt um 16 schöne Farbentafeln, mit Spannung von den Freunden des Holzschnittes erwartet. Mir hat der Text eine große Enttäuschung bereitet. Anstatt seine zahllosen historischen Daten auf den vielen japanischen Quellen aufzubauen, die allein über dieses Gebiet geschrieben worden sind, schöpft er sie ausschließlich nach wie vor aus Sammlungskatalogen oder nicht japanischen Büchern, obschon die verhängnisvolle Vorliebe für Fenollosa etwas zurückgetreten zu sein scheint. Man kann eine „Geschichte“ nicht mehr auf sekundäre Quellen bauen, oder man entwertet sie schon in den Fundamenten. Wie verhängnisvoll dies hier geworden ist, dafür einige Proben, die ich zu Dutzenden aufzählen kann: v. Seidlitz gibt für die Haupttat auf dem Gebiete des Farbenholzschnittes, nämlich eben die Einführung farbiger Platten, an, der Erfindername sei nicht überliefert, aber ein datiertes Blatt des Shigenaga von 1743 mache es wahrscheinlich, daß dieser der Erfinder sei, denn datierte Blätter gehörten zu den Ausnahmen, und der noch junge Künstler habe so seine Erfindung dokumentieren wollen. Zunächst sind datierte Blätter keineswegs so selten, besonders nicht in diesen vierziger Jahren des 18. Jahrhunderts. Ferner vergaß der Autor, daß er in dieser Auflage das Geburtsjahr des Shigenaga 1697 angegeben und ein japanischer Künstler von 46 Jahren nicht „noch jung“ genannt werden kann. Schließlich ist aber der Erfinder bekannt: Die japanischen Quellen erzählen ausdrücklich, daß es Okumura Masanobu gewesen sei, und v. Seidlitz hätte meiner Notiz darüber in dem von ihm zitierten Straus-Negbaur-Katalog bessere Beachtung schenken sollen! Den besten Beweis aber... giebt er selbst durch Veröffentlichung eines Zweifarbendruckes des Masanobu (Abb. 17), auf dem sich dieser als den Erfinder dieser Bilderart rühmt! Daß er aus Tsukioka Tange Masanobu zwei Meister macht, die er aber wenigstens im selben

Jahre sterben läßt, ist noch nicht so schlimm, als daß er, wieder meine Notiz vernachlässigend, aus Masunobu und Tanaka Masunobu einen Meister macht. Jede japanische Quelle hätte ihn belehren können, daß die Torii nicht in der 5., sondern erst in der 7. Generation untergehen. Kiyonaga war der Sohn eines Tabakhändlers, nach anderen eines Hausbesitzers, aber nicht eines Verlegers, sondern er war bei einem Buchhändler tätig. Mit Recht werden Nagayoshi und Shiko identifiziert. Nachher vergißt es aber v. Seidlitz wieder und führt nach Strange einen besonderen Shiko an (S. 201), ohne zu ahnen, daß Strange gerade diesen dem Nagayoshi gleichsetzt! Das Bedenklichste ist folgendes: Vor einigen Jahren sandte mir Frau Straus-Negbaur einen Holzschnitt zur Begutachtung, den sie als von „Kyritera“ stammend gekauft. Ich amüsierte mich über den japanisch unmöglichen Namen, stellte fest, daß es ein sehr bekannter Meister — ich glaube Kuni-masa — sei, dessen Name deutlich dastand, nur falsch gelesen war, und veranlaßte sie, das ziemlich wertlose Blatt dem Verkäufer zurückzugeben. Ist es vorstellbar, daß v. Seidlitz S. 149 diesen famosen „Kyritera“ als besonderen Meister und in der Sammlung der genannten Dame vorhanden aufführt?! Diese Proben mögen genügen, um zu zeigen, daß mein Urteil nicht zu hart ist. Manche ästhetischen Schlagworte des feinfühligsten Kunsthistorikers werden ihren dauernden Wert behalten, es ist aber sehr gefährlich, die Werke eines Meisters einzuschätzen, ehe man genau weiß, mit welchen anderen er zusammengelebt hat, oder ob dieser eine Meister — nicht zwei Meister sind!

Dr. Julius Kurth.

Eingelaufene Literatur.

Eine Besprechung kann nur von solchen Werken im „Orientalischen Archiv“ in Aussicht genommen werden, die der Schriftleitung (Dr. Hugo Grothe, Leipzig-Gohlis, Berggartenstr. 2b) vom Verleger oder Verfasser eingesandt werden.

Ruland, Dr. Wilhelm: Geschichte der Bulgaren. Berlin 1911. Verlag von Karl Siegmund. (79 S.)

M. 2.—. M. 3.—.

Nikoltschhoff, W. Dr.: Das bulgarische Bildungswesen. Leipzig 1910. Verlag Dürr. (179 S.)

M. 4.—.

Dürr, J. F.: Das griechische Unterrichtswesen. Leipzig 1910. Dürr'sche Buchh. (132 S.)

M. 4.—.

Bérard, Victor: La Révolution Turque. Librairie Armand Colin. Paris 1909. (352 S.)

Frcs. 4.—.

Bérard, Victor: Le Sultan, l'Islam et les Puissances. Librairie Armand Colin. Paris 1907. (443 S.)

Frcs. 4.—.

Ebersolt, Jean: Sainte-Sophie de Constantinople. Étude de topographie d'après les cérémonies. Paris 1910. Ernest Leroux. (38 S.)

Diehl, Charles: Manuel d'art Byzantin. Paris 1910. Librairie Alphonse Picard et Fils. (837 S.)

Houtsma, Dr. M. Th.: Enzyklopaedie des Islam, 6. Lieferung. Leipzig 1910. Otto Harrassowitz.

Catalogue des Musées et Collections Archéologiques de l'Algérie et de Tunisie. Paris 1909. Ernest Leroux.

Bulle, Heinrich: Der schöne Mensch im Altertum. Eine Geschichte des Körperideals bei Ägyptern, Orientalen

Kleine Mitteilungen.

- und Griechen. 300 Tafeln mit erläuterndem Text. 2. ganz neu bearbeitete und stark verbesserte Auflage. G. Hirth's Verlag G. m. b. H. München und Leipzig 1911. M. 1.—.
- Arno, T. J.: Les relations de la Suède et de l'Orient pendant l'âge des Vikings. Le Mans 1910. Imprimerie Monnoyer. (7 S.)
- Jost, Julius: Ein Frühlingsritt durch Syrien. Berlin 1910. Deutscher Verlag Ges. m. b. H. (267 S.)
- Reuther, Dipl.-Ing. Oskar: Das Wohnhaus in Bagdad und anderen Städten des Irak. Berlin 1910. Verlag Ernst Wasmuth A.-G.
- Hartmann, Martin: Aus der Gesellschaft des verfallenden Abbasidenreiches. Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft 1909.
- Klauber, Dr. Ernst: Keilschriftbriefe. Staat und Gesellschaft in der babylonisch-assyrischen Briefliteratur. Leipzig 1911. Buchh. J. C. Hinrichs. (32 S.) —.60.
- Hedin, Sven: Zu Land nach Indien durch Persien, Seistan, Belutschistan. Mit 308 Abbildungen nach photograph. Aufnahmen, Aquarellen und Zeichnungen des Verfassers und mit 2 Karten. Band I und II. Leipzig 1910. F. A. Brockhaus.
- Grothe, Hugo: Zur Natur und Wirtschaft von Vorderasien. I. Persien. Mit 5 Karten und einer Zeichnung. Angew. Geographie, III, 11. Halle a. S. 1911. Gebauer-Schwetschke. (131 S.)
- Bérard, Victor: Révolutions de la Perse. Paris 1910. Librairie Armand Colin. (368 S.) Frs. 4.—.
- Bender, Harold H.: The Suffixes mant and vant in Sanskrit and Avesta. Baltimore 1910. J. H. Furst Company. (116 S.)
- Hans-Hermann, Graf von Schweinitz: Orientalische Wanderungen in Turkestan und im nördlichen Persien. Berlin 1910. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). (147 S.) M. 6.—, geb. M. 7.50.
- Forke, Alfred Dr.: Die indischen Märchen und ihre Bedeutung für die vergleichende Märchenforschung. Berlin 1911. Verlag Karl Curtius. (77 S.)
- Wilhelm, Richard: Kungfutsse Gespräche (Lynyü). Jena 1910. Eugen Dietrichs Verl. (245 S.)
- Kellermann, Bernhard: Ein Spaziergang in Japan. Berlin 1910. Paul Cassirer.
- Seidlitz, W. v.: Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes mit 116 Abbildungen, darunter 16 farbigen. 2., wesentlich verbesserte und vermehrte Auflage. Dresden 1910. Verlag von Gerhard Kühtmann. (228 S.) br. M. 25.—, geb. M. 28.—.
- Wertheimer, Fritz; Dr. der Staatswissenschaften: Die japanische Kolonialpolitik. Hamburg 1910. L. Friederichsen & Co. (100 S.) M. 2.50.

Schluß der Schriftleitung 18. Dezember 1910.

Zeitschriften.

Der Islam. Zeitschrift für Geschichte und Kultur des islamischen Orients. Herausgegeben von C. H. Becker mit Unterstützung der Hamburgischen Stiftung. Straßburg. Verlag von Karl J. Trübner. 1910/11. I. Band. Heft 1—4.

Heft 1:

- C. H. Becker, Der Islam als Problem.
Ignaz Goldziher, Über die Benennung der Ichwân al-safâ.
Ernst Herzfeld, Die Genesis der islamischen Kunst und das Mshattâ-Problem. I. Teil. Mit 19 Textabbildungen und 4 Tafeln.
Georg Jacob, Hinweis auf wichtige östliche Elemente der islamischen Kunst.
Enno Littmann, Bemerkungen über den Islam in Nordabessinien.
Martin Hartmann, Deutschland und der Islam.
Kleine Mitteilungen und Anzeigen.
Bibliographie.

Heft 2:

- Ernst Herzfeld, Die Genesis der islamischen Kunst und das Mshattâ-Problem. II. Teil. Mit 4 Textabbildungen und 1 Tafel.
Ernst Seidel, Medizinisches aus den Heidelberger Papyri Schott-Reinhardt. I. Teil.
C. H. Becker, Zur Geschichte des östlichen Sūdān.
Georg Jacob, Der Nātū und sein Lied bei Ibn Dānījāl.
Ernst Kühnel, Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst in München (Mai bis Okt. 1910). I. Teil.
Kleine Mitteilungen und Anzeigen.
Bibliographie.

Heft 3 und 4:

- Theodor Menzel, Beiträge zur Kenntnis des türkischen Frauenlebens. Die Brautschauerin.
Ernst Seidel, Medizinisches aus den Heidelberger Papyri Schott-Reinhardt. II. Teil. Mit einer Tafel in Lichtdruck.
Paul Kahle, Islamische Schattenspielfiguren aus Ägypten. I. Mit 39 Abbildungen im Text und 1 Tafel.
F. F. Schmidt, Die occupatio im islamischen Recht.
R. Strothmann, Die Literatur der Zaiditen I.
Ernst Kühnel, Ausstellung von Meisterwerken mohammedanischer Kunst in München (Mai bis Oktober 1910). II.
Kleine Mitteilungen und Anzeigen.
Bibliographie.

Literaturtafel.

Zusammengestellt von der Firma Karl W. Hiersemann.

Sämtliche hier aufgeführten Werke sind zu beziehen durch die Firma Karl W. Hiersemann, Leipzig, oder jede andere Buchhandlung.

I. Nordafrika.

- Abel, H., zur Tonverschmelzung im Altägyptischen. Leipz. 1910. M. 12.—.
- Artbauer, O. C., kreuz u. quer durch Marokko. Stuttg. 1910. M. 3.80.
- Baumberger, G., im Banne von 3 Königinnen. Alte u. neue Bilder a. Palästina, Ägypten u. d. Türkei. 2. (Schluß-) Bd.: Ägypten u. Türkei. Einsiedeln 1910. M. 4.—.
- Berger, P., un nouveau tarif des sacrifices à Carthage. Extrait. Angers-Paris 1910.
- Bevan, J. O., Egypt and the Egyptians. Their history, antiquities, language etc. Lond. 1910. M. 5.—.
- Borchardt, L., das Grabdenkmal des Königs Sahu-re. 1. Bd. Der Bau. Leipz. 1910. M. 45.—.
- Budge, facsimiles of Egyptian Hieratic Papyri in the British Museum. Berlin 1910. M. 30.75.
- Bulle, H., der schöne Mensch im Altertum. Eine Geschichte des Körperideals bei Ägyptern, Orientalen u. Griechen. 300 Taf. m. erläut. Text. 2. verm. Aufl. (In 20 Lfgn.) 1. Lfg. Münch. 1910. M. 1.20.
- Fitzler, K., Steinbrüche u. Bergwerke im kaiserl. Ägypten. Leipz. 1910. M. 2.—.
- García Pérez, A., Tánger. Madr. 1910. M. 1.—.
- Gautier, E. F., la conquête du Sahara. Essai de psychologie politique. Paris 1910. M. 3.—.
- Guilmoto, E., ruines et paysages d'Égypte. Paris 1910.
- Hichens, R., the spell of Egypt. Leipz. 1910. M. 1.60.
- Hölscher, U., das Hohe Tor von Medinet Habu. Eine baugeschichtl. Untersuchung. M. 65 Abb. i. Text, 6 einfarbig. und 4 doppelfarb. Tafeln. Leipzig 1910. M. 25.—.
- Junker, H., die Stundenwachen in den Osirismysterien, nach d. Inschriften v. Dendera, Edfu u. Philae dargestellt. (Denkschrift. d. k. Akad. d. Wissensch. in Wien. Philos.-histor. Klasse. 54. Bd.) Wien 1910. M. 9.40.
- Kulmer, F. Frhr. v., im Reiche Kaiser Meneliks. Ein abessin. Tagebuch. Hrsg. v. E. Baronin Matti-Löwenkreuz. Leipz. 1910. M. 5.—.
- Kurz, K. F., vom Nil zum Fujiyama. Frauenfeld 1910. M. 5.—.
- Lehmann-Haupt, C. F., die historische Semiramis u. ihre Zeit. Vortrag. Tübingen 1910. M. 2.50.
- Leuchs-Mack, M., ägyptische Reiseskizzen. Frankf. a. M. 1910. M. 6.—.
- Lexa, F., das demotische Totenbuch der Pariser Nationalbibliothek. Unter Mitarbeit v. W. Spiegelberg hrsg. Leipz. 1910. M. 20.—.
- Lieblein, J., hieroglyphisches Namenwörterbuch (dictionnaire de noms hiéroglyphiques). Genealog. u. alphabetisch geordn., nach den ägyptisch. Denkmälern hrsg. Anastatischer Neudruck des I. Bandes. Leipz. 1910. M. 48.—.
- recherches sur l'histoire et la civilisation de l'ancienne Égypte. Premier fascicule: Règne thinite, Règne memphitique, Règnes collatéraux d'Hérakléopolis, le premier empire thébain, Temps des Hyksos, l'empire national restitué. Leipz. 1910. M. 6.—.
- Linde, R., alte Kulturstätten. Bilder aus Ägypten, Palaestina u. Griechenland. Mit 8 Einschaltbild. u. 113 Textabb. n. Aufnahm. d. Verf. Leipz. 1910. Lwd. M. 12.—.
- Loti, P., Ägypten. Reisebilder. Übers. v. F. v. Oppeln-Bronikowski. Berl. 1910. M. 3.50.
- Marquis de Ségonzac, voyages au Maroc, 1904—1905. Itinéraires et profils à l'échelle du 250000^e en 5 feuilles en couleurs. M. 8.—.
- Möller, G., hieratische Lesestücke, f. d. akadem. Gebr. hrsg. 2. Heft: Literarische Texte des Neuen Reiches. Leipz. 1910. M. 5.50.
- Petrie, W. M. F., the arts and crafts of Ancient Egypt. Containing 140 illustrations. 2nd ed. with an addit. chapter. Edinburgh 1910.
- Plaumann, G., Ptolemais in Oberägypten. Beitrag z. Gesch. d. Hellenismus in Ägypten. Leipz. 1910. M. 4.50.
- Rankin, R., Marruecos con el general d'Amade. Traducción p. C. Villaplana. C. 18 grab. intercal. en el texto, 1 retr. y 4 croquis. Madr. 1900. M. 4.—.
- Reinisch, L., die sprachliche Stellung des Nuba. (Schriften d. Sprachenkommission d. kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. Bd. III.) Wien 1910. M. 3.80.
- Sassi, M., eine Sudanreise. Berl. 1910. M. 2.50.
- Shoemaker, M. M., Islam lands: Nubia, The Sudan, Tunisia and Algeria. London 1910.
- Spiegelberg, W., der Sagenkreis des Königs Petubastis. Nach d. Straßburger demot. Papyros sowie den Wiener u. Pariser Bruchstücken hrsg. Leipz. 1910. M. 45.—.
- Torcy, gen. de, les Espagnols au Maroc en 1909. Paris 1910. M. 4.—.
- Urkunden, ägyptische, aus den königl. Museen zu Berlin. Hrsg. v. d. Generalverwaltg. Griechische Urkunden. IV. Bd., 10. Heft. Berl. 1910. M. 2.40.

Literaturtafel.

- Vischer, H., across the Sahara from Tripoli to Bornu. Lond. 1910. M. 13.—.
- Wessely, K., griechische Texte z. Topographie Aegyptens. Hrsg. m. e. Unterstützg. d. kaiserl. Akademie d. Wissenschaften in Wien. Leipz. 1910. M. 6.—.
- Wiedemann, A., die Amulette der alten Aegypter. Leipz. 1910. M. —.60.
- Zeitschrift f. ägyptische Sprache u. Altertumskunde. Mit Unterstützg. d. deutsch. morgenländ. Gesellschaft hrsg. v. G. Steindorff. 47. Bd. Leipz. 1910. M. 20.—.
- Zeys, P., Code annoté de la Tunisie. Recueil de tous les documents composant la législation écrite de ce pays au 1^{er} janvier 1901: Supplément de 1909. Paris 1910. M. 2.50.
- Zilcken, Ph., impressions d'Algérie. Av. le plus grand soin et illust. de 15 pointes sèches originales de l'auteur. Paris 1910. M. 40.—.
- Zucker, F., Urkunde aus d. Kanzlei e. römischen Statthalters v. Aegypten in Orig.-Ausfertigung. [Aus: Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wissensch.] Berlin 1910. M. 1.—.

II. Balkanhalbinsel. Türkei.

- Bruck-Auffenberg, N., Dalmatien u. seine Volkskunst. Muster u. Kunsttechniken aus altem Volks- u. Kirchengebrauch. Spitzen, Stickerarbeit, Teppichweberei, Schmuck, Trachten und Gebrauchsgegenstände der Dalmatiner. 1. Heft. Wien 1910. M. 6.—.
- Draheim, H., die Odyssee als Kunstwerk. Ein Beitrag z. Erklärg. der Dichtg. Münst. 1910. M. 2.—.
- Dürr, J. F., das griechische Unterrichtswesen. Leipzig 1910. M. 4.—.
- Friedrichs, G., die Geschichtszahlen der Alten sind Kalenderzahlen. Leipz. 1910. M. 7.—.
- Fries, C., Studien zur Odyssee. 1. Heft. Das Zagmukfest v. Scheria. Leipz. 1910. M. 9.—.
- Furtwängler, A., u. K. Reichhold, griechische Vasenmalerei. Auswahl hervorrag. Vasenbilder. Nach F.'s Tode fortgef. v. F. Hauser. Unveränderl. Phototypie-Reproduktionen. III. Serie. (In 6 Lfgn.) 1. Lfg. (10 Taf.) 72×54 cm. Münch. 1910. Subskr.-Pr. M. 40.—.
- Gollob, E., die griechische Literatur in den Handschriften der Rossiana in Wien. 1. Tl. Wien 1910. M. 2.70.
- Lamer, H., griechische Kultur im Bilde. Leipz. 1910. M. 1.—.
- Lutfi Pascha, des, Asafname, nach d. Handschriften zu Wien, Dresden u. Konstantinopel zum 1. Male hrsg. u. ins Deutsche übertr. v. R. Tschudi. Berl. 1910. M. 5.50.
- Menrad, J., der Urmythus der Odyssee u. seine dichterische Erneuerung. Des Sonnengottes Erdenfahrt. Münch. 1910. M. —.60.
- Münzen, die antiken, Nord-Griechenlands, unt. Leitung v. F. Imhoef-Blumer hrsg. v. d. kgl. Akademie der Wissenschaften: I. Bd. 2. Tl. Pick, B., u. K. Regling, die

- antiken Münzen v. Dacien u. Moesien. II. Halbbd. 1. Abtlg. Die Münzen v. Odessos u. Tomis m. 1 Ergänzungstafel. Berl. 1910. M. 40.—.
- Nikoltschhoff, W., das bulgarische Bildungswesen. Leipz. 1910. M. 4.—.
- Ruland, W., Geschichte der Bulgaren. Berlin 1911. M. 2.—.
- Siebertz, P., Albanien und die Albanesen. Landschafts- und Charakterbilder. Gesam. Federzeichnungen von I. v. Lasser-Schmalix. Wien 1910. M. 4.30.
- Wessely, K., die griechisch. Lehnwörter der sahidischen u. boheirischen Psalmenversion. Wien 1910. M. 2.90.

III. Der Orient. Byzanz. Der Islâm.

- Arno, T. J., les relations de la Suède et de l'orient pendant l'âge des Vikings. Le Mans 1910. 7 pp.
- Berchtingen, S. v., eine Orientreise. Wien 1910. M. 3.—.
- Gregory, C. R., die Schriften v. Carl Wessely. Leipz. 1910. M. 1.20.
- Humphries, S., oriental carpets, runners, and rugs, and some Jacquard reproductions. Lond. 1910. M. 43.—.
- Orlopp, R., aus d. Tagebuche e. Orientreisenden. Leipz. 1910. M. —.60.
- Tagäjew-Rustam-Beck, W., über Steppen und Berge Asiens. Moskau 1910. M. 1.—.
- Wegener, G., offizielles Werk üb. die Reise d. deutschen Kronprinzen nach Asien. Stuttg. 1910.
- Zeitschrift, asiatische. Jahrg. 1910/11. 12 Nrn. Berl. 1910/11.

IV. Vorderasien.

- Arabian nights, The, ed. by Anna Tweed; il. by Caspar Emerson and Leon D'Emo. N. Y. 1910. Cl. M. 4.20.
- Avesta, die hl. Bücher der Parsen. Übers. auf der Grundlage v. Chr. Bartholomae's altiran. Wörterbuch v. Fr. Wolff. Straßb. 1910. M. 18.—.
- Bacher, W., die hebräische u. arabische Poesie der Juden Jemens. [Aus: Jahresbericht d. Landes-Rabbinerschule in Budapest.] Straßbg. 1910. M. 4.—.
- Barthold, W., Nachrichten üb. den Aralsee u. den unteren Lauf des Amu-Darjâ von den ältesten Zeiten bis zum 17. Jahrh. Deutsche Ausg. m. Berichtign. u. Ergänzn. vom Verf. Nach dem russisch. Original übersetzt von H. v. Foth. Leipz. 1910. M. 5.40.
- Bartholomae, Chr., über ein sasanidisches Rechtsbuch. Heidelberg 1910. M. 1.—.
- Bell, G. L., durch d. Wüsten u. Kulturstätten Syriens. Reiseschilderungen. 2. Aufl. M. 1 Farbendr.-Bild nach einem Aquarell v. John Sargent, R.-A., 161 Abb. nach fotogr. Aufnahmen, sowie 1 Karte von Syrien. Leipz. 1910. M. 8.50.
- Berchem, M. van, u. Jos. Strzygowski, Amida. Matériaux pour l'épigraphie et l'histoire musulmanes du Diyar-Bekr. — Beiträge z. Kunstgeschichte des Mittelalters von Nordmesopotamien, Hellas und dem Abendlande, v. S.

- Mit e. Beitrage: „The churches and monasteries of the Tur-Abdin“ v. Gertrude L. Bell. Heidelberg 1910. Hlwd. M. 60.—.
- Bethge, H., Hafis. Nachdichtungen d. Lieder des Hafis. Leipz. 1900. M. 5.—.
- Bezold, C., Verbalsuffixformen als Alterskriterien babylonisch-assyrischer Inschriften. Heidelberg 1910. M. 1.—.
- Fehr, H., Hammurapi u. das salische Recht. Eine Rechtsvergleichung. Bonn 1910. M. 2.80.
- Fitzgerald, E., Rabāiyôt of Omar Khayyâm, the astronomer-poet of Persia. Rendered into English verse. The 4 editions with the original prefaces and notes. Leipz. 1910. M. 1.60.
- Geyer, R., Beiträge z. Diwân des Ru'bah. Wien 1910. M. 2.—.
- Glenk, W., Belsazar in seinen verschiedenen Bearbeitungen. Eine literar. Skizze. Progr. Münch. 1910. M. 1.—.
- Gleye, A., hettitische Studien. I. Leipzig 1910. 118 S. M. 20.—.
- Graf, G., die arabischen Schriften des Theodor Abû Qurra, Bischofs von Harrân (ca. 740—820). Paderborn 1910. M. 12.—.
- die Philosophie u. Gotteslehre des Jahjâ Ibn 'Adî und späterer Autoren. Skizzen nach meist ungedr. Quellen. Münst. 1910. M. 2.75.
- Grothe, H., zur Natur und Wirtschaft von Vorderasien. I. Persien. Mit 5 Karten und einer Zeichnung. Halle a. S. 1911. 131 S.
- Jessup, H. H., fifty-three years in Syria. New York 1910.
- Hilprecht, H. V., der neue Fund zur Sintflutgeschichte a. d. Tempelbibliothek v. Nippur. Leipz. 1910. M. 2.—.
- Hoffmann-Kutschke, A., die Wahrheit über Kyros, Darius u. Zarathustra. Beiträge zur Erforschg. der älteren arischen Geschichte. Die Perser zur Zeit des Darius I., nach Zarathustra Spitama, u. ihre Bedeutung f. d. Weltgeschichte. Stuttg. 1910. M. 1.50.
- Hüsing, G., Krsaaspa im Schlangenleibe u. andere Nachrichten zur iranischen Überlieferung. Leipz. 1910. M. 2.—.
- Jost, J., ein Frühlingsritt durch Syrien. Ungelehrte Reise-gedanken. Mit 183 Illustr. Berl. 1910. Lwd. M. 9.—.
- Karutz, R., unter Kirgisen u. Turkmenen. Aus d. Leben d. Steppe. Leipz. 1910. M. 5.—.
- Kiepert, H., formae orbis antiqui. 36 Karten m. krit. Text u. Quellenangabe zu jeder Karte. Nr. V. Syria. Mesopotamia. Assyria. Armenia maior. 1:2, 200,000. Farbdr. Bearb. u. hrsg. v. Rich. Kiepert. 43,5×56 cm. Berlin 1910. M. 3.—.
- Klauber, E., assyrisches Beamtentum nach Briefen aus der Sargonidenzeit. Leipz. 1910. M. 4.20.
- Keilschriftbriefe. Staat und Gesellschaft in der babylonisch-assyrischen Briefliteratur. Leipz. 1911. M. —.60.
- Kugler, F. X., im Bannkreis Babels. Panbabylonist. Konstruktionen u. religionsgesch. Tatsachen. Münster 1910. M. 4.—.
- Leszynsky, R., die Juden in Arabien zur Zeit Mohammeds. Berl. 1910. M. 2.—.
- Maltzan, H. v., meine Wallfahrt nach Mekka. Bearb. v. F. Gansberg. Mit 8 Bild. hervorrag. mohammedan. Tempelbauten. Hambg. 1910. M. 1.50.
- Meissner, B., seltene assyrische Ideogramme. Vollständig, m. ausführl. Zeichenübersicht sowie assyrisch. u. sumerisch. Wörterverzeichnis. (132 Spalten Buchdr.) Zumeist in Autographie. Leipz. 1910. M. 90.—.
- Philippson, A., Reisen u. Forschungen im westlichen Kleinasien. 1. Heft: Einleitung. — Das westl. Mysien u. die pergamen. Landschaft. (Petermanns Mittlgn. 167. Erg.-H.) Gotha 1910. M. 12.—.
- Rerum aethiopicarum scriptores occidentales inediti a saeculo XVI ad XIX, curante C. Beccari, S. J. X: Relationes et epistolae variorum. Pars I — lib. I. Romae 1910. M. 20.—.
- Reuther, O., das Wohnhaus in Bagdad u. anderen Staedten des Irak. Berlin 1910. M. 6.—.
- Rhodopanapis, N., zur Formenlehre des Mehri. Wien 1910. M. —.65.
- Rodau, H., Nin-Ib. The determiner of fates according to the great Sumerian epic Lugol-e ug Me-lâm-bi Ner-gól from the temple library of Nippur. „Eckley Brinton Cox, junior, fund.“ (The Babylonian Expedition of the University of Pennsylvania. Series D: Researches and treatises. Ed. by H. V. Hilprecht. Vol. V. Fasc. 2.) Philadelphia 1910. M. 4.25.
- Sarre, F., u. E. Herzfeld, iranische Felsreliefs. Aufnahmen u. Untersuchungen v. Denkmälern aus alt- u. mittelpers. Zeit. 2 Bde. Berl. 1910. Hlwd. M. 175.—.
- Schweinitz, H. H. Graf v., orientalische Wanderungen in Turkestan u. im nordöstlichen Persien. Mit 55 Abbildgn. n. eigen. Aufn. des Verf. u. 3 Karten. Berlin 1910. M. 6.—.
- Steinmetzer, Fr., eine Schenkungsurkunde des Königs Melišichu. Leipz. 1910.
- Sykes, E. C., Persia and its people. Lond. 1910. M. 11.—.
- Vannutelli, L., Anatolia meridionale e Mesopotamia. Rendiconto di una missione di geografia commerciale inviata dalla S. G. J. (Maggio-Dicembre 1906). Firenze 1910. M. 8.—.
- Xenofonto. — Historia de la entrada de Ciro el Menor en Asia, y de la retirada de los diez mil griegos. Traduc. al castellano p. D. Gracian y C. Flórez Canseco. Madr. 1910. M. 2.50.

V. Indien.

- Acārāṅga-Sūtra. Erster Śrutaskandha. Text, Analyse u. Glossar v. Walth. Schubring. (Abhdlgn. f. d. Kunde d. Morgenlandes, Bd. XII, Nr. 4.) Leipz. 1910. M. 4.—.
- Ananga-Ranga. Traité hindou de l'amour conjugal. — La fleur lascive orientale. — Le livre de volupté. Introduction par B. de Villeneuve. Paris 1910. M. 6.—.
- Bender, H. H., the suffixes mant and vant in Sanskrit and Avesta. Baltimore 1910. 116 pp.

Literaturtafel.

- Berthaut, L., le secret de l'Indien. Avec grav. Tours 1910.
- Bibliotheca buddhica. X, 4. Saddharmapundarika. Ed. by H. Kern and Bunyiu Nanjio. St. Petersburg-Leipz. 1910. M. 2.50.
- Blumhardt, Suppl. Cat. of Bengali Books in the British Museum acquired during the year 1886—1910. Berl. 1910. M. 25.50.
- Brunnhöfer, H., das Buch der 100 Pfade (Catapatha, Brahmana). Die älteste Quelle d. Ritualwissenschaft. Bern 1910.
- Forke, A., die indischen Märchen u. ihre Bedeutung f. die vergleichende Märchenforschung. Berlin 1910. M. 1.80.
- Gehring, H., Indien. Das alte Wunderland u. seine Bewohner. 2. Aufl. 2 Tle. Mit 92 u. 117 Abb. nach photogr. Naturaufn. Leipz. 1910. M. 13.—.
- Hedin, Sven, overland to India. London 1910.
- Hedin, Sven, zu Land nach Indien durch Persien, Seistan, Belutschistan. M. etwa 300 Abb., 6 bunt. Taf., 3 Panoramen u. 2 Karten. 2 Bde. Leipz. 1910. M. 20.—.
- Hilka, A., die altindischen Personennamen. Breslau 1910. M. 6.—.
- Hillebrandt, A., vedische Mythologie. Kleine Ausg. Bresl. 1910. M. 5.60.
- Juynboll, H. H., Borneo. II. Abtlg. (Katalog d. ethnograph. Reichsmuseums Bd. II.) Leiden 1910. M. 7.—.
- Kâthakam. Die Samhitâ der Katha-Câkhâ. Hrsg. v. L. v. Schroeder. 3. Buch. Gedruckt a. Kost. d. deutsch. morgenländ. Gesellsch. Leipz. 1910. M. 12.—.
- Nala u. Damajanti. Savitri. Aus d. Sanskrit. v. L. Fritze. Berl. 1910. M. 2.—.
- Noti, S., Land u. Volk des königl. Astronomen Dschaisingh II, Maharadscha v. Dschaiapur. M. 28 Abbildgn., 8 Lichtdr.-Taf. u. 2 farb. Karten. Berl. 1911. Lwd. M. 8.—.
- Ritu Sanhara. Die Jahreszeiten. Indische Gedichte nach d. Engl. d. Satyam Jayati übertr. u. eingel. v. O. Fischer. Münch. 1910. M. 3.—.
- Schmidt, R., Beiträge z. indischen Erotik. Das Liebesleben d. Sanskritvolkes. Nach d. Quellen dargest. 2. Aufl. Berl. 1910. M. 12.—.
- Schutzky, O., the soul of India, an Eastern romance. Berl. 1910. M. 3.50.
- Fujisawa, R., japanischer Sprachführer. Berl.-Schönebg. 1910. M. 3.—.
- Hearn, Lafcadio, gleanings in Buddha-Fields. Studies of hand and soul in the far east. Leipz. 1910. M. 1.60.
- Hearn, Lafcadio, out of the east. Reveries and studies in new Japan. Leipz. 1910. M. 1.60.
- the romance of the milky way and other studies and stories. Leipz. 1910. M. 1.60.
- Herrmann, A., die alten Seidenstraßen zwischen China u. Syrien. Berl. 1910. M. 5.—.
- Jobst, Fr., in u. außer Dienst in der Mongolei. Jena 1910. M. 7.—.
- Katalog einer Sammlung v. japanischen Farbenholzschnitten zum Teil aus d. Besitz des Herrn Ernst Kropp, München. Auktion in München in der Galerie Helbing. Münch. 1910. M. 2.—.
- Kellermann, B., ein Spaziergang in Japan. Berl. 1910. M. 12.—.
- Klein, F., Nordamerika u. Ostasien. Reiseerinnerungen. 2. Tl. (China). Mit 40 Textabb. nach photograph. Aufnahmen des Verf. Leipz. 1910. M. 8.—.
- Manes, A., ins Land der socialen Wunder. Eine Studienfahrt durch Japan u. die Südsee nach Australien u. Neuseeland. Mit 125 Abb. nach photogr. Aufnahmen vom Verf. u. and., sowie 1 Karte. Berl. 1910. Lwdbd. M. 6.—.
- Meisterwerke chinesischer u. japanischer Kunst. 1. Folge. Samlg. Prof. Dr. Fuchs. Mit e. Einleitg. v. O. Kümmel. Stuttg. 1910. In Mappe M. 30.—.
- Olpp, G., Beiträge zur Medizin in China m. besond. Berücksicht. d. Tropenpathologie. M. 39 Orig.-Abbildgn. Leipz. 1910. M. 4.50.
- Ponting, H., in Lotus-Land Japan. Lond. 1910. M. 21.50.
- Revon, M., anthologie de la littérature japonaise, des origines au XX^e siècle. Paris 1910. M. 3.—.
- Seidlitz, W. v., Geschichte d. japanisch. Farbenholzschnitts. 2. Aufl. Mit 116 Abbildgn., darunter 16 farbige. Dresd. 1910. M. 25.—.
- Strasser, Ch., Reisenovellen aus Rußland und Japan. Zürich 1910. M. 2.50.
- Therese Prinzessin v. Bayern, des Prinzen Arnulf v. Bayern Jagdexpedition in den Tian-Schan. Nach Tagebuch u. Briefen zusammengest. M. 2 Karten, Titelbild, 11 Vollb. u. 114 Textb. n. photogr. Aufn. d. Prinzen u. ein. Bild n. photogr. Aufn. d. Prof. Merzbacher. Münch. 1910. M. 10.—.
- Tynadale, W., Japan and the Japanese. Lond. 1910. M. 18.50.
- Welt, die buddhistische. Deutsche Monatsschrift f. Buddhismus. Hrsg. u. Red. Walter Markgraf. 4. Jahrg. Juli 1910—Juni 1911. 12 Nrn. Breslau 1910/11. M. 5.—.
- Wertheimer, F., die japanische Kolonialpolitik. Hambg. 1910. M. 2.50.

VI. China und Japan.

- Bachler, L. A., der Buddhismus. Eine Skizze. Deutsche Bearbtg. v. C. Dietz. Breslau 1910. M. —.80.
- Byram, L., mon ami Fou-Thau' ou les tribulations d'un coolie pousse-pousse. Roman de mœurs chinoises. Paris 1910. M. 3.—.
- Faber, H., Alt-Japan. Skizzen u. Geschichten. Mit Wiedergaben echt japanisch. Holzschnitte. Leipz. 1910. M. 3.—.

[illegible]

Von Heinrich Winkler-Breslau.

L.

Außer den indogermanischen und indogermanisierten Völkern sowie den zur Kaukasusfamilie gehörenden Basken beherbergt Europa noch ein gutes Teil durchaus andersartiger Völker, die sich bis heute Sprache und Eigenart bewahrt haben und im allgemeinen viel zu wenig gekannt sind und beachtet werden. Es sind das mongoloide Völker, deren einzelne Glieder sich im ganzen Osten und Südosten von Europa in kompakter Masse oder als kleine zahlreiche Sprachinseln, meist in sehr ausgeprägter Eigenart, neben Indogermanen ebenso wie neben den Siedelungen anderer, mehr oder weniger verwandter mongoloider Stämme und Völker, erhalten haben. Es sind Völker finnischer, türkischer, samojedischer und mongolischer Herkunft. Den ersten Rang nach Volkszahl und Bedeutung nehmen dabei die Finnen ein.

Die Finnen gehören zwar zu den mongoloiden Völkern, weichen aber, trotz unverkennbarer, starker mongoloider Rassenzüge, von den genannten übrigen mongoloiden Völkern körperlich nicht unbedeutend ab, dadurch daß sie gegenüber den in Haar- und Augenfarbe tiefdunkeln Samoieden, Türken, Mongolen, eine weit hellere Rasse mit vorwiegend blondem oder doch viel hellerem Haar und — ganz auffallend — mit überwiegend graublauen Augen darstellen, auch die eigentlich mongolischen Züge meist deutlich gemildert aufweisen; d. h. sie bilden unzweifelhaft eine Mischrasse, an

deren Herausbildung die oder ein Teil der mannigfaltigen hellen Rasseformen, die Mitteleuropa und eine breite Zone im mittleren und nördlichen Asien einnehmen, starken Anteil hat. Diesen hellen Mischungsfaktor, wie es gewöhnlich geschieht, ohne weiteres als indogermanisch anzusehen, ist übereilt und entspringt wohl vorwiegend der ganz irrigen Vorstellung, daß überhaupt die auf diesem weiten Gebiet vorkommenden hellen Formen indogermanischer Herkunft seien, weil man meist keine Ahnung hat von den zahlreichen hellen, z. T. auch äußerlich absolut unindogermanischen Typen dieser Zone — zu denen z. B. die Ariner, die Ainu und andere gehören — die sich zu einem Teil geradezu indianerartig darstellen, während andere Teile wieder ganz andere Merkmale aufweisen. Sie haben mit den hellen, indogermanischen Rassen kaum etwas gemein als eben das helle Haar und die graublauen Augen; wobei außerdem noch besonders hervorgehoben werden mag, daß auch die helle Haarfarbe grobenteils eine ganz andere ist als die der Indogermanen; daß das Blond gewöhnlich ein fahles, stumpfes Graugelb ist, im starken Gegensatz zu dem oft glänzenden Goldgelb der ganz hellen Indogermanen¹.

¹ Und daß gerade dieses unindogermanische Graugelb in ganz eigentümlicher Ausdehnung den finnischen Stämmen eigen ist, davon habe ich mich durch die Prüfung vieler tausend Leute finnischer Rasse überzeugt; es ist in so großem Maß die Regel, daß ein einmal ausnahmsweise auftretender Fall von glänzend goldgelbem Haar geradezu eigenartig anmutet.

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

Jedenfalls heben alle Finnenstämme sich scharf ab von den Indogermanen und stellen sich besonders nach ihrer geistigen Eigenart, Sitte, Sprache unbedingt neben die anderen mongoloiden Völker des Zweiges, den man als den uralaltaischen zu bezeichnen pflegt. Sie bilden eine sehr ausgeprägte Gruppe dieser uralaltaischen oder kurz altaischen Völker. Diese finnische Gruppe aber umfaßt wieder nicht weniger als acht Hauptglieder, deren jedes mindestens über ein deutlich als selbständige Sprache gekennzeichnetes Idiom verfügt, das Westfinnische allein über fünf verschiedene Sprachen; und die Sonderentwicklung ist eine so ausgesprochene, daß beispielsweise ein Magyar einem Suomifinnen annähernd ähnlich gegenübersteht, wie ein Germane einem Slaven. (Dieser Vergleich ist infolge der Eigenart dieser Sprachen nicht ganz korrekt, er soll nur eine Vorstellung geben davon, wie wenig diese Sprachen trotz naher Verwandtschaft sich im einzelnen nahe stehen.)

Die finnischen Völker leben auf einem ungeheuren Gebiet zerstreut; im Norden: von Skandinavien, wo sie noch sehr weit im Süden vorkommen, über Finnland und das ganze nördliche europäische Rußland hinaus bis tief hinein nach Asien jenseits des Ob; im Süden: von Ungarn und Siebenbürgen über Mittelrußland bis in die Gegenden der mittleren und unteren Wolga; ja, wenn wir von den weit nach Westen vorgedrungenen Westfinnen, Lappen und Magyaren absehen, sind noch heute die Hauptsitze der finnischen Völker das gewaltige Stromgebiet der Wolga, in seinem mittleren und unteren Teile, und das Gebiet des Uralgebirges, mit dessen westlichen und z. T. auch seinen östlichen Vorländern.

Die Westfinnen sitzen als Suomifinnen oder als Finnen par excellence in Finnland und dem benachbarten russischen Karelrien, dann als Ehsten, Liven, Woten, Wepsen südlich und südöstlich davon; jedes dieser fünf westfinnischen Hauptvölker verfügt über seine eigene, von den verwandten Idiomen deutlich und nicht nur dialektisch geschiedene Sprache. Aber allerdings gehören diese fünf Hauptsprachen eng zusammen und bilden eine feste Einheit gegenüber allen anderen Zweigen der finnischen

Gruppe. In sehr vielen Punkten gibt das altertümliche Wepsische den ursprünglichen Charakter der westfinnischen Sprachen am klarsten wieder, viel reiner als selbst das ebenfalls sehr rein erhaltene, volltönende und hochentwickelte Suomifinnische in Finnland selbst, das im besten Sinne des Wortes Schrift- und Kultursprache ist. Ungleich ärmer und verschliffener erscheint das Ehstnische und Livische, selbst das vielfach auch altertümliche und eigenartige Wotische, das dem Ehstnischen nahesteht. Auch in der gesamten Geisteswelt, so in den Sagen, in Sprichwörtern und den meisten ausschlaggebenden Punkten gibt sich die westfinnische Gemeinsamkeit kund, doch darf man sich diese Zusammengehörigkeit nicht als besonders eng vorstellen. Weit größer aber ist die anthropologische Verschiedenheit, obgleich man selbst bei den am meisten indogermanisierten Liven noch deutlich die Hauptzüge des somatischen, finnischen Typus nicht verkennen kann. Auch die Karelrier zeigen zwar diese Hauptzüge, aber bedeutend weniger ausgeprägt als die dieselbe Sprache redenden Tavasten, obgleich beide Stämme dem westfinnischen Hauptvolke, den Suomileuten angehören. Dagegen weisen die Wepsen nicht nur die spezifisch finnischen Hauptzüge sehr deutlich auf, sondern auch die eigentlich mongoloiden Rassenmerkmale, wenn ich nach den mir bekannten, wenig umfangreichen Erhebungen urteilen darf; große, oft enorme Wangenbreite und Entfernung der inneren, nach diesen Erhebungen meist gegenüber den äußeren tieferliegenden Augenwinkel, auffallend flache, breite Nase, sehr brachycephalen Schädelindex und andere echt mongoloide Merkmale, wodurch jedenfalls die Leute wepsischer Abkunft und sogar die Mischlinge sich energisch von der umgebenden russischen Bevölkerung abheben¹. Jedenfalls bietet

¹ Wie konstant auch bei diesem im allgemeinen doch stark durch Mischungen alterierten westfinnischen Typus immer noch die finnischen Rassenmerkmale bleiben, mag man daraus ersehen, daß ich vor mehreren Jahrzehnten beim Anblick der ersten mir begegnenden Ehsten, die ich aber für Letten hielt und halten mußte, aufs höchste frappiert wurde durch die Ähnlichkeit mit den mir seit langem bekannten Magyaren. Daß ich später in Finnland und Karelrien geradezu Tausende von reinmagyarischen Gesichtern und eine ganze Reihe ganz bestimmter, ausgeprägter in

die Anthropologie der Westfinnen trotz sehr gründlicher Vorarbeiten — es sei bloß an Retzius' „Finska kranier“ erinnert — noch viele Probleme auf Schritt und Tritt.

Die Mordwinen oder Wolgabulgaren in der Gegend der mittleren Wolga und als Kolonisten auch an der unteren Wolga, sind unzweifelhaft die nächsten Verwandten der Westfinnen. Auch sie haben starke Mischungen erfahren, augenscheinlich selbst mit Iraniern, verleugnen aber ebensowenig wie die Westfinnen körperlich den finnischen Typus; das beweisen mir, abgesehen von den anthropologischen Daten, die vielen, sorgfältig gefertigten Photographien, die für mich durch die nicht genug zu rühmende Güte des Herrn Professor Katánoff in Kazán hergestellt worden sind. Sprachlich scheiden sie sich sehr deutlich als Mokscha- und Ersaleute; wie weit aber etwa auch anthropologisch eine ähnliche Scheidung stattfinden mag, kann ich nicht entscheiden. Wieder zeigt die Sprache dieses den Westfinnen so nahestehenden Stammes, der jedenfalls mit den Westfinnen einst bis zu einem gewissen Grade eine Einheit dargestellt hat, wie selbständig im Laufe der Jahrtausende sich die einzelnen finnischen Gruppen entwickelt haben. Wieder muß betont werden, wie sich doch die seit undenklichen Zeiten von den Westfinnen getrennten Mordwinen in der ganzen Ideenwelt und ihren Äußerungen, im Temperament, im ganzen geistigen Habitus und die Westfinnen, aber auch die übrigen finnischen Völker nahe stehen. Den klarsten Beweis hierfür liefern die Äußerungen des Volksgeistes im Liede, in den Sagen und Sprichwörtern, in der Musik; es ist das eine eigene, von der indogermanischen ganz verschiedene Welt, genau so, wie das auch in den Sprachen dieser Völker zum Ausdruck kommt; was sich besonders die gesagt sein lassen mögen, die à tout prix die finnischen Sprachen mit den indogermanischen in einen nahen Zusammenhang bringen wollen.

Die permische Gruppe umfaßt die ebenfalls an der mittleren Wolga, genauer im Gouverne-

Ungarn beobachteter Typen wiederfand, wobei jeder Irrtum ausgeschlossen ist, da ich sie durch Zeichnung fixiert habe, spricht doch sehr deutlich für die Konstanz dieser Rassenmerkmale.

ment Wjatka, besonders in den Kreisen Glasow, Malmysch, Sarapul, Jelabuga, dann im Gouvernement Kazan und selbst im Gouvernement Orenburg ansässigen Wotjaken und die Syrjänen am Westabhange des nördlichen Ural bis weit nach Westen hin und ebenso im eigentlichen Ural und über diesen hinaus im westlichsten Nordasien; hier und im Gebiete der europäischen Samojeden hauptsächlich als Eindringlinge der jüngsten Vergangenheit. Auch die Permier bilden sprachlich keine Einheit, indem das Syrjänische wie das Wotjakische als zwei selbständige Sprachen gelten müssen, doch stehen sie sich sehr nahe, so daß man beide fast wie das Mokscha- und das Ersa-Mordwinische als Mundarten einer Sprache ansehen könnte. Dabei ist wieder der besondere Charakter des Permischen in hohem Grade eigenartig und scharf ausgeprägt; auch diese Gruppe ist wie die westfinnische und mordwinische durchaus ihren eigenen Weg gegangen. Es ist aber nicht zu verkennen, daß sprachlich das Permische, obgleich ein ostfinnisches Idiom, doch auch deutliche, sogar starke Anklänge an das Westfinnische aufweist, so daß man es geradezu ein Übergangsglied nennen darf. Es sei nur darauf aufmerksam gemacht, daß auch örtlich die Entfernung keineswegs besonders groß ist, wenn man nur festhält, daß vor Zeiten die Karelrier mit ihren weit versprengten Außenposten so weit nach Osten reichten, daß sie sich mit den westlichsten Syrjänen berührten; sind doch augenscheinlich mit den Bewohnern von Bjarmjaland bald Syrjänen bald Karelrier, also Westfinnen gemeint.

Im Naturell, in allen Äußerungen des Geisteslebens, so besonders in ihren Liedern, im Auftreten, in ihrer Musik in erster Linie, sind die Permier unverfälschte Finnen; die wotjakische Musik zeigt ähnlich wie die magyarische eine so sonderbare Eigenart, daß man danach fast auf eine von der unserigen verschiedene Tonempfindung schließen möchte. Die Sagen, Erzählungen, Märchen, Sprichwörter sind in ihrem melancholischen Grundcharakter ebenso wie in der ganzen Gemütsverfassung, die aus ihnen spricht, auch in der besonderen Form, wie die Gedanken zum Ausdruck kommen, bei Syrjänen wie Wotjaken so ausgeprägt spezi-

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

fisch finnisch, daß man sie, abgesehen von der Sprache, ohne weiteres und ohne jede Änderung für suomifinnisch oder ehstnisch ansehen könnte; die Richtung der Gedanken ist in eminentem Maße dieselbe. Auch das wie bei allen Finnen eher schwere als leichtlebige Naturell ist beiden Völkern unbedingt eigen, desgleichen die trotzdem auffallend sinnliche Richtung, die ebenso in dem Liebesleben wie in der ganzen sinnesfrohen Art, der Farbenfreude, dem Schwelgen in Tönen, zum Ausdruck kommt.

Bezüglich der körperlichen Verhältnisse treten die Permier in keiner Weise aus dem Rahmen der finnischen Rasse heraus, wie man früher vielfach fälschlich von den Wotjaken annahm. Die wenigen mir bekannten Daten über die Syrjänen lassen diese als einen den Westfinnen recht nahe stehenden Stamm erscheinen. Über die Wotjaken kann gar kein Zweifel aufkommen, da hier sehr genaue anthropologische Daten vorliegen, wonach die Wotjaken in den meisten Körpervhältnissen den Westfinnen sehr ähnlich sind, ohne die extremen Formen, die so häufig bei den Tavasten und Wepsen in den Breitenmaßen des Gesichts, der Entfernung der inneren Augenwinkel usw. vorkommen; aber darum die Wotjaken gewissermaßen als nächste Verwandte der Ehsten anzusehen, die auch solche gemilderten Formen und in manchen Punkten eine leichte Ähnlichkeit mit den Wotjaken zeigen, ist völlig verfehlt; in anderen Punkten weichen sie geradezu auffallend von ihnen ab, und außerdem gehören doch die Ehsten durchaus zu den von den Permiern deutlich geschiedenen Westfinnen in Sprache, Sitte, Körperlichkeit. Wie ungemein ausgeprägt auch bei den Permiern und besonders bei den Wotjaken der finnische Typus hervortritt, beweisen mehr noch als die immerhin oft durch Zufälligkeiten übereinstimmenden osteologischen Merkmale die Physiognomien. Gerade die Photographien, von denen ich eine große Menge sehr sorgfältig ausgewählter besitze, haben mir die Überzeugung gegeben, daß wir in den Wotjaken einen sogar auffallend reinen und den Westfinnen sehr nahestehenden finnischen Stamm haben; ich möchte sagen einen Stamm, der körperlich den Westfinnen näher verwandt erscheint, als man nach Lage der Verhältnisse,

Sprache usw. eigentlich annehmen sollte. Trotzdem muß auf der anderen Seite betont werden, daß zum mindesten sprachlich auch sehr vieles zu den eigentlichen Ostfinnen überleitet, also zu den jenseits des Ural wohnenden Ostjaken und Wogulen sowie besonders zu den Magyaren.

Die Tscheremissen spielen eine ähnliche Rolle wie die Permier, doch weichen sie trotz vieler, ebenfalls naher Berührungspunkte mehr von den Westfinnen ab als diese. Sie wohnen ebenfalls im Gebiet der mittleren Wolga, der Kama, doch noch weit über die Wolga hinaus im Osten, auf einem für das kleine Volk ungeheuren Raume zerstreut und deutlich als West- und Ost-Tscheremissen geschieden, in den Gouvernements Kazan, Nischny-Nowgorod, Perm, Wjatka, Simbirsk, Orenburg, in sehr vielen kleinen Sprachinseln inmitten anderer finnischer, russischer, türkischer, tschuwaschischer Bevölkerung. In sprachlicher Beziehung sind die Tscheremissen trotz zahlloser Entlehnungen gleichwohl reine Finnen, wobei der fremde Einschlag kaum irgend nennenswerte Bedeutung hat; auch sprachlich ist die Scheidung in ost- und west-tscheremissisch unverkennbar. Daß die Tscheremissen während der langen Türken-(Tartaren-)Herrschaft, als sie als Verbündete der Türken gegen die Russen kämpften, zahlreiche türkische Elemente in ihr Volkstum aufgenommen haben, ist kaum zu bezweifeln. Es steht auch fest, daß manche Individuen körperlich den spezifisch finnischen Typus verleugnen, so ein von Virchow beobachteter Mann mit völlig mongolischer Physiognomie; seit ich jedoch über eine große Auswahl von Photographien tscheremissischer Männer wie Frauen verfüge, bin ich entgegen meinen früheren Voraussetzungen überzeugt, daß auch dieses Volk viel reiner finnisch geblieben ist, als man nach Lage der Dinge annehmen sollte, denn diese Physiognomien zeigen fast ohne jede Ausnahme gerade ein so eminent finnisches, durchaus untürkisches und unmongolisches Gepräge, daß jeder Zweifel schwinden muß, und glücklicherweise sind gerade die Tscheremissen, hauptsächlich die Westtscheremissen, in meiner Sammlung äußerst sorgfältig und scharf ausgeführter Bilder mit etwa einem halben Hundert vertreten. Ich kann sogar sagen, daß von den bei den

westuralischen Finnen vertretenen zahlreichen charakteristischen Typen kaum ein einziger bei den Tscheremissen fehlt, manche, nein, die weit- aus meisten, mit erstaunlicher Treue die wichtigsten westfinnischen Formen wiedergeben. Nur bei den osturalischen Finnen, den Ostjaken, Wogulen, sowie bei den Magyaren und namentlich bei den Lappen habe ich eine Reihe besonderer Typen gefunden, die man unter meinen tscheremissischen Photographien vergeblich suchen würde.

Auch die Tscheremissen verleugnen, was auf das stärkste hervorgehoben werden soll, ihren Charakter als finnisches Volk weder im äußeren Leben, in Wohn- und Vorratsräumen, Schmuckgegenständen und den zarten, wunderbar fein und geschmackvoll abgetönten farbigen Mustern, in den mannigfaltigen Geräten des häuslichen Lebens, noch im Temperament, den hervorstechenden Neigungen, allen Äußerungen des geistigen Lebens wie Liedern, Sagen, Musik, den deutlichen Spuren der alten vorchristlichen Götterverehrung; und in allen diesen Punkten heben sie sich scharf ab von den sie umgebenden Türken wie Russen.

Die hier behandelten vier Gruppen der Westfinnen, Mordwinen, Permianer und Tscheremissen bilden den näher zusammengehörenden Kreis der westlichen oder westuralischen Finnen, obgleich rein örtlich die drei letzten Zweige auch zu den jetzt folgenden Ostfinnen gehören. Umgekehrt aber zählen örtlich Magyaren wie Lappen zu den westuralischen Finnen, sind aber ihrem ganzen Wesen nach und auch sprachlich ursprünglich Ostfinnen wie die Ostjaken und Wogulen. Bezüglich der Magyaren ist das längst erkannt und jetzt auch allgemein anerkannt, bezüglich der Lappen aber gilt, das behaupte ich, dasselbe, sie sind nach ihrer ursprünglichen Sprache wie nach ihrer Körperlichkeit Ostfinnen, die in vielen Punkten den Ostjaken sehr nahe stehen, auch viele Berührungspunkte mit den Magyaren haben, in ihrer Sprache aber auf tiefste von dem höher entwickelten Westfinnischen beeinflusst worden sind; darüber später noch einige Worte.

Die Ostjaken und Wogulen jenseits des Ural sind zwar sehr deutlich voneinander geschieden, bilden aber, körperlich(?) wie sprachlich, eine

enger zusammengehörende Gruppe, zu der, ihrem Grundstocke nach, auch die Ungarn gehören, die der Ugrier; daher spricht man, unter Zugrundelegung dieser zwei großen Zweige des behandelten Westuralischen und des Ugri- schen, von finnisch-ugrischen Völkern und Sprachen; ich ziehe aus mehr als einem Grunde den einfachen Namen finnisch für den ganzen Völker- und Sprachenkreis vor.

Die Ostjaken wohnen jenseits des Ural im Gebiet des Ob und Irtysh bis tief nach Asien hinein auf einem für die geringe Volkszahl ungeheuren Raum. Daß sprachlich die Ostjaken mit den Wogulen und auch mit den Magyaren eng zusammengehören, wird heute kein einigermaßen Kundiger mehr leugnen. Anders könnte es aber mit der Körperlichkeit liegen, und nicht unerhebliche Unterschiede zwischen Wogulen und Ostjaken sind vielfach angenommen worden; aber erstens gründen sich diese Angaben auf ein viel zu geringes Zahlenmaterial und auf die Beobachtung von ganz wenigen, vielleicht zufällig verschiedenen Individuen; außerdem sind diese Angaben meist recht vag und wenig beweiskräftig. Jedenfalls scheinen die Ostjaken im allgemeinen etwas dunkler in Haar- und teilweise auch in der Augenfarbe, vielleicht auch niedriger von Wuchs, also mit einem Worte lappenähnlicher als die Wogulen, und das dürfte zu dem stimmen, was sonst bezüglich der Verhältnisse der Ostjaken und Lappen zu gelten scheint. Im übrigen weisen die Angaben über Schädel, Gesicht, Breitenverhältnisse, Augen, Nase, Bart, Gesamtphysiognomie auf einen mäßig mongoloiden und wirklich fin- nischen Typus hin. Für mich entscheidend aber sind wieder die genauen bildlichen Darstellungen, die mir vorliegen, wodurch die wenig be- sagenden, auch nicht immer übereinstimmenden Berichte die richtige Beleuchtung und Korrektur erfahren; die sorgfältige Prüfung dieser Gesichter vom ersten bis zum letzten hat mir gezeigt, daß diese Typen fast ausnahmslos, vielleicht sogar ohne jede Ausnahme, zum Teil in voller Treue, zum Teil gemildert und veredelt, aber gleichwohl unverkennbar, noch heut in dem Kulturvolke der Magyaren auftreten, und daß die meisten nicht etwa nur als atavistische Rück- schläge, sondern als regelmäßige, feste, oft

wiederkehrende Formen betrachtet werden müssen. Den Beweis für diese Behauptung führe ich an anderer Stelle. Darum soll durchaus nicht behauptet werden, daß die Ostjaken etwa ein unvermischt gebliebenes finnisches Volk seien, im Gegenteil, es sei nachdrücklich darauf hingewiesen, daß augenscheinlich nicht unerhebliche Bestandteile nichtfinnischer Rassen mitsprechen, wie überhaupt kein einziges finnisches Volk auch nur annähernd unvermischt geblieben ist. Trotzdem schlägt der finnische Rassencharakter doch überall durch; so in der Herstellung der Zelte und Aufbewahrungsräume, der Gerätschaften, Kleider und des farbigen Schmuckes an Kleidern sowie mannigfachen Gebrauchsgegenständen, und in erster Linie wieder im Temperament und in allen Äußerungen des Gemüts- und des geistigen Lebens; es kann kaum stark genug hervorgehoben werden, wie sehr in allen diesen Punkten auch die Ostjaken ebenso wie Permier, Tscheremissen, Mordwinen (oder vielleicht noch mehr als diese alle) sich von der umgebenden russischen Bevölkerung abheben.

Im höchsten Grade zeigt wieder die Sprache auf der einen Seite, wie nahe hierin die Ostjaken allen finnischen Völkern stehen, auf der anderen, wie ausgeprägt die eigentlich ostfinnische oder ugrische Abzweigung zur Geltung kommt. In allen Hauptpunkten des Baues ebenso wie im Wortmaterial gehören die ugrischen Idiome, also das Ostjakische, das Wogulische und auch das Magyarische enger zusammen; so in den Formen, der Ableitung und Beugung der Fürwörter, ganz besonders in der Bezeichnung der Zahlen, in der Bildung, der ungeheuer reichen Ausgestaltung der Verbalstämme ebenso wie in der eigentlichen Abwandlung nach Zahl, Zeit, Person; endlich haben in allen drei Sprachen die Zeitwörter eine besondere Objektkonjugation, die trotz der Selbständigkeit der Herausbildung im einzelnen, innerlich in allen dreien eine völlig übereinstimmende Auffassung bekundet.

Die Wogulen wohnen ebenfalls jenseits des Ural, südlicher als die Ostjaken, ebenso im gewaltigen Gebiet des Ob-Irtisch, hauptsächlich an der Konda, dem Pelym. Die Wogulen scheinen, wenigstens teilweise, durch ihre manchmal ausgeprägte Dolichocephalie, doch auch

durch andere Eigentümlichkeiten des Schädelbaues erheblich von den anderen Finnen abzuweichen; so spricht Virchow von Wogulenschädeln, die er mit Schädeln aus dem Goldentale in Ostasien vergleicht, wobei er äußert, er würde diese Schädel nie für finnische gehalten haben, wenn sie nicht als wogulische bezeugt wären. Ich kann unmöglich glauben, daß das Gesagte allgemein von den Wogulenschädeln gelten sollte, da fast alle anderen Daten gerade den finnischen Charakter dieses Volkes stark hervortreten lassen; wohl aber spricht die Tatsache dafür, daß, wie ich im Anfange betonte, die finnischen Völker rassenhaft nicht unbeträchtlich fremde Bestandteile ihres Milieus in sich aufgenommen haben dürften. So sind die Meränenschädel von vor etwa 1000 Jahren ausgeprägt dolichocephal. Besonders aber sei wieder darauf hingewiesen, daß die Zahl der überhaupt in ihren Verhältnissen genau beobachteten Wogulenschädel äußerst gering ist, und daß Virchows Bemerkung sich auf nur ein paar (4 ?) bezieht. Ebenso mag darauf aufmerksam gemacht werden, daß innerhalb der Völker finnischer Rasse Dolichocephale mit einem Index von etwa 74 neben solchen mit 82—86 und darüber vorkommen, daß in demselben finnischen Volke die Individuen oft zwischen 74 oder 75 und 83—84 schwanken. Dazu kommt, daß trotz eines so niedrigen Index wie 73—75, doch die Breite der Gesichtsteile, der Jochbogen wie der Maxillarpartie, eine sehr bedeutende, ja eine ganz außergewöhnliche sein kann, daß trotz des niedrigen Index der finnische Typus in der Physiognomie, sei es der Frontansicht, sei es dem Profil¹ nach, klar ausgeprägt sein kann; eine Beobachtung, die ich in der langen Zeit meiner Bekanntschaft mit Leuten finnischer Abkunft immer mehr bestätigt gefunden habe. Und so ist es auch bei den Wogulengesichtern, deren Abbildungen mir vorliegen. Diese Gesichter sind teilweise in der Stirngegend so auffallend schmal, in der Gegend

¹ Auf das Profil als auf ein sehr bemerkenswertes Rassemerkmal hat schon vor mehr als 3 Jahrzehnten Weisbach aufmerksam gemacht, ohne damit besonders viel Anklang und Nachahmung gefunden zu haben; ich muß nach meinen Beobachtungen an finnischen, türkischen, samojedischen und westmongolischen Gesichtern diese Bedeutsamkeit des Profils auf das stärkste hervorheben.

der Wangenbeinhöcker und der Kinnbacken dagegen von so kolossaler Breite, daß der untere Gesichtsteil sich fast winklig, breit ausladend, an den schmalen Stirnteil ansetzt. Auch die inneren Augenwinkel sind in echt finnischer Weise auffallend weit entfernt voneinander, die stark prognathe Kinn- und Mundpartie besonders bei Frauen ist vollständig dieselbe, wie ich sie an Tausenden von magyarischen Bauernweibern des Alföld gesehen habe, und das ganze Gesicht nach allen Einzelheiten und ganz besonders nach dem charakteristischen Gesamteindruck kann ohne jeden Abzug als magyarisch gelten. Gerade bei der Prüfung dieser Wogulengesichter ist mir zum ersten Male auch die eigentümliche Ähnlichkeit des körperlichen Typus der Wogulen und der wenig vermischten Alföldbewohner so recht zum Bewußtsein gekommen, die ich früher keineswegs vorausgesetzt hatte bei den wechselnden Schicksalen, die die Magyaren bei der langen Trennung von den Stammesgenossen getroffen haben; ich hatte früher tatsächlich die Ähnlichkeit kaum noch in etwas anderem als in der allerdings überraschenden Gestaltung der Sprache zu finden erwartet; aber gerade die Wogulen scheinen so ziemlich in allem den Magyaren d. h. natürlich den verhältnismäßig rein gebliebenen Magyaren, wie wir sie trotz aller Mischungen noch so zahlreich, im Alföld namentlich, antreffen, erheblich näher zu stehen als die Ostjaken. Ich möchte mit einiger Scheu fast die Gleichung aufstellen: Ostjaken: Lappen (nördlicher Zweig) = Wogulen: Magyaren, obgleich ich anerkenne, daß die Magyaren dem ostfinnisch-ugrischen Typus, sprachlich zum mindesten, viel treuer geblieben sind als die Lappen, die vielleicht niemals voll dem ugrischen Kreise zugehört haben, ihm aber ursprünglich jedenfalls sehr nahegestanden haben müssen.

Sprachlich ist die nahe Zusammengehörigkeit des Wogulischen und des Magyarischen eine Tatsache; im allgemeinen sind die Berührungen hier enger, oft viel enger als zwischen Ostjakisch und Magyarisch, so besonders in den Zahlwörterformen, in den gegenüber dem armen Ostjakischen reichen und teilweise auch in der Form den magyarischen Abwandlungen des Nomens näher verwandten Bildungen, in dem

reichen inneren Ausbau des Zeitwortes, in vielen kleinen Zügen, die hier nicht einmal angedeutet werden können.

Auch im Charakter, Temperament, überhaupt in den Äußerungen des geistigen Lebens scheinen die Wogulen den Magyaren viel enger verwandt zu sein als die Ostjaken; freilich haben wir bezüglich der Ostjaken keine annähernd so unerschöpfliche Quelle, wie sie Munkácsis gewaltiges Werk bezüglich des geistigen Lebens, der Poesie usw. der Wogulen bietet, doch möchte man auch nach den Angaben anderer die Magyaren dicht neben die Wogulen stellen.

Die Magyaren¹⁾ sind zwar, wie hier ausgeführt worden ist, ihrem Grundstock nach Ostfinnen und, wie ebenfalls bemerkt worden ist, teilweise sogar, namentlich vielfach im Alföld, als reine Finnen anzusehen, stellen aber gleichwohl in ihrer Gesamtheit als Volk ein Mischvolk ersten Ranges dar. Wann die Magyaren die Sitze der ihnen am nächsten verwandten Ugrier verlassen haben, läßt sich nicht bestimmen²⁾, jedenfalls finden wir sie zuerst in bedeutend südlicheren Gegenden, in der Umgebung von türkischen oder halbtürkischen Völkern wie den Chasaren, von Iranern wie den iranischen Alanen, und anderen Völkern. Daß sie während ihrer Sonderexistenz im östlichsten Europa oder vielleicht in Asien ziemlich tiefgehende Berührungen mit vorderasiatischen Rassen, so der der Kaukasusvölker gehabt haben, beweist ihre Sprache klar; doch spricht manches sogar für nicht ganz oberflächliche Beziehungen zu innerasiatischen Rassen und Völkern.

Als die Magyaren nach dem westlicheren Europa vorrückten, hatten sie in ihrem Heeres-

¹⁾ Meine kurzgefaßte Sonderstudie über die Magyaren, die sich eng den hier gegebenen Ausführungen anschließt, erscheint in Band IX der „Beiträge zur Kenntnis des Orients“.

²⁾ Nach der Entwicklungsform, in der wir ihre Sprache fixieren können, nach überaus zahlreichen und bedeutungsvollen Eigentümlichkeiten in Brauch und Sitte, in der Art der Gerätschaften und der Kleidung, und hundert anderen Kleinigkeiten kann ich beim besten Willen diese Zeit der Sonderexistenz auf höchstens einige Jahrhunderte ansetzen, bemerke aber, daß dann manches, was auf innerasiatische Einflüsse hindeutet, rätselhaft erscheint. Doch sei darauf hingewiesen, daß selbst bei den ganz nordischen Finnen wie den Ostjaken und Wogulen, viel mehr noch bei Permiern und Mordwinen, sich ebenfalls hier und da Beziehungen zu Iranern und Kaukasusvölkern nachweisen lassen.

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

verbände augenscheinlich auch fremde, wohl vorwiegend oder ausschließlich türkische Stämme oder Stammesteile, vielleicht jedoch auch noch recht verschiedene andere Elemente, deren späteres Vorhandensein im Lande ausdrücklich bezeugt wird, ohne daß man ahnen kann, wie sie dahin gekommen sind; so werden z. B. Bulgaren und Ismaeliten erwähnt, und können mit diesen Ismaeliten keine Juden gemeint sein. Im heutigen Ungarn haben dann die Magyaren jedenfalls die Reste der vor ihnen in Ungarn eingedrungenen verwandten oder doch rassenhaft nahestehenden Völker wie der Avaren¹, Hunnen und vielleicht noch anderer aufgesogen, sich assimiliert. Den Magyaren rückten ihre Bedränger, vor denen her sie in Ungarn eingedrungen waren, die türkischen Petschenegen über den Karpathengürtel nach und verschmolzen allmählich vollständig mit ihnen. Später folgten die ebenfalls türkischen Polowzer, in Ungarn Palóczen genannt, die als seit Jahrhunderten magyarisierte Palóczen in vielen nördlichen Komitaten wie Borsod, Gömör, Heves u. a., doch auch in westlichen, einen höchst bedeutungsvollen Mischungsfaktor abgeben; sie sind es in erster Linie, die die (wie alle Finnen) ganz unverhältnismäßig überwiegend hellen, graublauäugigen, blond- oder hellbraunhaarigen Magyaren in den Ruf gebracht haben, schwarzhaarig und schwarzäugig zu sein; während man fast behaupten kann, der reine Magyar sein nie weder schwarzhaarig noch schwarzäugig. Endlich wurden bei der drohenden Mongolengefahr die Kumanen zu Hilfe gerufen, kamen mit einem Reiterheere von etwa 60000(?) Mann ins Land setzten sich dauernd fest, spielten in ihren Bezirken die Herren und verschmolzen erst sehr spät mit den Magyaren, denen sie ebenfalls eine beträchtliche Menge dunkelhaariger und dunkeläugiger Volkselemente zugeführt haben.

Dieses so stark gemischte Magyarenvolk hat sich außerdem viele slavische, rumänische, deut-

¹ Es ist grundfalsch zu glauben, die Avaren seien von Karl dem Großen vernichtet worden. Noch unter Ludwig dem Frommen, also wenige Jahrzehnte vor dem Einbruch der Magyaren, bildeten sie ein Reich, schickten eine Gesandtschaft an den Frankenkönig. Dann verschwinden sie, d. h. sie gehen auf in den nachrückenden Magyaren. Auch die Hunnen verschwinden in gleicher Weise spurlos in Ungarn.

sche, selbst italienische und armenische sowie zigeunerische Bestandteile assimiliert, von dem starken Zufluß jüdischen Blutes gar nicht zu reden; und das alles gilt schon von der früheren Zeit, vor der planmäßig durchgeführten, staatlich sanktionierten Magyarisierung, denn seitdem ist das alles noch ganz anders geworden, indem zahllose, dem Magyarentum fremde Elemente mit der Annahme der magyarischen Sprache bedingungslos in das magyarische Lager übergetreten sind.

Unter diesen Umständen muß in Erstaunen setzen, daß dennoch in den meisten Gegenden des Alföld, der eigentlichen Heimat der reinen Magyaren, der unverfälscht finnische Typus uns so unendlich oft aufstößt, viel öfter, als man für möglich hält, und als die meisten magyarischen Forscher selbst annehmen. Ich behaupte das mit der größten Bestimmtheit, nachdem ich während meines oftmaligen und langen Aufenthalts in Gegenden mit magyarischer Bevölkerung viele Tausende von Individuen daraufhin besonders beobachtet, sie Zug um Zug studiert und mit den anderen ausgeprägt finnischen Typen unter den vorher behandelten Völkern verglichen, auch durch eigene Zeichnung diese Tatsache festgestellt habe. Fast noch erstaunlicher ist es, daß das finnische Temperament, die ganze, etwas schwere finnische Art das Leben aufzufassen, die, trotz der ausgeprägt realistisch praktischen Richtung, auffallend schwermütige, leidenschaftliche Grundstimmung, die im Liede und in der Musik so ergreifend zum Ausdruck kommt, dem Magyaren ebenso oder in noch höherem Maße eigen ist wie den übrigen Finnen und, um Mißverständnisse zu vermeiden, alles dies eben in der spezifisch dem Finnenstamme eigenen Weise, die himmelweit verschieden ist von allem uns Gewohnten, also beispielsweise von den doch auch so schwermütigen Äußerungen des slavischen Naturells. Ähnliches gilt von den Gegenständen des äußeren Lebens, den Gerätschaften, Aufbewahrungsräumen, der Kleidung des einfachen Mannes und insbesondere von dem daran angebrachten farbigen Schmuck, den Mustern in farbiger Malerei und Stickerei, alles Dinge, worin eine oft kaum glaubliche Übereinstimmung zwischen den Magyaren und allen, doch



Abb. 1. Suomifinne (Tavaste).



Abb. 2. Suomifinne (Karelier).

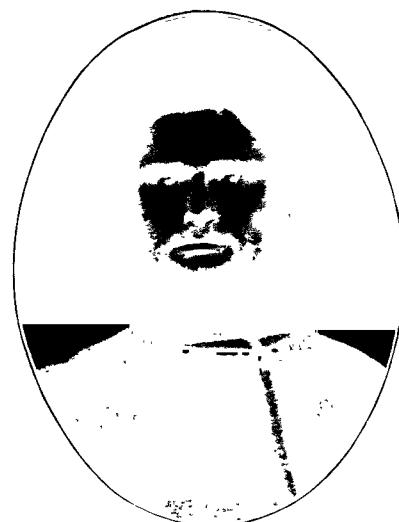


Abb. 3. Wotjake.



Abb. 4. Wotjakin.



Abb. 5. Wotjakin.



Abb. 6. Wotjakin.



Abb. 7. Tscheremissin.



Abb. 8. Tscheremissin.



Abb. 9. Tscheremissin.

hauptsächlich den östlichen Finnen und den Lappen besteht¹.

Die Lappen sind trotz ihrer geringen Zahl wie die Ostjaken und Wogulen auf einem unermesslichen Raume teils als Hauptbevölkerung teils zerstreut unter Skandinaviern, Russen, Suomifinnen und Samojeden angesiedelt; vom mittleren Skandinavien an, über dessen Norden hinaus, im finnischen Lappmarken, auf der ganzen großen Halbinsel Kola und jenseits derselben bis in die Gegend von Archangelsk. In Finnland reichen sie wie in Skandinavien weit nach Süden, und ein großer Teil der nördlichen finnischen, suomifinnisch redenden Bevölkerung ist lappischen oder gemischt lappischen Ursprungs. Als nächste Nachbarn der Westfinnen galten sie und gelten sie noch jetzt größtenteils als die nächsten Verwandten der Westfinnen. Sehr mit Unrecht. Zunächst muß jedem, der die körperlichen Verhältnisse der Westfinnen einigermaßen kennt, auf den ersten Blick der große Unterschied zwischen den ganz allgemein ziemlich hochgewachsenen Westfinnen und den auffallend niedrigen Lappen zum Bewußtsein kommen, denn diese bilden ganz zweifellos eine der kleinsten Rasseformen überhaupt, wobei Männer von 1,50 m Höhe ganz gewöhnlich vorkommen. Kein Unparteiischer kann einen solchen typischen Lappen mit einem in gleichem Maße typischen Westfinnen verwechseln. Dagegen kommen in jeder Beziehung ähnliche Gestalten unter den Ostjaken vielfach vor, und, was noch verwunderlicher erscheint, unter den Magyaren, d. h. in einer Weise, daß man hier und da und nicht selten bei den Magyaren Männer wie Frauen zu sehen bekommt, die in der Körpergröße und dem ganzen körperlichen Habitus, in der Gesichtsform, in den Breiten-

teilen von Gesicht und Schädel, besonders im Ausdruck des Gesichts und im Profil, vollständig und anscheinend ohne jeden Abzug bestimmte lappische Typen widerspiegeln¹. Auch die speziellen Angaben und Maße, z. B. von v. d. Horck, ergeben immer wieder einen dem Westfinnischen ziemlich fern, dem Ostjakischen recht nahestehenden Typus, soweit man aus solchen Angaben und Maßen einen Schluß ziehen kann. Zum mindesten widerlegen diese Daten ein für allemal die früher wohl allgemeine Annahme, daß die Lappen eine dunkelhaarige und dunkeläugige Rasse darstellen sollen, und stimmen völlig mit dem überein, was ich selbst genau beobachtet und geprüft habe; d. h. die Lappen sind auch in Haar- und Augenfarbe innerhalb des Rahmens der finnischen Rasse und gehören wie die Ostjaken zu deren dunkleren Gliedern; doch sind sie unbedingt nicht schwarzhaarig, sondern meistens dunkelblond oder hellbraun, selten dunkelbraun; namentlich aber sind die Augen ganz gegen alle früheren Annahmen in echt finnischer Weise fast immer graublau, worauf gar nicht genug Wert gelegt werden kann; daneben in geringem Prozentsatz hellbraun oder braun. Wie die Magyaren, d. h. die verhältnismäßig unvermischt scheinenden Magyaren, zeigen sie fast alle eine recht hohe Brachyzephalie und erscheinen nicht selten geradezu als hyperbrachyzephal. Ähnlich wie die Ostjaken und stärker als die Magyaren zeigen sie auch extreme Maße in den Breitenverhältnissen des Gesichts, worin sie vielfach alle Finnen hinter sich zurückzulassen scheinen. Ein mäßiges Tieferstehen der inneren Augenwinkel scheint fast das Regelmäßige zu sein, doch möchte ich mich hierin mit einiger Zurückhaltung äußern. Jedenfalls aber teilen sie mit den Magyaren und fast allen oder allen echten Finnen die Eigentümlichkeit, daß die Haut selbst bei voller Blondheit einen

¹ Ich habe diesen echtfinnischen Charakter der meisten Äußerungen des äußeren wie des inneren Lebens der Magyaren oder besser der verhältnismäßig rein erhaltenen Magyaren in einem besonderen Werke eingehend verfolgt, das der ungarischen Akademie der Wissenschaften vorgelegen hat, die sich auch in loyalster Weise bereit erklärt hat, seine Herausgabe zu unterstützen; das Erscheinen ist stark erschwert durch die überaus zahlreichen und unumgänglich notwendigen Zeichnungen von meiner leider ganz ungeübten Hand. Gleichwohl wird die seit 1898 druckfertige Arbeit in etwas veränderter Gestalt hoffentlich in kurzem herausgegeben werden. Vgl. auch S. 125 Anm. 1.

¹ Ich hatte eine große Anzahl Lappen gesehen und während mehrerer Wochen beobachtet. Der Gedanke einer solchen Möglichkeit lag mir ganz fern; da sah ich einige Monate später im magyarischen Niederland wiederholt Personen, die mir, dem darauf völlig Unvorbereiteten, in jedem Zuge, im einzelnen wie im allgemeinen, bestimmte bei den Lappen gesehene Individuen so unverkennbar wieder vorführten, daß ich zuerst an eine Selbsttäuschung glauben wollte.

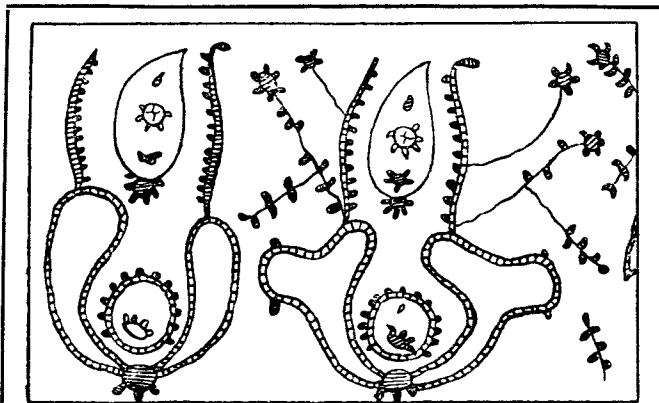


Abb. 25.

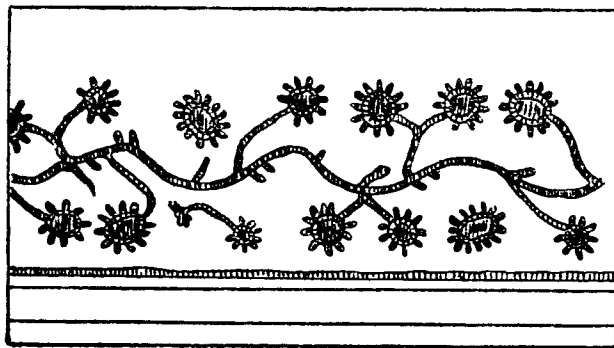


Abb. 26.

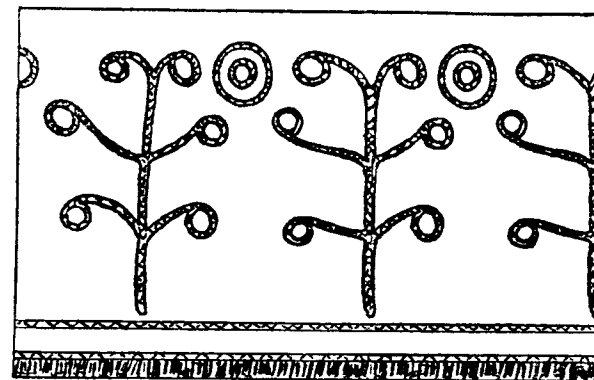


Abb. 27.

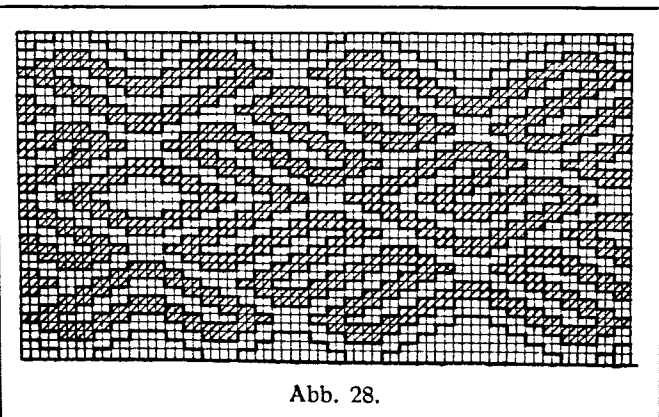


Abb. 28.

gelblichen, graugelben, selbst schwärzlichen Schimmer zeigt, wodurch, wie ich mit Staunen wahrgenommen habe, selbst ganz hellhaarige Magyaren oft auf den ersten Blick geradezu brünett erscheinen.

Das hier Gesagte bezog sich auf meine eigenen Beobachtungen an lebenden Lappen und auf die mir bekannten Angaben über dies Volk. Nun verfüge ich durch die Güte des berühmten Lappenforschers Herrn Qvigstad in Tromsø über eine große Anzahl von Photographien charakteristischer Lappengesichter, die er aus dem Bezirk von Tromsø hat aufnehmen lassen. Auf den ersten Blick ergab sich da für mich eine in hohem Grade überraschende Tatsache. Neben den weitaus überwiegenden Gesichtern mit extrem finnischem Charakter, wobei entweder die von den Suomifinnen her so bekannte viereckige Gesichtsform mit auffallender Breite in der Backenknochen- und in der Kinnbackenpartie hervortritt, oder die andere mit enormer Backenknochenbreite und viel geringerer Kinnbackenbreite sowie nach unten sichtlich abfallendem, schmaler werdenden Gesicht¹, findet sich öfters eine davon stark abweichende Form. Bei dieser ist ebenfalls die Backenknochenpartie ziemlich oder sogar sehr breit, die Kinnpartie dagegen ist auffallend schmal, die Nase ist nicht, wie fast immer bei den Finnen, breit oder zum mindesten ziemlich niedrig, sondern schmal, lang und anscheinend spitz, so daß das ganze Gesicht einen eigentümlichen, länglich-spitzen Eindruck macht, jedenfalls einen recht unfinnischen. Eini- germaßen ähnliche und doch wieder verschiedene Physiognomien, habe ich unter finnischen Völkern nur bei Magyaren, und zwar nicht ganz selten gefunden, auch hier so sehr abweichend von allen anderen Typen, daß sie einen völlig exotischen Charakter darzustellen schienen; wahrscheinlich sind sie auch bei den Ostjaken vorhanden, nur sind sie unter den mir vorliegenden, nicht sehr zahlreichen photographischen Abbildungen nicht vertreten. Zweifellos dagegen zeigen gewisse Rasseformen im nordwestlichen Asien, so bei den Jenissei-Ostjaken, einem ab-

¹ Auch diese Gesichtsform ist allen finnischen Stämmen eigen, ich habe sie aber besonders bei Magyaren wahrgenommen, und ebenso muß sie nach den Abbildungen bei den Ostjaken wie Wogulen häufig sein.

solut unfinnischen Volke der sogenannten Arinerrasse, einen erstaunlich ähnlichen, um nicht zu sagen denselben Charakter wie diese sonderbaren magyarischen Gesichter und erinnern auch lebhaft an die erwähnten schmalen, lappischen Physiognomien. Auch das scheint, wie so ziemlich alles, dafür zu sprechen, daß die Lappen Ostfinnen sind.

Es mag auch darauf hingewiesen werden, daß trotz der Nachbarschaft der Westfinnen und der vielfachen Beeinflussungen durch diese kulturell viel höher stehenden Nachbarn, doch die weitaus meisten Gegenstände des äußeren Lebens der Lappen, vom Lappenzelt angefangen, weit mehr an ostfinnische Formen erinnern als an westfinnische; so in erster Linie die Kleidung und besonders der farbige Schmuck der Kleider, die Zieraten und kleinen Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens — etwas, was hier kaum angedeutet und nicht im einzelnen bewiesen werden kann. Ebenso wenig kann hier ausgeführt werden, wie sehr die lappische Geisterwelt die deutlichen Spuren der durch das Christentum verdrängten, alten blutigen Götterverehrung sich von allem Westfinnischen entfernen und an die Bräuche der Ostjaken und Wogulen erinnern.

Obgleich ich die große Verschiedenheit von Lappen und Westfinnen und die eigentümlichen Übereinstimmungen der Lappen und der Ostfinnen so klar erkannte, daß ich die Lappen seit Jahrzehnten als Ostfinnen ansah, hat mir doch erst die eingehende Beschäftigung mit den tieferen Grundlagen der lappischen Sprache (oder der lappischen Sprachen) den strikten Beweis geliefert, daß die Lappen auch sprachlich ursprünglich Ostfinnen sind, die auch hierin den Ugriern nahestehen. Es ist geradezu erstaunlich, wie ganz unerwartet hier und da ganz spezifisch ostfinnische grundlegende Erscheinungen durchbrechen, die gar nicht anders zu erklären sind als durch die Annahme einer wesentlich gleichen, von dem Westfinnischen abweichenden Grundlage. Und was hier von der Morphologie im engeren Sinne, der Abwandlung der verschiedenen Redeteile gilt, das gilt in gleicher Weise von dem Wortbestande, der zum großen Teile dem Westfinnischen entlehnt ist, daneben aber eine unverkennbare ost-

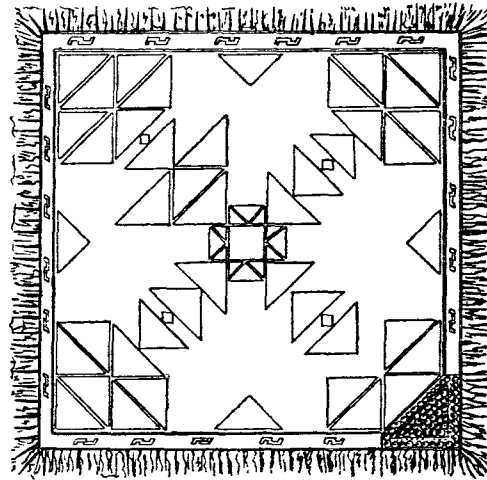


Abb. 29.

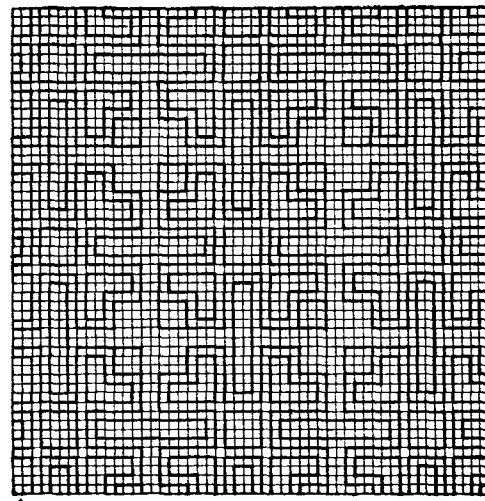


Abb. 30.

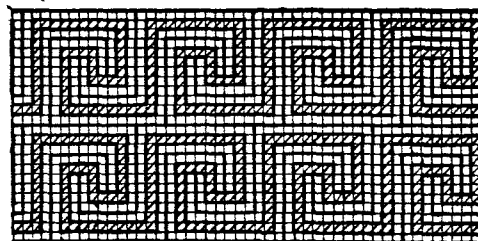


Abb. 31.

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

finnische Unterschicht aufweist, die einen völlig verschiedenen Charakter zeigt und ebenso unverkennbar zu dem Ugrischen, dem Ostjakischen, Wogulischen und auch dem Magyarischen die nächsten Beziehungen hat.

Überaus deutlich tritt uns der Zusammenhang der hier behandelten finnischen Völker auch in ihren kunstgewerblichen Leistungen entgegen. Die Abbildungen 25 bis 31 im Text zeigen uns einige wenige charakteristische Muster von Stickereien usw., wie sie bei Lappen, Ostjaken, Wotjaken, Mordwinen usw. wie auch bei den Magyaren häufig zu finden sind. Es ist dies ein ganz eigenartiges Gebiet des Geistes- und Empfindungslebens dieser formen-, farbe- und tönereudigen finnischen Rasse. Das hier Gebotene kann kaum eine Andeutung der ganzen Richtung geben; um ein wirkliches Bild zu vermitteln, wäre zunächst eine ungleich größere Menge dieser erstaunlich mannigfaltigen, oft mit beispielloser Geduld ausgeführten und eine wunderbare Formenschönheit sowie eine fast unglaubliche Exaktheit atmenden Muster nötig, die an Kompliziertheit und sinnvoller Regelmäßigkeit kaum überboten werden können, neben anderen, die kindlich einfach erscheinen, cf. die Abb. 25, 26 und 27. Aber auch die reichste Fülle solcher Formen würden noch keine annähernd richtige Vorstellung von dem wirklichen Eindruck hervorrufen, den jeder davon erhalten muß, denn es fehlt ihnen die eigentliche Seele, die sie belebt, und das ist eine vielfach so prunkvolle, oder auch so zarte, harmonisch abgetönte Kolorierung, daß wir Schöneres auf dem reichen Gebiete der Betätigung menschlichen Schönheitssinnes schwer finden werden.

Diese ganze Richtung, sowohl was Formenfülle und Formenvollendung anbelangt, als auch wie das koloristische Behagen der Volksseele sich äußert, ist allen Finnen ohne jede Ausnahme eigen. Aber noch mehr. Wer die zahllosen, uns im magyarischen Alföld überall aufstoßenden, lebhaft kolorierten Muster an allem möglichen, so an Schürzen, Pelzen, Hemden, Westen usw.,

(Schluß folgt.)

doch auch an anderen Gebrauchsgegenständen, wie an irdenem Gefäß usw. kennt, muß beim Anblick der ostfinnischen, nebenbei ganz ebenso als Kleiderschmuck und sonst auftretenden Muster zugeben, daß hier eine bis ins einzelste gehende völlige Übereinstimmung in den Formen wie in der Kolorierung herrscht, trotz der wohl mehrtausendjährigen Trennung dieser ostfinnischen Völker und der Magyaren. Ein tscheremissisches Weib mit dem weißen, bunt bestickten Rock würde nach der ganzen Art der Tracht und insbesondere nach diesem Kleiderschmuck vollständig unter die magyarische Csikosbevölkerung passen, so, daß nur ein genauer Kenner in den Details der Ausschmückung überhaupt Unterschiede wahrnehmen würde; dagegen machen die wirklich slavischen, doch auch reich geschmückten Trachten einen völlig davon verschiedenen Eindruck. Noch wunderbarer erscheint es, daß gerade die allerprimitivsten, kindlich unbeholfenen Muster, wie sie uns z. B. die wotjakischen Formen, Abb. 26 und Abb. 27, zeigen, uns in vollster Treue im Alföld auf Schritt und Tritt begegnen. Gerade diese Formen finden wir im Alföld ohne jede Veränderung als einfachste Verzierung der Hauswände, des irdenen Geschirrs, der Kleidung. Die Magyaren haben sie vor tausend Jahren mitgebracht¹ und durch die Jahrhunderte unverändert beibehalten. Diese wenigen Andeutungen über dies anziehende und unerschöpflich reiche Kapitel müssen hier genügen.

¹ Die östliche Heimat dieses Formenschatzes wird dem Kenner des vorderen Orients besonders zum Bewußtsein kommen. Die geometrische (Abb. 28—31) wie die Pflanzenornamentik (Abb. 25—27) der kunstgewerblichen Arbeiten der finnischen Völker hat die Glieder ihrer Verwandtschaft bei den Türken, Persern, Kaukasiern und den mongolischen Stämmen Zentralasiens. Charakteristisch ist bei Abb. 25 und 27, wie das ursprünglich persische und zentralasiatische Pflanzenmotiv in seiner Deutlichkeit zurücktritt und schließlich, von Generation zu Generation vererbt, nur in unbewußter Stilisierung zur Erscheinung kommt. Ähnliche Beobachtungen kann man namentlich beim Formenschatz der kaukasischen Landschaften machen. Der Herausgeber.

Das Grab Timurs in Samarkand.

Von Zdenko v. Schubert-Soldern-Prag.

Mit 10 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXIX—XXX).

Zwei asiatische Herrscher waren es, die im Blute watend, die Welt zur Zeit des Mittelalters in Schrecken versetzten. Es waren dies im 13. Jahrhundert der grausame Mongolenfürst Tschingis-Chan und im 14. Jahrhundert der nicht minder blutgierige Timur. Beide waren echte Asiaten und damit erklärt sich ihre Menschen-schlächtere, im übrigen waren beide, insbesondere aber Timur, ein weiser, oft sogar gütiger Herrscher. Im Jahre 1220 kamen die wilden Mongolenhorden unter der Führung Tschingis-Chans nach Zentral-Asien, eroberten Buchar, richteten hier ein schreckliches Blutbad an, indem sie an 50000 Mann hinrichteten und die Stadt dem Erdboden gleich machten. Dann kam die Reihe an Samarkand, das in ähnlicher Weise behandelt wurde. Darauf setzte Tschingis-Chan seinen zweiten Sohn Tschagatai als Herrscher des eroberten Gebietes ein, unter dessen weiser Regierung eine Blütezeit für Zentral-Asien eintrat, die sich zum Teile noch über seine Nachfolger erstreckte. Um diese Zeit geschah es, daß von Norden her ein türkischer Stamm, die Usbeken, einwanderte, der sich durch seine Intelligenz bald einen großen Einfluß im Lande erwarb. Als später unter den Nachfolgern Tschingis-Chans das Land dem Verfall entgegen ging, erhoben sich die Usbeken und rissen die Herrschaft zum Teile an sich. Der berühmte Timur stammt aus einem Zweig des Geschlechtes der Usbeken, er wurde 1333 in Kesch geboren und gelangte 1370 zur Herrschaft. Timur hatte ein lahmes Bein, weshalb er der lahme Timur oder Timurlenk genannt wurde, ein Wort, das man später in Tamerlan umgestaltete. Timur war ein weiser Herrscher, der Kunst und Wissenschaft eifrig unterstützte, und so entstand unter ihm und seinen Nachfolgern eine zweite Blütezeit für Zentral-Asien im allgemeinen und für Samarkand im besonderen. (Krestowskii.)

„Unter den Samaniden war Samarkand die volkreichste Stadt Transoxaniens und durch Timur wurde es die reichste, glänzendste und anziehendste Residenz im Reiche der Timuriden und der nach-

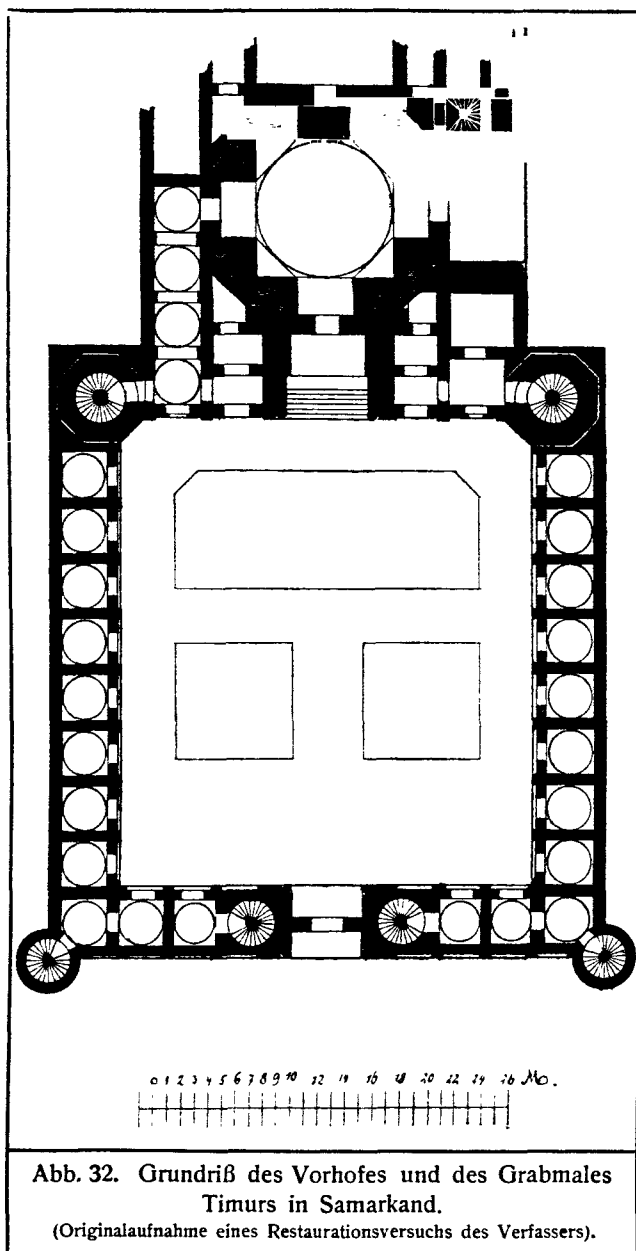
folgenden Scheibaniden. Überfluß an Wasser, gesundes Klima, üppige Vegetation, wunderbare Bauten, vorzügliche Hochschulen, der Zusammenfluß von Gelehrten, Künstlern und geschickten Handwerkern aus ganz Asien und der glänzende Hof Timurs und seiner Nachfolger machten es zum Paradies des Ostens, zur kostbarsten Perle der östlichen, islamitischen Welt, zum Brennpunkt der ganzen Weltkugel, wie die bilderreichen muselmännischen Schriftsteller sich ausdrücken.

Zur Ausführung seiner prachtvollen Bauwerke verschrieb Timur die besten und talentvollsten Meister aus allen Ländern seines weiten Reiches, das sich von Irtisch zum Ganges und von der Steppe Gobi bis zum Marmarameer erstreckte, nach seiner Residenz. Kunststeinhauer aus Indien, berühmte Baumeister und Mosaikbildner aus Schiras, Töpfer aus Kaschan, Stukkateure und Künstler aus Ispahan und Damaskus wurden mit freigebiger Hand bei der Aufführung der monumentalen Bauten verwendet, durch die der mächtige Herrscher jeden seiner Kriegszüge verherrlichen ließ, und mußten jedes frohe oder traurige Ereignis seines Familienlebens durch ein Denkmal verewigen. Diese Meister legten den Grund zu einer ganzen Schule von Kunstbaumeistern in Samarkand, von wo aus deren künstlerische Ideen und Vorschriften sich nach allen Kulturländern Mittelasiens verbreiteten. Noch zweihundert Jahre nach dieser Blütezeit des Bauhandwerkes, bis zur Regierung Abdulla-Chans, waren diese Vorbilder lebendig und legten den Grund zu architektonischen Bauten, die bis heutigen Tages von dem Glanz und Geschmack jener schöpferisch-künstlerischen Epoche Zeugnis ablegen. Selbst in der öden Steppe Kisil-Kum, zwischen dem Amu-Darja und Sir-Darja, werden monumentale Kirgisengräber angetroffen, die in ihrem Bau den Stil der Meister der Timur'schen Epoche erkennen lassen.

Neben den Baukünsten und Gewerben wurden die anderen Gewerbe unter Timur in Samarkand nicht vernachlässigt. Seidenweber aus Damaskus, Baumwollenweber aus Aleppo, Tuchmacher aus

Das Grab Timurs in Samarkand.

Engüri (Angora), Goldarbeiter aus Grusien und der Türkei, kurz alle Meister, die sich auf nützliche Gewerbe und schöne Künste verstanden, wurden von Timur nach seiner Hauptstadt am Sarafschan gezogen, in der sich Vertreter aller



bekannten Völker und Nationen zusammenfanden.“ (Dr. Max Albert, Russisch-Zentral-Asien.)

Zu gleicher Zeit wird aber erwähnt, daß Timur mit den strengsten Maßregeln dafür sorgte, daß das Reisen in seinem ungeheuren Reiche ganz gefahrlos war und daß die Reisenden etappenweise ein gutes Unterkommen fanden, so zwar,

daß das Reisen damals in den von Timur beherrschten Ländern sicherlich viel gefahrloser war, als zu gleicher Zeit in Deutschland und als es heute in Zentral-Asien ist.

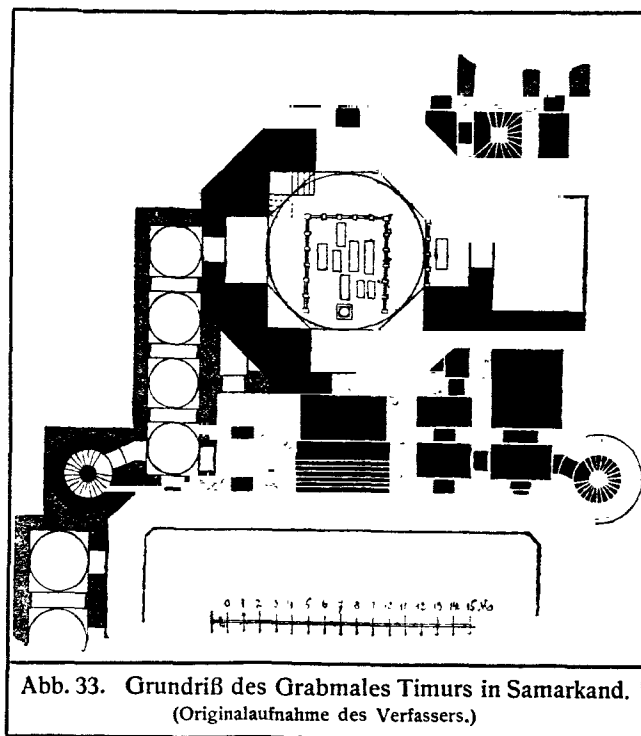
Es ist sehr natürlich, daß ein Mann wie Timur, der eine Reihe der herrlichsten Bauwerke erstehen ließ, auch darauf bedacht war, seine letzte Ruhestätte in glanzvollster Weise zu errichten, damit die nachkommenden Geschlechter nicht nur auf sein Mausoleum, sondern zugleich auch auf die großen Taten des Mannes aufmerksam gemacht werden, dem dieses Denkmal für ewige Zeiten errichtet worden ist. Timur ließ sich sein Mausoleum selbst 34 Jahre vor seinem Tode in aller Pracht und Herrlichkeit bauen, welche die Künstler der damaligen Zeit imstande waren auszuführen. Heute wird dieses Denkmal von den Zentral-Asiaten „Gur-Emir“ d. i. Grab des Herrschers genannt. Es befindet sich in einem von schönen Bäumen beschatteten, unweit des modernen Samarkand gelegenen Hofraume und macht einen weihvollen und würdigen Eindruck. Leider ist dieser prächtige Bau teilweise bereits eine Ruine; aber gerade das eigentliche Grabmal ist noch verhältnismäßig gut erhalten und auch die dem Verfall entgegengehende Umgebung läßt sich der Idee nach ziemlich gut ergänzen.

Damit der Besucher, bevor er die geheiligte Stätte betritt, seine Gedanken sammeln könne, ist vor dem Mausoleum ein geräumiger Vorhof angeordnet und wahrscheinlich stand in der Mitte desselben, wie das in Zentral-Asien bei ähnlichen Bauten üblich ist, ein Brunnen, der bestimmt war zur Vornahme der vorgeschriebenen Waschungen vor Eintritt in den Betraum. Auch dieser Vorhof ist in ruinenhaftem Zustand, aber immerhin ist noch soviel davon vorhanden, daß sich die ursprüngliche Anlage mit einiger Sicherheit der Idee nach feststellen läßt. In Abb. 32 habe ich einen diesbezüglichen Versuch gemacht, den ich meinen geehrten Lesern hiermit vorlege. An dieser Stelle sei es mir auch gestattet zu erwähnen, daß ich über diesen Gegenstand bereits einmal in der „Allgemeinen Bauzeitung“, Heft 2, 1898, bei Gelegenheit der Beschreibung der Baudenkmale von Samarkand berichtet habe¹, welche Abhandlung ich zum Teil

¹ Als Separat-Abdruck im Verlag von Spielhagen & Schurich in Wien erschienen.

hier noch benutzte. Den Zugang zu dem Hofraum bildet ein mäßig hohes, aber ziemlich ruinenhaftes Portal, an welches sich nach rechts und nach links deutliche Reste von Wendeltreppen anschließen. Links von dem Portal sind einige ziemlich wohl erhaltene kleine Räume angeordnet, die mit Kuppeln überdeckt sind; an derselben äußeren Ecke des Hofes schiebt sich heute eine kleine Moschee ohne Kuppel ein, welche eine Vorhalle aufzuweisen hat, deren Tragbalken durch hölzerne Säulen gestützt erscheint; es ist dies ohne Zweifel ein späterer Zubau, wofür insbesondere der Umstand spricht, daß diese primitive Anlage sich mit dem glanzvollen Äußeren des Mausoleums nicht in Einklang bringen läßt. Der Fußboden des Hofraumes ist teils vertieft, teils erhöht, ist aber streng symmetrisch zur Hauptachse des Denkmals angelegt worden, sodaß kaum ein Zweifel darüber herrschen dürfte, das dieser Vorhof speziell nur für das Mausoleum angelegt worden ist. An der rechten Seite des Hofraumes sind gegenwärtig keine Räume mehr erhalten, es ist vielmehr hier ein modernes Ziegelgemäuer errichtet worden, das Unberufene vom Eintritt abhalten soll. Die streng symmetrische Anlage des Vorhofes, sowie der Umstand, daß in Zentral-Asien ähnliche Hofräume ringsum mit derartigen kleinen Räumen umgeben zu werden pflegten, läßt den Schluß vollkommen berechtigt erscheinen, daß sich auf der rechten Seite des Vorhofes ganz gleiche, ebenfalls mit Kuppeln bedeckte kleine Räume vorgefunden haben dürften. Die beiden Treppen beim Portal deuten darauf hin, daß über diesen Räumen ein Oberstock, mit ähnlichen kleinen Räumen versehen, errichtet worden ist, wie dies insbesondere bei den zentral-asiatischen Hochschulbauten allgemein gebräuchlich war. Nach alten Berichten soll hier eine von Mohammed Sultan errichtete Medresse gestanden haben, dann dürften diese Räume von den zahlreichen Studierenden bewohnt gewesen sein, die in klösterlicher Zusammengehörigkeit darin untergebracht wurden. An den Ecken der Baulichkeiten des Vorhofes sind wahrscheinlich runde Türmchen angeordnet worden, die in Zentral-Asien häufig vorkommen; diese dürften ohne Zweifel niedrig gehalten worden sein, um mit den großen später zu besprechenden Minarets des Denkmals nicht in Konkurrenz zu treten.

Wenn der Beschauer seine Blicke nach vorwärts richtet, hat er das imposante Grab Timurs gerade vor sich; mit dem eigentlichen Grab scheint noch eine große Moschee in Verbindung gebracht worden zu sein, von welcher aber nur mehr ein mächtiger Bogen, in Form eines gedrückten Spitzbogens, erhalten ist, der wahrscheinlich die Verbindung des Grabes mit der Moschee herzustellen hatte — von der Moschee selbst ist nichts mehr vorhanden; es kann angenommen werden, daß dieser Teil des Baues so sehr verfallen war, daß die russische Regierung denselben demolieren und



den Schutt fortschaffen ließ, dafür spricht auch der Umstand, daß gerade hier der Platz geebnet und ein modernes Ziegelgemäuer aufgeführt worden ist.

Und nun wollen wir das Grabdenkmal selbst ein wenig näher ins Auge fassen; dasselbe besteht zunächst aus einem hohen Kuppelbau, der sich über einem quadratischen Grundriß von 10 m Seitenlänge im Innern erhebt; durch Überwölbung der Ecken entsteht nach oben zu ein Achteck, das durch weitere Überwölbung der Zwickel sich in einen Kreis umgestaltet, über welchem sich der hohe Tambour und die Kuppel erheben (Abb. 33).

Das Grab Timurs in Samarkand.

Das Äußere des Baues zeigt eine imposante Anlage; zu dem in der Hauptachse des Denkmals gelegenen Portale gelangt man auf einigen Stufen; die einfache, rechtwinkelig geschnittene Türe befindet sich in einer tiefen 6 m breiten Nische, die, hoch hinaufstrebend, nach oben zu in einem gedrückten Spitzbogen geschwungen erscheint und über welcher sich ein rechtwinkliger Rahmen spannte. Über diesen Unterteil, aber etwas zurücktretend, erhebt sich über dem eigentlichen Grabdenkmal der hohe Tambour, auf welchen sich sodann eine wirksame Melonenkuppel aufsetzt. In einiger Entfernung vom Hauptbau befindet sich auf jeder Seite je ein schlankes, kühn emporstrebendes Minaret, das so hoch aufgeführt wurde, daß es scheinbar die Höhe der Kuppel erreicht; während nämlich die Kuppel außen 34,09 m hoch ist, beträgt die Höhe des Minarets 25,38 m; das Innere der Kuppel aber ist 22,55 m hoch. Eine gute Vorstellung der Kuppel und des einen wohl erhaltenen Minarets gibt die Seitenansicht (Taf. XXIX, Abb. 1), auf welcher der große Verbindungsbogen mit dem erhaltenen Grabdenkmal verzeichnet erscheint. Die ganze Anlage ist ruhig, würdig und imposant und wird das Interesse daran noch durch die originelle Dekoration der Wände in hohem Grade erregt, die sich hier noch recht gut erhalten hat. Wir wollen unsere Betrachtungen mit der Kuppel beginnen: die Umrißlinie derselben wird durch einen überhöhten stumpfen Spitzbogen von schöner Form gebildet, während die Fläche der Kuppel durch eine größere Anzahl von Wülsten gegliedert erscheint, sodaß dieselbe annähernd die Melonenform annimmt. Diese Wülste sind dort, wo sie an den Tambour anstoßen, von stalaktitenartigen Formen gestützt. Kuppel und Tambour sind mit Platten oder kleinen würfelförmigen Stücken bekleidet, die aus gebranntem Ton hergestellt wurden und an der Außenseite in verschiedenen Farben glasiert erscheinen; dieselben besitzen eine merkwürdige Frische der Farben, die durch mehrere Jahrhunderte ihren Glanz nicht eingebüßt hat. Am besten ist diese Mosaik in der Seitenansicht zu sehen (vergl. Taf. XXIX, Abb. 1), während von der Vorderfront bereits ein großer Teil abgefallen ist. Der Tambour hat zunächst der Kuppel zwei Friese aufzuweisen, die mit sehr verschiedenen Ornamenten geschmückt erscheinen; der Hauptteil

des Tambours ist mit einer großen Inschrift in kufischen Buchstaben ausgezeichnet, die in weißen Steinchen auf blauem Grund ausgeführt wurde. Diese Inschrift ist überdies nach oben und unten zu durch schmale Bandstreifen eingefasst.

Von den beiden Minarets ist bloß das rechte seitige gut erhalten und besitzt deshalb auch noch seinen Kachelbelag, der in weißen und grünen Steinchen bestehend, ein Mäanderornament bildet, das sich spiralförmig um den runden Bau windet; nur der oberste Teil hat vom Zahne der Zeit sehr gelitten und ist in einem ziemlich ruinenhaften Zustand. Ich habe die photographische Aufnahme (Taf. XXIX, Abb. 1) von der Seite gemacht, weil hier der Belag noch am besten erhalten ist und weil die Ansicht von hier aus den imposantesten Eindruck macht, der allerdings zum Teil durch die vielen Bäume etwas beeinträchtigt wird.

Nun wollen wir auch das interessante Innere dieses berühmten Grabdenkmales ein wenig näher besichtigen. In dasselbe gelangte man wahrscheinlich früher durch die in der Hauptachse des Baues angelegte Türe, die in der Innenwand einer mächtigen Nische angebracht erscheint, zu welcher überdies noch einige Stufen hinaufführen. Diese Türe ist heute noch wohl erhalten, doch betritt man das Grabmal gegenwärtig durch die linksseitige Nebentür, zu welcher man durch einen mit flachen Kuppeln überwölbten korridorartigen Raum gelangt. Hier befinden sich auch stets eine Anzahl Mullahs, die diese heilige Stätte Tag und Nacht bewachen, damit dieselbe durch keine frevelhafte Hand entweiht werde. Hat man das Innere betreten, so erhält der Beschauer einen hochinteressanten, weihvollen Eindruck (Taf. XXIX, Abb. 2). Er befindet sich in einem hohen, in kostbarstem Materiale ausgestatteten Raum, der unten, wie bereits erwähnt, ein Quadrat bildet, an welches anlehnend vier tiefere Nischen in die überaus dicken Mauern eingeschnitten sind. Jede Nische hatte ursprünglich eine Türe; die eine Türe bildete den Haupteingang, die linksseitige wahrscheinlich einen Nebeneingang für den gewöhnlichen Gebrauch, die rechtsseitige Türe führte in die gegenwärtig nicht mehr bestehende Moschee, während die vierte, vor der Rückwand befindliche, zu den kleinen

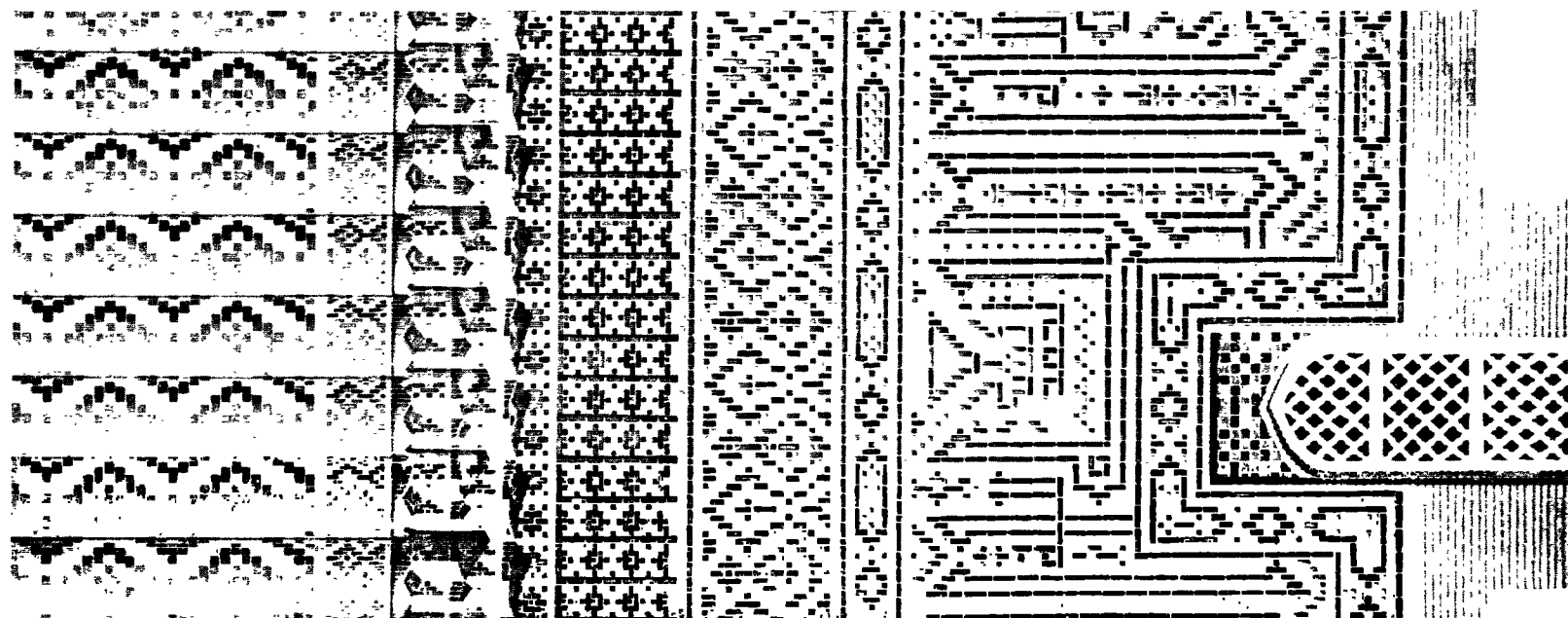


Abb. 4. Detail des Tambours und das der Kuppel. (Nach der Publikation der kaiserl. archäolog. Kommission in St. Petersburg.)

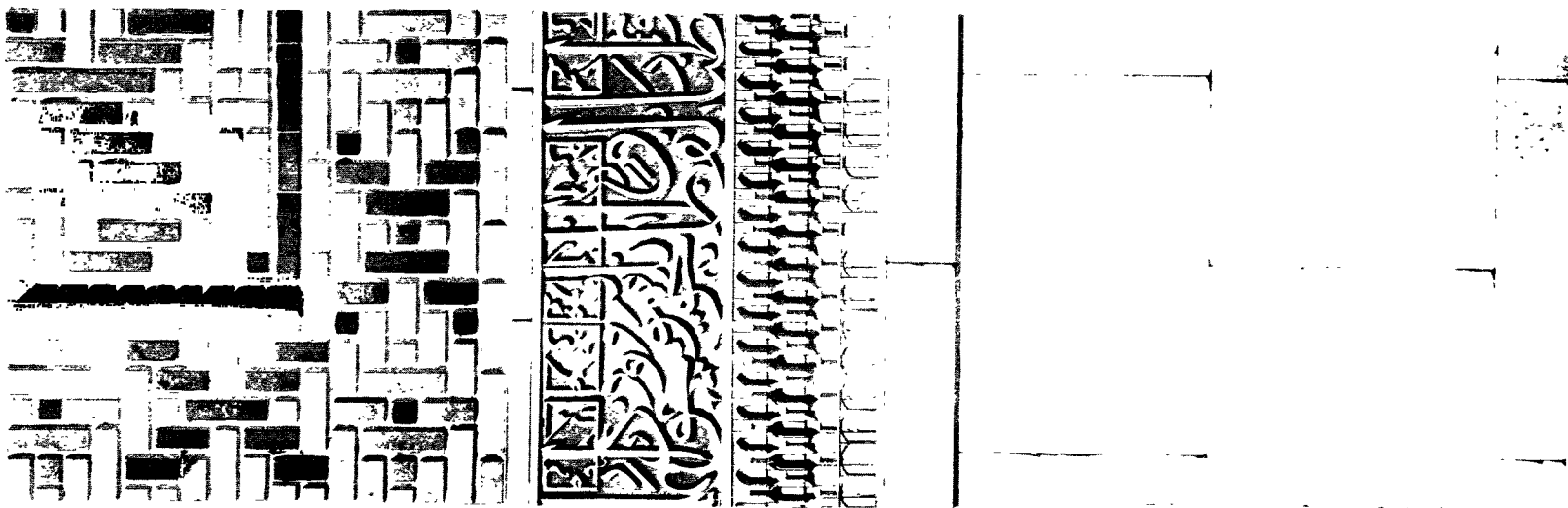


Abb. 3. Detail der äußeren Lambros. (Nach der Publikation der kaiserl. archäolog. Kommission in St. Petersburg.)

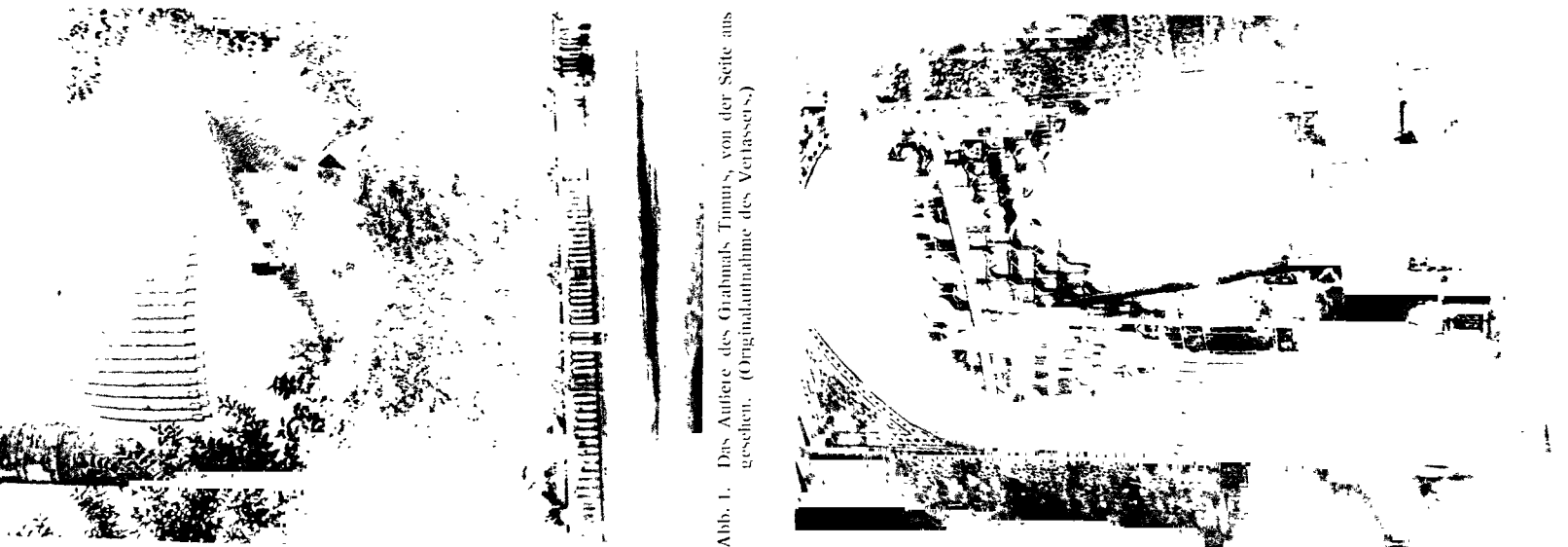


Abb. 2. Das Innere des Grabmals Timur's. (Originalaufnahme des Verfassers.)

Abb. 1. Das Äußere des Grabmals Timur's, von der Seite aus gesehen. (Originalaufnahme des Verfassers.)

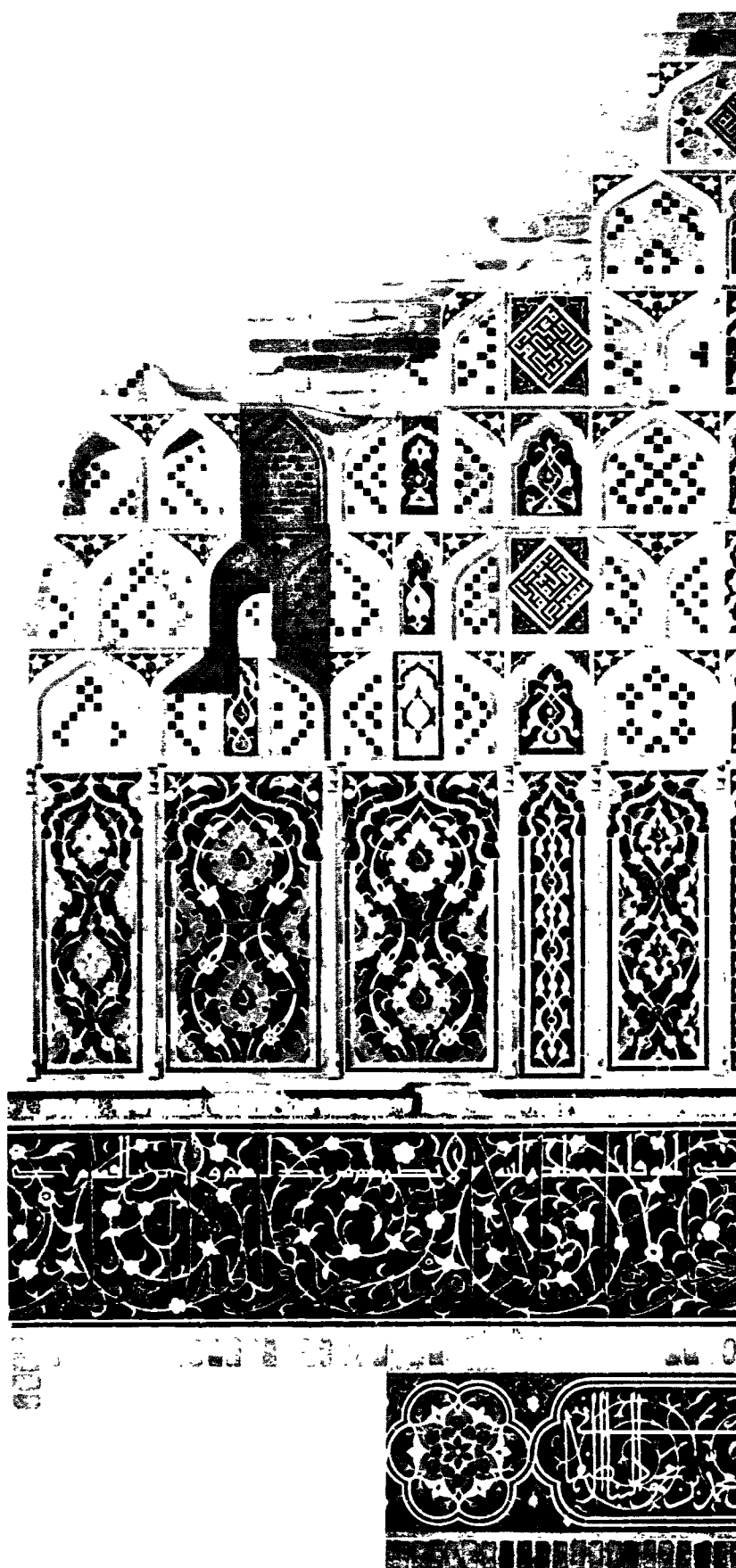


Abb. 5. Mosaik der Eingangstür der Hauptfassade. (Nach der Publikation der kaiserl. archäolog. Kommission in St. Petersburg.)



Abb. 6. Detail von der Einfassung der Haupteingangstür. (Nach der Publikation der kaiserl. archäolog. Kommission in St. Petersburg.)



Abb. 7. Detail von der Einfassung der Nische der Haupteingangstür. (Nach der Publikation der kaiserl. archäolog. Kommission in St. Petersburg.)

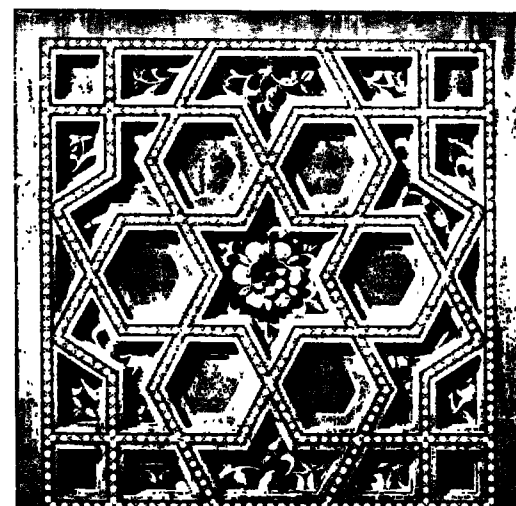


Abb. 8. Füllung der östlichen hölzernen Eingangstür. (Nach der Publikation der kaiserl. archäolog. Kommission in St. Petersburg.)

Gemächern der in klösterlicher Gemeinschaft lebenden Mullahs führte, welche die heilige Stätte zu bewachen hatten.

Die innere Ausstattung dieses Raumes ist verhältnismäßig sehr gut erhalten und wo dennoch Ausbesserungen erforderlich wurden, sind diese zwar etwas roh, aber ganz im Sinne der modernen Denkmalpflege ausgeführt, d. h. in einer Weise, daß man sie nicht mit der ursprünglichen Dekoration verwechseln kann. Die Wände erscheinen ringsum von einem Sockel umzogen, der aus achteckigen Alabasterplatten gebildet wird; über diesen Sockel zieht sich ein Bandstreifen hin, der ein eigentümliches, aus senkrecht stehenden Elementen gebildetes Ornament aufzuweisen hat; zwischen Sockel und Wand wurde ein Fries eingeschoben, der aus einem grünlich grauen Jaspis besteht, auf welchem in arabischer Schrift über die Genealogie und die Taten Timurs ausführlich Bericht erstattet wird, wobei die Schriftzeichen in erstaunlicher Schärfe in den harten Edelstein eingeschnitten erscheinen. Der über diesem Fries befindliche Wandteil ist größtenteils ziemlich verblaßt und verwischt, sodaß sich die ursprüngliche Dekoration, namentlich bei der mangelhaften Beleuchtung, schwer mehr genau feststellen läßt; jedenfalls erhebt sich über dem Sockel zunächst ein niedriger, vielleicht früher bemalter Wandteil, während die obere Partie der Wand eine Gliederung durch ornamentale Wandstreifen erhält, wobei das auf diese Weise Eingefaßte, wenigstens zum Teil, aus polygon gestalteten Steinen, die ein arabisches Muster bilden, verziert erscheint.

Einen wesentlichen Anteil an der bedeutenden Wirkung des Raumes haben die vier hohen Nischen; dieselben erscheinen nach oben mit einem eigentümlichen Bogen abgeschlossen, der kein eigentlicher Spitzbogen und auch kein rechter Kielbogen, sondern ein Mittelding zwischen beiden ist. Die Bögen sind mit einem zarten Rahmen rechtwinkelig umzogen und die auf diese Weise hergestellten Zwickel mit einem unbedeutenden Ornament verziert. Von großer Schönheit und eigenartigem Formenreiz sind die prächtigen Stalaktitengewölbe, welche den oberen Teil der Nischen wirkungsvoll ausfüllen. In der Rückwand und zum Teil in die Stalaktitengebilde einschneidend befindet sich ein Fenster angeordnet,

das nach oben zu mit einem Bogen, der an den Tudorbogen Englands erinnert, abgeschlossen erscheint. Das Fenster ist ebenfalls rechtwinkelig eingerahmt und die Zwickel mit einem zarten Blumenornament verziert. Unterhalb der Fenster befinden sich die bereits erwähnten Türen angeordnet. Die Dekoration des Tambours in der hoch geführten Kuppel ist bei der schlechten Beleuchtung und der hohen Lage kaum mehr festzustellen.

Der Fußboden ist mit Marmorplatten belegt; der mittlere Teil ist durch schöne Marmor-schranken mit durchbrochenen Füllungen umzogen; in dem so umschlossenen Raum befinden sich acht Grabsteine angeordnet, während ein neunter in der rechten Seitennische untergebracht wurde. Gegen den Haupteingang zu steht auf einem würfelförmigen Block eine Totenleuchte, Tschigar-Minar genannt, die in ähnlicher Anordnung auch bei unseren mittelalterlichen Anlagen vorzukommen pflegte. Die Totenleuchte selbst besteht aus einem kleinen, würfelförmigen, mit durchbrochenen Fenstern versehenen Hauptteil, auf welchem sich ein Miniaturkuppelchen nebst Tambour aufsetzt. Im Innern derselben wurden an besonderen Gedächtnistagen Wachskerzen eingesetzt und angezündet. Hinter dieser Totenleuchte gewahrt der Besucher noch zwei sehr hohe Stangen, von welchen die eine den Roßschweif, die andere eine weiße Fahne trägt, es sind dies, den mohammedanischen Anschauungen nach unerläßliche, äußere Zeichen, die den Rang und die Heiligkeit des Verstorbenen anzudeuten haben.

In der Ecke, bei der Eingangstür, befindet sich eine kleine Treppe, welche in einen Raum führt, der sich unterhalb des Fußbodens des oberen Kuppelraumes befindet und mit einem kühn gespannten, flachen Kuppelgewölbe überdeckt erscheint. In diesem sehr ungenügend erleuchteten Raum befinden sich wieder neun Grabsteine, und zwar in derselben Anordnung wie oben; diese sollen die tatsächlichen Überreste der Verstorbenen enthalten, während die oberen bloß als Schau-grabsteine aufzufassen sind.

Nahezu in der Mitte des oberen, von Schranken umgebenen Raumes steht das Grab Timurs. Er starb im Jahre 1405 und erreichte ein Alter von siebenzig Jahren. Entsprechend der hohen

Das Grab Timurs in Samarkand.

Bedeutung dieses Herrschers ist auch der Grabstein desselben von unschätzbarem Werte; er besteht aus einem großen Block von fast fehlerlosem, poliertem, dunkelgrünem Nephrit; auf diesem Stein sind arabische und persische Inschriften eingraviert, die bei der großen Härte desselben wohl nur mit Diamanten eingeschnitten sein dürften. Baron Rosen hat diese Inschriften entziffert und gefunden, daß auf der ersten die Genealogie Timurs bis Tumanaï-Chan, auf der zweiten die Genealogie Tschingis-Chans bis Busandschar, des Sohnes der Alankuwa, auf der dritten die Sage, wie Alankuwa von einem Sonnenstrahl, der durch eine Lichtöffnung in ihr Bett drang, geschwängert wurde und auf der letzten der Todestag Timurs verzeichnet erscheint; in der letzteren Inschrift heißt es, daß er am vierzehnten Tag im Monate Schaaban des Jahres 807, nach unserer Zeitrechnung im Jahre 1405, verschied.

Der große Nephritblock soll aus Ost-Turkestan stammen und besteht aus zwei fast gleichlangen Stücken; er ist 2 m lang, 30 cm hoch und im verglichenen Maße 35 cm breit; er ist nämlich oben etwas breiter als unten. Man nimmt an, daß dieser Nephritblock ursprünglich aus einem Stück bestanden hat, dann wäre es wohl der größte Stein dieser Art, der bis jetzt gefunden worden ist. Über den Umstand, daß dieser Grabstein gegenwärtig aus zwei Stücken besteht, kursieren verschiedene Sagen, die im wesentlichen darauf hinaus laufen, daß Leute, die viel Gold in seinem Grabe vermuteten, denselben so ungeschickt aufbrachen, daß er in zwei Teile zerfiel.

Rings um Timurs Grabstein liegen diejenigen seiner Verwandten und Freunde; sie sind aus Marmor oder Alabaster hergestellt und haben in allgemeinen dieselbe Form wie Timurs Sarkophag, auch sind sie mit zierlichen, jetzt stark beschädigten Reliefs geschmückt. An der Seite Timurs befindet sich der Grabstein seines besten Freundes Mir-Säid-Berke, ferner der des ältesten Sohnes Timurs, Muhamed Dschagangir, dann der des Sohnes des letzteren, Muhamed Sultan, ferner der des siebenten Sohnes Timurs, Miranschach, dann der des Ministers Kumar-Inak, schließlich der zweier Kinder Säid-Berkes. Abseits in der oben erwähnten Nische befindet sich noch das Grab des Ministers Attum-Umar, in dessen Nähe

eine weitere hohe Stange mit einem Roßschweif angebracht ist. (Dr. Albrecht.)

Die Dekoration der monumentalen Bauten Zentral-Asiens ist so eigenartig und schön, daß sie eine etwas ausführlichere Besprechung verdient; wobei insbesondere hervorzuheben wäre, daß die Fassaden aller Bauwerke von einiger Bedeutung von oben bis unten mit einem prächtigen Mosaik-Schmuck versehen sind. Was nun das Grabmal Timurs anbelangt, so findet sich die äußere und innere Dekoration desselben in einem Prachtwerke veröffentlicht, das die kaiserliche archäologische Kommission in St. Petersburg herausgegeben hat (*Les mosquées de Samarcande. Fasc. I. Gour-Emir. Publié par la Commission Impériale Archéologique St. Pétersbourg. Expédition pour la confection des papiers d'État. 1905.*) So vorzüglich die diesbezüglichen architektonischen und ornamentalen Aufnahmen in diesem Werke sind, so wenig gibt der in russischer und französischer Sprache geschriebene Text Aufschlüsse über das Wesen und die Technik der Dekoration selbst; derselbe ist recht knapp gehalten und beschäftigt sich vorwiegend mit der Geschichte des Grabdenkmals. Da ich aber auf meiner Reise in Zentral-Asien detaillierte Studien über die eigenartigen Dekorationsweisen dieses Ländergebietes gemacht habe, bin ich wohl in der Lage, über dieses Thema die erforderlichen Aufschlüsse zu geben, wobei ich jedoch die sehr guten dekorativen Aufnahmen des oben angeführten Werkes in einzelnen Beispielen hier als Illustrationen zur Reproduktion bringen will.

Die künstlerische Komposition sowie die Technik der Darstellung ist jedoch bei den zu besprechenden prächtigen Mosaikdekorationen eine sehr verschiedene gewesen, wobei namentlich darauf hingewiesen werden muß, daß es der Glaube der Mohammedaner streng verbietet, menschliche und tierische Formen zur Darstellung zu bringen; die Folge davon ist die, daß sich das gesamte Ornament aus geometrischen und pflanzlichen Formen zusammensetzt, zu welchen sich auch recht häufig eine ornamentale Schrift in alten Schriftzeichen hinzugesellt.

Wenn wir die Mosaikdekoration Zentral-Asiens näher betrachten, werden wir namentlich vier Arten unterscheiden können und zwar:

1. Die einfachste und billigste Art besteht darin, daß man an der Außenseite verschiedenfarbig glasierte Ziegel mit den gewöhnlichen, nicht sehr roten Ziegeln in der Weise kombiniert, daß ein gefälliges Muster entsteht. Die glasierten Steine sind zumeist von ordinärem Lehm gebildet und an der Außenseite in die flüssige Glasur eingetaucht, eine Prozedur, die sich leicht durch den Umstand erkennen läßt, daß die Glasur an den Rändern herabgelaufen ist. Das Muster, das auf diese Weise erzeugt wird, ist stets ein sehr einfaches geometrisches und wird diese Dekoration namentlich an dem Äußeren der Gebäude verwendet. Am Grabmal von Gur Emir findet sich eine derartige Mosaik an der äußeren Lambris des Denkmals (Taf. XXIX, Abb. 3). Dieselbe besteht zunächst aus einem glatten Sockel, auf welchem sich ein stalaktitenartiges Ornament und hierauf ein Fries mit Inschrift aufsetzt, dann erst beginnt die oben beschriebene Mosaik, die aus glasierten und unglasierten Steinen besteht, die abwechselnd entweder der Länge oder der Breite nach angeordnet erscheinen und mit kleinen quadratischen Stücken vermischt wurden. Was die Farbgebung anbelangt, sind hier die in Zentral-Asien so beliebten Farben: ein dunkles Blau und dann ein liches grünliches Blau zur Verwendung gekommen.

Die gleiche Gattung der Mosaik findet sich ferner am Tamburder Kuppel (Taf. XXIX, Abb. 4). Der Hauptteil der Dekoration besteht, wie mir scheint, aus einer monumentalen Inschrift, die durch weiße Steinchen, die von dunkelblauen umsäumt werden, markiert erscheint. Dieser Hauptteil ist dann nach oben und unten durch friesartige Mosaikbänder nach Art der oben beschriebenen Technik eingefäßt.

Aber auch die Dekoration des einen wohl erhaltenen Minarets zeigt die gleiche Art der Mosaik, nur erscheint hier ein mäanderartiges Ornament spiralförmig um die runde Form des Objektes gewunden (vergl. Taf. XXIX, Abb. 1).

2. Eine andere Art der Mosaik wird durch bedeutend kleinere, quadratisch oder rechtwinkelig geschnittene Steinchen gebildet, die aus einer feineren, weißen, porösen Masse geformt wurden. Die einzelnen Steinchen sind nach dem Innern zu konisch zugeschnitten, während die äußeren Ränder glatt geschliffen erscheinen. Diese

Steinchen kommen nicht mehr in Kombination mit den gewöhnlichen Ziegeln vor, sondern bedecken stets, ein geometrisches Muster bildend, die gesamte zu dekorierende Fläche. Beim Grabdenkmal Gur Emir ist die große Fläche der Melonenkuppel auf diese Art geschmückt (vergl. Taf. XXIX, Abb. 4). Nachdem ich in dem Schutt, der sorgfältig fortgeräumt wurde, kein diesbezügliches Steinchen fand, wäre es auch möglich, daß hier die Steinchen aus Lehm geformt worden sind. Das auf den halbkreisförmigen Detailformen der Kuppel dargestellte Ornament ist ein streng geometrisches, das sich wie ein auf einem Stramingrund gesticktes Muster ausnimmt. Die gesamte Kuppel ruht auf einem wenig vortretenden stalaktitenartig geformten Gesimse, das in ähnlicher Weise dekoriert erscheint, und selbst der friesartige Rand, der sich unter dem Gesimse hinzieht, ist in der oben beschriebenen Technik hergestellt. An Farben wurde hier ebenfalls ein dunkles und ein liches grünliches Blau verwendet; von Zeit zu Zeit kamen dann noch kleine goldene Steinchen vor, die etwas Abwechslung in die Farbentöne bringen sollten.

Eine wahre Prachtdekoration zeigt die Eingangstür der Hauptfassade, die in einer tiefen und hohen Nische angebracht erscheint. Die Tür selbst ist mit einem Kielbogen geschlossen und ist ringsum von einem prächtigen Fayenceplattenschmuck umgeben, auch die tiefe Nische ist in dem unteren Teil durch die gleiche Dekoration ausgezeichnet, während der obere Teil in einer reichen Stalaktitenwölbung ausklingt (Taf. XXX, Abb. 5). Die Stalaktiten haben größtenteils eine Mosaik aufzuweisen, die aus kleinen quadratischen Steinchen gebildet erscheint, wobei das Muster sich aus Steinchen zusammensetzt, die in der Naturfarbe gelassen, und dann aus solchen, die mit einer dunklen und aus solchen, die mit einer lichtblauen Glasur versehen sind. Eingefäßt erscheinen die einzelnen Füllungen mit Einrahmungen von langen, lichtblauen Steinchen, während ein Teil der Füllungen in einer gefälligen Fayenceplattendekoration ausgeführt erscheint, jedenfalls um einen passenden Übergang zu dem Schmuck des unteren Teiles der Nische zu bilden, die in der letztgenannten Technik ausgeführt erscheint.

3. Eine noch feinere Mosaik wird dadurch

Das Grab Timurs in Samarkand.

gebildet, daß glasierte Steinchen zur Verwendung kommen, die eigens für ein bestimmtes Ornament zugeschnitten worden sind; der Form nach sind sie polygon, rhombisch oder sternförmig gestaltet und erscheinen ringsum von einer feinen weißen Linie umsäumt, die durch den mehr oder weniger stark hervorquellenden Mörtelstreifen gebildet wird. Auch diese Mosaik eignet sich hauptsächlich zur Gestaltung von geometrischen Motiven, die sich aber begreiflicherweise schon weit mannigfaltiger gestalten können als die beiden vorher besprochenen Arten.

An dem Grabmal Timurs findet sich diese Technik nur an untergeordneten Ornamenten vor, namentlich an Bandstreifen des Inneren; eine sehr gefällige Verwendung erhielt diese Mosaik an dem Grabdenkmal der Schwester Timurs zu Schah-Sinda bei Samarkand, hier erscheint die flache Kuppel des Inneren durch Rippen in acht Felder geteilt, die in der oben beschriebenen Technik ausgeführt worden sind und einen sehr guten Eindruck machen.

4. Weitaus den schönsten und reichsten Schmuck erhielten die Bauten von Zentral-Asien durch eine Art Mosaik, die sich aus verschiedenfarbigen Fayenceplatten zusammensetzt, wobei die einzelnen Stücke eigens für jedes Ornament geschnitten werden mußten; dagegen kommt es häufig vor, daß sich hier einzelne Ornamente wiederholen.

Diese Technik gestattet eine sehr freie Entfaltung des Ornamentes, so daß geometrische Muster fast gar nicht mehr vorkommen, indem dieselben durch Anwendung von streng stilisierten Pflanzenformen verdrängt wurden, sie nehmen die Gestalt der sogenannten Arabesken an, die zuweilen mit Inschriften mit alten Schriftzeichen kombiniert und von ornamentierten Bandstreifen umzogen werden. Die Glasur ist hier jedenfalls mit dem Pinsel aufgetragen worden, und was die Farbengebung derselben anbelangt, wurde auch hier mit Vorliebe ein dunkles, sattes und ein liches, mattes Blau verwendet; außerdem kommen aber auch gelbe, braune und grüne Farbtöne vor, die bei den schönsten Ornamenten durch Linien oder kleine Flächen von echtem Gold durchsetzt erscheinen.

Der höchste Grad von dekorativem Reichtum aber wurde dadurch erzielt, daß das Ornament

auf den Fayenceplatten nicht nur gemalt, sondern auch plastisch gestaltet wurde. Plastisch geformte Fayenceplatten kann ich mich nicht erinnern am Grabmal Timurs gesehen zu haben, dagegen habe ich sehr viel davon an den zahlreichen Gräbern zu Schah-Sinda bei Samarkand gefunden und auch hier die schönste diesbezügliche Dekoration am Grabdenkmal der Schwester Timurs.

Am Denkmal Gur Emir finden sich wohl die schönsten Fayenceplattenmosaiken im Innern der großen Nische der Hauptfassade. Die Abbildung 5 der Tafel XXX zeigt die Hälfte des oberen Teiles der Rückwand; die Stalaktitendekoration haben wir bereits besprochen, es bleiben uns nun noch die drei übereinander angeordneten Fayenceplattenmosaiken zur näheren Betrachtung übrig. Die oberste gehört noch der Rückwand an, aus welcher sich die Stalaktiten entwickelt haben. Sie besteht aus 10 verschieden großen Feldern, die sehr verschieden gestaltete Muster aufzuweisen haben; immer aber sind es aufrecht gestellte Arabesken, die von unscheinbaren Rahmen umzogen erscheinen.

Das zweite Fayenceplattenornament bildet einen durchlaufenden Fries, der sich über die 3 Seiten der Nische erstreckt; das Muster besteht aus zarten Ranken, die sich schneckenförmig einrollen und mit kleinen Blumen verziert erscheinen. Über das ganze Ornament hinweg zieht sich, etwas rücksichtslos, eine mit goldenen Schriftzügen hergestellte Inschrift, während sich im oberen Teile eine mit weißen Buchstaben gebildete Schrift in ähnlicher Weise auf das Ornament aufsetzt.

Das unterste Stück der Fayenceplattenverzierung bildet die rechtwinkelige Einrahmung der im Kielbogen nach oben zu geschlossenen Haupteingangstür. Dieselbe besteht aus allerhand Arabesken, die in gerade und kreisförmig gestalteten Füllungen angeordnet erscheinen; das hier abgebildete Mittelstück über der Tür hat ein ähnliches Rankenwerk aufzuweisen wie der Fries oberhalb derselben und ist ebenfalls durch eine Inschrift ausgezeichnet, die mit so viel Geschick gestaltet ist, daß sie wie ein Ornament wirkt.

Nachdem aber zum richtigen Verständnis der Fayenceplattendekoration die Betrachtung der

Detailformen unerläßlich ist, habe ich mir erlaubt, ein im größeren Maßstab dargestelltes Stück von der seitlichen Umrahmung der Türeinfassung in einer vortrefflichen Reproduktion zu bringen (Taf. XXX, Abb. 6). Der obere Teil dieses Ornamentes besteht aus einer aus Kreissegmenten gebildeten Einrahmung, die durch Vermittelung von drei weiteren Kreislinien in die untere geradlinige Einrahmung übergeht. Das obere rosettenartige Ornament zeigt Blumenformen in der Darsicht dargestellt, vorwiegend auf blauem Grund, der in wirkungsvoller Kombination mit grün und weiß glasierten Pflanzenformen auftritt, zu welchen sich noch einzelne goldene Elemente hinzugesellen. Das darunter befindliche, länglich gestaltete, symmetrische Ornament entwickelt sich aus der Mitte und zwar aus einer Rosette, die durch Vermittelung von zahlreichen geschwungenen Linien und Ranken nach oben und unten zu in palmettenartige Formen ausklingt. Auch dieses Ornament bewegt sich durchwegs auf dunkelblauem Grund, während die einzelnen Ornamente sich aus grünen, braunen, lichtblauen und goldenen Elementen zusammensetzen.

Auch die beiden Seitenwände der Nische zeigen ähnliche Fayenceplattenverzierungen, ein sehr hübsches Detail hiervon ist auf Taf. XXX, Abb. 7 abgebildet. Das Ornament sitzt hier in einer rechtwinklig gestalteten Füllung, der Hauptsache nach besteht dasselbe auch aus zartem, schneckenförmig eingerollten Rankenwerk, das auf dunkelblauen Grund gemalt wurde; über die ganze Füllung aber erscheinen außerdem weiße Linien eingezeichnet, die ein gefälliges Ornament bilden, zugleich aber auch Schriftzeichen zu sein scheinen, während in dem oberen Teil eine deutliche Inschrift mit alten goldenen Buchstaben angebracht erscheint. An Farben wurden hier außer dem blauen Grund noch ein liches Blaugrün, Weiß und Gold verwendet.

Es sind aber bei diesem Grabdenkmale nicht nur die Mosaikdekorationen in hohem Grade bemerkenswert, sondern es finden sich hier überall wahrhaft künstlerisch gestaltete Details an den verschiedenartigsten Orten und den mannigfaltigsten Techniken vor. Um nur ein Beispiel anzuführen, erlaube ich mir auf die östliche hölzerne Eingangstür hinzuweisen, die teils in Intarsiateils in Schnitzarbeit ausgeführt ist und sich aus

reizenden Details zusammensetzt. Jeder Flügel der Tür besitzt drei Füllungen, von welchen die obere und untere quadratisch sind, während die mittlere eine lange schmale Form annimmt; das Ganze ist von mehreren herumlaufenden, sehr schönen Intarsiabändern umzogen. Die oberste quadratische Füllung zeigt feine geschnitzte Pflanzenornamente, auf welchen sich eine ebenfalls geschnitzte Inschrift aufsetzt. Das lange schmale Mittelfeld besteht teils aus Schnitzereien, teils aus Intarsia, das Hauptmotiv ist ein geometrisches Muster, das aber vielfach mit plastisch gestalteten Pflanzenformen kombiniert erscheint. An Farben wurden namentlich ein dunkles und liches Braun und Silber verwendet.

Die unterste quadratische Füllung (Taf. XXX, Abb. 8) besteht hauptsächlich aus Schnitzereien, die geometrische Bandverschlingungen darstellen, welche vorwiegend Sechsecke umschließen, die einzelnen Bänder und die ganze Füllung sind mit einem zarten Intarsiaornament umzogen, während die Zwischenräume teilweise Pflanzenformen plastisch eingearbeitet enthalten.

So habe ich hiermit ein Bauwerk beschrieben, das die höchste Bewunderung aller Zeitgenossen erregte und das auch heute noch trotz seines ziemlich defekten Zustandes wohl als das schönste und imposanteste Denkmal Zentral-Asiens bezeichnet werden kann. Es ist das ein Werk des weltbeherrschenden Timurs, vor dem ganz Asien zitterte, der keinen Augenblick zögerte, ein Blutbad nach dem anderen anzurichten, wenn es galt seine Macht zu vergrößern; er mußte dies als echter Asiate den ränkevollen Asiaten gegenüber tun; im übrigen war er ein weiser und kluger Herrscher, der zarten Gefühlsregungen leicht zugänglich war; das hat er seiner Hauptfrau Bibichanim gegenüber bewiesen, der er mit zärtlichster Liebe bis zu ihrem Tode ergeben war und zu Ehren welcher er eine der größten und prächtigsten Moscheen nebst einer sehr umfangreichen Hochschule errichten ließ; das hat er aber auch seinem besten Freunde Saïd-Berke gegenüber gezeigt, der neben ihm begraben liegt. Saïd-Berke war ein mohamedanischer Mönch, der Timur Sieg und den Königsthron prophezeite, wofür ihn Timur für einen Heiligen hielt und ihn mit der höchsten Achtung und Liebe behandelte.

Die Ehrenpforten in China.

Von P. A. Volpert S. V. D. in Jen tschou fu (Schantung).

I.

Mit 9 Abbildungen auf 2 Tafeln (XXXI—XXXII).

Man findet in China viele kunstvolle Ehrenpforten *p'ä fang*, oder *p'ä lou* genannt, die gleich hohen Triumphbogen die Straßen überspannen. In wohlhabenden Städten schmücken sie in großer Anzahl die Hauptstraßen. Auch auf dem Lande findet man sie oft in der Nähe reicher Familiensitze. Selbst im freien Felde und auf der Landstraße begegnet man ihnen, meist immer an solchen Stellen, wo sie jedermann in die Augen fallen.

1. Zweck der Ehrenpforten.

Die Ehrenpforten haben den Zweck, den Ruhm bedeutender Männer oder tugendhafter Frauen allen kommenden Geschlechtern zu verkünden. Der chinesische Ausdruck dafür heißt: *wan sche liu fang*, d. i.: „Für 10000 Geschlechter den Wohlgeruch des Ruhmes hinterlassen.“ So errichtet man verdienstreichen Beamten solche bleibenden Ehrenzeichen, seit dem Anfang der Ming auch Inhabern hoher Gelehrtengrade. Auch außergewöhnlich tugendhaften Privatleuten wird hier und da von der dankbaren Mitwelt eine Ehrenpforte gesetzt. Ferner haben Personen, die über 100 Jahre alt geworden, Anspruch auf diese Ehrung.

Doch muß auf dem Instanzenwege der Thron in Kenntnis gesetzt werden. Der Kaiser bewilligt dann die Errichtung der Ehrenpforte und läßt 30 Taels dafür verabreichen. Das kaiserliche Diplom heißt *schöng dsche* „Heiliges Edikt“ und wird hoch oben am Denkmal angebracht. Soll das kaiserliche Diplom nachgesucht werden, so überreichen zuerst die Ältesten des Volkes eine Adresse an den Kreisbeamten und bezeugen die außerordentlichen Tugenden und Verdienste des Betreffenden. Auf dem Instanzenweg geht dann die Petition vom Kreismandarin bis an den Kaiser. Auf demselben Wege kommt die Genehmigung zurück. Die staatliche Unterstützung von 30 Taels reicht bei weitem nicht aus für die

Errichtung des Denkmals. Die Kosten trägt vielmehr die Familie des Geehrten, oder wenn diese zu arm ist, die dankbare Mitwelt.

Wenn eine Ehrenpforte mit kaiserlichem Diplom vollendet ist, wird die Enthüllung des Denkmals mit einer großen Gratulationsfeier, *ho hi* genannt, begangen. Es werden die Ortsmandarine, die Verwandten und Freunde eingeladen. Zugleich werden Theatervorstellungen gegeben. Das Denkmal wird mit roten Seidenbahnen und bunten Lampions geziert. Bei dem feierlichen Akt ruft ein Zeremonienmeister mit lauter Stimme die Aufforderung zum Niederknien und Hauptbeugen vor dem Denkmal. Die Mandarine an der Spitze in voller Gala, machen alle Gratulanten diese Verehrung. Der Sohn des Geehrten kniet unterdessen zur Seite und begleitet diese Zeremonie. Unterdessen knattert das Feuerwerk, Böller krachen und die Musik gibt einen Tusch. Großes Festessen der geladenen Gäste beschließt die Feier. Dieselbe bildet ein Freudenfest für die ganze Verwandtschaft und einen Ehrentag für die Familie der Person, deren Tugenden und Verdienste auf Allerhöchsten Befehl durch Errichtung einer Ehrenpforte also geehrt wurde zum bleibenden Vorbild für „10000 Generationen.“

Die schönsten *p'ä fang* datieren aus der letzten Zeit der Ming-Dynastie, zu Anfang des 17. Jahrhunderts. Unter der jetzigen Dynastie sind hauptsächlich während der langen und glorreichen Regierungszeit der Kaiser Ka'ngchi (1662—1722) und K'ien lung (1736—1796) viele und schöne Steindenkmäler errichtet worden. Die Stadt Jen tschou fu zählt nach dem Kreisschematismus im Ganzen 44 *p'ä fang* auf, 29 aus der letzten Zeit der Ming und 15 aus der jetzigen Dynastie; die zahlreichen *p'ä fang* auf dem Land sind nicht miteingerechnet. Doch ist ein guter Teil schon wieder zerfallen. Der Schematismus von Fêi hien erwähnt 18 Ehrenpforten in der Kreisstadt. Die Kreisannalen von Ssü schui machen 17 *p'ä fang* namhaft. Die Annalen von T'öng hien zählen 5 Ehren-

pforten auf, die während der Jüan-Dynastie (1280 bis 1368) gesetzt worden, und 35 aus der Zeit der Ming (1368—1644). Doch bemerkt sie zugleich, daß alle wieder zerstört seien. Die zahlreichen später in Stadt und Land T'öng hien aufgerichteten *p'ü fang* sind nicht aufgezählt. Im Überschwemmungsgebiet des Hoangho kann man oft Ehrenpforten antreffen, die zur Hälfte vom Alluvium überlagert sind.

Auch schon in früheren Jahrhunderten wurden solche Ehrendenkmäler gesetzt, doch nicht in so künstlerischer Vollendung. Es haben nur wenige und zwar sehr einfache Steinbogen mehr als sechshundert Jahre überdauert.

Weitaus die meisten Ehrenpforten werden errichtet für tugendhafte Witwen und heroische Jungfrauen. Das Denkmal für eine Witwe, die nach dem Tode des Gatten nicht wieder heiratete und treu die Schwiegereltern pflegte, heißt *ziê hiau fang*, Denkmal der Enthaltsamkeit und Pietät. Das Ehrendenkmal einer Jungfrau, deren Bräutigam vor der Verheiratung starb, und die bis zum Tode im jungfräulichen Stande verblieb, wird *liê nü fang*, Denkmal einer heroischen Jungfrau, genannt. Unter diese Kategorie werden auch die Jungfrauen gerechnet, welche beim Tode des Bräutigams sich vor Gram das Leben nehmen. Ihre Zahl ist nicht gering. Auch jenen Frauen und Jungfrauen, die lieber ihr Leben, als ihre Ehre preisgeben, wenn sie Räubern oder Rebellen in die Hände fallen, gewährt der Kaiser die Ehrung einer *liê nü fang*.

Hier einige Beispiele von tugendhaften Frauen und heldenmütigen Jungfrauen, denen die Ehre der „Kanonisierung“, d. h. die Errichtung einer Ehrenpforte mit kaiserlicher Genehmigung, zuteil ward. Wir finden in den Kreisannalen davon ganze Register aufgezählt aus älterer und neuerer Zeit.

Der Kreisschematismus von Ssü schui (*Ssü schui hien dsche*) erzählt: „Die Frau des Wang ping lung in der Stadt Ssü schui wurde mit 20 Jahren Witwe. Sie trug das erste Kind noch unter dem Herzen. Sie machte heroisch das Gelübde, nie wieder zu heiraten. Die Schwiegereltern versorgte sie sehr pietätvoll. Als das Söhnlein geboren wurde, gab sie ihm den Namen: *K'ang ziê*, „beharrliche Enthaltsamkeit“. Das Kind erzog sie mit aller Sorgfalt, so daß es später

sein Doktorexamen bestand. Unter Kaiser Wan li (1573—1620) meldeten zwei Kreismandarine nacheinander die Tugenden dieser Witwe an den Thron, infolgedessen der Kaiser eine Ehrentafel genehmigte. Später wurde dem Throne wieder Meldung gemacht durch zwei Gouverneure, welche ins einzelne die erbauliche Lebensgeschichte dieser Witwe berichteten. Der Kaiser erließ darauf ein „heiliges Edikt“ zur Errichtung einer Ehrenpforte und schenkte zu dem Zwecke 30 Unzen Silber. Ferner verfaßte der „Himmelssohn“ für eine neue Ehrentafel den Spruch: *bing sin tien dsche* „vom Himmel geschenkte Keuschheit“, wörtlich „vom Himmel eingepflanztes eiskristallenes Herz.“ Von ihrem Sohne sah die tugendhafte Witwe vier Enkelkinder, die ihr große Ehre machten. Der älteste Enkel wurde Kreismandarin von Hua yung hien in Hu kuang. Die drei andern wurden Doktoren. Ein Urenkel wurde wieder Siu z'ä, Bakkalaureus. Der Segen von zahlreichen Enkeln war die Belohnung der Keuschheit dieser edlen Witwe.“

Der Schematismus von Zi ning (*Zi ning dschou dsche*) erzählt im dritten Hefte: „Die Tochter des Wang kuang schu war verlobt mit einem jungen Globulierten, namens Liu. Dieser starb vor der Hochzeit. Während seiner Krankheit opferte die Braut Weihrauch und betete viel unter freiem Himmel. Sie bot sich an, an seiner Stelle zu sterben. Als sie aber sein Ableben vernommen, suchte sie ihm durch den Tod zu folgen. Die Schwiegereltern machten ihr Vorstellungen mit den Worten: „Denkst du nicht an uns alte Leute, trägst du keine Sorge für deine Eltern?“ Sie antwortete: „Ich habe einen dreifachen Grund zu sterben: erstens habe ich kein Kind zu pflegen; zweitens haben meine Schwiegereltern noch andere Kinder, die ihnen Pflege verschaffen können; drittens sind für die Verpflegung meiner Eltern noch die andern Geschwister da. Wenn ich nicht stürbe, könnte ich weder meinem Bräutigam, noch meinen Eltern und Schwiegereltern gerecht werden.“ Darauf sank sie vom Schmerz überwältigt tot zu Boden. Man setzte ihr ein Ehrendenkmal.“ —

Weitaus die meisten Ehrenpforten sind Ruhmesdenkmäler für fromme Witwen oder Jungfrauen. Indessen muß die Familie ziemlich begütert sein, um ein größeres Denkmal zu setzen. Meistens

Die Ehrenpforten in China.

begnügt man sich mit Errichtung eines Denksteines, *ziê hiau bêî*, auf dem in unvergänglicher Schrift die Tugend der Geehrten und das kaiserliche Diplom eingegraben sind. Die Errichtung einer prunkvollen Ehrenpforte ist noch nicht immer ein Beweis dafür, daß die Witwe wirklich eine solche Ehre verdiente, sondern vielmehr dafür, daß die Familie Geld genug hatte, sich selber dieses Ruhmeszeichen aufzurichten. Beim Volke ist die Ansicht, daß die Geehrten die Keuschheit nicht treu gewahrt hätten, wenn etwa bald nach der Aufrichtung ein Steinbalken brechen oder das Denkmal zusammenstürzen sollte, was infolge ungeschickter Zusammenfügung der spröden Steinmassen nicht unmöglich ist.

Viele Ehrenpforten werden errichtet zu Ehren der toten Eltern auf Friedhöfen oder bei den Ahnentempeln und Mausoleen großer Männer. Wenn der Mann die höchsten Staats-examina bestanden hat und hohe Würden bekleidet, so erhält auch seine Gattin hohe Titel und das Recht zu einem Ehrendenkmal. In solchen Fällen fehlt es nicht an den nötigen Geldmitteln.

In T'chü fu, der Vaterstadt des Nationalheiligen Konfuzius, findet man eine große Anzahl schöner Ehrenpforten, desgleichen bei den Heiligtümern seiner ersten Schüler. In kunstvollen, mit vier Charakteren geschriebenen Sprüchen, wird ihre Tugend und ihr Verdienst um die Wissenschaft gefeiert. Manche dieser Lobsprüche sind von Kaisern selbsteigen verfaßt.

Endlich werden bei berühmten Pagoden zu Ehren der Götter Ehrenpforten errichtet. In T'ä ngan fu, der Stadt der chinesischen Diana, der sogenannten *T'ä schan nä nä*, Großmutter vom T'ä schan, kann man eine ganze Anzahl derselben bewundern.

2. Die Bauart der Ehrenpforten.

Die meisten Ehrenpforten sind aus Stein aufgeführt. Als Material benutzt man meist den krystallinen Kalk, der in Schantung sehr verbreitet ist und ein vorzügliches Baumaterial liefert. Die Kalkbänke sind stellenweise so mächtig und kompakt, daß Monolithen in jeder Größe gebrochen werden können. In Ostschantung findet man auch feste Tuffe verwendet. Granit wird wegen

seiner Härte in Schantung nicht gebraucht, wohl aber in südlichen Provinzen.

Zuweilen findet man auch große Ehrenpforten von festem Holze, von *scha mu*, einer chinesischen Zedernart, oder von unvergänglichem Cypressenholz.

Es gehört nicht geringes Geschick des Steinmetzen dazu, diese gewaltigen Steinmassen aufzutürmen. Die Pforte überspannt quer die Straße in einer Breite von ca. 10 m und läßt drei Durchgänge, bei noch größeren auch fünf. Der mittlere Durchgang ist 3,50 bis 4 m breit und läßt auch die zu höchst beladenen Wagen durchgehen. Die Seitenöffnungen sind kleiner, betragen aber noch mindestens 1,30 m. Die vier Sockelfundamente liegen mit ihrer Länge in der Straßenrichtung und messen am Boden 2,75 m in der Länge; die Breite beträgt 80 bis 90 cm. Die Sockel erheben sich 0,65 bis 1 m über den Boden.

Die hochaufstrebenden Steinpforten ruhen auf festen Fundamenten. Die ersten über dem Boden aufragenden Postamente sind Monolithen. Die vier senkrechten Säulen sind darin eingelassen. Die Seitenstreben, welche die Säulen zu beiden Seiten einklammern, sind unten sehr breit und treten nach oben in Absätzen zurück. Sie schließen oben ab mit Löwenfiguren oder Löwenreitern. Die Berührungsfläche mit der Säule hat Zapfen, welche in Kerben greifen. Die Querbalken sind in die senkrechten Säulen eingezapft. Die Spruchtafeln sind dünner als die Balken und sind in Rillen eingelegt, so daß sie nicht herausfallen können, gleichsam eingerahmt. Unter der Zapfenverbindung der Querbalken sind noch Steinpflocke (Spandrillen) angebracht, die den Balken tragen, wenn der Zapfen etwa brechen sollte. Die auf Querbalken aufliegenden Stücke sind wieder durch Zapfen und Loch gehalten, so daß sich nichts verschieben kann. Die das Dach bildenden Platten ruhen auf Stützen, die über die Flanken des *p'ä fang* weit hinausragen und zusammengehalten werden durch Steinlatten, die den Querbalken parallel liegen. Die Gefächer unter dem Dach zeigen leichte, durchlochte Steinplatten, gleich Gitterfenstern. Der den Dachfirst bildende schwere Steinbalken hält durch seine Last die Dachplatten im Gleichgewicht.



Abb. 1. Eine holzerne Ehrenpforte in Zī nīng
(vor dem Tempel der T'ä schan-Göttin).



Abb. 2. Die Ehrenpforte II der Familie Fan in Jen tshou fu,
Westansicht.

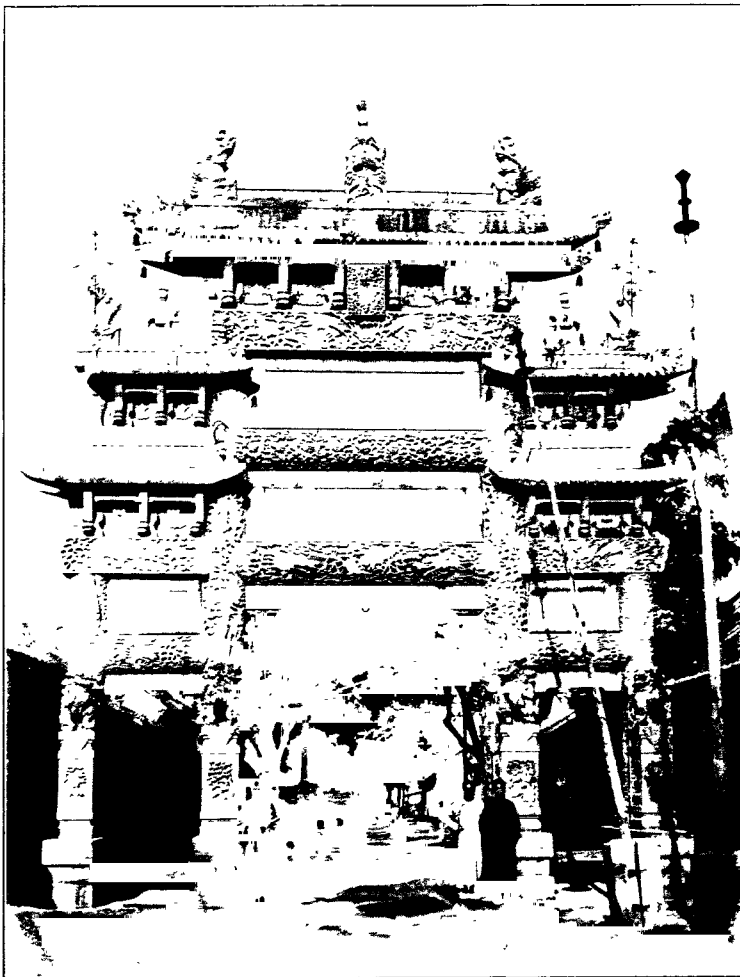


Abb. 3. Ehrenpforte einer frommen Witwe (gesetzt vom Mandarin
Tschang p'ung), in der Stadt Schanhién.

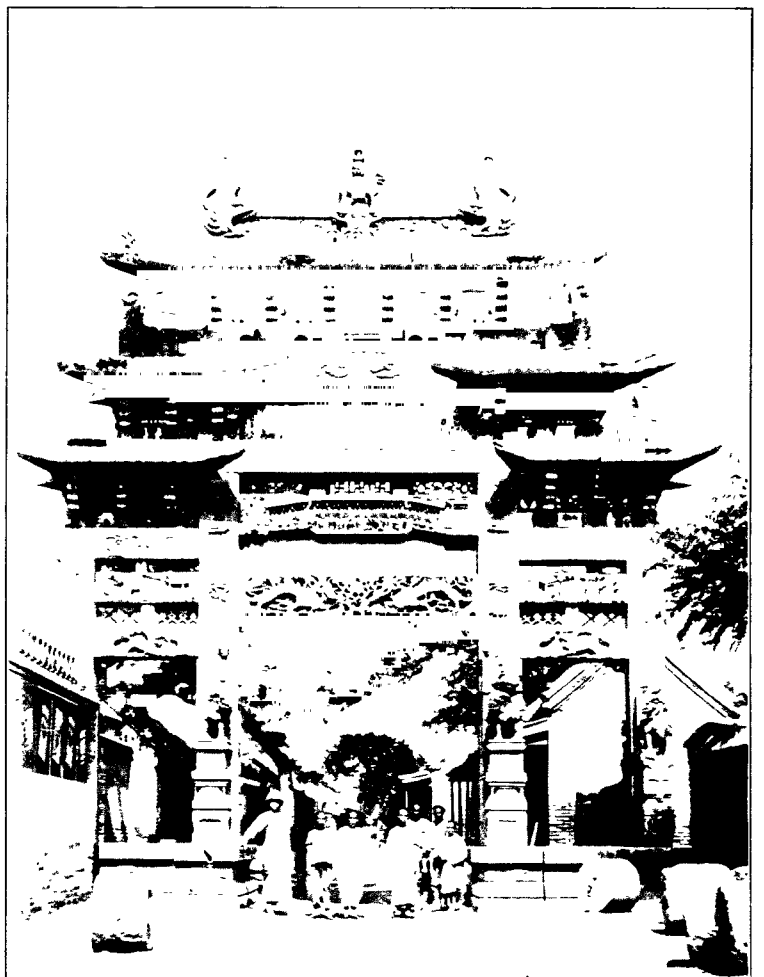


Abb. 4. Ehrenpforte I der Familie Fan in Jen tshou fu,
Westansicht.

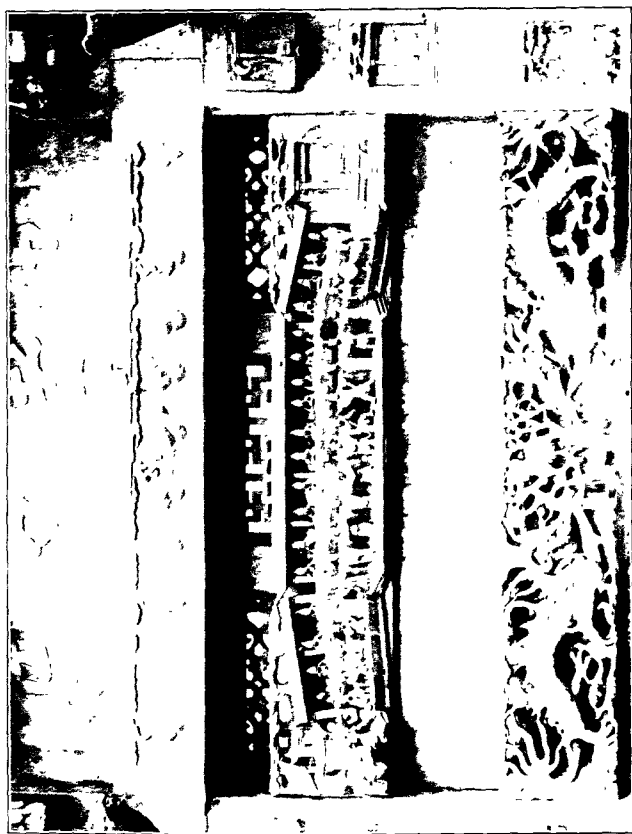


Abb. 5. Mittelpartie der Westansicht der Ehrenpforte I der Familie Fan in Jen tschou fu. Ein Detailbild von Abb. 4



Abb. 6. Ein Löwenreiter an der Ehrenpforte der Abb. 4. Ostansicht.



Abb. 7. Geharnischter Krieger in sitzender Stellung an der Ehrenpforte Abb. 2.



Abb. 8. Mittelpartie der Ostansicht der auf Abb. 4 dargestellten Ehrenpforte I der Familie Fan.



Abb. 9. Mittelpartie der Ostseite der auf Abb. 2 dargestellten Ehrenpforte II der Familie Fan.

Die Steinarbeiter haben das spröde Steinmaterial zu bewältigen gewußt, wie wenn es weiches Holz wäre. Alles ist fest ineinandergefügt, eingezapft oder mit Steinklammern festgehalten. Man sollte glauben, daß hier Holzkonstruktion nachgeahmt sei. Seit alten Zeiten waren die Chinesen Meister in der Steinkonstruktion. Es ist nicht anzunehmen, daß sie diese Kunst erst durch die Einführung des Buddhismus aus Indien gelernt haben. Wir haben in Schantung auch noch Reste von steinernen Opfertempelchen *hiang t'ang* aus der Han-Zeit, die ebenfalls eine wunderbar geschickte Architektur zeigen. Die balkentragenden Säulen vergabeln sich wie aus Holz gesägte Strebebalken. Die Wände bilden den Steinplatten greifen ineinander und halten sich gegenseitig. Die Dachplatten sind mit Zapfen aufgehakt, alles ist zu einem unvergänglichen Ganzen zusammengefügt.¹

Die Ehrenpforte des Großmandarins Niu siang k'uin in Jen tschou fu, die 300 Schritt östlich unserer Kirche die Straße überspannt, hat folgende Maßverhältnisse. Die Länge der vier Sockel beträgt 2,75 m, ihre Höhe 65 cm, die Breite der beiden inneren 0,88 m, der beiden äußeren 0,83 m. Die beiden inneren Sockel lassen einen Zwischenraum von 3,48 m, die äußeren von je 1,30 m. Die senkrechten Säulen haben einen Durchmesser von 0,65 und 0,60 m. Über diesen massiven Sockeln erhebt sich in geschickter Verteilung der Massen und kunstvoller Proportion der 9 bis 10 m hohe Aufbau. Die zwei, etwa 6 m hohen Säulen in der Mitte tragen einen starken Querbalken. An beiden Seiten sind sie durch Streben gestützt, die sich 2 bis 3 m vom Sockel erheben und in kunstvollen Absätzen mit Reliefbildern, Statuen und Löwen geschmückt sind. Rechts und links sind diese Säulen gestützt durch die Verbindung der zwei äußeren Säulen. Die Querbalken sind mit verschiedenen Skulpturen geschmückt.

Die Abbildungen zeigen, wie sich über den Nebendurchgängen geschwungene Dächer aus großen Steinplatten erheben, welche die Form der Ziegeldächer nachahmen. Hoch über dem Hauptdurchgang ist das Hauptdach, ähnlich

dem Dachfirst eines Hauses, geschmückt mit Delphinen an den Ecken, und auf der Mitte mit einem Löwen oder Elephanten, der auf dem Rücken einen Turm oder ein Opfergefäß trägt. Die Ecken des weit ausgeschweiften Daches tragen kleine Metallglocken, die im Winde läuten.

Der Hauptschmuck ist zu beiden Seiten an den Querbalken und auf den darüber angebrachten Steintafeln angebracht (siehe Taf. XXXI, Abb. 4). Der unterste Balken zeigt zwei Riesendrachen, die gegen eine Spinne anstreben. Nach dem Volksglauben ist die Spinne ein böses Geschöpf, und der Drache — der Blitz gilt als solcher — strebt sie zu vernichten: *lung hi dschu*, der Drache zieht die Spinne an, heißt es. Als vorigen Sommer der Blitz einen alten Baum im Begräbnisparke des Konfuzius bei T'chü fu traf, sagte man gleich, eine Riesenspinne habe sich auf dem Baume aufgehalten. Über dem ersten Balken ruht eine geschliffene Steintafel mit Inschrift. Sie zeigt die Widmung der Ehrenpforte, die Titel und Verdienste des Geehrten, den Namen des Gründers und die Jahreszahl.

Dann sehen wir den zweiten Querbalken mit kunstvollen Gruppen, meist Darstellungen der Mythologie. Darüber liegt der Hauptquerbalken, der auf die Säulen fest eingelegt ist. Es sind daran Meereswellen dargestellt, über welchen ein Mann im Nachen rudert. Hierüber sehen wir eine Tafel mit den vier großen kalligraphischen Schriftzeichen: *dschung hiau ming t'schen*, d. i. „durch Fürstentreu und Elternliebe berühmte Beamte“. Diese lakonische Inschrift gibt den Namen und mit diesem die Bedeutung der Ehrenpforte wieder. Das in Rede stehende Denkmal (Abb. 4 auf Taf. XXXI), wurde 1637 errichtet, zu Ehren der Großmandarine Fan t'ing bi und seines Sohnes Fan schu t'ä. Wir sehen hier die Westseite. Eine Inschrift über den Doppeldrachen sagt: Fan schu t'ä, Hausminister mit einer Rangerhöhung und seine durch Rang ausgezeichnete Gattin, geborene Dschu. Auf der Ostseite des Denkmals steht der Spruch: *fu ze t'ung t'schau*, „Vater und Sohn waren Staatsbeamte“. Darüber liegt ein Querbalken mit Verzierungen. Über demselben erhebt sich die Dachkonstruktion. In dem mittleren Felde unter dem Dach, als am höchsten Ehrenplatz und weithin sichtbar, sehen

¹ Über diese „steinernen Opferhäuschen der Han-Zeit“ ein anderes Mal.

Die Ehrenpforten in China.

wir eine Tafel mit den zwei Charakteren *schöng dsche* des kaiserlichen Diploms angebracht. Unter diesem *schöng dsche* ist an besagter Ehrenpforte noch eine Tafel mit den drei Buchstaben *Lu wang t'i*, d. h. „vom Könige von Lu verfaßt“. Die Ehrensprüche nämlich haben den damals in Jen tschou fu residierenden Titeln König von Lu, einen Sprößling des damaligen Kaiserhauses Ming, mit Familiennamen Dschu, zum Verfasser. Wahrscheinlich war auch die von Fan schu t'ä auf dem Denkmal geehrte Matrone, geborene Dschu, aus dieser fürstlichen Familie. Selbst der Kalligraph, der jene Buchstaben geschrieben, hat sich auf dem Denkmal verewigt. Er nennt sich Wang duo aus Mung zin. Bekanntlich ist ein schön geschriebener Buchstabe für die Chinesen ein wertvoller Schatz, und Schönschreiber sind hoch angesehen und nicht wenig stolz auf ihre Kunst.

Ein Beispiel von hölzernen Ehrenpforten zeigt Abb. 1 auf Taf. XXXI. Dies Denkmal steht in Zi ning unweit der Kirche vor einem Tempel der T'ä schan-Göttin. Die starken Holzsäulen ruhen auf Steinfundamenten, eingeklemmt von mächtigen Steinen als Seitenstreben. Diese Seitenstützen zeigen mancherlei Skulpturen, große Rosetten von Blumen und Blattwerk. Zur Vorsicht sind nach oben noch hölzerne Streben angebracht. Das schwere Dach ist aus Ziegeln und ruht auf einer kunstvollen Holzkonstruktion. In der Mitte sehen wir eine Holztafel mit der Widmung.

3. Genauere Beschreibung einzelner Ehrenpforten in Schantung und Erklärungen zu den Ornamenten.

a) Eine Ehrenpforte (*ziê hiau fang*) aus Schan hien.

Die kunstvollsten und berühmtesten Ehrenpforten von Schantung finden wir in der Kreisstadt Schan hien. Sie datieren aus dem Anfang des 17. Jahrhunderts. Das Beispiel auf Taf. XXXI, Abb. 3 zeigt uns einen *ziê hiau fang*, ein Denkmal für eine Witwe, die sich durch Enthaltsamkeit und Pietät ausgezeichnet. Sie war die Frau des Doktor Tschang p'ung, der durch kaiserliche Gnade einen höheren Titel erhalten hatte und Kreismandarin von Kuang yüan hien in der Provinz Se t'schuan war. Ihr Familienname war

Dschu, ihr Titel *ju sche*, d. i. „Matrone einer Literatenfamilie“.

An den Steinbalken sehen wir durchbrochene Arbeit von Blumen und Drachen. Besonders kunstvoll sind die Gewinde von Päonien an dem mittleren Querbalken. Die Strebepfeiler schließen ab mit Löwen, die mit Jungen spielen.

Paeonia, chinesisch *mu dan*, ist bei den Chinesen und Japanern eine höchst beliebte Blume. Sie gilt als *hua wang*, Königin der Blumen. An vielen Stellen wächst sie wild und wird schon seit den ältesten Zeiten sehr viel in Gärten gepflegt.¹ In ganz Nordchina findet man sie. Sie hat holzigen Stamm und Knollenwurzeln, die in der Medizin verwendet werden. Auch die Rinde wird als Medizin gebraucht. Die Blumen sind ähnlich den Pfingstrosen, einfach und auch voll, rot oder weiß; man nennt über 30 Arten. Die Wurzel hat rote Rinde und weißes Fleisch und heißt als Medizin *bêi liang djin*, „Hundert Goldunzen“. Sie bildet einen bedeutenden Handelsartikel.

An dem vorliegenden Denkmal sehen wir alle Balken mit Skulpturen bedeckt. Die beiden Nebenflügel tragen ein doppeltes Dach in der Form der Ziegeldächer. Das zweite Dach trägt Elefanten mit einem Opfergefäß auf dem Rücken. Die Ecken verzieren Delphine mit aufgerichteten Schwanz. Ferner sehen wir an beiden Seiten einen eisernen Dreizack mit Vögeln.

Das oberste Dach zeigt in der Mitte zwei Drachen, die nach der Spinne greifen. Darüber sieht man noch ein Opfergefäß, aus dem eine Flamme aufsteigt. Die weit ausgeschwungenen Ecken des Daches tragen Metallglöckchen, kleine Löwen und Drachenköpfe. Einzelne kleine Verzierungen sind bereits herabgefallen.

Hinter dem Denkmal sieht man einen Teil des Straßenbildes. Rechts vor der Ehrenpforte stehen zwei hohe Signalstangen mit Metallknäufen auf der Spitze. Sie sind gehalten von zwei mächtigen Steinklammern. Es sind die Abzeichen einer Literatenwohnung.

Die erwähnte Ehrenpforte gilt als die schönste in Schantung. Man erzählt sich, daß sie mit

¹ Luo yang, die alte Hauptstadt, gegründet im Anfang des ersten Jahrtausends v. Chr., war berühmt durch seine Päonienkultur.

Silber aufgewogen sei, und daß die Familie des Gründers durch ihre Herstellung vollends verarmte.

Wie in Europa die Sage vielfach erzählt, daß man in alter Zeit Schöpfern außergewöhnlicher Kunstwerke das Augenlicht geraubt, um sie zu hindern, anderswo gleiche Kunstwerke zu schaffen, so geht auch hier die Sage, daß der Auftraggeber die Schöpfer obiger Kunstwerke geblendet habe. Eine andere Erzählung sagt, der Auftraggeber habe die Künstler durch Gift umgebracht, damit sie nichts Ähnliches mehr schaffen könnten, und ihm auf diese Weise der Ruhm bliebe, die schönsten Ehrenpforten im Lande zu besitzen.

Die Stadt Schan hien ist eine wohlhabende Unterpräfekturstadt in einer fruchtbaren großen Ebene im Regierungsbezirk Z'au dschou fu. Sie liegt 40 km von den nächsten Bergen entfernt. Das Steinmaterial stammt wahrscheinlich von dem nächsten Kalkberge im Kreise Djin hiang, vom Jang schan, wo sich seit den ältesten Zeiten berühmte Steinbrüche finden.

b) Der erste *P'ä fang* der Familie Fan in Jen tschou fu.

Nach der soeben genannten rangieren an zweiter Stelle die beiden Ehrenpforten der Familie Fan in Jen tschou fu als die schönsten in Schantung. Sie stehen in geringem Abstand auf der Hauptstraße innerhalb des Osttores.

Tafel XXXI, Abb. 4 zeigt uns die Westansicht der westlichen Ehrenpforte (I). Sie wurde, wie oben schon angedeutet, 1637 errichtet von Fan schu t'ä. Fan t'ing bi, der Vater des Fan schu t'ä, war gebürtig aus Jen tschou fu und Sohn des Fan schen. In der Jugend studierte er mit seinem Bruder Fan t'ing fu im väterlichen Hause und erwarb sich einen Ruf von Gelehrsamkeit und Tüchtigkeit. Im Jahre 1609 bestand er das höchste Examen und wurde Akademiker. Er war dann Kreismandarin in Bau fung hien und Lu schan hien. Er war ein volksliebender, wohlthätiger Beamter, der nie müßig war. Später wurde er Präfekt von Han yang fu, dann zweiter Befehlshaber der Truppen in Kuang si. Damals hatte Annam 6 Jahre lang keinen Tribut gezahlt. Man schickte ihn dorthin, die Sache zu regeln. Nach

seiner Rückkehr wurde er belohnt und zum Dau t'ä in Kiang si befördert. Er starb dort infolge des ungesunden Klimas. Nach dem Tode wurde ihm noch ein posthumer Titel verliehen, mit dem besondere Opfer verbunden waren.

Fan schu t'ä war der Sohn des Vorigen. Von ihm wird gerühmt, daß er sehr schweigsam und charakterfest war. 1628 bestand er das Staatsexamen, wurde Akademiker und Minister am Kaiserhof, wo er verschiedene Ämter versah. Er war freimütig und sagte auch dem Kaiser die Wahrheit. Es war schon nahe am Untergang der Dynastie, Unordnung herrschte allenthalben unter den Beamten, unter dem Volke loderte die Empörung auf, Mißernten und Erdbeben ruinierten den Wohlstand des Volkes. Da erhob er seine Stimme und reichte ein ernstes Memorandum an den Thron ein, in dem er sich über fünf Punkte beklagte: 1. daß der Herrscher isoliert dastehe, ohne treue Beamte; 2. daß das Prestige des Reiches so vernachlässigt werde; 3. daß in der Gerichtsbarkeit rohe Willkür eingerissen sei; 4. daß der Kaiser oft einseitigen Berichten sein Ohr leihe; 5. daß die Beamtenschaft korrupt sei und Unterschleife mache.

Diese freimütigen Worte blieben freilich ohne Erfolg, allein bei Hofe lobten alle seine edle Gesinnung. Als seine Mutter um diese Zeit starb, ging er nach Hause, um die dreijährige Trauer zu halten. Er gab reichlich Almosen und speiste die Notleidenden.

Er führte die Volksmiliz an, um die Revolution des Li z'ing schan niederzuwerfen. Die ganze Umgegend war ihm zu Danke verpflichtet. Als die Trauerzeit um war, trat er wieder in sein Amt. Er fungierte als Assistent des ersten Examinators bei dem Staatsexamen in D'schä kiang. Nachdem das Staatsexamen beendet, machte er einen Abstecher nach Hause, nämlich zur Stadt Jen tschou fu, die eben von den Scharen der neu auftauchenden Dynastie belagert ward. Es war der Winter des Jahres 1624. Die Stadt wurde lange tapfer verteidigt. Doch schließlich fiel durch Verrat die gut befestigte und mit Kanonen reich versehene Stadt in die Hände der Feinde. Bei dem entsetzlichen Blutbade kam viel Volk um; die Leichen wurden zu Bergen und das Blut zu Bächen, wie man erzählt. Auch unser

Die Ehrenpforten in China.

Fan schu t'ä nebst zwei Brüdern verlor in jenen Wirren das Leben.

Seine Frau, geborene Dschu, war eine sehr wohlthätige Matrone. Im Jahre 1642 war eine schreckliche Hungersnot. Die Unterstützung von der Regierung blieb aus. Da drängte sie ihren Gemahl, zuerst das eigene Vermögen anzugreifen. Ferner suchte sie die Fürstenfamilie Lu und andere reiche Leute zur Austeilung von Almosen zu bestimmen. Als die Soldaten der T'sing die Stadt erobert hatten und sie bedrängten, legte sie ihre besten Kleider an, um sich zu erhängen; doch der Anführer kam glücklicherweise herbei und erfuhr, es sei die Frau des edlen Beamten Fan schu t'ä. Er rief aus: „Das ist die Gattin eines treuen Beamten, der darf kein Leid geschehen“. Und er ließ durch seine Diener die Matrone zum Bonzinnenkloster führen, wo sie geschützt war. Ferner ließ er nachforschen, wo die schon fortgeschleppten Kinder seien. So erhielt sie ihre drei Söhne und zwei Töchter wieder zurück. Als sie den Tod ihres Gatten erfuhr, wollte sie von Schmerz überwältigt sich das Leben nehmen. Die Schutzwache beschwor sie, der schutzlosen Kinder wegen ihr Leben zu schonen. Sie nahm dann Vernunft an, stellte die vom Brande noch übrig gebliebenen Hausreste wieder her und erzog ihre drei Söhne zu brauchbaren Männern. Sie beobachtete bis zum Tode die buddhistische Abstinenz und betete zu Buddha¹.

Die Abb. 5 auf Taf. XXXII zeigt uns die Partie aus der Mitte der Ehrenpforte (Nr. I) des Fan schu t'ä, Westseite. Unter der Spruchtafel *dschung hiang ming t'schen*, „durch Fürstentreue und Elternliebe berühmte Beamte“, sehen wir einen Querbalken mit Meereswellen, auf denen ein Schiffer rudert. Es mag andeuten, daß der Beamte Fan schu t'ä in einer bewegten Zeit lebte, am Ende der Ming, als schon die Revolution allenthalben ausbrach.

Weiter unten sehen wir eine kunstvolle Gruppe von Tempeln mit Buddhas. Die obere Reihe zeigt 18 Figuren, die sogenannten *18 Luo han*, die Patriarchen des Buddhismus. Darunter führen Lamas einen Tanz auf.

¹ Diese Notizen sind dem Schematismus von Ze yang hein, Heft 8 und 10 entnommen.

Unter dieser Gruppe ist eine Schrifttafel. Die Inschrift lautet: „Fan schu t'ä, Hofminister mit einer Rangerhöhung, und seine Gattin, geborene Dschu, geehrt mit dem Titel: Matrone einer Literatenfamilie“. Zu unterst ein Drachenpaar auf die Spinne anstrebend.

Am senkrechten Balken rechts sind noch drei Felder sichtbar. Im mittleren sehen wir eine Person auf der Treppe an vor ihm Knieende Almosen austheilen. Das obere Bildchen zeigt uns eine Person, Weihrauch opfernd. Beide Bilder erinnern uns an die Wohlthätigkeit und Pietät der Fan schu t'ä. Schönen Schmuck finden wir noch an den unteren Partien der Säulenflächen, die auf der Abbildung nicht sichtbar sind. Die Innenseite der nördlichen Säule zeigt uns links hohe Bambusstauden mit Vögeln, rechts Weinreben mit Trauben, in der Mitte vier kleine Felder übereinander mit entsprechenden Bildern. Zu unterst Reiher. Im zweiten Feld eine arme Frau mit Reisigbündeln, gegenüber einer Frau, die ihr Almosen gibt, im Hintergrund Berge; eine Anspielung auf die Wohlthätigkeit der Frau des Fan schu t'ä. Im dritten Felde eine Fischerszene. Das vierte Feld zeigt einen Drachenreiter. Außerdem sehen wir noch Felder mit Figuren, wie Reiter, Affen, Blumen usw. Auf den Strebepfeilern sitzen Löwenreiter.

Die Innenseite der südlichen Säule zeigt, zwischen hohem Bambus einerseits und Weinranken anderseits, vier Felder übereinander. Im ersten Feld unten Reiher. Im zweiten sitzt ein Mann am Tisch, vor ihm ein Diener. Das dritte Feld zeigt einen mit zwei Ochsen pflügenden Bauern, ein vornehmer Herr begrüßt ihn. Das Feld zu oberst zeigt eine Frauenfigur auf Wolken. Das zweite Bild kann man auch als Darstellung des Gründers der Ehrenpforte beim Studium deuten. Das dritte erinnert an Kaiser Jau, der den tugendhaften Schuin aufsucht und zum Staatsdienste heranzieht. Schuin wurde später Mitregent und Nachfolger des Jau, der von 2357—2258 regiert haben soll. Die Geschichte läßt den Schuin pflügen am Li schan-Gebirge. Die Frau in den Wolken scheint ein überirdisches Wesen anzudeuten; *t'ien sien sung ze*, „die Himmelsfee schenkt Kinder“, nach der Volksanschauung. Zur Seite sind noch kleine Felder mit Familienszenen, Äffchen etc., leider sind die schönen Figuren an den unteren

Partien des Denkmals vielfach beschädigt, die meisten Statuen sind ohne Kopf.

Abb. 8 auf Tafel XXXII zeigt uns die mittlere Partie von der Ostseite derselben Ehrenpforte Nr. I. Am obersten Balken sehen wir in Wolken einen Reiter, vor ihm eine Figur mit Fähnchen, den Weg zeigend, hinter ihm eine ähnliche Figur; eine mythische Figur links winkt ihn heran. Die Erklärung ist leicht. Der Vater des Fan schu t'ä, Fan t'ing bi war zweiter Heerführer in Kuang si und starb als Dau t'ä in Kiang si. Hier zieht seine Seele zum Himmel. Ein *sien jen*, mythisches Wesen, winkt ihm zu, ein anderer zeigt ihm den Weg und trägt das Fähnlein *yin hui fan*, das seelenführende Fähnlein, das bei Begräbnissen vorangetragen wird und aus Seide oder Papier gemacht ist. Ein anderer *sien jen* folgt ihm. Die schöne Gruppe in der Mitte zeigt uns den *Schou sing*, den vergötterten Stern aus dem großen Bären, der langes Leben verleiht. Die mythische Götterfigur reitet auf einem *sien ho*, Himmelskranich, umgeben von drei dienenden Geistern. Rechts und links je acht Figuren in Buddhagestalten, es sind die bekannten *ba sien*, die oberen und unteren acht *sien* oder Mythenheroen. Links sehen wir sie musizieren, rechts sehen wir zwei auf Löwen reiten. Die Gruppe bedeutet also: *schang hia ba sien t'ching schou* „die oberen und unteren acht Mythenheroen wünschen langes Leben“¹. Unter dieser Gruppe ist die Spruchtafel: „Der Vater Fan t'ing bi, Präfekt von Hu kuang; Han yang fu, früher Sekretär im Finanzministerium und Zensor in Schen si; und der Sohn Fan schu t'ä, Hausminister.“

Der untere Querbalken zeigt zwei Phönixe (*fung huang*) verschlungen in Gewinden von Päonien (*mu dan*), ein charakteristisches Bild in der chinesischen Kunst. *Fung tschuan mu dan*, d. h. der Phönix verschlingt sich in den Päonien, ist ein Glückssymbol. Der Phönix erscheint, wenn das Land in Glück und Frieden lebt. Die Päonien ziehen den Phönix an, bringen Glück.

Die vier Titelcharaktere hoch oben am Denkmal besagen *fu ze t'ung t'schau*, „Vater und Sohn waren beide in Staatsdiensten“. An höchster Stelle

prangt das kaiserliche Diplom, darunter *Lu wang t'i*, Text vom König von Lu.

Die Jahreszahl *T'schung dschöng sche nien*, im 10. Jahre des Kaisers T'schung dschöng, anno 1637, ist deutlich zu lesen.

An den beiden Seitenflügeln sieht man noch phantastische Drachen, mythische Figuren auf Wolken, im Hintergrund Tempel, ferner Löwenreiter und Löwen in allen möglichen Stellungen.

Abb. 6 auf Tafel XXXII zeigt uns einen der Löwenreiter auf den Strebepfeilern an der Ehrenpforte Nr. I, Ostseite. Am Sockel sehen wir noch verschiedene Skulpturen. An den Balkenflächen Blattwerk und Weinreben. Die Figuren sind leider zum Teil beschädigt, die Köpfe vielfach abgebrochen.

c) Der zweite *P'ä fang* der Familie Fan
in Jen tschou fu.

Der in Abb. 4 wiedergegebenen Ehrenpforte I steht eine zweite gegenüber. Abb. 2 auf Tafel XXXII zeigt die Westseite dieser östlichen Ehrenpforte II der Familie Fan in Jen tschou fu. Wir sehen oben die Titelschrift *zu suin zin sche*, d. i. „Großvater und Enkel waren Akademiker“. Der Großvater hieß Fan schen, der Enkel ist Fan schu t'ä. Unter der Spruchtafel sehen wir eine Person auf Meereswagen. In der Mitte eine Gruppe mythischer Figuren, ähnlich denen auf Abb. 5, Tafel XXXII. Rechts ein zwei-stöckiges Gebäude. Auf dem zweiten Stock eine am Tisch sitzende Person. Links oben ist die Szene eines Ahnenopfers dargestellt.

Die untere Inschrift gibt die Titel der beiden Großmandarine an: „Akademiker Fan schen, Präsident des Gesandteninstituts, und dessen Enkel Fan schu t'ä.“

Unten sehen wir die zwei Drachenfiguren nach der Spinne haschen. Zu beiden Seiten an den senkrechten Säulen sind noch Detailbilder zu sehen. Unter der Tafel des kaiserlichen Diploms sind zwei große Phönixe am Querbalken angebracht. Die Seitenflügel zeigen *t' schi lin* (Einhorn)-Figuren. Darüber sieht man am nördlichen Flügel eine Wohnung, in der ein Herr am Tische sitzt, zwei Diener zur Seite, draußen kommen von rechts und links

¹ Bei dieser Gruppe ist das sonst vorherrschende Relief zu vollen Rundbildern ausgewachsen.

Die Ehrenpforten in China.

vier Personen zur Audienz. Diese Gruppe spielt an auf die Beamtenstellung des Fan schen als Gesandtschaftspräsident. Über dieser Gruppe ein paar Tiger.

Der südliche Flügel zeigt über den *t'chi lin* schon beschädigte Figuren in Wolken. Darüber ein paar kämpfende Tiger, Hintergrund Felsen. Die Innenseiten der zwei Hauptsäulen zeigen einen großen Phönix in Päonien verschlungen, einen Phönix hoch aufgerichtet im Bambus, und verschiedene kleine Bilder mit Hausszenen. Leider sind die Statuen fast alle verstümmelt.

Die Ostseite dieser Ehrenpforte zeigt den Ehrenspruch: *wan bang wêi hien*, d. i. „Ein Beamtenmuster für alle Länder“.

Darunter die kunstvolle Partie auf Abb. 9 Tafel XXXII. Die Tiergruppe am oberen Balken stellt einen Kampf von Löwen mit dem Fabeltier *t' schi lin* dar. Dies Tier hat einen Drachenkopf, Schuppenleib, gespaltene Hufe und einen buschigen Schweif. Das zweite Tier rechts scheint einen Drachen vorzustellen.

Der mittlere Balken zeigt in der Mitte eine vornehme Residenz. Zu beiden Seiten des Tores stehen Wächter mit Lanzen. Auf dem Oberbau sieht man Personen Ausschau halten. Eine Person schaut durch die halbgeöffnete Tür. Von links kommen drei Reiter unter Ehrenschirmen an. Im Hintergrund ein Hausboot mit Reisenden. Auch rechts nähern sich Reiter unter Ehrenschirmen, und im Hintergrund sieht man ein Hausboot mit Personen auf den Wellen. Das Ganze bedeutet den feierlichen Einzug des verdienstvollen Mandarins in seine Heimat. Das Schiff *t'schuan* hat denselben Laut wie das Wort *t'schuan*, „überliefern“, und es wird damit rebusartig angedeutet, daß dies Beispiel in der Familie überliefert und oft wiederholt werden möge.

(Schluß folgt.)

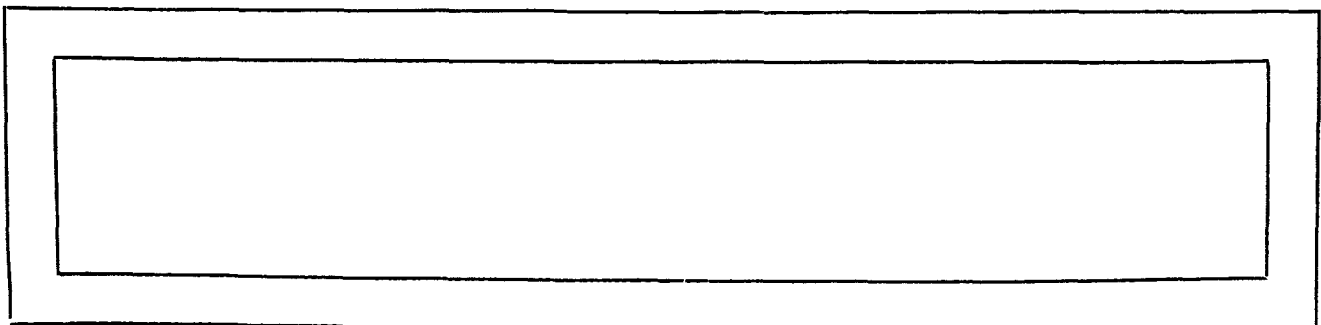
Die Inschrift darunter lautet: „Fan ting bi, kaiserlicher Abgesandter, Oberrichter in Kuang si, Kiang zuo und anderen Orts, überdies zweiter Truppenkommandant. Die erste Gattin, geborene K'ung mit dem Ehrentitel der Matronen dritten Grades, und die zweite Gattin, geborne Huang.“

Der untere Balken zeigt an den Enden zwei Drachenköpfe, die aus dem offenen Rachen kleine Löwen ausspeien. In der Mitte ist ein in Stein kunstvoll gehauenes Fadenknäuel, mit dem die Löwen Ball spielen. Das Kunstmotiv *sche ze kuin sin t'schin*, „Löwen spielen mit Fadenknäuel“, bedeutet den Frieden des Reiches: wenn von innen und außen Friede waltet, können die Militärbeamten (Löwen) harmlose Spiele treiben, Ball spielen. Rechts und links sehen wir noch kleine Bilder an den Pfosten. Rechts unten ein sprungbereiter Löwe. Darüber in Hochrelief zwei Haustüren mit Freitreppe. Die Personengruppen auf der Treppe erinnern an das Almosengeben. Links ein Löwe zum Sprung bereit, darüber zwei Haustüren vor denen Bettler warten. Oben noch ein Relief, das einen Reiter zeigt, der ein wildes Tier erlegt.

Durch die Ehrenpforte hindurch sehen wir einen Teil des Straßenbildes, im Hintergrund steht die Ehrenpforte Nr. I.

Auf den Köpfen der Seitenstreben sitzen an den beiden Innensäulen geharnischte Krieger (siehe Abb. 7 auf Tafel XXXII), auf den beiden äußeren sind Löwen.

An den Seitenflügeln sehen wir Gruppen von *t'schi lin*, darüber verschiedene Hausszenen, Figuren bei Tische sitzend und dergleichen. Alle Figuren an den unteren Partien sind verstümmelt. Als Datum ist angegeben der zweite Monat des 10. Jahres der Periode T'schung dschöng, März des Jahres 1637.



Über koreanische Kunst.

Von Adolf Fischer-Cöln a. Rh.

Mit 15 Abbildungen auf 3 Tafeln (XXXIII—XXXV).

Dem Kunstfreunde und Kunstforscher, der vertraut ist mit den Schätzen der Museen von Tokyo, Kyoto, Nara, der berühmtesten Klöster und hervorragendsten Sammlungen Japans, klingt immer von neuem mit mahrender Stimme „Korea“ ins Ohr, als des Landes, von dem Japan den Segen einer höheren Kultur empfangen haben soll.

Die klassische Schönheit der in Japan befindlichen Holz- und Bronzeskulpturen, Tonstatuen, Keramiken, Freskomalereien, vor allem die für ihr hohes Alter wunderbar erhaltenen herrlichen Fresken in Horiuji, erwecken in der Seele des Beschauers lebhaft den Wunsch, nach dem Lande zu ziehen, wo die Wiege der großen Kunst Japans stand, wo unter genialer Schöpferhand keramische Werke entstanden, die das Ideal der japanischen Ästhetik bilden.

Es war im Herbst 1905, als ich mein lang gehegtes Vorhaben ausführte und zum ersten Mal nach Korea reiste, in der Hoffnung, dort trotz des allgemein bekannten, unheilvollen, neunzehn Jahre währenden japanischen Eroberungszuges, im Verborgenen Überreste aus der Blütezeit Koreas zu finden.

Korea befand sich, als ich es bereiste, gerade im Übergangsstadium; obzwar dem Namen nach ein selbständiges Reich, fühlte es doch den Tod schon in allen Gliedern, wohl wissend und fürchtend, daß seine Tage gezählt waren.

Armut, unglaubliche Rückständigkeit, das waren die Eindrücke, die die erbärmlichen, kleinen, mit Stroh bedeckten, schornsteinlosen Lehmhütten, deren Fenster der Hofseite zugekehrt sind, hervorriefen, die die schmutzigen, mit Reisstärke steif gestärkten, weit abstehenden Kleider der herumlungernenden Bewohner mit ihren bizarren Kopfbedeckungen und Pfeifchen von der Länge eines Spazierstockes auf mich machten.

Nicht lange brauchte ich dazu, um zur Überzeugung zu gelangen, daß Korea vom ethnographischen Standpunkt aus eines der interessantesten und ergiebigsten Länder sei, daß aber die

Spuren der Blütezeit einer großen Kunst total verwischt, ja unauffindbar seien.

Bald trat ich zu dem geistreichen Mr. Hulbert, einem seit fünfzehn Jahren dort lebenden, bei den Koreanern höchst einflußreichen amerikanischen Missionar in Beziehung.

Ihm, dem damals in jeder Hinsicht besten Kenner des Landes, erschienen meine Bemühungen, den Spuren aus den ersten Jahrhunderten des Buddhismus nachzuforschen — einer Zeit, wo Korea noch der gebende, befruchtende, Japan der empfangende Teil war — vergeblich.

In vieler Hinsicht verleugnet das heutige Korea seine Vergangenheit.

Das Land, das schon im 6. Jahrhundert (522 n. Chr.) als Verbreiter des Buddhismus in Japan auftrat, an den japanischen Hof eine Gesandtschaft mit heiligen Schriften, buddhistischen Kultgeräten schickte, ist tatsächlich schon lange ein dem Buddhismus abtrünniges Land.

Mit dem Beginn der zuletzt über Korea herrschenden Dynastie (1392) wurde der Buddhismus mit Feuer und Schwert unterdrückt, der Konfuzianismus zur Staatsreligion erhoben. Ja, man ging in der Verfolgung des Buddhismus sogar so weit, buddhistischen Mönchen bei Todesstrafe zu verbieten, das Weichbild der Stadt Seoul zu betreten, ein Verbot — es hatte Gültigkeit bis in unsere Zeit — das der unsittliche Lebenswandel vieler Mönche verursacht haben soll.

Als irrig dürfte wohl die allgemein verbreitete Ansicht gelten, daß die Japaner in Korea unter Hideyoshi, Ende des 16. Jahrhunderts, die altbuddhistische Kultur, von der wir in Japan glänzende Zeugen in den Museen und Klöstern vorfinden, barbarisch zerstörten.

Mit der staatlichen Vernichtung des Buddhismus in Korea Ende des 14. Jahrhunderts schloß Korea seine eigene Entwicklung ab, ging ganz in der chinesischen Kultur der Mingdynastie (1368—1644) auf, wurde also in kultureller Hinsicht eine von China abhängige Provinz. Nicht

Über koreanische Kunst.

nur die Trachten der Beamten und des Volkes — unter den Japanern werden seit dem vorigen Jahr die koreanischen Beamten gezwungen, europäische Haartracht anzunehmen — sondern auch viele Geräte tragen noch heute den Stempel der chinesischen Mingdynastie; es vollzog sich damals ein so gründlicher Aufsaugungsprozeß, daß wir im Trüben bleiben, wie denn eigentlich Koreas Kultur vorher beschaffen gewesen sein mag, und inwiefern dieselbe überhaupt selbstständig gewesen ist.

Was wir in Korea über dem Erdboden sehen, läßt nur vage Schlüsse zu!

Nach japanischen Quellen und Tempeltraditionen soll Korea im fünften und den darauffolgenden Jahrhunderten ein von buddhistischem Geist erfülltes Land gewesen sein, dessen hohe Kultur auf dem Buddhismus basierte; seit Ende des 14. Jahrhunderts aber führt dieser nur mehr ein weltenscheues Dasein in fernen Bergklöstern, von denen die berühmtesten in den Diamantbergen liegen.

Die Zeit also, wo die buddhistische Kunst in Korea eine führende Rolle spielte, liegt sehr weit hinter uns.

Aber auch die weltliche Kunst konnte sich nach dem grenzenlosen Elend, das der neunzehnjährige Feldzug der Japaner unter Hideyoshi, Ende des 16. Jahrhunderts, über Korea brachte und das die Lebenskraft des Landes für immer erstickte, nicht weiter entwickeln.

Mißtrauisch geworden, schloß sich Korea, nachdem es wiederholt mit seinen Nachbarn China und Japan — es war stets ein Pufferstaat gewesen — die schlimmsten Erfahrungen gemacht hatte, gewaltsam von der Außenwelt ab; leider barg es aber nicht wie Japan die Elemente in sich, unter solchen Verhältnissen Zucht und Ordnung aufrecht zu erhalten, und wie dort eine eigenartige Kultur aus sich heraus zu schaffen.

Ein von Habgier und brutalem Egoismus erfüllter, verkommener Adel sog Bürger und Bauern aus, unterdrückte in denselben jede Ambition, wußte doch jeder, daß Besitz Gefahren mit sich brachte, daß, wenn er Eigentum erworben, ihm nur die Aussicht winkte, ausgesogen und geplündert zu werden.

Die unausbleibliche Folge war, daß mit dem

Volke auch die Adelskaste verarmte, Kunst und Gewerbe verkamen.

In der Hauptstadt Seoul konnte ich keine Brücke finden, die zu der von uns so bewunderten altkoreanischen Kunst führte, von der wir in den Klöstern und Museen in Nara, Horiuji, Kyoto und Tokyo Beispiele sehen.

Die auf Taf. XXXIII, Abb. 1 und 3, sowie Abb. 2 abgebildeten Holzstatuen der Göttin der Barmherzigkeit (Kwannon) — Eigentum des Museums für ostasiatische Kunst der Stadt Cöln — Werke koreanischer Künstler aus der Suikoperiode (Japan 6. Jahrhundert), tragen den Stempel griechisch-indischen Geistes, der in Zentralasien in Khotan zu hoher Blüte gelangte. Unsere Kenntnis der zentral-asiatischen Kunst ist neuen Datums; erst durch die Resultate der Missionen Grünwedel-Lecoq, Aurel Stein, Pelliot in Turkestan bekamen wir einen Einblick in eine verschollene, uns bis dahin verschlossene Welt. Geschichtliche Überlieferungen beheben jeden Zweifel über den Einfluß dieser Kunst auf Korea, denn wir wissen aus diesen, daß in den ersten Jahrzehnten des 7. Jahrhunderts ein kunstsinniger Fürst aus dem von griechisch-baktrischem Geist erfüllten Reich Khotan einen Künstler an den chinesischen Hof sandte, wo er der Begründer eines vom chinesischen ganz abweichenden Stiles wurde, den er jedoch sehr bald nach Korea verpflanzte. Der rein griechisch-indische — zentral-asiatische — Stil offenbarte sich allerdings schon viel früher in der koreanischen Kunst, und so wird man nicht fehlgehen, wenn man annimmt, daß dieser eben erwähnte Künstler bereits in früheren Jahrhunderten aus Zentralasien stammende Vorgänger in Korea hatte. Von einer bodenständigen koreanischen Kunst kann man bei den in Japan als koreanisch bezeichneten Skulpturen ebenso wenig reden, wie bei den koreanischen Malern zugeschriebenen Fresken in Horiuji und anderen Orten, die in demselben Grade zentral-asiatischen Geistes sind, wie die Fresken von Turfan.

Abgesehen von dem Stil der Malereien in Horiuji usw. sind auch die Malmittel sowie der Grund, auf dem dieselben ausgeführt wurden — ein Lehmgrund, vermischt mit gehacktem Stroh als Bindemittel — dieselben wie bei den turfanischen, also zentral-asiatischen Fresken.

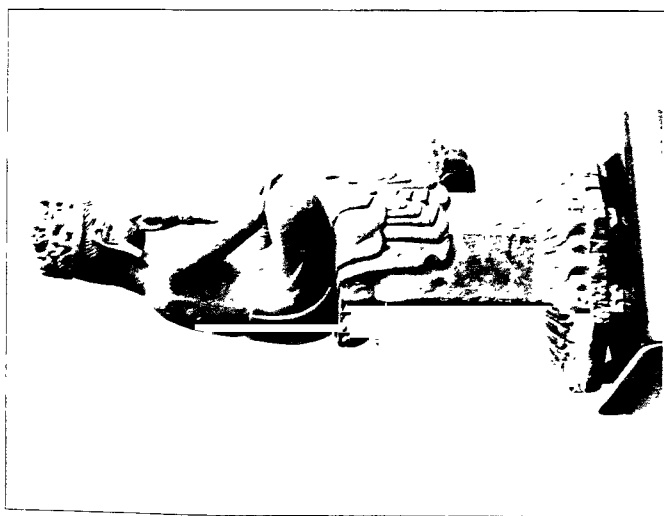


Abb. 1. Korean. Holzstatuette der Kwannon.
Seitenansicht von Abb. 3.

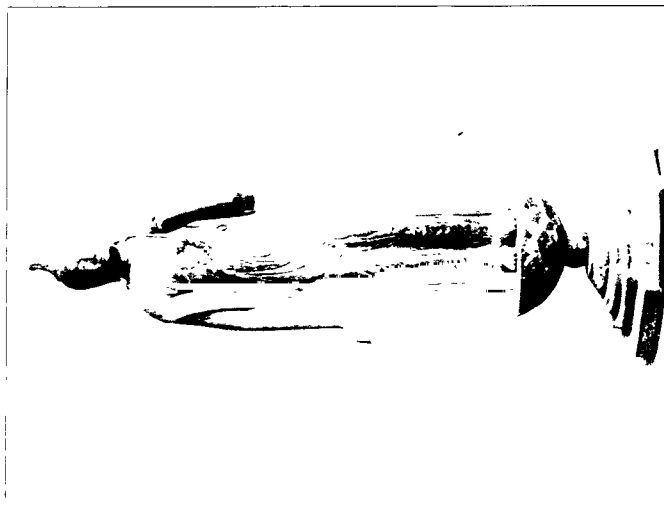


Abb. 2. Korean. Holzstatuette der Kwannon
6. Jahrh.

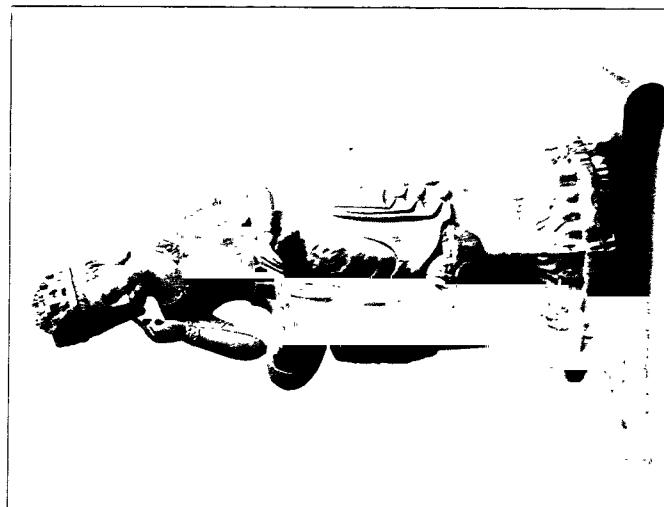


Abb. 3. Korean. Holzstatuette der Kwannon.
6. Jahrh.

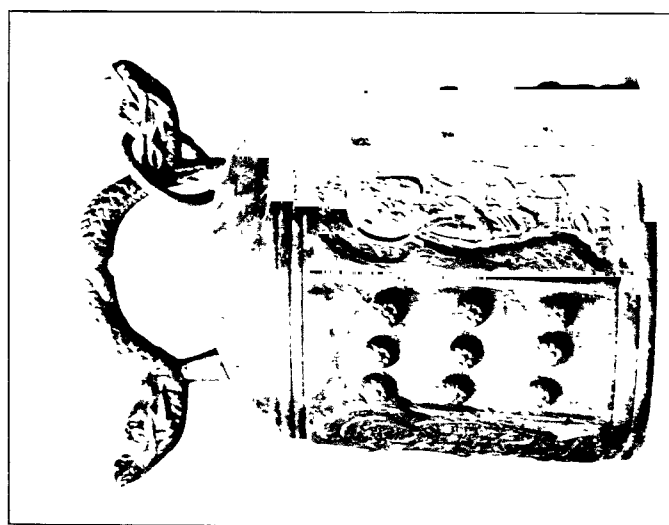


Abb. 4. Korean. Bronze-glocke. 14—16. Jahrh.

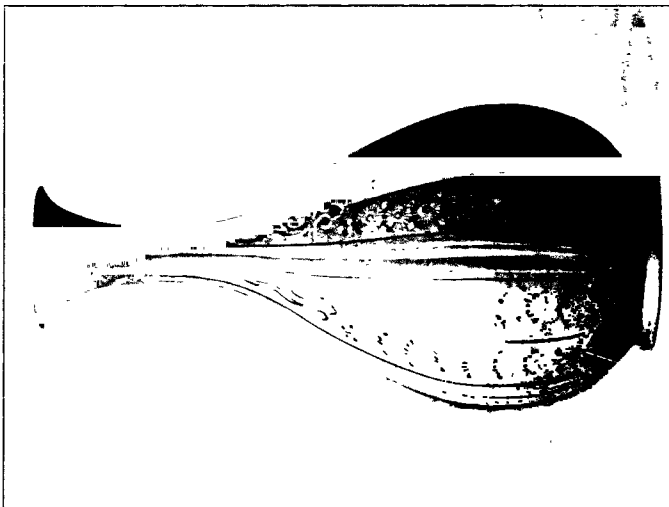


Abb. 5. Koreanische Keramik, Koraidynastie.
9—14. Jahrh.

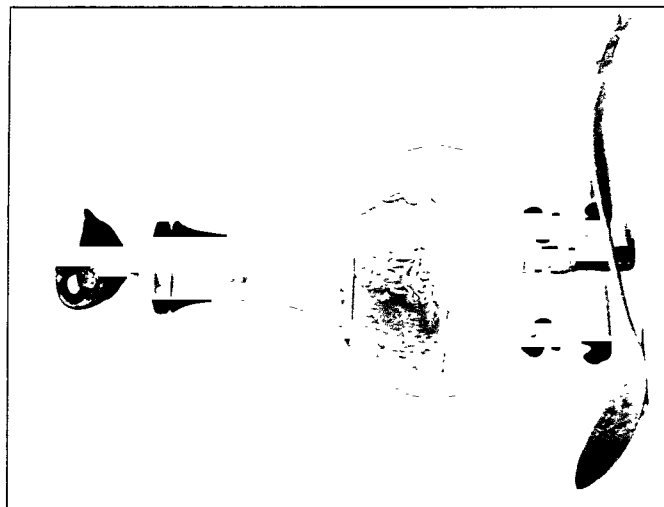


Abb. 6. Korean. Bronzegefäß und Bronzeleffel.

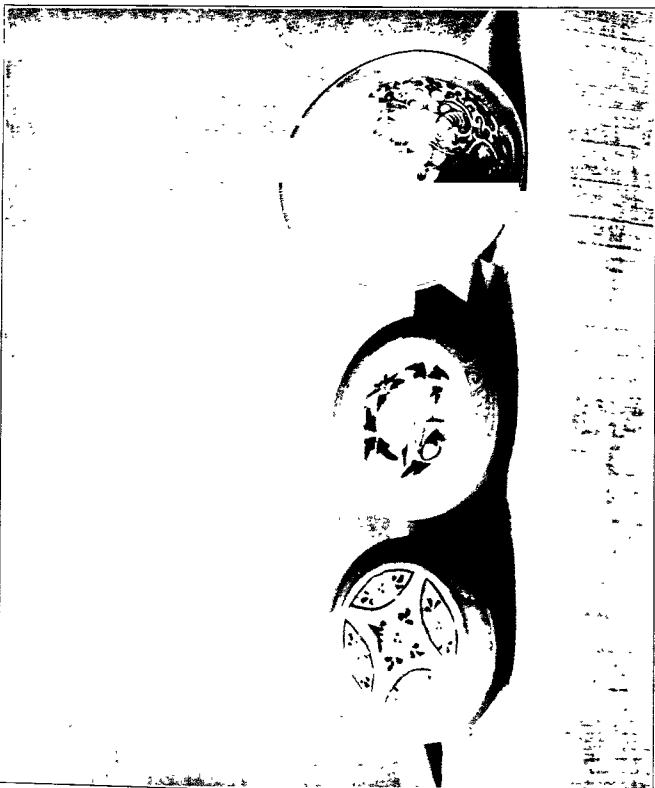


Abb. 7. Koreanische Keramik aus der Koraiddynastie. 9 - 14. Jahrh.

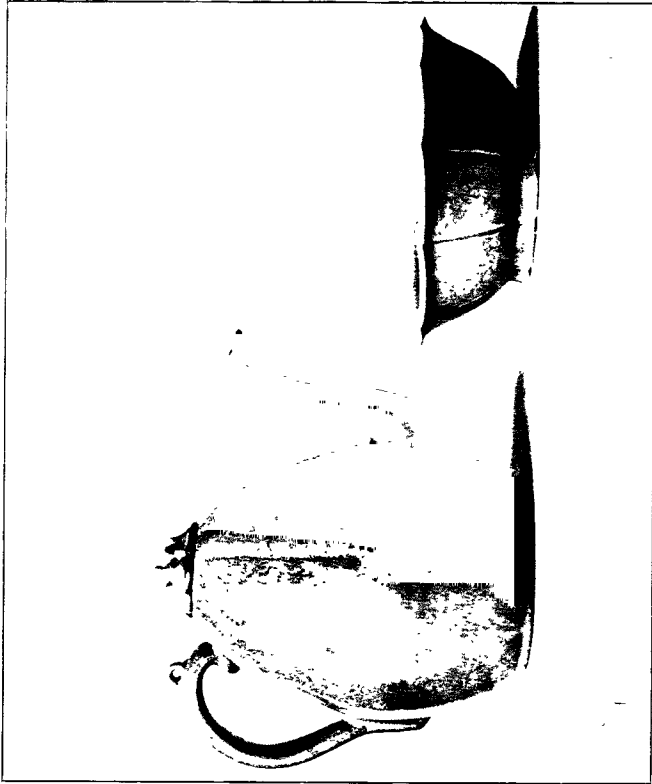


Abb. 8. Koreanische Keramik aus der Koraiddynastie. 9. 14. Jahrh.

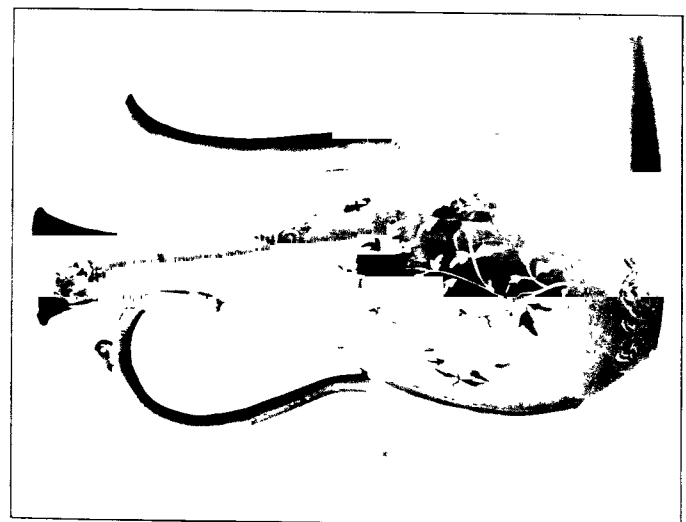


Abb. 9. Koreanische Keramik, Koraiddynastie.
9. 14. Jahrh.

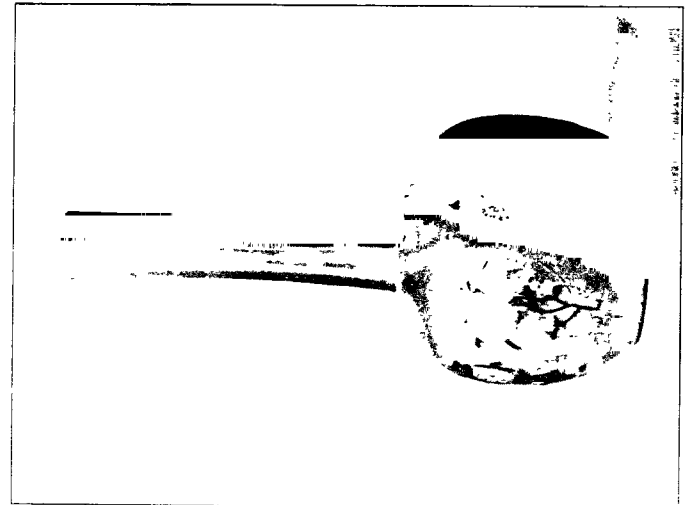


Abb. 10. Koreanische Keramik, Koraiddynastie.
9. - 14. Jahrh.



Abb. 11. Koreanische Keramik, Koraiddynastie.
9. 11. Jahrh.

Bei eingehendem Beobachten kommen wir zu dem Schluß, daß die koreanische und die von Korea aus beeinflusste japanische Malerei und Plastik stärker ausgeprägte griechische Züge aufweist, als die chinesische, bei der wir mehr den spezifisch indischen Geist verkörpert finden.

Da der Buddhismus durch den koreanischen Hof nach Japan kam, letzteres aber von einer zentral-asiatischen Kunst und Kultur keine Kenntnis hatte, so ehrte man in Japan Korea als den Schöpfer der großen buddhistischen Kunst, während dies doch vermutlich nur die Rolle eines Vermittlers, nicht aber eines Schöpfers beanspruchen kann.

Laut japanischen Tempeltraditionen werden die in Japan erhalten gebliebenen Werke aus der ersten Zeit des Buddhismus koreanischen Künstlern zugeschrieben; doch waren diese höchstwahrscheinlich Koreaner, die ihre Kunst von eingewanderten Zentral-Asiaten erlernt hatten.

Vergeblich bemühte ich mich, in Taikyu, dem Zentrum des Reiches Silla (57—928 n. Chr.), in Songdo, das von 900—1400 Residenz der Könige von Kokuryo war, und in Seoul, das seit Ende des 14. Jahrhunderts Residenz ist, Malereien oder Skulpturen zu finden, die Bezug zu den Werken der ersten Jahrhunderte des Buddhismus in Korea hatten. So folgte ich denn schließlich dem Rate erfahrener Kenner des Landes und versuchte mein Glück an den Stätten, wo versprengt, weltenfern, seit vielen Jahrhunderten der Buddhismus ein stilles Dasein fristet, nämlich in den nur mit großen Mühen und Beschwerden in sechs bis sieben Tagereisen von Seoul aus zu erreichenden Diamantbergen im Osten des Reiches.

Nachdem ich vom Kaiser von Korea einen Paß an alle Behörden im Innern des Reiches erhalten hatte — er war mit einem Siegel von abnormer Größe versehen — trat ich mit meiner kleinen Karawane die Reise an.

Es ist nicht der Zweck dieses Aufsatzes das Land, die Sitten des Volkes, die damals herrschenden, höchst interessanten politischen Verhältnisse, sowie eine zum Teil wunderbare, hochpoetische Natur zu beschreiben; doch unerwähnt will ich nicht lassen, daß ich in dem Lande, dem man die größten Künstler, die edel-

sten Kunstwerke altbuddhistischer Kunst zuschreibt, nirgends auf eine Spur einer einst höheren Kultur stieß.

Wohl aber konnte ich feststellen, daß noch tief im Wesen des Koreaners das Schamanentum wurzelt. Das beweisen die vor den meisten Ortschaften stehenden Wegweiser, roh geschnitzte, bunt bemalte Baumstämme, in die oben ganz roh eine menschliche Fratze mit fletschenden Zähnen geschnitzt ist. Durch eingesetzte Haarbüschel wird oftmals der Bart angedeutet. So interessant diese Pflöcke vom ethnographischen Standpunkt aus sind, so haben sie mit Kunst gar nichts zu tun und sind auf niedrigster Stufe stehende Erzeugnisse, die ein Wildenstamm zuwege bringen und ohne Schwierigkeit überreffen könnte.

Wie wenig der Buddhismus im Volk Wurzel gefaßt hat, kann der Reisende im Innern des Landes auch daraus ersehen, daß er nirgends unterwegs auf ein buddhistisches Heiligtum stößt, und sei es auch nur ein ganz unbedeutendes; wohl trifft er auf vielen Berghöhen dem Berggeist errichtete Altäre, Bäume, die mit zahllosen Amuletts behangen sind, kindlich roh geschnitzte Götzenfiguren auf Haufen von Steinen, die von Abergläubigen aufgebaut wurden, um böse Geister zu bannen. Furcht vor Geistern und unheilvollen Mächten erfüllt das Herz des abergläubischen Volkes, nicht aber der Glaube an Buddha.

Nachdem ich am fünften Tage hinter Seoul den furchtbar steilen Tanbaljanpaß, der an die Kraft der Menschen und Tiere die höchsten Anforderungen stellt, überschritten, gelangte ich allmählich an den wildtosenden Bergstrom Manzon, den ich durchreiten mußte, ehe ich zu dem heiligen Hain gelangte, der zu dem Tempelbereich Changanssa gehört.

Ein Holztor, wie man es bei dem Zugang zu Königsgräbern bei Songdo findet, bezeichnet den Eingang des Klosterhofes; kleine Hallen, in denen Ahnentafeln aufgestellt sind, moosüberwachsene Grabsteine von Äbten in Pagoden-, Laternen- oder Urnenform ziehen sich längs des herrlichen Pinienhaines hin, der mich lebhaft an den auf dem heiligen Berg Koyasan in Japan erinnerte.

Nach halbstündigem Ritt mußte ich abermals

zubringen. Dieses befindet sich in ebenerdigen, auf Steinunterbauten stehenden Hallen mit Holzgitterwänden, die mit Papier verklebt sind. Diese jetzigen Museumshallen sind ein Teil des kaiserlichen Ostpalastes; sie flankieren den ersten großen Hof desselben, auch liegen sie zum Teil zerstreut vor und hinter demselben. Mit Befriedigung erfüllte mich, daß ich dort meine Beobachtungen und Anschauungen, die ich vor fünf Jahren von Korea mitgenommen hatte, voll auf bestätigt fand. Von alten Skulpturen, die einst der Glanzpunkt der sogenannten althindischen koreanischen Kunst gewesen sind, weist das Museum nicht ein Stück auf. Gleichfalls fand ich in der Abteilung mit Malereien die Richtigkeit meiner Eindrücke bestätigt, und Exzellenz Komiya teilte vollkommen meine Anschauungen, daß sich die Leistungen koreanischer Künstler auf allen Gebieten der Malerei — selbstverständlich nehme ich die in Japan befindlichen hervorragenden buddhistischen Malereien, ob sie nun mit Recht oder Unrecht koreanischen Malern zugeschrieben werden, aus — seien es Landschafts-, Blumen-, Tier-, Genremalereien, in den allerbesten Fällen chinesischen Mingmalereien dritten Ranges näherten. Exzellenz Komiya, dem in seiner Stellung alle Türen offen standen, der über den koreanischen Kaiserhof, über große Mittel und noch größeren Einfluß gebot, hat jedenfalls das allerbeste zusammengebracht, was überhaupt auf dem Gebiete der Malerei in ganz Korea aufzutreiben war!

Charakteristisch für die koreanische Malerei, die sich ganz in chinesischen Bahnen bewegt, ist eine unbeholfene Technik, etwas Eckiges, Unfreies, Unkünstlerisches, eine übertriebene Symmetrie in der Gruppierung, mangelhafte Zeichnung, sowie grelle, krasse, unvermittelte Farbenkontraste.

Unschwer kann die ostasiatische Kunst der koreanischen Malerei der letzten Jahrhunderte entraten!

Um sich für diese begeistern zu können, muß man keinen tieferen Einblick in gute chinesische oder ebensolche japanische Werke der Malerei getan haben. Der einzige Lichtpunkt in der koreanischen Kunst, ja das Gebiet, in dem sie auf eigenen Füßen steht und der Welt Neues zu

sagen hatte, ist das der Keramik. Darin ist sie der japanischen weit überlegen, ja ihre direkte, unerreichte Meisterin.

Wenngleich die koreanische Keramik ihre Formen vielfach chinesischen Bronzen, sowie chinesischen Keramiken der Han- (206 v. Chr. bis 221 n. Chr.), Tang- (618—960 n. Chr.) und Sungperiode (960—1280 n. Chr.) entlehnte, so ist sie doch hinsichtlich der stofflichen Behandlung derselben ihre eigenen Wege gegangen.

Wie die chinesische und japanische Keramik, stand auch die koreanische im Dienst der Architektur und lieferte für Paläste und Tempeldächer Ziegel von phantastischer, dekorativer Form.

Das Auserlesenste aber schuf sie auf ihrem eigensten Gebiet, dem der verschiedenartigsten zum Gebrauch bestimmten, edelgeformten Gefäße, die man in Japan so hoch schätzt, daß die Teezeremonienmeister und Anhänger derselben einen förmlichen Kultus damit treiben.

Trotz strengen Verbotes haben die Japaner und Koreaner in den letzten Jahren um Songdo, die alte Königstadt, vielfach Ausgrabungen unternommen, die zur Folge hatten, daß aus den Gräbern der Edlen aus der Koraidynastie (918—1392 n. Chr.) herrliche Schätze zutage gefördert wurden.

Es sind dies Gefäße verschiedenster Art und Formen; der Koreaner nennt sie, da sie Totenbeigaben sind, Koki oder Meiki, d. h. „unterirdisches Gerät“.

Die von den Koreanern am meisten geschätzten Poterien, von den Japanern Koraiyaki genant, stammen aus der Umgebung Songdos, der alten Residenzstadt der Könige des Reiches Koryo, die 475 Jahre lang, von 918 bis 1392 n. Chr., dort herrschten.

Vergebens sucht man gute Stücke über der Erde; sie scheinen alle im Laufe der Zeit zerstört worden zu sein.

Heute sind in der Umgebung Songdos alle Gräber geplündert; Japaner wie auch Koreaner zogen aus, um solche ausfindig zu machen; indem sie stark mit einem schweren Stock auf den Boden klopfen, urteilten sie nach dem Schall, ob unter der Erde ein Hohlraum, also ein Grab wäre.

Zwei Arten von Keramiken erinnern ungemein stark an die uns Europäern unter dem Namen Seladon bekannten Porzellane; es sind lichtgrün glasierte Gefäße, die entweder aus einer porzellanartigen Masse bestehen, oder aber einen undurchsichtigen rotbraunen Scherben aufweisen. Solche Gefäße sind geschmückt mit einem eingeritzten Dekor oder solchem aus flachem Relief unter der Glasur, meist Blumen und Ornamente; menschliche Darstellungen — ich sah nur das bekannte chinesische Motiv der spielenden Knaben — sind eine große Seltenheit.

Als Beispiel hierfür diene der auf Tafel XXXIV, Abb. 8, abgebildete melonenförmige, an eine Kaffeekanne erinnernde Wasserbehälter mit einem kleinen Deckel in Form einer umgestülpten Blume mit ösenartigem Griff. Zu diesem Gefäß mit Henkel und Tülle gehört die danebenstehende Schüssel, deren Rippung und Einziehung des Randes an eine geöffnete Blüte erinnert. Unter der dicken, olivgrünen Glasur dieser beiden Stücke sind in die gerippten Felder in geschmackvoller, symmetrischer Anordnung zu Ornamenten umgearbeitete Blumen eingeritzt.

Zu den schätzenswertesten keramischen Erzeugnissen Koreas sind diejenigen zu zählen, von denen wir, soweit unsere Kenntnisse reichen, behaupten können, daß sie ihre Entstehung keinem fremden Einflusse verdanken. Dazu gehören die unter der Glasur mit weißem und schwarzem Ton inkrustierten Steinzeuggefäße — Stücke mit bläulich-roter Inkrustation, stets unvollkommen in der Technik, sind außerordentlich selten — in den mannigfachsten Formen, teils mit blaugrauer, teils grünlicher, perlgrauer oder grünlich-grauer dicker Glasur bedeckt. In diesen Glasuren, die unter der Einwirkung des Feuers oft die entzückendsten Zufälligkeiten und Farbenübergänge von hoher künstlerischer Wirkung erhielten, feiert die koreanische Keramik ihre glänzendsten Triumphe. Gefäße dieser Technik — die Japaner nennen diese Art gleich den eingelegten Metallwaren „Zogan“ — werden auch noch heute in Yatsushiro auf Kyushiu (Japan) von Abkömmlingen koreanischer Töpfer erzeugt, die Ende des 16. Jahrhunderts von Hideyoshis Generälen

als Gefangene nach dieser japanischen Provinz gebracht wurden, um ihre keramische Kunst dorthin zu verpflanzen. Auch die allgemein bekannte alte Satsumafayence findet in der koreanischen Keramik ihre Vorbilder.

Im Vergleich mit den alten Korai-yakis erscheinen die modernen Yatsushirogefäße kalt, frostig, gekünstelt.

Die beigegebenen Tafeln veranschaulichen mehrere Korai-yakigefäße — sie sind Eigentum des Museums für Ostasiatische Kunst der Stadt Cöln — die ich einer eingehenden Besprechung unterziehen will.

Die flaschenförmige, 36 cm hohe Vase (Tafel XXXIII, Abb. 5), mit geripptem Körper und kelchförmiger Öffnung, umschließt eine mildglänzende mausgraue Glasur. Schwarz eingeränderte Längsfelder zieren sternförmige Blumeninkrustationen in Weiß mit in Schwarz inkrustierten Blättern. Abgeschlossen wird der Sockel des Gefäßes von einem Kranz aus stilisierten Lotosblättern mit weiß inkrustierten Umrisslinien; den Hals des Gefäßes aber zieren Ornamente und leicht flatternde, wie vom Wind bewegte, inkrustierte schwarze und weiße Linien.

Dosenförmige, im Durchschnitt etwa 10 cm messende Schminkbüchsen, die sich zuweilen durch besonders feine Dessins auszeichnen, kamen auch bei solchen Funden vor.

Die links auf Tafel XXXIV, Abb. 7 abgebildete Dose mit feiner graugrüner Glasur zieren, in vier Kreisausschnitten und einem Mittelfeld, in weißer und schwarzer Toneinlage ebensolche Chrysanthemen mit Blättchen.

Auf einer auf demselben Bild reproduzierten Dose sieht man als äußersten Rand unter der Glasur eingeritzte Blätterranken, daran schließt sich ein aus Mäandern gebildeter Kreis in weißer Inkrustation; eine Päonie in weißer und deren Blätter in schwarzer Toneinlage unter der Glasur bedecken das Mittelfeld. Rechts neben den beiden eben beschriebenen Dosen ist eine Teekanne reproduziert, an deren Wände sich wie eine feine Haut in Erbsengrün die Glasur schmiegt, über Reliefs von Blüten und Ranken in graziöser, streng stilisierter Anordnung.

An persische Kannen erinnert die auf derselben Tafel, Abb. 9, wiedergegebene Wasserkanne (37 cm) von graugrüner Glasur, die zu-

Über koreanische Kunst.

weilen ins Gelbbraune überspielt. Ein zackiges Wolkenornament umschließt den Sockel des reizvollen Gefäßes, dessen Leib leicht hingeworfene Blütenzweige, umgaukelt von Schmetterlingen in naturalistischer Auffassung in schwarzen und weißen Inkrustationen, zieren; den oberen Teil des Gefäßkörpers schließt ein aus Spiralen geformtes Wolkenband in weißer Einlage ab.

Eine aparte Form hat die langhalsige, bauchige, achteckig abgestumpfte Flasche auf Tafel XXXIV, Abb. 10.

In freier Stilisierung sind auf den acht Feldern Chrysanthemen und Päonien in schwarzem und weißem Ton eingelegt; ein Ornamentband umschließt den Ansatz des Halses, über diesen selbst aber sind in vertikaler Richtung frei stilisierte Wolkenmuster verstreut.

In derselben Technik verziert ist die sich nach oben kugelförmig erweiternde runde Vase (33 cm) mit kurzem Mundstück auf Tafel XXXV, Abb. 14. Auf prachtvoller grauer, vielfach kraquelierter Glasur ist der dem chinesischen Motivenschatz entnommene Kranich in den verschiedensten Flugarten in naturalistischer Auffassung inkrustiert, während zahlreiche stilisierte Wolkenbildungen frei über die Fläche verteilt sind.

Nebenbei möchte ich bemerken, daß man in Korea im Gegensatz zu Japan, wo man den Kranich nur noch in unzähligen Variationen gemalt, geschnitzt, in Bronze gegossen, ziseliert, auf Lackbrettern verewigt findet, diesen Vogel, besonders in der Nähe von Flüssen noch lebendig in seinem stolzen Fluge bewundern kann, ja selbst als Braten kommt der Kranich vielfach auf den Markt.

Einen großzügig dekorativen Stil weist der 27 cm hohe Wasserbehälter auf (Taf. XXXIV, Abb. 11); eine prächtig sich auf der perlgrauen Glasur verteilende, wie mit schwarzem Lack gemalte, stilisierte Blattranke lebt sich frei auf der Fläche aus, ein sprechendes Beispiel für das vornehme Raumgefühl des Künstlers.

Einer genialen Künstlerlaune verdankt die auf Tafel XXXV, Abb. 15 abgebildete Flasche ihre charakteristische Eigenart, die jedes künstlerisch gebildete Auge, das sie einmal gesehen hat, unter Tausenden herausfinden wird. Eine herr-

liche, schokoladenbraune, dicke Glasur von unregelmäßigem Fluß bedeckt den Leib dieses 28 cm hohen Gefäßes, dessen Reiz in dem von begabter Hand geformten Mundstück, das wie eine leicht hingeworfene Draperie wirkt, gipfelt.

Altkoreanische Töpfe, Tassen, Teekummen — auch die Tenmokuart kommt vor — Vasen aller Art in Steinzeug mit blaugrauen, grünlichen, schokoladenbraunen, gelblichweißen Glasuren überzogen, blieben bis zum heutigen Tage von den Japanern unerreicht.

Erwähnen möchte ich hier noch eine besonders hochgeschätzte Abart des Korai-yaki; es sind die aus weißem Steinzeug in einer porzellanartigen Masse ausgeführten dünnwandigen Gefäße mit Reliefs oder Gravierungen unter der weißen oder cremefarbenen Glasur.

Ist auch die koreanische Keramik in der Hauptsache nur ein Schüler Chinas, — sie hat dessen ganzen dekorativen Formenschatz sowohl auf dem Gebiete der Tier- und Pflanzenwelt, als auch hinsichtlich der Ornamente benutzt — so hat Korea in wunderbarer Weise das Feld weiter ausgebaut, besonders auf dem Gebiete der schwarz-weiß inkrustierten Gefäße, wodurch sich die koreanischen Töpfer unvergänglichen Ruhm erworben haben.

Ein Charakteristikum aller koreanischen Gefäße ist, daß — im Gegensatz zu den japanischen — nicht nur die Innenseite, sondern auch der äußere Boden der Poterien mit Glasur überzogen ist.

In der Sammlung Yamayoshi besitzt das kaiserliche Museum in Tokyo eine sehr wertvolle Kollektion altkoreanischer Poterien, doch wird diese von der des koreanischen Museums in Seoul, die sehr gut und geschmackvoll aufgestellt ist, sowohl hinsichtlich der Vielseitigkeit des Materials und der Technik als auch hinsichtlich der Schönheit und Seltenheit der auserlesenen Exemplare tief in den Schatten gestellt.

Auch von den ältesten koreanischen, höchst primitiven Poterien, die in Taikyu, der Residenz der Könige des alten Sillareiches (57 bis 928 n. Chr.), ausgegraben wurden — ich sah dort seinerzeit in der Umgebung zahlreiche 20 bis 30 Fuß hohe Grabhügel, denen solche entnommen worden waren — besitzt das Museum in Seoul eine reiche Auswahl.

Diese naiven Schöpfungen eines noch in barbarischem Zustand stehenden Volkes haben mit Kunst wenig zu tun; meist sind es roh geformte Gefäße aus schmutzig-grauem Ton, Urnen, Schalen, Töpfe, zuweilen mit ganz kindlich eingeritzter Strichverzierung; ungewöhnlich in der Form sind Opfergefäße auf hohem Fuß, die eine Anzahl viereckiger kleiner Ausschnitte haben.

Gräbern in Taikyu entstammende unglasierte Gebrauchs- und Kultgefäße gleichen vollkommen den im Uyenomuseum in Tokyo ausgestellten ältesten japanischen Gräberfunden, die den Provinzen Mino, Hizen, Totomi, Bizen entstammen. Aber auch mit vielen europäischen Funden aus der Urzeit der europäischen Völker haben sie unendlich viel gemein, sehen denselben oft zum Verwechseln ähnlich.

So wie das Lallen eines koreanischen oder indischen Kindes sich wenig von dem eines deutschen oder französischen unterscheidet, so wenig verschieden sind die Formen und die an denselben ersichtliche Technik der Gebrauchsgegenstände der in den ersten Kinderschuhen steckenden Völker. Einen eigenen Charakter gewinnen die Objekte erst dann, wenn sich aus dem Kunstlallen eine bestimmte Formensprache entwickelt hat.

Der Vollständigkeit halber will ich meine Ausführungen über koreanische Keramik nicht schließen, ohne die Produkte des eigentlichen Porzellans berührt zu haben, die sich weder mit japanischen, geschweige denn chinesischen Porzellanen messen können.

Die meisten koreanischen Porzellane, die ich sah, gehören dem 18. Jahrhundert an; sie zeichnen sich durch eine unschöne, weiße, oft ins Bläuliche spielende Glasur, durch plumpe Formen mit durchbrochenen Mustern aus; zudem haben sie oft geschmacklose, bizarre, plastisch aufgeklebte Tiere und Blumen als Dekor, ja sogar Nachbildungen ganzer Landschaften und dergleichen Verirrungen mehr.

Der gute Genius, der in früheren Jahrhunderten über die koreanischen Steinzeugkeramiker seine Hand schützend hielt, scheint die Porzellantöpfer der letzten zwei Jahrhunderte ganz verlassen zu haben!

Eine wesentliche Rolle spielte im Leben der

Koreaner der Bronzeguß, dessen älteste Erzeugnisse durch Gräberfunde bekannt wurden.

In Japan gibt es verschiedene, nach Tempeltraditionen aus Korea stammende Bronzeglocken; aber auch in Seoul, in Songdo, bei Taikyu und an anderen Plätzen im Innern Koreas hat man Gelegenheit, große Glocken, die dem 14.—16. Jahrhundert zugeschrieben werden, zu sehen, die beweisen, daß die Koreaner darin verhältnismäßig Gutes leisteten (siehe Tafel XXXIII, Abb. 4).

Ungewöhnlich in der Form, abweichend sowohl von chinesischen wie auch japanischen Erzeugnissen, ist das auf Tafel XXXIII, Abb. 6 abgebildete Bronzegefäß in Flaschenform auf drei geschweiften, nach auswärts gebogenen Füßen, die je aus einem Drachenkopf herauswachsen. In kurzen Abständen zieren den bauchigen Leib acht ganz roh gearbeitete, auf einer Lotosblume sitzende Gottheiten, deren Konturen sich reliefartig vom Untergrund abheben. Vermutlich kam dieses aus dem 15. Jahrhundert stammende Gefäß bei Hochzeitszeremonien in Anwendung, auf welche Idee mich der Stöpsel mit der Gans lenkt; denn bei vornehmen koreanischen Hochzeiten spielt die Gans eine Rolle, indem sie dem Hochzeitszuge vorausgetragen wird.

Vor dem Gefäß liegt ein in einem Grabe entnommener koreanischer Bronzelöffel aus der Koraidynastie, der sich durch schöne elegante Linien auszeichnet. Eine ganz merkwürdige, schwer zu erklärende Tatsache ist, daß weder der Japaner noch der Chineser sich beim Essen des Löffels bedient, der Koreaner jedoch seinen täglichen Reis mittels des Löffels verzehrt. Eine ebenso schwer verständliche Erscheinung ist, daß das zwischen den zwei großen Teelländern China und Japan liegende koreanische Volk den Teegenuß nicht kennt.

Seltsam in der Form ist die auf Tafel XXXV, Abb. 12 wiedergegebene 43 cm hohe bauchige Bronze flasche mit schlankem, sich röhrenförmig fortsetzendem Hals. Sie hat eine in Persien vorkommende Form, die man aber auch auf Bildern findet, die buddhistische Priester, Stifter religiöser Sekten aus dem 8. Jahrhundert darstellen.

Wie die eben beschriebene Bronze flasche stammt der daneben stehende bronzene Reis-

Über koreanische Kunst.

napf mit Deckel, der sich durch eine besonders schöne, blauschwarze und hellgrüne Patina auszeichnet, aus einem Grabe der Koraidynastie.

Groß ist die Anzahl der Bronzespiegel, die man in Gräbern aus der Koraidynastie fand; sie wurden den Toten mit eisernen, zusammenklappbaren Ständern ins Grab gegeben (siehe Tafeln XXXV, Abb. 13).

Wie abhängig Korea schon in frühester Zeit von China war, geht auch daraus hervor, daß nach Ansicht der ersten japanischen Autoritäten die weitaus besten, in Gräbern aus der Koraidynastie gefundenen Spiegel sowohl hinsichtlich des Materials, wie auch der technischen Ausführung chinesischen Ursprungs sind. Auch die Darstellungen der meisten koreanischen Spiegel sind viel gröber in Zeichnung und Ausführung; es fällt dem geübten Auge nicht zu schwer, dieselben von chinesischen zu unterscheiden.

Manche Gräberfunde brachten interessante Überraschungen; so fanden sich sehr geschickt gearbeitete Anhänger aus vergoldeter Bronze in durchbrochener Arbeit, Frauenschmuck, Nadelbehälter, kleine Büchsen aus Bronze, Siegel und allerlei sonstige Geräte.

Ein großes, ca. 3 Fuß im Durchmesser messendes, mit Silber tauschiertes, tiefes Bronzebecken, ein Prachtstück des Museums in Seoul, das man in einem Königsgrabe fand, dürfte chinesischen Ursprungs sein, denn es überragt in der Meisterschaft und Nettigkeit der Ausführung alle anderen, viel roheren Bronzen.

Was die Textilkunst und die kunstvollen Seidenstickereien anbelangt, so war weder die seit Jahrhunderten herrschende weiße Leinwandtracht — eine Erbschaft der Mingzeit — noch die Armut des Landes danach angetan, auf die Verfertigung edler Gewebe anregend und fördernd zu wirken.

Zu den erfreulichen Erzeugnissen des koreanischen Kunstgewerbes gehören die Truhen oder Kabinette — ich meine die älteren Stücke, nicht die neuerdings für die Fremden gearbeiteten — aus poliertem Holz mit oft sehr geschmackvollen Holzmosaik- oder Perlmuttereinlagen. Von großem Geschmack und reich in der Abwechslung sind die ziselierten und ge-

triebenen Messingbeschläge mit Ornamenten oder in Form von Fledermäusen, Schmetterlingen usw.

Eine lobende Erwähnung verdienen auch Kabinette von naturfarbenem Holz mit sehr dekorativen, an die Gotik gemahnenden, ausgeschnittenen Eisenbeschlägen; sie finden in den von den Japanern Tansu genannten Kommoden Sendais (Nordjapan) ein Gegenstück.

Zu den vielbewunderten Objekten des koreanischen Kunstgewerbefleißes gehören die schönen metallbesetzten Lederhelme und Staatskleider von Generälen und Ministern mit reliefartig aufliegenden Drachenepauletten in kunstvoll getriebener Metallarbeit usw. Auch ich habe die geschickte, von großem Können zeugende Metalltechnik an diesen Helmen und Paradeuniformen sehr bewundert; seitdem ich aber in Peking verschiedene altchinesische Generalhelme und Uniformen gesehen habe, die bis ins kleinste Detail genau so aussahen wie die koreanischen Staatskleider, neige ich sehr zu der Ansicht, daß die koreanischen Würdenträger ihre Paradeuniformen und -helme von China bezogen.

Auf Tauschier-, Email- und andere koreanische kunstgewerbliche Arbeiten einzugehen, würde den Rahmen dieser Besprechung weit überschreiten; da Korea darin nichts Bedeutendes geleistet hat, so liegt auch eine zwingende Notwendigkeit nicht vor.

Bei einem Gesamtüberblick über die koreanische Kunst kommt derjenige, der sowohl Korea als auch China und Japan genau kennt, und der nicht das Land der Morgenruhe mit einem unverdienten Glorienschein umgeben will, zu dem Schluß, daß — sieht man von der sogenannten koreanischen, ich meine der zentralasiatischen, gräco-indischen Kunstwelle ab, die über Korea nach Japan flutete — nur die hervorragenden Leistungen auf keramischem Gebiet Koreas Kunst zu einer Sonderstellung berechtigen. Alle Schöpfungen auf anderen Gebieten werden von denen der beiden großen mächtigen Nachbarreiche, zwischen welchen dieser unglückselige Staat von jeher als Pufferstaat lebte und litt, turmhoch überragt; sie verblassen neben den ungleich größeren Leistungen der großen, lebenskräftigen, zukunftsreichen Nachbarländer Japan und China!

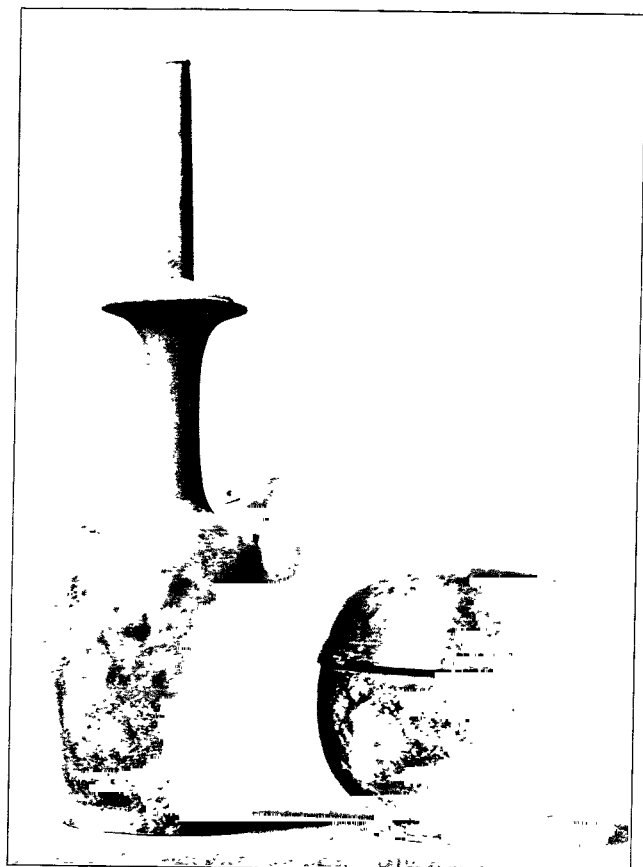


Abb. 12. Korean. Bronzeflasche und bronzene Reisschale.
9.—14. Jahrh.

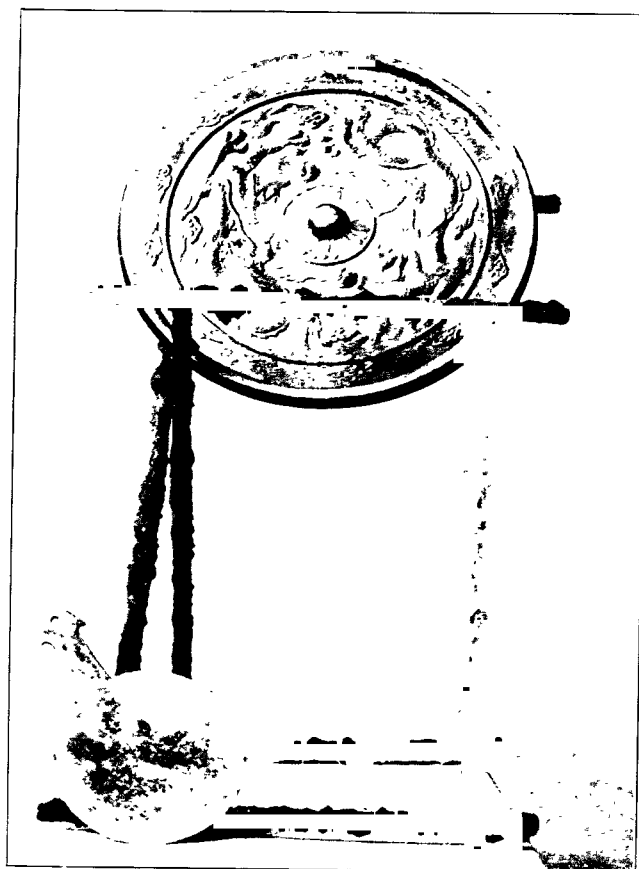


Abb. 13. Eiserner Spiegelständer und Bronzespiegel.
9.—14. Jahrh.

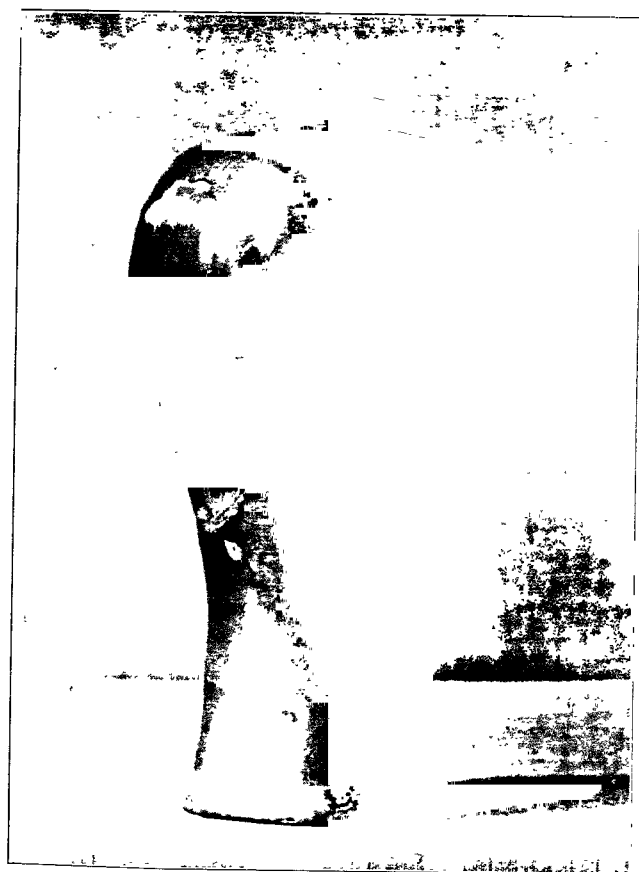


Abb. 14. Koreanische Keramik, Koraidynastie.
9.—14. Jahrh.



Abb. 15. Koreanische Keramik, Koraidynastie.
9.—14. Jahrh.

Kleine Mitteilungen.

Ausgrabungen.

Die Ausgrabungen zu Abydos und die Frage der prädynastischen Gräber. In dem soeben erschienenen „Archaeological Report 1909—1910 des Egypt Exploration Fund“ behandelt der ausgezeichnete Ägyptologe Edouard Naville in seiner Schilderung der letzten Ausgrabungen zu Abydos die Frage der sogenannten prädynastischen Gräber, d. h. der Gräber, die vor die Zeit der ersten, Ägypten beherrschenden Dynastien fallen sollen. Man rechnet die erste Dynastie um 3400 v. Chr. — Die letztjährigen Arbeiten waren zunächst noch auf die königlichen Gräber zu Omm el-Gaab zu Abydos gerichtet, wo wenige, aber für die Rekonstruktion der Königsreihen der beiden ersten Dynastien wichtige Funde gemacht worden sind. Bedeutsamer waren die Arbeiten an einem von Naville „gemischter Friedhof“ genannten Begräbnisplatze. Dieser enthielt Gräber von rein ägyptischem Charakter, ferner aber eine größere Anzahl sogenannter prähistorischer oder prädynastischer Gräber und endlich solche, die gemischten Charakters waren. Das große Interesse dieses Friedhofes liegt darin, daß er wertvolle Daten zu der Lösung einer Frage gibt, deren Wichtigkeit wohl nicht geleugnet werden kann. Ist die Bezeichnung „prädynastisch“ oder „prähistorisch“, die einer Anzahl in den letzten 20 Jahren gefundener Gräber gegeben ist, richtig? Oder gehören diese Gräber einer gleichzeitigen Volksschicht an, die von den wirklichen Ägyptern zu unterscheiden sind?

Der Name „prädynastisch“ oder „prähistorisch“ gilt jetzt als so feststehend, daß niemand daran denkt, ihn in Frage zu stellen. Wer ein ovales Grab findet, in dem ein Körper in Hockerstellung von Topfwaren umgeben liegt — welche Topfware einmal ganz grob, ein ander Mal aus besserem Material hergestellt ist, zuweilen aufgemalte Ornamente trägt, zumeist aber rot mit schwarzer Einritzung ist — wer dabei weiter einige Schieferpaletten oder Feuerstein-Werkzeuge findet, der wird nicht zaudern, hier ein prähistorisches Grab zu sehen. Und wenn in einem an solchen Gräbern reichen Friedhof sich auch noch ägyptische Gräber finden, so wird die Ansicht ausgesprochen, daß es sich hier um eine prädynastische Stätte, die nachher von den Ägyptern besetzt und zerstört worden ist, handelt. Selbstverständlich ist die prädynastische Anlage älter als die ägyptische Kultur, als deren Kindheitsstadium sie anzusehen ist. Und die prädynastische Anlage verschwand mit dem Auftreten einer weiter vorgeschrittenen Zivilisation, die von der ursprünglichen verschiedene religiöse Ideen hatte. —

Diese Lieblingstheorie von heute scheint Naville mit den aus den Ausgrabungen hervorgegangenen Tatsachen nicht zu stimmen, vielmehr von dem, wie wir jetzt sehen müssen, grundverschieden zu sein. Wir dürfen heutzutage nicht mehr annehmen, daß auch der primitive Mensch eine von unserer und unserer Zeitgenossen Natur so durchaus verschiedene Anlage gehabt hat; denn wir sehen heutzutage, daß, je rudimentärer eine Kultur ist, desto heftiger ihre

Anhänger zu ihr neigen. Selbst in hochzivilisierten Ländern können wir in unserer Zeit der Schulen und der höheren Erziehung noch bemerken, wie tief eingewurzelt lokale althergebrachte Sitten und Gebräuche sind; ja, daß selbst religiöse Ideen noch herrschen, welche auf eine vorchristliche Zeit zurückgehen. Wenn wir nun Ägypten betrachten, ein über 1500 Kilometer langes Tal, das kein Zentrum hat, von dem Einflüsse an seine Peripherie laufen, und wenn wir annehmen, daß dieses lange Tal einmal von einer eingeborenen Bevölkerung afrikanischen Ursprungs bewohnt war, die auf der neolithischen Kulturstufe stand, so kann selbst diese Zivilisation den Nilstrom entlang nicht überall dieselbe sein. Da wird es Verschiedenheiten gegeben haben, die durch Jahrhunderte andauern. Wenn in einem Platz die Steinwerkzeuge und die Topfware besser gearbeitet sind oder letzterer besser bemalt ist, so bedeutet dies noch lange nicht verschiedene Perioden in dieser neolithischen Kultur, vor allem kann man daraus noch keine chronologischen Schlüsse ziehen. — Nun treten Eroberer aus einer Rasse, die den Eingeborenen verwandt sind, die aber eine höherstehende Zivilisation schon erreicht haben und die andere Ideen über Begräbnis haben, in diesem Land auf. Diese werden ihre Toten nach ihrer Fassung begraben, wahrscheinlich werden sie auch Friedhöfe der Eingeborenen okkupieren, aber die Besitzergreifung des Landes wird nicht auf einmal geschehen. Der neue Einfluß wird nicht ein über das ganze Land plötzlich gefühlt sein und die Eingeborenen werden noch durch viele Generationen ihre Toten auf ganz die Weise begraben, wie es ihre Väter taten, wahrscheinlich auch in demselben Friedhof, auf dem auch die Eroberer ihre Toten nach ihrer eigenen Weise beisetzen.

Naville zieht daher den Schluß, daß jeder einigermaßen wichtige Begräbnisplatz seine eigene Geschichte hat, was Zivilisation und Kultur betrifft. Man darf nicht generalisieren. Solange nicht das Gegenteil bewiesen ist, muß man sagen, daß ein zu Memphis gefundener Gegenstand, der der vierten Dynastie zugeschrieben wird, wenn er in Assuan zum Vorschein gekommen ist, von ganz anderem Datum sein kann. Nie darf man glauben, daß die Modifikationen infolge eines Dynastiewechsels sich sofort durch das ganze langhingestreckte Land verbreiten konnten. Durch welchen Kanal erreichten viele Veränderungen die äußersten Enden und wie lange brauchten sie dazu? Weil eine andere Dynastie zu Memphis oder Theben auf den Thron gekommen ist, was soll da irgend eine Dorfbewohnerin für einen Grund haben, um die Perlen ihres Halsschmuckes oder die Töpfe, in denen sie das Essen bereitet, von anderer Art herstellen zu lassen oder herzustellen?

Diese Fragen erklären den Wert und das Interesse dieses „gemischten Friedhofes“. Naville leugnet nicht, daß in dieser Begräbnisstätte wirklich auch vordynastische Gräber vorhanden sein können; aber ein Beweis dafür ist nicht vorhanden. Denn das älteste Grab scheint in dem Abydoskonzern von Gräbern, der „gemischten Grabanlage“, nach Naville ein ägyptisches zu sein, das aus einem vier-

Kleine Mitteilungen.

eckigen Schacht von ungefähr 15 Fuß Tiefe besteht, an dessen Südostende eine durch eine wohlgebaute Ziegelmauer hermetisch verschlossene Kammer lag. Der Stil dieses Grabes ist der der zu Deir el-Bahari gefundenen Gräber der elften Dynastie. In diesem Grab befanden sich jedoch gemalte Vasen der sechsten Dynastie. Nahe bei diesem ägyptischen Grab fand man nun ein sogenanntes prädynastisches, was Naville nunmehr „Eingeborenengrab“ nennt. Dieses Grab muß später sein als das der elften Dynastie. Es wäre unmöglich gewesen, das große Grab in den Felsen einzugraben, ohne das sogenannte prähistorische zu zerstören. Und so hat Naville an dieser Begräbnisstelle noch mehrere sogen. prädynastische Gräber identifizieren können, die über ägyptischen Schacht- resp. Schachtgräbern lagen. (Die Möglichkeit wäre jedoch auch nicht ausgeschlossen, daß der große Respekt der Ägypter vor den Toten die Erbauer der dynastischen Gräber zu ganz besonderer Vorsicht und Schonung der „prädynastischen“ Gräber veranlaßt hätte.)

Dieser gemischte Friedhof fordert daher auf, die Frage nach dem Anteil zu prüfen, den jeder der zwei die Bevölkerung von Ägypten zusammensetzenden Teile an der ägyptischen Kultur hatte. Diese beiden Elemente sind die alte eingeborene afrikanische Bevölkerungsschicht und die ägyptische, welche Naville ebenfalls als hamitisch und als eine von den Ureinwohnern nicht sehr verschiedene Rasse ansieht. M.

Die koptischen Klöster im Natrontal: Das Metropolitan Museum of Art in New York hat eine Expedition zum Studium von Kirchen und anderen Bauten der frühchristlichen Zeit nach Ägypten gesandt, die wie im Vorjahre auch dieses Jahr die koptischen Klöster in dem Wadi Na run untersucht und aufnimmt. Das letzte Bulletin des Museums berichtet in interessanter Weise über die vorjährigen Arbeiten in einem mit 12 Abbildungen und Plänen begleiteten Aufsatz des Herrn William J. Jones. — Ungefähr hundert Kilometer nordwestlich von Kairo beginnt das Natrontal, in dem jetzt noch vier koptische Klöster liegen, während es in der frühchristlichen Zeit 37 Lauren gewesen sind. Am nächsten zu Kairo liegt das Deir Abu Makar oder Makariuskloster, über das wir — abgesehen von der in Butlers bekanntem Buch „the ancient coptic churches in Egypt“ — eine hübsche Schilderung von A. Gayet in seinen „coins d'Égypte ignorés“ besitzen und über das jüngst Steindorff in Velhagen und Klasings Monatsheften gehandelt hat. Steindorff sagt: Als um das Ende des 4. Jahrhunderts der Bischof Palladius die Wüste besuchte, fand er noch ungefähr 5000, teils Einsiedler teils in Gruppen von 2 oder 3 oder mehr zusammenlebenden Gläubigen. Auf dem Berge bucken 7 Bäckereien das Brot für die frommen Brüder. Das was dem Leben der einzelnen Christen in dem Natrontal während des 4. Jahrhunderts seinen besonderen Charakter gab und es entschieden von den Bruderschaften, die zu der gleichen Periode in Oberägypten unter einem gewissen Pachonius sich bildeten, trennte, ist der Umstand, daß die Eremiten hier noch eine wirkliche Einsiedlerexistenz hatten, während die Brüder am Nil in einer größeren Anzahl in einem gemeinschaftlichen Gebäude, dem Kloster, unter einer gemein-

samen strengen Regel zusammenlebten. In den Eremitagen der Natronwüste konnte jeder nach seiner eigenen Fassung heilig werden. In den ägyptischen Klöstern stand er unter dem Gelübde. Nach und nach aber wirkte das Beispiel der ägyptischen Klöster auf die Brüder in der Wüste, und so erhoben sich denn an Stelle der Einzelhütten und Höhlen auch hier größere Klöster, wahrscheinlich um die alten Kirchen. — Außer dem Makariuskloster existieren jetzt noch, 16 km nordwestlich von diesem, die Klöster von Amba Bishoi und Es-Suriani (Kloster der Syrer), und noch 9 km weiter entfernt nach Nordwesten das Deir el-Baramus. Im allgemeinen besitzen die vier noch vorhandenen Klöster die gleichen Charakteristika, obwohl sie an Größe und im Detail variieren. Jedes Deir ist von einer ungefähr 10 m hohen Mauer in einem irregulären Viereck umgeben, in das nur ein enger und niedriger Eingang führt. Innerhalb der Mauer sind in jedem Kloster 2 oder 3 Kirchen, die Zellen für die Mönche, ein Gästehaus (Mandara), ein Refektorium, Küchen, Vorrathshäuser, ein Brunnen und ein festungsartiger Bau (Kasr); ein mit Datteln und Gemüse bepflanzter Garten ist meist vorhanden. Der Kasr wurde von den Mönchen als letzter Zufluchtsort vor dem Feinde gebraucht. Der Zugang zu dieser Festung war im Oberstock vermittelt einer Zugbrücke. Im Kasr sind im Unterstock Vorratsräume, im Oberstock Zellen und die Bibliothek; eine kleine Kapelle steht auf dem flachen Dach. Die größte dieser festungsartigen Einbauten ist die in dem Kloster Anba Bishoi. Die Kirchen dieser Wüstenklöster haben eine Eigenschaft mit allen koptischen Kirchen gemeinschaftlich, nämlich drei östliche Kapellen, jede Kapelle mit einem besonderen Altar; aber im Gegensatz zu den Kirchen von Kairo ist hier das Hauptheiligtum (Haikal) stets mit viereckigem Ende und nicht absidal. Die Pläne der Kirchen gleichen sich nicht vollständig. Als Material wurden für die Mauern rohbehauene Kalksteine und für die Kuppeln und Gewölbe gut gebrannte dunkelrote Ziegel, die durch Mörtel verbunden waren, verwendet. Inwendig und auswendig wurde alles mit hartem Stuck bedeckt, unter dem manches feine Detail von Marmorsäulen, -Knöpfen und Säulen und auch feine Ziegelkonstruktionen verborgen sein mögen. Alle diese Kirchen enthalten schöne Holzschnitzarbeiten, Elfenbeineinlagen an den Türen oder Schreinen. Auch fehlen manchmal Malereien und schön durchbrochene Bronzearbeiten nicht.

Die größte Kirche ist die des Deir Anba Bishoi; die schönste die der Jungfrau geweihte im Deir es-Suriani. Diese Kirche enthält zwei Paar prachtvolle Flügeltüren, eine zwischen Schiff und Chor, die andere zwischen Chor und Haikal. Diese Türen sind in kleine Paneele geteilt, welche mit Elfenbein eingelegt und zum größten Teil mit geometrischen Dekorationen geschmückt sind. Die oberen Abteilungen bei jeder Tür tragen Darstellungen (Christus, Maria, Apostel und Heilige), deren Namen in griechischen Buchstaben beigefügt sind. Um die Wände des Haikal laufen Streifen und Paneele von ausgezeichneten Gypsdokorationen. Malereien finden sich im Norden und Süden vom Chor. Türen, Stuckornamente und wahrscheinlich auch die Malereien sind dem Moses von Nisibis zu verdanken, der in der ersten Hälfte des

10. Jahrhunderts an der Spitze dieses Klosters stand. Sein Leben und seine Werke kennt man aus Manuskripten, die er aus Syrien nach dem Kloster Es-Suriani zurückbrachte und die sich teils im britischen Museum teils im Vatikan befinden. Die Türen sind genau zu datieren, und der Name des Moses von Nisibis steht in den syrischen Inschriften, welche in Türstürze und Türeinfassungen eingeschnitten sind. Die Tür zwischen Haikal und Chor ist auf die Jahre 913—914, die zwischen Chor und Schiff auf die Jahre 926—927 zu datieren. Welche der Malereien dem Moses von Nisibis zuzuschreiben sind, ist noch bestritten.

Außer der Festung und den Kirchen sind auch noch andere interessante Bauten in den Klöstern vorhanden. Das Refektorium ist ein langer niederer Kuppel- oder Gewölbebau, durch dessen Mitte eine niedrige, aus Mauerwerk aufgerichtete, trogartige Erhöhung läuft, die als Tisch dient. Im Deir es-Suriani ist am östlichen Ende des Refektoriums, ebenfalls aus Mauerwerk, eine Lesekanzel mit Kreuzen geschmückt erbaut. Die Zellen — in Tonnengewölbe errichtet — bestehen meist aus zwei Teilen; die innere Abteilung ist sehr dunkel. In der neueren Zeit haben Um- und Neubauten in den Klöstern vieles von dem alten vernichtet. Die Anzahl der Mönche beträgt jetzt ungefähr 20 in jedem Kloster, von denen immer einige nach mehreren Jahren den Aufenthalt wechseln. Außer an den Feiertagen werden nur zwei kurze Gottesdienste abgehalten, der eine morgens, der andere abends, die übrige Zeit wird mit Gartenarbeiten, Lesen, Beten oder Schlafen von den zumeist unwissenden und indolenten Mönchen verbracht.

Die amerikanische Expedition hat von Mitte Januar bis Mitte März vorigen Jahres hauptsächlich Pläne der Klöster von Anba Bishoi und es-Suriani aufgenommen. Die Kirchen, die Kasr und andere Gebäude wurden im allgemeinen und im Detail im verschiedensten Maßstab aufgenommen. Eine große Anzahl von Photographien der beiden Klöster ist vorhanden. In Abu Makar und Baramus haben die Aufnahmen in diesem Frühjahr begonnen. M.

Bildungswesen im Orient.

Eine neue mohammedanische Universität. Aus Konstantinopel verlautet, daß der indische Prinz Aka Khan und ein zweiter reicher Mohammedaner je 10000 £ für die Gründung einer neuen mohammedanischen Universität in Aligarh (Indien) gestiftet haben. Auch von anderen Seiten sind Beiträge, zusammen 66600 £, eingegangen. Die neue Universität, die mit einem Kapital von 100000 £ ausgestattet werden soll, wird, wie es heißt, nach dem Muster deutscher Universitäten eingerichtet werden.

Die deutsche Sprache beginnt in der Türkei Fortschritte zu machen. Sie ist als obligatorischer Unterrichtsgegenstand an allen türkischen Mittel- und Hochschulen eingeführt worden. Auch von deutscher Seite beginnt man sich zu rühren, nachdem Franzosen, Italiener, Amerikaner, Engländer auf dem Gebiet der Verbreitung ihrer Sprachen schon seit Jahren Nennenswertes geleistet haben. In Baghdâd sind abendliche Unterrichtskurse von einem deutschen Lehrer eingerichtet worden, der die

Kinder der dortigen Deutschsprechenden bisher unterrichtete. Dieselben sind von syrischen Christen und von Israeliten Baghdâds gut besucht. Für Aleppo ist vom Oktober d. J. eine deutsche Schule unter einem akademisch gebildeten deutschen Lehrer geplant. Was für die zivilisatorische Arbeit im Orient möglichst maßgebend sein muß, ist die Unentgeltlichkeit des Unterrichts für die Einheimischen, wie sie von den französischen und englischen Missionen wie auch von den italienischen „Scuole regie nel estero“ gehandhabt wird. Die Erhebung von Schulgeld ist angesichts dieser von den anderen Nationen befolgten Methode eine Maßnahme, welche die schnelle Erwerbung von Sympathien der Bevölkerung für diese Neugründungen nicht erleichtert. Günstige Ergebnisse liegen auch in Konstantinopel vor. Schon im Jahre 1910 hatten die dortigen deutschen Schulanstalten unentgeltlichen Unterricht in deutscher Sprache für Erwachsene eingeführt. Der Gedanke fand Anklang: Offiziere, Beamte, Kaufleute, Lehrer, Schriftsteller meldeten sich; außer in dem Stande der Kaufleute waren die Türken in der Mehrzahl. Im Winter 1911 finden abermals solche Unterrichtsstunden statt, sowohl in der Oberrealschule in Pera, wie in der Schule in Haidar-Pascha. Der Besuch ist weit größer, als erwartet, sodaß mehrere Klassen gebildet werden mußten. Weit über 100 Teilnehmer in Pera und nahe an 100 Teilnehmer in Haidar-Pascha beweisen das wachsende Interesse der Bevölkerung an der deutschen Sprache. Wieder sind es die militärischen Türken, die die Mehrzahl stellen; unter den Beamten ist auch ein Staatsrat. Unsere Lehrer leisten hier gegen geringes Entgelt aus der Kasse der Schulgemeinde wichtige Dienste für die Ausbreitung unserer Sprache. Es ist erfreulich, daß der Nutzen dieser Arbeit auch an amtlicher Stelle anerkannt wird. Eine von großen Gesichtspunkten ausgehende, über reichliche Mittel verfügende Behandlung der Frage, wie am besten und schnellsten eine ausreichende Kenntnis unserer Sprache in der Türkei verbreitet werden könnte, von seiten des Reiches tatkräftig unterstützt, wird hoffentlich nicht mehr allzulange auf sich warten lassen, nachdem der Beweis geliefert ist, wie gut der Boden hierfür bereits vorbereitet worden ist. Jedenfalls ist schnelles Handeln ratsam. Das „Deutsche Vorderasienkomitee“ hat sich die Verbreitung des Bewußtseins von der Notwendigkeit dieser kulturellen Arbeit in Vorderasien zur Aufgabe gestellt (vergl. die Notiz über die zu errichtenden „Deutschen Vorderasienbibliotheken“ in Heft 1 der Zeitschrift). Die Errichtung einer Hochschule nach deutschem Muster an einem Punkt der asiatischen Türkei, im Einverständnis mit der türkischen Regierung ins Leben gerufen, wäre die Krönung der von Deutschland zu übernehmenden zivilisatorischen Aufgaben. Gr.

Eine türkische Studienkommission, aus Parlamentariern, Rechtsanwälten, Männer der Wissenschaft und des Kaufmannstandes wird im Sommer d. J. die wichtigsten Stätten deutschen Geistes- und Wirtschaftsleben besuchen. Zu ihrem Empfang und ihrer Führung hat sich unter dem Vorsitz von Exzellenz Generaloberst Freiherr von der Goltz ein Komitee gebildet, dem u. a. angehören Staatsminister z. D. von Hentig, A. von Gwinner, Direktor der Deutschen Bank, Exz. Prof. von Schmoller, Chefredakteur Dr. Jäckh-Heilbronn, Dr. Hugo Grothe u. a. m.

Ausstellungen.

In London wurde Mitte Februar d. J. durch einen Armenier H. Hevorkian eine Ausstellung persischer Kunst und Malerei veranstaltet, der später eine Schau-
stellung archäologischer Funde aus Persien und persischer
keramischer Arbeiten sich anreihen wird. Daß infolge der
Unruhen und Plünderungen, die die persische Revolution
herbeiführte, sowie anlässlich der eingetretenen Geldnot
mancher wertvolle Kunstschatz aus den Händen der Be-
sitzer in die von geschickten Aufkäufern kam, ist sehr
wahrscheinlich. Hevorkian will während der letzten Jahre
in Sultanabad, Hamadan und an anderen mittelpersischen
Kulturstätten auch Ausgrabungen vorgenommen haben, die
prachtvolle alte Töpfereien, Goldschmiedearbeiten, Bronzen
und emailliertes altsyrisches Glas zutage förderten.

* * *

Der Shimbi Shoin Verlag aus Tokoi hat in den
Monaten Januar bis März in einer Reihe von deutschen
Städten (so in Hamburg, Berlin, Leipzig, München) Aus-
stellungen chinesischer und japanischer Kunst
veranstaltet. Dieser Kunstverlag befaßt sich mit der
Herausgabe von Reproduktionen der klassischen Kunst-
schätze Chinas und Japans, wozu ihm von Seiten des
japanischen kaiserlichen Hauses und vom Ministerium des
Inneren weitgehende Vollmachten erteilt wurden. Wenn
man heute die Geschichte der ostasiatischen Kunst genauer
kennen zu lernen vermag, so ist dies das Verdienst der
großen japanischen Publikationen, in erster Linie der aus
dem Institut Shimbi Shoin hervorgegangenen Werke. Er
brachte in einem kürzlich abgeschlossenen Monumental-
werk „Toyo Bijutsu Taikwan“ (Meisterwerke ostasiatischer
Kunst) die teilweise unzugänglichen Kunstschatze aus kaiser-
lichem und fürstlichem Besitz sowie aus alten Tempeln,
überhaupt alle Hauptwerke von Bedeutung, der Allgemein-
heit nahe. Die Einzelblätter dieses großen Werkes bilden
den Hauptteil der genannten Ausstellungen, denen sich
eine Anzahl von Kopien nach einigen der berühmtesten
alten Gemälde, von hervorragenden lebenden Künstlern
angefertigt, anschloß.

Kongresse.

Ein allgemeiner Rassekongreß wird vom 26. bis
29. Juli 1911 zu London in den Räumen der dortigen Uni-
versität tagen. Das Generalsekretariat (G. Spiller, 63 South
Hill Park, Hampstead, London) versandte Mitte März eine
Drucksache, welche über die Veranstaltungen dieses Kon-
gresses Aufschluß gibt. Der Kongreß will es als seine
Aufgabe betrachten, die Beziehungen der Völker des Ok-
zidents und des Orients zum Gegenstande der Betrach-
tungen zu nehmen. Die Probleme der Berührungen der
europäischen Rassen mit den verschiedenen Kulturwelten
des Ostens (Japan, China, Indien, Persien, Türkei) sollen
eingehend besprochen werden. Die angemeldeten Vorträge
gliedern sich nach folgenden Gesichtspunkten: „Considé-
rations fondamentales, signification des notions Race,
Tribu et Nation. Conditions générales du progrès. Con-
tact pacifique entre les civilisations. Problèmes spéciaux

d'économie politique entre les races. Conscience moderne
par rapport aux questions de race. Suggestions positives
pour encourager l'amitié entre les races.“ Es sind haupt-
sächlich Franzosen und Engländer vertreten. Von deutschen
Rednern sind unter den 51 Vortragenden nur zu nennen
Prof. Felix von Luschan-Berlin über „Point de vue anthro-
pologique de la race“, Prof. Walter Schücking-Marburg
über „Lois et traités internationaux, Conférences de la
Haye et Cour de la Haye“ und Prof. Dr. Ferdinand Tönnies-
Kiel über „La science et l'art, la littérature et la presse“.

Stiftungen.

Horace Landau hat der Kaiserl. Akademie der Wissen-
schaften in Wien zum Zwecke der „Teilnahme an dem
Wettkampf der Staaten und Völker, die alten, verschütteten
Kulturstätten aufzudecken und die älteste Geschichte der
Menschheit zu erforschen“, den Betrag von 360000 Kronen
übergeben. Von dieser Summe sollen 100000 Kronen
zum Ankauf des wissenschaftlichen Nachlasses
des österreichischen Arabien-Forschers Eduard
Glaser und zur Veröffentlichung dieses Nach-
lasses verwendet werden; der Rest von 250000 Kronen
ist für Ausgrabungen in Babylon, Syrien, Ägypten
und Südarabien bestimmt.

Vom Nachlass Eduard Glasers gelangte erst kürz-
lich nähere Kunde in die Öffentlichkeit, nachdem derselbe
von München, wo Glaser starb, nach Wien geschafft und
in der Wiener Hofbibliothek untergebracht wurde. Er be-
steht aus hunderten von Papierabdrücken von Inschriften
aus dem alten Sabäerreich und aus einer größeren Anzahl
von Tagebüchern, Kartenskizzen und anderen Schriften des
Forschers. Die zahlreichen Stein- und Bronzedenk-
mäler, die Dr. Glaser gesammelt und nach Europa ge-
bracht hat, befinden sich in den Museen von Berlin, London
und in Wien. Diese Denkmäler sind fast alle publiziert.
Nicht minder wichtig jedoch als die Steindenkmäler sind
die Papierabklatsche, da sie etwa tausend neue wichti-
ge Inschriften in authentischer Form und in vorzüglichen
Abklatschen darbieten. Die Tagebücher und Kartenskizzen
Eduard Glasers werden neben den Inschriften für Ge-
schichte und Geographie Südarabiens und Vorderasiens
neue wertvolle Quellen bieten. Eine Skizze des Lebens
und Schaffens von Eduard Glaser gab Dr. Hugo Grothe
in Bd. VI der „Beiträge zur Kenntnis des Orients“ und
Otto Weber in der Schrift „Eduard Glasers Forschungs-
reisen in Südarabien“ (Der Alte Orient X, 2, 1909).

* * *

Durch zwei neue Stiftungen des Stuttgarter Mäzens
Sieglin ist die archäologische Sammlung der Uni-
versität Tübingen bedeutend bereichert worden. Es
handelt sich einerseits um eine große Sammlung griechischer
und römischer Vasen, die von der mykenischen und geo-
metrischen Zeit an bis in die hellenistische und römische
Zeit hineinragen, und dann um ägyptische Funde von
höchstem Werte, die von den Ausgrabungen der auf
Sieglin's Kosten unternommenen Expedition nach der
Chefreden-Pyramide und von einem Friedhofe zu Abusir her-
rühren. Früher schon hatte Sieglin auch einen kostbaren

Holzsarkophag aus dem mittleren Reich der Tübinger Sammlung zukommen lassen. Kürzlich folgte die Überweisung einer vollständigen, mit feinen farbigen Reliefs geschmückten Opferkammer aus einer „Mastaba“, einem Vornehmen-Grab der 5. Dynastie (2700 und 2600 v. Chr.), mit vortrefflich gehaltenen Bilderreihen, die ganze Kapitel altägyptischer Religions- und Kulturgeschichte illustrieren, ferner eine Anzahl von Einzelgeräten, die zumeist aus Abusir stammen.

Todesfälle.

Im März d. J. starben in Berlin zwei Männer der Wissenschaft, die als Archäologen ihr Wissen und ihre Kraft dem Orient zugewandt hatten; Otto Puchstein und Leopold Messerschmidt, beide erst im rüstigen Mannesalter stehend. Puchstein wie Messerschmidt haben mehrere Studienreisen auf dem Felde ihrer Tätigkeit gemacht. Ersterer hat als Generalsekretär der Zentralstelle des Kaiserl. Archäologischen Instituts in Berlin manche befruchtende Anregung gegeben, Messerschmidt als Schriftführer der Vorderasiatischen Gesellschaft. Von den Veröffentlichungen Puchsteins nennen wir die hauptsächlichsten, soweit sie den Orient berühren: „Reisen in Kleinasien und Syrien (mit Humann)“ 1890; „Pseudohettitische Kunst“ 1890; „Beschreibung der Skulpturen von Pergamon, I Gigantomachie“ 1895; „Führer durch die Ruinen von Baalbek“ 1905; „Die ionische Säule als klassisches Bauglied orientalischer Herkunft“ 1907. Noch 1909 nahm er an den deutschen Ausgrabungen in Boghasköi in Kleinasien teil (mit Hugo Winckler und Ludwig Curtius). Messerschmidt ist insbesondere durch seine Arbeiten über die Hettiter bekannt geworden („Die Hettiter“. Der alte Orient IV, 1, zweite Auflage 1906; und „Corpus inscriptionum Hettitarum“ I. Beschreibung, II. Inschriften 1900. Erster Nachtrag 1902, zweiter Nachtrag 1906). Grothe.

Vorträge.

Im Frankfurter Frauenklub am 6. Dez. 1910 Kaiserl. Generalkonsul a. D. George Müller-Beeck über „Ursprung der Motive in Kunst und Kunstgewerbe der Japaner“.

Im Grassi-Museum zu Leipzig am 10. Januar und im Württemb. Kunstgewerbeverein am 20. Januar Prof. Dr. Graul, Direktor des Städtischen Kunstgewerbemuseums zu Leipzig über „Islamisches Kunstgewerbe“.

In der Geographischen Gesellschaft zu Bremen am 13. Januar und im Württemb. Verein f. Handelsgeographie zu Stuttgart am 1. Februar Dr. Hugo Grothe über „Zur Natur und Wirtschaft in Mesopotamien“.

In der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Berlin am 15. Januar Prof. Dr. Felix v. Luschan über „Eine nord-syrische Königsburg in der Zeit des Assyrikerkönigs Tiglath-pileser III.“

In der Deutschen Orient-Gesellschaft (Sektion Königsberg) am 19. Januar Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Friedrich Delitzsch über „Babylon und Ninive und die Bedeutung der mesopotamischen Grabungen für die Gegenwart“.

Im Isabellensaal des Gürzenichs zu Köln a. Rh. am 26. Januar Prof. Adolf Fischer über „Ostasiatische Kunst“.

Im Leipziger Kunstgewerbeverein am 5. Februar Prof. Dr. Friedrich Sarre über „Denkmäler persischer Kunst“.

Im Naturwissenschaftlichen Verein zu Hamburg am 8. Februar Prof. Dr. Hagen-Frankfurt a. M. über „Ein merkwürdiger japanischer Wandschirm“.

Im Protestantenverein zu Hamburg am 27. Februar Prof. Dr. C. F. Lehmann-Haupt-Berlin über „Religions- und Kulturgeschichtliches aus den Reichen der Semiramis und des Minos“.

In der Deutschen Orient-Gesellschaft zu Königsberg am 2. März Prof. Dr. Peiser über „Gestalten aus der babylonisch-assyrischen Geschichte in Wort und Bild“.

Vermischtes.

Die Quellen für die japanische Kunstgeschichte.

Dr. Kurths Besprechung der zweiten Auflage meiner Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes, auf S. 113 dieser Zeitschrift, berührt eine Schwierigkeit, welche Erörterung verdient. Nämlich die Zugänglichkeit der japanischen Quellen für eine solche Geschichte. Lagen die zahlreichen Sammlungen von Künstlernachrichten, die vorhanden sind, in Übersetzungen vor oder wären sie wenigstens ihrem wesentlichen Inhalte nach verarbeitet, so müßten sie natürlich herangezogen werden und würden wesentliche Dienste leisten. Da das aber noch nicht der Fall ist, so geht Dr. Kurth zu weit, wenn er meint, man könne eine „Geschichte“ nicht mehr auf sekundäre Quellen bauen, oder man entwerfe sie schon in den Fundamenten.

Gewiß wird auch die Geschichte des japanischen Farbenholzschnittes in Zukunft nach dieser Richtung gründlich verbessert werden, wenn noch mehr Europäer das Japanische erlernt haben werden, und namentlich wenn die Japaner selbst in stärkerem Maße sich darauf verlegen, den Inhalt ihrer Schriften uns zu vermitteln. Bis dies in ausreichendem Umfang geschehen sein wird, haben wir aber noch genug zu tun, um zunächst das reichlich vorliegende Bildermaterial zu sichten und zu ordnen, die Grundlinien der Entwicklung festzustellen, die zusammengehörenden Künstler zu vereinigen, unter ihren Werken eine Auswahl zu treffen und dadurch eine Vorstellung von dem eigenartigen Charakter dieser Kunst zu gewinnen. Darin können uns die Japaner, die von ganz anderen Voraussetzungen ausgehen und meist starr an einer Überlieferung festhalten, nur wenig helfen. Beide Arten des Vorgehens müssen einander in die Hand arbeiten, bis schließlich die Wahrheit gefunden wird.

Es geht dabei nicht anders als bei der europäischen Kunst, wo archivalische und Denkmälerforschung auch nur allmählich und meist unabhängig voneinander vorschreiten, so daß eine anschauliche Erkenntnis oft jahrzehntelang auf ihre urkundliche Bestätigung oder Berichtigung warten muß oder umgekehrt archivalische Nachrichten ihre Verwertung erst spät, wenn überhaupt, finden können. Rascher und zweckmäßiger würde die Arbeit vor sich gehen, wenn es Mittelpunkte gäbe, von denen aus

Kleine Mitteilungen.

sie planmäßig geleitet werden könnten. Daran ist aber wohl kaum zu denken. So müssen wir uns dann bei dem allmählichen Vorschreiten bescheiden. W. v. Seidlitz.

* * *

Vor 26 Jahren wurde in Hemse auf der Insel Gotland ein Grabfund gemacht, aus verschiedenen Spangen und Armringen bestehend, samt einer kleinen Tasse aus weiß glasiertem Ton, jetzt durch die Irisierung etwas schillernd. Die Gegenstände scheinen um ca. 900 n. Chr. in die Erde gekommen zu sein. Die Tasse hat ein ringförmiges Ohr mit einer Daumenplatte oben und man hat lange angenommen, daß sie persischer Herkunft sei, da sie in der Form mit islamischen Bronzeschalen übereinstimmt und ganz isoliert dasteht unter der ganzen nordischen Keramik der Wikingerzeit. Indessen hat vor kurzem Dr. F. Martin unter chinesischer Keramik, die aus Gräbern stammt und nach Paris gebracht worden ist, eine ganz ähnliche Schale vom selben Material gefunden, daß man sie „Brüdergefäße“ nennen könnte. Alle Kenner chinesischer Kunst neigen zu der Annahme, daß diese chinesische Schale aus dem älteren Teil der Tangdynastie stammt. Dr. Martin hat über den neuen Fund in schwedischen Zeitungen berichtet.

T. T. A.

Berichtigungen.

In Heft 1 des O. A. ist auf Tafel IX Abb. 5 (A. Nöldeke, „Zur Kenntnis der Keramik von Raqqa, Rhages und Sultana-bad“) eine Flasche aus Rhages mit dem Bemerkten wiedergegeben, sie gehöre dem Kunstgewerbemuseum in Berlin. Sie ist Eigentum des Ungar. Landeskunstgewerbemuseums zu Budapest, was wir hiermit richtig stellen.

Ausgrabungen in Samarra. Die dort als von deutscher Seite in Aussicht stehenden Ausgrabungen, von denen in Heft 2 des O. A. Seite 109 die Rede ist, werden nicht von der islamischen Abteilung des Kaiser Friedrich Museums in Berlin unternommen, sondern sind ein Privatunternehmen, das von Prof. Sarre in Berlin angeregt wurde und für das dieser auch von der türkischen Regierung die Konzession erhalten hat. Mit den Grabungen ist bereits unter der Leitung von Dr. Herzfeld begonnen worden. Im Herbst 1911 wird sich Prof. Sarre selbst nach Samarra begeben.

Sprechsaal.

Prof. Dr. Sarre sendet nachstehendes Schreiben ein, das wir gleichzeitig mit seiner gewünschten Berichtigung hiermit zum Abdruck bringen:

Sehr verehrliche Redaktion!

Im „Orientalischen Archiv“ I, S. 107 sind unter der Überschrift „Kaiserliche Akademie der Wissenschaften in Wien“ die Ausführungen wiedergegeben worden, die Herr Hofrat Professor Dr. Josef Ritter von Karabacek gelegentlich der Vorlage seiner Abhandlung „Zur orientalischen Altertumskunde, III: Riza-i Abbasi, ein persischer Miniaturenmalerei“ in der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse vom 30. November v. Js. gemacht, und die Herr von Karabacek als Separatdruck in die weitesten Kreise

versandt hat. Die in diesen Ausführungen zum Ausdruck gekommene Art der Kritik, die sich nicht nur auf meine Behandlung des gleichen Themas, sondern auch auf meine gesamte, die Kunst des islamischen Orients betreffende wissenschaftliche Tätigkeit erstreckt, möchte ich nicht unerwidert lassen und ersuche ergebenst, folgende Zeilen gütigst zum Abdruck bringen zu wollen.

1. Mein kleiner, wenige Seiten umfassender Artikel „Riza Abbasi, ein persischer Miniaturmaler“ im letzten Oktoberheft der Zeitschrift „Kunst und Künstler“ bezweckte keineswegs „ein Bild des Lebens und Schaffens dieses hervorragenden Künstlers zu geben“. Auf Wunsch des Redakteurs der Zeitschrift habe ich lediglich im Anschluß an die Sonderausstellung „Orientalische Buchkunst“, die von Februar bis März 1910 im Königl. Kunstgewerbemuseum zu Berlin stattfand, den Leserkreis der Zeitschrift, der bekanntlich hauptsächlich aus modernen Künstlern besteht, durch einige wenige, wie ich glaube, eigenhändige Arbeiten des betreffenden Künstlers und einen kurzen Begleittext mit ersterem bekannt machen wollen. Es lag mir vollständig fern und mußte mir bei dem Charakter der Zeitschrift fernliegen, auf die künstlerische Persönlichkeit näher einzugehen und das größere Material zu veröffentlichen, das ich über den Künstler seit längerer Zeit zusammengebracht habe.

Eine umfangreiche Veröffentlichung wird in Gemeinschaft mit Herrn Professor Eugen Mittwoch schon seit längerer Zeit von mir vorbereitet; meine Studien über den Künstler betreffen nicht nur die beträchtliche Anzahl von Zeichnungen und ausgeführten Miniaturen, die ich selbst besitze, sondern auch diejenigen Arbeiten, die sich in den Bibliotheken von London, Paris, St. Petersburg, im Berliner Museum für Völkerkunde und bei verschiedenen Privatsammlern befinden, und die ich zum größten Teil habe aufnehmen lassen. Daß nicht alle, mit dem Namen Riza Abbasi bezeichneten Blätter eigenhändige Arbeiten des Künstlers sind, ist mir sehr wohl bekannt. Das ist gerade Sache meiner kunstwissenschaftlichen Untersuchung gewesen, die echten von den falschen Arbeiten zu trennen. In einem populären Aufsatz jedoch diese kritischen Ausführungen anzubringen, schien mir nicht geboten.

2. „Aus den Signaturen und Beischriften, die zum Teil gar nicht, zum Teil mißverständlich gedeutet seien“, haben sich für Herrn von Karabacek bei den wenigen von mir in „Kunst und Künstler“ veröffentlichten Blättern „die erwünschten Auskünfte“ ergeben, daß diese „dem Künstler nicht allein angehören“. Warum erwähnt Herr von Karabacek bei dieser Gelegenheit nicht, daß, wie ich in dem Artikel ausdrücklich hervorhebe (S. 46), die Beischriften von Herrn Professor Mittwoch gelesen worden sind? Es wird auf diese Weise der Eindruck hervorgerufen, als wenn ich selbst die Signaturen und Beischriften zu lesen unternommen hätte. Durch die Mitarbeit dieses Orientalisten, der mir — ebenso wie Dr. Max van Berchem und Professor Martin Hartmann — häufig mit seinen philologischen Kenntnissen zur Seite stand, war ich auch in diesem Falle nicht so „hilflos“, wie Herr von Karabacek mich hinstellt. Es war in „Kunst und Künstler“ nicht der Ort, sämtliche Signaturen erschöpfend und kritisch zu behandeln, da es

hier im wesentlichen nur darauf ankam, das Datierungsmaterial zu geben.

3. Was nun die Bezeichnung der veröffentlichten Blätter als „Pinselfzeichnungen“ betrifft, so halte ich die Behauptung, daß hier nur der Pinsel oder vielleicht noch die Fahne einer Vogelfeder in Frage kommen können, weiter aufrecht. Nur mit einem Pinsel oder allenfalls mit einer Vogelfeder, aber keinesfalls mit Schreibrohr oder Metallfeder, können die persischen Zeichnungen des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihren unendlich feinen und dann wieder stark anschwellenden Strichen hergestellt sein. Zu dieser Erkenntnis führte ein Studium der Arbeiten selbst, an das ich als Kunsthistoriker gewöhnt bin.

4. Schließlich möchte ich meiner Verwunderung darüber Ausdruck geben, daß Herr von Karabacek eine Arbeit über Riza Abbasi geschrieben hat, ohne das mir gehörige, umfangreiche Material studiert und herangezogen zu haben, dessen Existenz ihm bekannt sein mußte. Migeon hat in seinem Manuel d'Art Musulman (p. 44) auf das in meinem Besitz befindliche Material und auch auf die von mir geplante Publikation hingewiesen. Ersteres war zwar nur teilweise auf den beiden Ausstellungen von 1910 in Berlin und München ausgestellt, aber das größere Material in beiden Katalogen erwähnt. Ich hätte selbstverständlich Herrn von Karabacek mein ganzes Material für seine Studien zugänglich gemacht, auch nachdem ich von ihm abschlägig beschieden worden war, als ich vor längerer Zeit um einige Photographien des „wunderbaren, mit kaiserlicher Pracht ausgestatteten Albums Murads III. der k. k. Hofbibliothek“ als Vergleichsmaterial für meine Studien gebeten hatte.

5. Über den Wert der sprachwissenschaftlichen Forschungen Herrn von Karabaceks steht mir kein Urteil zu. An seinen Arbeiten, soweit sie kunstgeschichtliche Probleme des islamischen Orients berühren, wäre ich in der Lage, Kritik zu üben; doch will ich es an dieser Stelle unterlassen, da es mir nur darauf ankommt, mich gegen ungerechtfertigte Angriffe zu verteidigen und unangebrachte Belehrungen abzulehnen.

Mit der Versicherung ausgezeichnete Hochachtung
ergebenst

F. Sarre.

* * *

Nachschrift.

Diese Zeilen waren bereits gedruckt, als die angekündigte Arbeit Herrn von Karabaceks erschien. Das im Obigen Gesagte halte ich auch jetzt aufrecht; eine eingehende Erwiderung auf die Arbeit wird von mir gemeinsam mit Herrn Professor Eugen Mittwoch demnächst veröffentlicht werden.

Bücher-Besprechungen.

Jātakam. Das Buch der Erzählungen aus früheren Existenzen Buddhas. Aus dem Pāli zum ersten Male vollständig ins Deutsche übersetzt von Dr. Jul. Dutoit. Band 1—3. Leipzig (Lotus-Verlag) 1908—11.

Der Hüter der großen epischen Traditionen Indiens war der Brahmanismus. Die Erzählungen von den Kämpfen der fürstlichen Helden aus dem Kuru- und Pandugeschlecht haben brahmanische Poeten in die Hand genommen, sie mit der Denkweise des Brahmanismus durchtränkt. Was für das heroische Epos der Brahmanismus tat, hat der Buddhismus, seinen populären Tendenzen getreu, für die mächtige — nirgendwo so wie in Indien mächtige — Literatur der Fabeln und Märchen getan. Die erste Sammlerin großen Stils auf diesem Gebiet, von der wir wissen und deren Sammlungen wir so glücklich sind zu besitzen, ist die buddhistische Gemeinde. Diese kostbaren Schätze den Forschern und allen denen, die sich ihrer erfreuen möchten, zugänglich zu machen, ist eine kleine, aber höchst tätige Schar von Arbeitern am Werke. Einen erfreulichsten Fortschritt dieser Bemühungen bezeichnet die eben jetzt erschienene Übersetzung Chavanne's von 500 Fabeln und Erzählungen aus der chinesischen Fassung, in die sie aus indischen Originalen übergeführt waren. Unter den indischen Redaktionen steht die in Ceylon erhaltene des Jātaka in wesentlichsten Beziehungen in erster Linie, zugleich freilich wieder — in höchst eigentümlicher Weise — in gewisser Hinsicht zurückbleibend hinter den in nördlicheren Gebieten des indischen Kulturkreises erhaltenen Materialien. Die Erzählungen nämlich, um die es sich handelt, waren aus Versen und Prosa gemischt: die Verse in ältester Zeit allein in festem Wortlaut niedergelegt, während die zugehörige Prosa uns allein als Kommentatorenmacherwerk aus verhältnismäßig junger Zeit erhalten ist, meist den Inhalt der ursprünglichen Geschichten leidlich getreu wiedergebend, aber doch nicht immer frei von dem Verdacht, an Stelle des Alten spätere Einfälle zu setzen. Doch wir müssen das einzigartige Literaturdenkmal mit seinen mehr als fünfhundert Geschichten nehmen, wie es nun einmal ist, und uns seines unerschöpflich reichen Inhalts freuen, von dem ich an anderm Orte (in meiner „Literatur des alten Indien“, S. 103 ff.) eine eingehendere Schilderung zu geben versucht habe. Aus dem Pālitext hat zuerst eine von Cowell geleitete Gruppe englischer Gelehrter die Jātakasammlung ins Englische übersetzt. Prof. Dutoit, dem wir bekanntlich eine schätzenswerte Übersetzung der Quellentexte für Geschichte und Legende von Buddhas Leben verdanken, gibt uns jetzt diese gut lesbare deutsche Übersetzung, bis jetzt in drei Bänden die Hälfte des Ganzen: eine Arbeit, die bei aller gebührenden Rücksichtnahme auf ihre englische Vorgängerin doch neben dieser durchaus selbständig dasteht. Ueber das Verständnis mancher einzelnen schwierigen Stelle wird sich mit Dutoit streiten lassen; als Ganzes kann man seine Arbeit nur mit Beifall begrüßen. Eine Sammlung der Parallelen aus dem Erzählungsschatz anderer Völker, die Prof. von der Leyen dem Werk beizugeben gedenkt, wird dessen Wert noch erhöhen.

Göttingen.

H. Oldenberg.

Jean Ebersolt, Sainte-Sophie de Constantinople, étude de topographie d'après les cérémonies. Paris, Leroux, 1910. II u. 41 S.

Wer selbst einmal versucht hat, an der Hand der byzantinischen Zeremoniebücher eine Wanderung durch das alte Konstantinopel anzutreten, der kennt auch die

Kleine Mitteilungen.

Schwierigkeiten, die sich der klaren Erkenntnis entgegen stellen. Die Bücher sprechen von Ortlichkeiten, die Jedermann bekannt und vor Augen waren, die also nicht beschrieben zu werden brauchten, sondern nur erwähnt wurden. Nur die Reihenfolge, nach der sie aufgezählt sind, und die Namen, die sie tragen, gibt dem Erklärer einen Anhalt. Ebersolt hat diesmal den am meisten Erfolg versprechenden Teil der Arbeit herausgegriffen, indem er die Wege der großen Prozessionen durch die Aja Sofia darstellt, also einem Bau, der in seinen wesentlichen Teilen uns erhalten ist. Es kam also hier darauf an, die Namen der einzelnen Teile des Baues festzustellen, eine Arbeit, die der Erklärung aller übrigen, von den Prozessionen berührten Kirchen zugute kommt. Ebersolt kündigt auch eine Arbeit über diese an, in der er die an der Aja Sofia gefundenen Ergebnisse ebenso verwerten dürfte, wie er in seiner älteren Arbeit über das große Kaiserschloß und über die Denkmäler Konstantinopels topographische Rätsel zu lösen eifrig bemüht war. Freilich, ein wirklich klärendes Ergebnis, sowie es der französische Forscher in der Sofienkirche in allen wesentlichen Punkten fand, wird erst dann sich ergeben, wenn einmal die archäologische Arbeit des Spatens in Konstantinopel selbst einsetzen wird. Bis dahin werden die vielfach auf philologischer Grundlage zu führenden Aufklärungen über die topographischen Verhältnisse der Stadt Ersatz bieten müssen. Das wissenschaftliche System aber, mit dem Ebersolt vorgeht, ist sicher eben so wichtig, als die Ergebnisse seiner Untersuchungen dankenswert sind.

Cornelius Gurlitt.

Eingelaufene Literatur.

Eine Besprechung kann nur von solchen Werken im „Orientalischen Archiv“ in Aussicht genommen werden, die der Schriftleitung (Dr. Hugo Grothe, Leipzig-Gohlis, Berggartenstr. 2b) vom Verleger oder Verfasser eingesandt werden.

- Artbauer, C. Otto, Kreuz und quer durch Marokko. Kultur- und Sittenbilder aus dem Sultanat des Westens. Mit 1 Tafel, 163 Abb. im Text und 1 Übersichtskarte. Stuttgart 1911. Verlag von Strecker & Schröder. 233 S. M. 3.80, geb. M. 4.80.
- Awetaranian, P. Johannes, Die muhammedanische Presse und die Propaganda des Islam der Gegenwart. Potsdam 1910. Verlag der Deutschen Orient-Gesellschaft. 16 S. M. 0.20.
- Backhausen, Dr. jr. Alfred, Die japanische Verwaltung in Korea und ihre Tätigkeit. Berlin 1910. Dietrich Reimer (Ernst Vohsen). 76 S. M. 2.—.
- Bethge, Hans, Hafis. Leipzig, Insel-Verlag. 127 S. M. 5.—.
- Breasted, J. H., Geschichte Ägyptens. Erster und zweiter Halbband. Vom Verfasser neubearbeitete Ausgabe. Deutsch von Dr. Hermann Ranke. Mit 200 Abb., Karten und Plänen. Berlin W. 1910. Verlag Karl Curtius. 478 S. M. 18.—, geb. M. 22.—.
- Bricteux, Aug., Contes Persans, Bibliothèque de la Faculté de Philosophie et Lettres de l'Université de Liège. Fascicule XIX. Honoré Champion, Paris 1910. 524 S.
- l'Immobilité de l'Islam. Bruxelles. 1910. Imprimerie Polleunis & Ceuterick. 52 S.

- Buber, Martin, Reden und Gleichnisse des Tschuang-Tse. Leipzig 1910. Insel-Verlag. 123 S.
- Coriaïnow, Serge, Le Bosphore et les Dardanelles. Paris 1910. Plon-Nourrit et Cie., Imprimeurs-Editeurs. 392 S. Frcs. 10.—.
- Creanga, Dr. G. D., Grundbesitzverteilung und Bauernfrage in Rumänien: Zweiter und dritter (Schluß-) Teil. Die von der Regierung im Jahre 1908 durchgeführten Agrarreformen. Leipzig 1909. Duncker & Humblot. 179 S. M. 4.60.
- Dietrich, Dr. Bernhard, Kleinasiatische Stickereien, Plauen i. V. 1911. Dr. Dietrichs Selbstverlag. 152 S. M. 16.50.
- Dieulafoy, Marcel, Les Piliers Funéraires et les lions de Ya-Tcheou fou. Paris 1910. Librairie Alphonse Picard et Fils. 16 S.
- D'Ollone, Commandant, Recherches Archéologiques et Linguistiques dans la Chine occidentale. Paris 1910. Librairie Alphonse Picard et Fils. 16 S.
- Faber, Hermann, Alt-Japan. Skizzen und Geschichten. Leipzig, Insel-Verlag. 167 S. M. 3.—, geb. M. 4.—.
- Faïtlovitch, Dr. Jacques, Quer durch Abessinien. Meine zweite Reise zu den Falaschas. Berlin 1910. M. Poppe-lauer. 188 S. M. 5.—, geb. M. 6.—.
- Filchner, Wilhelm, Das Rätsel des Matschu. Meine Tibet-Expedition. Zweite Auflage. Mit 67 Vollbildern, zahlreichen Skizzen und Abb. im Text sowie Karten. Berlin 1908. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 438 S. M. 6.50, geb. M. 8.—.
- Filchner, Wilhelm, Das Kloster Kumbum in Tibet. Ein Beitrag zu seiner Geschichte. Mit 39 Tafeln, 3 Karten und Abb. im Text. Berlin 1906. Ernst Siegfried Mittler und Sohn. 164 S. M. 5.—.
- Fischer, Otto, Ritu Sanhara. Die Jahreszeiten. München, Martin Mörike. 78 S. br. M. 3.—, geb. M. 4.50.
- Hearn, Lafcadio, Gleanings in Buddha-Fields. Leipzig, Bernhard Tauchnitz. 280 S. M. 2.20.
- Herre, Dr. Paul, Quellenkunde zur Weltgeschichte. Ein Handbuch. Unter Mitwirkung von Dr. Adolf Hofmeister und Dr. Rudolf Stübe. Leipzig 1910. Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung (Theodor Weicher). 400 S. geh. M. 4.80, geb. M. 5.50.
- Karabacek, Josef von, Zur orientalischen Altertumskunde. III. Riza-i Abbasi, ein persischer Miniaturenmalers. Mit 9 Tafeln. Wien 1911. In Kommission bei Alfred Hölder. 48 S.
- Karow, Kapitän Leonhard, Neun Jahre in marokkanischen Diensten. Mit 60 Abb. und 1 Karte. Berlin 1909. Wilhelm Weicher, G. m. b. H. 263 S. M. 5.—, geb. M. 6.—.
- Karutz, Dr. R., Unter Kirgisen und Turkmenen. Aus dem Leben der Steppe. Leipzig 1911. Klinkhardt & Biermann. 218 S. M. 5.—, geb. M. 6.—.
- Kluge, Dr. Theodor, Der Mithrakult. Seine Anfänge, Entwicklungsgeschichte und seine Denkmäler. Mit 7 Abb. Leipzig 1911. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung. 31 S. M. —.60.
- Kurth, Dr. Julius, Sharaku. Mit 87 Abbildungen und 3 Farbentafeln. München 1910. R. Piper & Co. M. 15.—, geb. M. 18.—.

- Lazár, Victor, Die Südrumänen der Türkei und der angrenzenden Länder. Bukarest 1910. George Ionescu. 336 S.
- Leder, Hans, Das geheimnisvolle Tibet. Reisefrüchte aus dem geistlichen Reiche des Dalai-Lama. Mit 14 Abb., meist nach eigenen Aufnahmen. Leipzig 1909. Th. Griebens Verlag (L. Fernau). 110 S. M. 2.20.
- Lehmann-Haupt, C. F., Die historische Semiramis und ihre Zeit. Mit 50 Abb. Tübingen 1910. J. C. B. Mohr. (Paul Siebeck). 76 S. M. 2.—, geb. M. 3.—.
- Leszynsky, Rudolf, Die Juden in Arabien zur Zeit Mohammeds. Berl. 1910. Mayer & Müller. 116 S. M. 2.—.
- Linde, Prof. Dr. Richard, Alte Kulturstätten. Bilder aus Ägypten, Palestina und Griechenland. Mit 8 Einschaltbildern und 113 Textabb. nach Aufnahmen des Verfassers. Leipzig, Berlin und Bielefeld 1911. Velhagen & Klasing. 212 S. M. 12.—.
- Montet, E., De l'Etat Présent et de l'Avenir de l'Islam. Paris 1911. Paul Geuthner. 157 S.
- Nicolas, A. L. M., Essai sur le Chéikhisme. I. Chéikh Ahmed Lahcahi. Paris 1910. Paul Geuthner. 72 S.
- Upward, Allen, La Turquie banqueroutière. Considérations sur l'état financier de l'Empire Ottoman. Paris 1910. Ernest Leroux. 52 S.
- Rumänien. Wirtschaftliche Verhältnisse 1909. Nach den Berichten der K. und K. Österr.-Ungar. Konsularämter in Bukarest, Jassy, Berlad, Braila, Constantza, Crajova, Fokschan, Galatz, Giurgevo, Plojest, Sulina, Tultscha und Turn-Severin. Herausgegeben im Auftr. des K. K. Handelsministeriums vom K. K. Österr. Handelsmuseum. Wien 1910. Verlag d. K. K. Österr. Handelsmuseums. 105 S.
- Sieglin, W., Quellen und Forschungen zur alten Geschichte und Geographie. Heft 21: Albert Herrmann. Die alten Seidenstraßen zwischen China und Syrien I. Mit einer Karte. Berlin 1910. Weidmannsche Buchhandlung. 129 S. M. 6.—.
- Weißbach, F. H., Die Keilinschriften der Achämeniden. Leipzig 1911. J. C. Hinrichs. 160 S. M. 8.50.

Zeitschriften.

- Der Islam.** 1911. II. Band. Heft 1.
- C. H. Becker, Materialien zur Kenntnis des Islam in Deutsch-Ostafrika. R. Strothmann, Die Literatur der Zaiditen (Schluß). Josef Strzygowski, Felsendom und Aksamoschee. Mit 5 Tafeln in Lichtdruck. Kleine Mitteilungen und Anzeigen. O. Rescher, Ethnologisches im arabischen Sprichwort. I. Goldziher, Mirbā'. Georg Jacob, Brettchenweberei bei Schanfarā. Konkordanz zwischen Tabari's Annalen und Ibn Miskawaih's Tagārib el-umam. Orientalisches Archiv. Bibliographie.
- The Journal of the Royal Anthropological Institute of Great Britain and Ireland**¹. Vol. XL, 1910. January to June. London W. 50 Great Russell Street.
- Minutes of the Annual General Meeting, January 25th. Presidential Address. — Rajputs and Mahrattas. W. Grooke, B. A. — Notes on the Tribes inhabiting the Baringo District, East

- Africa Protectorate. (With Plates XV—XVII.) Hon. K. R. Dundas. — A Contribution to the Anthropology of the Sudan. (With Plates XVIII, XIX.) A. Winifred Tucker and Charles S. Myers. — A Neolithic Site in the Anglo-Egyptian Sudan. (With Plates XXII—XXV.) C. G. Seligmann, M. D. — The Kabábish. Some Remarks on the Ethnology of a Sudan Arab Tribe. H. A. Macmichael.

Anthropos. Internationale Zeitschrift für Völker- u. Sprachenkunde¹. Im Auftrage der österreichischen Leo-Gesellschaft. Mit Unterstützung der deutschen Görres-Gesellschaft. Herausgegeben unter Mitarbeit zahlreicher Missionäre von P. W. Schmidt, S. V. D. „Anthropos“-Administration: St. Gabriel, Mödling bei Wien, Druck und Verlag der Mechitharisten-Buchdruckerei in Wien VII.

Band VI. 1911. Janvier-Février. Heft 1.

- P. Anastase Marie: La découverte récente des deux livres sacrés des Yézides (III). J. B. Claire: Notes sur la Médecine annamite. P. Häusler, O. S. P.: Streiflichter in die Urreligion der arabischen Inder.

Bd. VI. Mars-Avril, Heft 2.

- P. Aloys Schotter: Notes ethnographiques sur les Tribus de Kouy-tcheou (Chine).

Revue Orientale. Pour les études Ouralo-Altaïques. Dr. Kúnos Ignác. Dr. Munkácsi Bernát. Budapest. En commission chez Otto Harrassowitz Leipsic.

J. Marquart: Der „skythische“ Name der Maiotis. Bálint Hóman: Zeitalter der orientalischen Quellen zur Urgeschichte der Ungarn. Julius Germanus: Osmanische Puristen. S. Patkanow, D. R. Fuchs: Laut- und Formenlehre der süd-ostjakischen Dialekte (V). Littérature. Theodor Menzel: Hacki Tewfiks türkisch-deutsches Wörterbuch. S. P. Osztérn: Orientalisches Archiv. Bernhard Munkácsi: H. Brunnhofer, Arische Urzeit. Supplément. H. Vambéry: Jussuf und Ahmed.

Revue du Monde Musulman. Publiée par la Mission Scientifique du Maroc. Volume VIII. Janvier 1911. Numéro 1. Paris, Ernest Leroux, Editeur, 28, Rue Bonaparte (VI^e).

L'Université Egyptienne. Germain Martin. — Études Sino-Mahométanes. A. Vissière. — Pays Malais. A. Cabaton. — Une Histoire critique du Sultanat d'Acheh écrite par un Javanais. — A travers les Indes Néerlandaises. — Notes et Documents. Franchet d'Espérey. — Julien Vinson. — N. S. Les Musulmans en Thessalie. — Les Musulmans du Sud de l'Inde. — Les Traditions littéraires de l'ancienne Perse dans le monde musulman. — Section Russe. — Les Ichâns de Tachkent. — Autour du Monde Musulman. A. L. C. Hasan bey Bardanyoli. — Politique administrative. — Politique d'opinion. — Correspondance albanaise. — La Presse musulmane. Nicolas. — Presse arabe. — Presse ottomane: Extraits et Analyses. — Russie: Extraits et Analyses. — Perse: Extraits et Analyses. — Le Club de la Fraternité. — Les Livres et les Revues. — La Mission laïque française. — La République marchande de la Mecque. — Une Polémique hispano-arabe contre le christianisme. — En Perse.

¹ Wir führen nur die den Orient betreffenden Themata an.

Literaturtafel.

Zusammengestellt von der Firma Karl W. Hiersemann.

Sämtliche hier aufgeführten Werke sind zu beziehen durch die Firma Karl W. Hiersemann, Leipzig, oder jede andere Buchhandlung.

I. Nordafrika.

- Atlas archéologique de la Tunisie. Livr. 13. Av. 4 cartes. Paris 1911. M. 6.50.
- Beschreibung der ägyptischen Sammlung des niederländischen Reichsmuseums der Altertümer in Leiden. Die Denkmäler der Zeit zwisch. d. alt. u. mittl. Reich u. d. mittl. Reiches. 2. Abtlg. Grabgegenstände, Statuen, Gefäße u. verschiedenart. kleinere Gegenstände. M. e. Suppl. zu d. Monument. d. alt. Reiches v. P. A. A. Boeser. Mit 143 Abbild. auf 22 Taf. und im Text. Haag 1910. In Mappe. M. 35.—.
- Breasted, J. H., Geschichte Aegyptens. Vom Verf. neu bearb. Ausg., deutsch v. H. Ranke. 2. Aufl. 2 Halbbde., m. 200 z. Tl. farb. Abbildgn., Kart. u. Plänen. Berl. 1911. M. 18.—.
- Budge, E. A. Wallis, facsimiles of Egyptian hieratic papyri in the British Museum. With descriptions, translations, etc. 48 plates. London 1911. M. 30.60.
- Deecke, E., libische Geschichten und Sagen, gesamt. 5. Aufl., m. Quellen u. Literaturnachweisen vers. v. H. Wohlerst. Lübeck 1911. Lwd. M. 3.60.
- Glyptothèque Ny-Carlsberg. Choix de monuments égyptiens. 2^{me} serre par V. Schmidt. 66 plates. Lond. 1911. M. 6.50.
- Jacob, G., ein ägyptischer Jahrmarkt im 13. Jahrhundert. Münch. 1911. M. 1.—.
- Jéquier, G., l'art décoratif dans l'antiquité. Décoration égyptienne. Plafonds et frises végétales du nouvel empire thébain (1400—1000 avant J.-C.). Paris 1910. M. —.60.
- Kaufmann, C. M., Ikonographie der Menasampullen m. bes. Berücksicht. d. Funde in der Menasstadt nebst einföhr. Kapitel üb. die neuentdeckten nubischen u. äthiop. Menastexte. M. üb. 100 Abb. Cairo 1910. M. 9.—.
- Le Dentu, A., visions d'Égypte. Paris 1911. M. 3.—.
- Lichtenberg, Rhold. Frhr. v., die Einflüsse der agäischen Kultur auf Aegypten u. Palaestina. Leipz. 1911. M. 4.—.
- Loti, P., Aegypten, Reisebilder. Autor. Übersetzg. v. Fr. v. Oppeln-Bronikowski. 2. Aufl. Berl. 1911. M. 3.50.
- die Wüste. Autoris. Übersetzg. v. E. Philiparie. 3. Aufl. Berl. 1911. M. 4.50.
- Naville, E., the eleventh dynasty temple at Deir-El-Bahari. Part II. With architectur. descript. by S. Clark. 13th memoir of the egypt exploration fund. 24 plates. London 1911. M. 25.50.
- Recueil des travaux relatifs à la phologie et à l'archéologie égyptiennes et assyriennes. Sous la direct. de G. Maspero. Tome XXXIII. Paris 1911. M. 26.—.

II. Balkanhalbinsel. Türkei.

- Deussen, P., die Philosophie der Griechen. Leipzig 1911. M. 6.—.
- Diercks, Kreuz und Halbmond. Berlin 1911. M. 6.—.
- Hrebljanovich, Prince and Princess Lazarovich, the servian people: their past glory and their destiny. 2 vols. London 1911. M. 126.50.
- Jireček, K., Geschichte der Serben. Bd. I. Bis 1371. Gotha 1911. M. 9.—.
- Jorga, N., Geschichte des osmanischen Reiches. Bd. IV. Bis 1774. Gotha 1911. M. 10.—.
- Meister, R., kyprische Syllabarinschriften in nichtgriechischer Sprache. Mit 1 Tafel. (Aus: Sitzungsber. d. preuß. Akademie d. Wissensch.) Berlin 1911. M. —.50.
- Mordtmann, J., über d. türkische Fürstengeschlecht der Karasi in Mysien. (Aus: Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss.) Berl. 1911. M. —.50.
- Trietsch, D., die Insel Cypern. Frankfurt a. M. 1911. M. 3.50.

III. Der Orient. Byzanz. Der Islâm.

- Beiträge z. Kenntnis des Orients. VIII. Bd. Jahrb. d. Münchner oriental. Gesellschaft. Hrsg. v. H. Grothe. Halle 1910. M. 5.—.
- Berchtingen, S. v., eine Orientreise. Mit 70 Abbild. Wien 1911. M. 3.—.
- Coomaraswamy, A. K., the oriental view of woman. London 1911.
- Corpus scriptorum christianorum orientalium. Curantibus I.-B. Chabot, I. Guidi, H. Hyvernat. Scriptores aethiopici. Series II. Tom. VI: Annales regum Iyāsū II et Iyo'as, ed. Ign. Guidi. Textus. Lips.-Paris 1911. M. 14.40.
- Idem. Scriptores syri. Series II. Tom. CI: Dionysius Bar Salibi in apocalypsim, actus et epistulas catholicas, interpretatus est. I. Sedlacek. Versio. Lips. et Romae 1911. M. 4.—.
- Cuneiform texts from Babylonian tablets, etc., in the British Museum. Part 29. In portfolio. London 1911. M. 7.60.
- Delaparte, L., catalogue des cylindres orientaux et des cachets assyro-babyloniens, perses et syro-cappadociens de la Bibliothèque Nationale. 1 vol., accomp. d'un album de 40 planches. Paris 1911. M. 25.—.
- Delitzsch, Fr., das Land ohne Heimkehr. Die Gedanken d. Babylonier-Assyrer üb. Tod u. Jenseits nebst Schlußfolgerungen. M. 8 Abb. Stuttg. 1911. M. 2.—.
- Haggani, M., an introduction to the commentary on the Holy Qoran. Being an english translation of Al Bayan. London 1911. M. 23.—.

- Kluge, Thdr., der Mithrakult. Seine Anfänge, Entwicklungsgeschichte u. seine Denkmäler. Mit 7 Abbildungen. Leipz. 1911. M. —.60.
- Koldewey, R., die Tempel von Babylon und Borsippa. Leipzig 1911. M. 28.—.
- Koenig, E., Babylonien und die Deutung des Alten Testaments. M. —.60.
- Krauß, J., die Götternamen in den babylonischen Siegelcylinderlegenden. Zusammengest. u. bearb. Mit zahlreichen Beiträg. v. F. Hommel. Leipz. 1911. M. 5.—.
- Landersdorfer, S., eine babylonische Quelle für das Buch Job? Eine litterar.-geschichtl. Studie. Freibg. i. B. 1911. M. 3.—.
- Naumann, F., „Asia“. Eine Orientreise üb. Athen, Konstantinopel, Baalbek, Nazareth, Jerusalem, Kairo, Neapel. 8. Aufl. Berlin 1911. M. 3.—.
- Talmud, der babylonische. Hrsg. nach d. 1., zensurfreien Bambergischen Ausg. (Venedig 1520—23), nebst Varianten der späteren, v. S. Loria, J. Berlin, J. Sirkes u. a. revidierten Ausgaben u. d. Münchener Talmudhandschrift, möglichst sinn- und wortgetreu übers. u. m. kurzen Erklärungen versehen von Laz. Goldschmidt. V. Bd. 2. Lfg. Der Traktat Sota. Von der Ehebruchsverdächtigten. Leipz. 1911. M. 15.—.
- Thalasso, A., l'art ottoman. Paris 1911. M. 6.—.
- Weissbach, F. H., die Keilschriften der Achämeniden. Leipz. 1911. M. 7.50.
- Hirschfeld, L., die Lebensweisheit der talmudischen Literatur (Talmud u. Midraschim) in dichterisch. Gestaltung. Frankf. a. M. 1911. Lwd. M. 2.50.
- Karabacek, Josef v., z. orientalischen Altertumskunde III. Riza-i Abbasi, ein persischer Miniaturenmal. (Aus: Sitzungsberichte der Kais. Akademie d. Wiss. in Wien, Philos.-histor. Klasse.) Wien 1911.
- Lehmann-Haupt, C. F., Israel. Seine Entwicklung im Rahmen d. Weltgeschichte. Mit 1 farb. Karte. Tübing. 1911. M. 8.—.
- Marmorstein, religionsgesch. Studien. Heft 1. Die Bezeichnung für Christen und Gnostiker im Talmud u. Midras. Skotschau 1911. M. 3.50.
- Massignou, L., mission en Mésopotamie (1907/08). Tome I: Relevés archéologiques. (Memoires publ. par les membres de l'Institut francais d'archéologie orientale du Caire. Tome LXXX.) Av. 63 planches. Le Caire 1910.
- Palästina. Monatschrift f. die Erschliessg. Palaestinas. Hrsg.: Ad. Böhm. Red.: E. Müller. 8. Jahrg. 1911. 12 Hefte. Wien 1911. M. 3.—.
- Palestine exploration fund. Quarterly statement, january, 1910. Lond. 1911. M. 2.50.
- Preuß, J., biblisch-talmudische Medizin. Beiträge z. Geschichte d. Heilkunde u. d. Kultur überhaupt. Berlin 1911. M. 20.—.
- Rumi, Jalalu'd-Din. The Masnavi, book 2. Transl. with commentary by C. E. Wilson. 2 vols. Lond. 1911. M. 25.—.
- Schürer, E., Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi. 4. Aufl. Register zu den 3 Bdn. Leipz. 1911. M. 3.—.
- Thomsen, P., die Palaestina-Literatur. Eine internation. Bibliographie in system. Ordg. m. Autoren- u. Sachregister. Unter Mitwirkung v. H. v. Criegern, R. Hartmann, S. Rappaport, Chr. O. Thomsen, W. Zeitlin u. m. Unterstützg. d. deutsch. Vereins z. Erforschg. Palästinas, des Palestine exploration fund, d. zionist. Kommission z. Erforschg. Palästinas, d. Gesellschaft z. Fördg. d. Wissensch. d. Judentums bearb. u. hrsg. 2. Bd. Die Literatur d. Juden 1905—1909. Leipz. 1911. M. 8.—.
- Ungnad, A., u. H. Greßmann, das Gilgamesch-Epos. (Forschungen zur Religion u. Lit. d. Alten u. Neuen Testam., Heft 14.) Göttingen 1911. M. 5.—.
- Zempléni, A., Istar u. Gilgames. Babilonische Sage. Aus d. Ungar. v. Jul. Lechner v. der Lech. Budapest 1911. M. 1.—.

IV. Vorderasien.

- Bâki's, Diwân Ghazalijât. Nach d. Handschriften v. Leiden, Leipzig, München u. Wien herausgegeben v. R. Dvořák. 2. (Schluß-) Bd. Leiden 1911. M. 17.50.
- Eberhard, O., Palaestina. Erlebtes und Erlerntes im hl. Lande. Hrsg. v. christl. Verein im nördl. Deutschland. Mit 9 Vollbild. Eisleben 1910. Lwd. M. 1.50.
- Fehrle, E., die kultische Keuschheit im Altertume (Religionsgeschichtl. Versuche u. Vorarbeit. VI). Giessen 1910. M. 8.50.
- Futterer, K., durch Asien. Erfahrungen, Forschungen u. Sammlungen währ. d. v. Amtm. Dr. Holderer unternommenen Reise. Band III: Naturwissenschaftl. und meteorolog. Ergebnisse. Lfg. II. Berl. 1911. M. 15.—.
- Geldner, K. F., die zoroastrische Religion. (Das Avestā.) Tübing. 1911. M. —.80.
- Gemoll, M., Grundsteine z. Geschichte Israels. Alttestam. Studien. Mit 2 farb. Karten. Leipz. 1911. M. 12.—.
- Ginzel, F. K., das Zeitrechnungswesen der Juden, Griechen, Römer u. Naturvölker. Leipz. 1911. M. 18.—.
- Grothe, H., Wanderungen in Persien. Berlin 1911. M. 6.—.
- zur Natur u. Wirtschaft von Vorderasien. I. Persien. Mit 5 Karten u. 1 Zeichnung. Als Anhang: Zivilisatorische u. humanitäre Arbeit der einzelnen Nationen in Vorderasien. Frankf. a. M. 1911. Hlwd. M. 4.—.
- Herzfeld, E., Samara. S.-A. aus: Sarre-Herzfeld, archaeologische Reise im Euphrat- u. Tigris-Gebiet. Berl. 1910.

V. Indien.

- Le Bayon d'Angkor Tnom. Bas-reliefs publ. par les soins de la Com. archéolog. de l'Indochine, d'après les documents recueillis par la mission Henri Dufour, av. la collaboration de Charles Carpeaux. Paris 1911. M. 81.—.
- Coomaraswamy, A. K., indian drawings. 29 plates. Lond. 1911.
- selected examples of indian art. With 40 colour. and collog. plat. Lond. 1911. M. 65.—.

Literaturtafel.

- Eastman, C., the soul of the Indian; an interpretation. Boston 1911. M. 4.20.
- Geldner, K. F., die Religionen der Inder: Vedismus u. Brahmanismus. Tübing. 1911. M. 2.—.
- History of the rise of the Mahomedan power in India till the year A. D. 1612. Translated from the Persian of Mah. Kasmin Ferishta by J. Briggs. 4 vols. Lond. 1911. M. 30.60.
- Iātakam. Das Buch d. Erzählgn. aus früheren Existenzen Buddhas. Aus d. Pāli v. Jul. Dutoit. 3. Bd. Leipz. 1911. M. 20.—.
- Koenigsmarck, H. Graf, der Markhor. Sport in Kaschmir. M. 7 Abb. n. Originalaufnahmen d. Verf. Berl. 1911. M. 3.—.
- Kauffmann, O., aus Indiens Dschungeln. Erlebnisse u. Forschungen. 2 Bde. mit 300 z. T. ganzseit. Abb. u. 12 Gravüren. Leipz. 1911. M. 20.—.
- Macmillan, H. F., a handbook of tropical gardening and planting, with special reference to Ceylon. Lond. 1911. M. 10.60.
- Pick, E. G., Reisebriefe e. österreichischen Industriellen aus Abessinien, Indien u. Ostasien. Prag 1911. M. 4.50.
- Pischel, R., Leben u. Lehre des Buddha. 2. Aufl. Leipz. 1911. Lwd. M. 1.25.
- Sacred books of the Buddhists. Vol. III. Dialogues of the Buddha. Part 2. Translated by F. W. Rhys Davids. Lond. 1911. M. 11.—.
- Serizier, Ph., tatouages Birmans et Laotiens. Édition de la revue L'Art Décoratif. Paris 1911. M. 2.—.
- Veröffentlichungen d. deutsch. Pāli-Gesellsch. Nr. 3: Pāli-Buddhismus in Uebersetzungen. Texte aus dem buddhist. Pāli-Kanon u. dem Kammavācam. Aus dem Pāli übersetzt, nebst Erläuterugn. von K. Seidenstücker. Berlin 1911. M. 12.—.
- Warman, E. B., hindu philosophy in a nutshell. Lond. 1911. Boards. M. 1.50.
- Winternitz, M., die Religionen d. Inder: der Buddhismus. Tübing. 1911. M. 1.50.
- Wren, P., indian shool organisation, management, discipline, tone, and equipment. Being the Indian Headmaster's Guide. Lond. 1911. M. 4.60.
- Schriftverkehrs nebst Zeitungsausschnitten m. Erltgn. u. Uebersetzgn. Berlin 1911. M. 16.—.
- Grube, W., die Religion d. alten Chinesen. Tübing. 1911. M. 1.—.
- Hearn, Lafcadio, the japanese letters of. Ed. w. an introd. by El. Bisland. With illustr. London 1911. M. 12.50.
- Herrmann, A., die alten Seidenstraßen zwischen China u. Syrien. Beiträge zur alt. Geographie Asiens. 1. Abtlg. Einleitg. Die chinesisch. Quellen. Zentralasien nach Ssē-ma Ts'ien u. d. Annalen d. Han-Dynastie. Mit 1 farb. Karte v. Zentralasien. (Quellen u. Forschung. z. alten Gesch. u. Geogr. Hrsg. v. W. Sieglin. 21. Heft.) Berlin 1911. M. 6.—.
- Inouye, Jukichi, home life in Tokyo. Lond. 1911. M. 7.75.
- Kümmel, O., Kunstgewerbe in Japan. Handbuch für Sammler u. Liebhaber. M. 170 Abb. i. Text u. 3 Taf. Berl. 1911. Lwd. M. 6.—.
- Kurth, J., der japanische Holzschnitt. Mit 75 Abldgn. u. 100 Faksim. v. Signat. Münch. 1911. Pappbd. M. 3.—.
- Lambertz, H., der Richter. Erzählungen aus Alt-Japan. München 1911. Hpgt. M. 2.80.
- Laotse, tao te king. Das Buch des Alten vom Sinn u. Leben. Aus d. Chinesisch. verdeutscht u. erläutert v. R. Wilhelm. M. chines. Titelholzschn. u. Abbildg. e. chinesischen Zeichnung. Jena 1911. M. 3.—.
- Larsen, K., Japan im Kampf. Frankf. a. M. 1911. M. 2.—.
- Le Coq, A. v., Chuastuanift, ein Sündenbekenntnis d. manichäischen Auditores. Gefunden in Turfan (Chinesisch-Turkistan). [Aus: „Abhandlgn. d. preuß. Akad. d. Wiss.“] Mit 2 Taf. Berl. 1911. Hlwd. M. 3.50.
- Lowell, Percio, die Seele des fernen Ostens. Berecht. Uebersetzg. v. B. Francos. M. Titelzeichnung v. E. Schneider. Jena 1911. M. 3.—.
- Martin, meine letzte Ostasienfahrt. Berlin 1911. M. 4.—.
- Mayers, W. H., the Chinese reader's manual. A handbook of biographical, historical, mythological and general literary reference. London 1911. M. 15.50.
- Meisterwerke chinesischer u. japanisch. Kunst. Sammlung Fuchs. Mit e. Geleitwort v. O. Kümmel. (15 Taf. m. 10 S. Text). Stuttg. 1910. In Mappe. M. 30.—.
- Orange, J., a small collection of Japanese lacquer. 50 collotype plates. Lond. 1911. M. 25.50.
- Petrucchi, R., la philosophie de la nature dans l'art d'Extrême-Orient. Illustré d'après les originaux des maîtres du paysage des VIII^e et XVII^e siècles de 4 grav. sur bois de K. Egawa et S. Izumī, tirées en couleurs p. T. Tamura et T. Wada. 9 heliotyp. et 1 pl. double en photograv. Exécutées à Tokio par les soins de The Kokka Publishing Co. M. 40.—.
- Schiller, E., Schintō, die Volksreligion Japans. Mit 17 Vollbild. u. Photogr. Berl. 1911. M. 2.—.
- Ursyn-Pruszyński, R. v., Grundelemente der neuen chinesischen Staatsform, nach russisch. Quellen zusammengestellt. Teschen 1911. M. 1.25.

VI. China und Japan.

- Bahr, A. W., old chinese porcelain works of art in China. Illustrated. London 1911. M. 31.—.
- Boisson, M., l'anthologie universelle des baisers. Tome I: L'Asie (Chine, Japon, Hindoustan, Arabie, Asie Mineure). Paris 1911. M. 8.—.
- Chiu, M., kritische Betrachtung über Lau-tsze und seine Lehre. Berlin 1911. M. 1.—.
- Dautremet, J., la grande artère de la Chine: Le Yangtseu. Paris 1911. M. 5.—.
- D'Ollone, les derniers barbares. Chine, Tibet, Mongolie. Paris 1911. M. 12.—.
- Forke, A., Yamen und Presse. Handbuch d. neuchinesisch. Schriftsprache. Eine Smlg. von Schriftstücken d. amlt.

I. Jahrgang. ▴▽▴▽▴▽▴▽▴▽▴▽▴▽▴▽▴▽▴▽▴▽**Heft 4.**

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

Von Heinrich Winkler-Breslau.

II.

Mit 9 Abbildungen auf 1 Tafel (XXXVI).

Die Samojuden.

Die Samojeden, ein sehr wenig gekanntes Volk, sitzen nur zu einem Teile in Europa. Auch sie bewohnen ein für ihre geringe Zahl ungeheures Gebiet; die Jurak-Samojeden, also der einzige zum Teil in Europa beheimatete Zweig, allein schon die unermeßliche Strecke vom Weißen Meer an über die gewaltigen nordrussischen Ströme wie die Petschora, Ob bis an den Jenissei. Am unteren Jenissei sitzen die Jenissei-Samojeden und östlich von ihnen und den Jurak-Samojeden bis zur Chatangabucht die Tawgy-Samojeden. Diese drei Hauptstämme, die wieder in zahlreiche, deutlich geschiedene Unterabteilungen zerfallen, die sich teilweise sehr stark von einander unterscheiden, sind die Samojeden der Tundra. Die beiden letzten Stämme, die der Ostjak-Samojeden und der Kamassinzen, leben südlich im Waldgebiet; die Ostjak-Samojeden sitzen besonders im Gebiet der Ob-Nebenflüsse Tschulym, Ket, Tschaya, Pabel, des Tym und Narym, dann auch abseits besonders am Tas, an der Baicha und dem Jelogui, selbst noch nördlich von Turuchansk; die Kamassinzen im Jenissei-Gebiet an der Mana und der Kana.

Die Sprachen der nördlichen Gruppe der Jurak-, Tawgy- und Jenissei-Samojeden sind zwar auch sehr deutlich als verschiedene Sprachen gekennzeichnet, bilden aber jedenfalls eine enger zusammenhängende Gemeinschaft, und einigermaßen, doch viel weniger ausgeprägt, gilt das auch vom Ostjak-Samojedischen und dem Kamassinschen, doch ist das letztere stark im Auflösungsprozesse begriffen und assimiliert

sich immer mehr dem benachbarten Türkischen. Im ganzen muß man zugeben, daß sprachlich der Zusammenhang aller dieser so unendlich weit zerstreuten, an Zahl so geringen samojedischen Bevölkerung inmitten finnischer, türkischer, tungusischer Stämme, sowie solcher der fast ausgestorbenen Ariner-Rasse, nämlich der Kotten und der Jenissei-Ostjaken, ein ganz außerordentlicher ist. Die fünf samojedischen Sprachen bilden eine feste Einheit ähnlich wie die finnischen, doch noch weit ausgeprägter als diese, so daß man trotz der z. B. im Jurak-Samojedischen selbständigen, überreichen Sonderentwicklung in einzelnen Punkten, wie der Anwendung der unglaublich reich gestalteten Personal-, Possessiv- und Objektsuffixe, auf den ersten Blick an jeder der fünf Sprachen den samojedischen Charakter erkennen muß. Abgesehen von der eigentlichen Grundlage des Gesamtbaues und der inneren Ähnlichkeit oder völligen Gleichheit dieses Baues auf den verschiedenen Gebieten der Formen- und Satzbildung im einzelnen sind auch äußerlich die verwendeten Elemente der Abwandlung in ungleich höherem Grade dieselben oder fast dieselben als in den hierin unendlich viel individueller entwickelten, mit zahllosen Neubildungen operierenden finnischen Sprachen; oder, um ein ganz konkretes Beispiel zu geben: sogar die doch eng zusammengehörenden ugrischen Sprachen sind in ihrer Sonderentwicklung jede derart ihren eigenen Weg gegangen, daß sie sich äußerlich in der Herausbildung so ziemlich jedes einzelnen Hauptpunktes der sprachlichen Ent-

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

wicklung, so der Abwandlung der Nomina, der Pronomina und der Possessivsuffixe, namentlich aber der Verba, meist mehr, weit mehr von einander entfernt haben als die samojedischen Sprachen untereinander.

Man kann fast ohne Einschränkung sagen, das Leben der Samojeden gehe auf im Halten und Weiden von Renttieren, Jagd und Fischerei; wie innig verknüpft das ganze Leben der nördlichen Samojeden, in erster Linie das der Jurak-Samojeden, mit allem ist, was auf das Leben und Gedeihen der Renttiere Bezug hat, zeigen die sehr einfachen Sagen und Lieder der Jurak-Samojeden. Die südlichen Samojeden treiben wohl auch etwas Pferdezucht, aber nicht nennenswert. Von welcher Bedeutung das Renttier für den Samojeden ist, ersieht man am besten daraus, daß infolge der großen Renttierseuche im Beginn des vorigen Jahrhunderts ein sehr großer Teil der Bevölkerung, stellenweise mehr als die Hälfte, vom Erdboden verschwunden ist. Gerade bei dem Teile der Samojeden, die uns hier näher angehen, den europäischen Jurak-Samojeden, bildet der Besitz von Renttieren den Maßstab für die Unterscheidung von arm und reich, und lange Zeit bestand die brennendste soziale Frage in der Lösung der Schwierigkeiten bei der Auseinandersetzung mit den nördlichen Syrjänen wegen des Besitzes der Renttier-Herden und Weiden.

Daß die Samojeden, und ganz besonders die Juraken, sich zur Vermittlung des Verkehrs mit der Gottheit so ziemlich in allen wichtigeren Lebensfragen, so namentlich wieder behufs Wiedererlangung verlorengegangener oder gestohlener Renttiere, der Schamanen bedienen, daß diese unter mannigfachem Zeremoniell und unter Anwendung der Zaubertrommel und oft in ekstatischem Zustande die Weisungen der Gottheit entgegenzunehmen vorgeben, darf wohl als allgemein bekannt vorausgesetzt werden, jedenfalls hat Castrén das anschaulich und richtig dargestellt. Sieht man von den etwas roheren Formen ab, so kann man gar nicht verkennen, daß im Grunde eine tiefe Verwandtschaft zwischen diesen Bräuchen und denen der finnischen Völker besteht, und zwar nicht nur dem Zauberesen, wodurch die Lappen seit alten Zeiten eine eigenartige Stellung einneh-

men, sondern auch den viel höher entwickelten Formen der Suomifinnen, wie sie uns in der Kalevala so packend geschildert werden.

Je tiefer man einzudringen sucht in die Äußerungen des gesamten Naturells, Temperaments, des geistigen und Seelenlebens der Samojeden, um so überraschender wird die tiefe innere Übereinstimmung mit dem Finnentum. Es gilt das tatsächlich so ziemlich von allen Seiten des Seelenlebens, und hiernach allein wäre man geneigt, die Samojeden für einen Zweig des Finnenstammes zu halten, wie viele in vollster Unbefangenheit getan haben, indem sie den wahren Sachverhalt nicht kannten und nur nach dem bestechenden Schein urteilten. Es kommt nämlich zu allem übrigen noch hinzu die große Ähnlichkeit in den äußeren Lebensformen, und man muß zugeben, daß man hiernach allein allerdings vielfach die Samojeden geradezu mit nordöstlichen Finnen verwechseln könnte. Aber selbst wenn diese mehr äußerliche Übereinstimmung lediglich der äußeren Ähnlichkeit des Milieus, der Lebensverhältnisse zuzuschreiben sein sollte, was ich nicht glaube, bleibt doch Castréns vielbekämpftes Wort wahr, daß auf Erden den Finnen kein Volk so nahestehe wie die Samojeden, oder vielmehr, dieses Wort ist in noch viel höherem Maße wahr, als Castrén ahnen konnte. Das zeigt sich auch im Verhältnis der samojedischen Sprachen zu den finnischen; kein anderer altaischer Zweig steht hierin wirklich dem finnischen auch nur annähernd so nahe wie der samojedische, oder, wie ich das seit dem Erscheinen meiner „Uralaltaischen Völker und Sprachen“ immer wieder ausgeführt habe, die samojedischen und die finnischen Sprachen sind Zwillinge, sind deutlich ausgeprägte individuelle Typen, aber so seltsam auf demselben Grunde aufgebaut, daß ganz gewöhnlich die verdunkelten, in ihrem eigentlichen Wesen nicht mehr deutlich erklärbaren Erscheinungen des einen ihre volle und einzig mögliche Erklärung durch die des anderen erfahren. Die Abwandlung des Substantivs nach Zahl (Singular, Plural, Dual) und nach den sogenannten Kasus und Positionen ist in der Auffassung wie der Form nicht nur ähnlich, sondern vielfach ganz die gleiche; derart, daß so ziemlich alle im Samo-jedischen üblichen Grundelemente der Kasus

auch im Finnischen in gleicher oder nahe verwandter Anwendung vorkommen, und alle finnischen Hauptelemente im Samojedischen. Die Form und die Abwandlung der persönlichen Fürwörter ist in ihrer Eigenart, die allein schon auch ohne Formübereinstimmung auf eine tiefe innere Verwandtschaft schließen lassen würde, derart dieselbe oder doch so übereinstimmend, daß man eine ganze Reihe samojedischer Bildungen ohne jede Änderung als finnisch ansprechen könnte. Das Gleiche gilt von der Form der fragenden Fürwörter sogar in noch höherem Maße, und zwar sind hier ebenso die persönlichen (wer) wie die sächlichen (was), die sehr deutlich von einander geschieden werden, in beiden Sprachgruppen dieselben. Beide Gruppen zeigen eine derart erstaunlich reiche, gleichmäßige Anwendung der in den Hauptformen identischen Possessivsuffixe, daß man allein hiernach sie für nahe verwandt halten müßte; in beiden finden wir diese Possessivsuffixe regelmäßig am Substantiv; in ähnlicher Regelmäßigkeit beim persönlichen Fürwort, dessen eigentümliche Abwandlung dadurch ihr charakteristisches Gepräge erhält, daß in den meisten dieser Sprachen in beiden Gruppen Bildungen im Sinne von bei, von mir durch Ausdrücke gegeben werden, die bedeuten: ich (oder *meiner Person*) Nähe, Entfernung — mein, oder bloß: Nähe, Entfernung — mein. Dieselben Possessivsuffixe zeigt das Samojedische wie das Finnische auch am Verb, und hier gibt das Samojedische ganz klar den im Finnischen stark verdunkelten Weg an, auf dem man dazu gelangt ist, und zugleich den Grund, weshalb man diese Konjugation mit Possessivsuffixen gewählt hat. Zweifellos nämlich ist diese letztere die eigentliche transitive mit der Bedeutung, daß jemand, etwas mein, dein Loben, Sehen . . ., der Gegenstand meines Lobens ist, was jedenfalls verständlich und naheliegend ist. Daneben besagte die intransitive Konjugation ebenso folgerichtig, daß ich ein Gehen, Gehender bin, unter Anwendung von Personalzeichen mit der Bedeutung ich, du, wir, ihr . . . Diese auch im Samojedischen etwas verwischte Grundunterscheidung ist gleichwohl hier ganz klar herauszuschälen, im Finnischen dagegen ist sie stark

verdunkelt, aber, wie viele unzweideutige Spuren ergeben, ebenfalls in derselben Weise maßgebend gewesen. Auch darin stimmt die Anwendung der Possessivsuffixe im Samojedischen und Finnischen überein, daß das Possessivsuffix der dritten Person auch wie ein determinierender Artikel gebraucht wird, und wieder zeigen die samojedischen Sprachproben mit voller Klarheit, wie diese eigentümlich scheinende Verwendung des Possessivsuffixes sich ganz natürlich und zwanglos von selbst ergibt, und erklären die auf rein finnischem Boden allein restlos überhaupt nicht zu erklärende Tatsache. Auch die Doppelsetzung der Possessivbezeichnung am Nomen, das eine Mal in Gestalt des vorangesetzten genitivartigen Personale, und dann in Gestalt des regelrechten Possessivzeichens als Suffix am Nomen, kennt das Samojedische in derselben inneren und äußeren Form und wendet sie mit besonderer Vorliebe an, genau so wie namentlich die ugrischen Sprachen. Wie der Samojede sagt man äta-m = mein(er Person) Vater — mein, so sagt der Magyar (az) én atyá-m, (a) te atyá-d = (der) mein(er Person) Vater — mein, dein. — Wie verwandt in beiden Gruppen die Auffassung und der Ausdruck der Tätigkeit, das Verb ist, ist im eben Ausgeführten schon angedeutet worden; das geht aber noch weiter, die Personenbezeichnung am Verb ist nicht nur der Auffassung nach gleich, sondern die Hauptformen zeigen nahe verwandte, vielfach ganz dieselbe Gestalt in regelmäßiger und reicher Verwendung; dabei kommt es wieder vor, daß eine im Finnischen vereinzelt vorkommende, auffallende, unvermittelt dastehende Bildung dem Samojedischen auch eigen ist, aber hier klar alle die Phasen erkennen läßt, die die Entwicklung im Samojedischen wie im Finnischen durchgemacht haben muß. Auch die Formelemente, die zur Herstellung der Tempora, der Verbalsubstantiva und Adjektiva dienen, zeigen größtenteils im Samojedischen und Finnischen eine unverkennbare Verwandtschaft; wieder läßt hierbei das Samojedische hier und da ganz bestimmte Schlüsse ziehen bezüglich der eigentlichen Bedeutung dessen, was im Finnischen eben nur noch als Formelement seinem späteren Zwecke dient. Fast noch mehr als hierin tritt die Übereinstimmung der beiden Typen her-

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

vor in den zahlreichen einfachen und kombinierten Bildungselementen, durch die das Frequentative, Inkohative, Reflexive und verschiedene andere Beziehungen zum Ausdruck kommen¹. — Schließlich wenige Worte über ein gewaltiges Gebiet, das im allgemeinen viel zu wenig beachtet wird, und das doch gerade zeigt, wie sehr der ganze Bau im Samojedischen und Finnischen völlig auf demselben Grunde ruht und fast in allen Punkten einfach derselbe ist, über die Gestaltung des Satzganzen. Der finnische Satz, wie er noch heute der regelmäßige ist in allen verhältnismäßig rein gebliebenen, von den umgebenden indogermanischen Sprachen nicht stark alterierten finnischen Idiomen, ist, wenn wir von dem im Finnischen etwas reicher entwickelten eigentlichen Relativ absehen, in allen seinen Teilen, mit allen den Nebensätze und die mannigfaltigsten Konjunktionen vertretenden Nebenbestimmungen Punkt für Punkt derselbe wie der samojedische. Um eine Ahnung davon zu geben, in welchem Umfange und in welcher eigentümlichen Richtung diese Übereinstimmung stattfindet, folgt hier ein einziges Satzgebilde, das einen völlig normalen, ja *den* normalen finnischen wie samojedischen Satz darstellt, ohne auch nur eine einzige Änderung in der Stellung der Worte oder in der charakteristischen Bildung der Ausdrücke vorzunehmen; und dabei gibt dieser Satz zugleich den Weg an, wie in durchaus übereinstimmender Weise die verschiedensten Nebensätze mit Konjunktionen vertreten werden. Mann(es) Sohn Fangen — sein (eius) — von [oder Fangen — von — sein] Zurückkommen — sein — nach Schlitten — Oberes — auf Zelt — sein — in *eintreten* (ohne Personalzeichen, bloße Stammform), Vater Kommen — sein — das (*τὸ ἐλθεῖν αὐτοῦ*) Bemerkthaben — wegen Hinausgehen

¹ Ich habe dieses eigentümlich ausgebildete reiche System, das für die finnischen Sprachen vielfach eingehend behandelt worden ist, für das Samojedische geprüft und gefunden, daß auch auf diesem Gebiet eine wunderbare, manchmal kaum glaubliche Übereinstimmung zwischen dem Samojedischen und Finnischen herrscht insofern, als ziemlich alle, wo nicht alle Hauptelemente des Finnischen auch im Samojedischen in derselben oder nahe verwandten Verwendung sich finden. Die Herausbildung im einzelnen ist dann wieder in beiden Typen unabhängig voneinander erfolgt.

— im Schlitten — (den) Abladen — sein [d. h. der oder den Schlitten (war) sein Abladen, der Gegenstand seines Abladens] = nachdem der Sohn des Mannes auf seinem (oder dem) Schlitten zurückgekommen war, da er auf der Jagd gewesen, trat er in sein Zelt ein, und der Vater ging, als er merkte, daß er komme, hinaus und lud den Schlitten ab¹.

Über die anthropologische Stellung der Samojeden ein abschließendes Urteil abzugeben, halte ich vorläufig für verfehlt; mir sind wenigstens umfangreichere, wirklich genaue rein anthropologische Daten unbekannt. Die vielen über dieses Volk kursierenden Ansichten und die ziemlich allgemein gehaltenen, wenig greifbaren Angaben von Leuten wie Castrén stimmen im allgemeinen darin überein, daß es einen ausgeprägt mongoloiden Charakter zeige. Daß die von Castrén eingehender geschilderten einzelnen Individuen stark mongoloid gewesen sein müssen, unterliegt nach seinen bestimmten Angaben keinem Zweifel; daneben wird auch vielfach die Finnenähnlichkeit hervorgehoben, und beide Ansichten haben viel für sich, aber ganz falsch ist wohl und verrückt den Schwerpunkt der Frage völlig, die öfters geäußerte Ansicht, die Samojeden ständen somit in der Mitte zwischen Mongolen und Finnen, denn sie ist ganz willkürlich und gar nicht geeignet, etwa Aufklärung über die Beziehungen der Finnen zu den Mongolen zu geben. Ein Teil der wenigen von mir selbst geprüften Individuen konnte ohne weiteres für finnisch gelten und war weniger mongoloid als viele Ostjaken und Wogulen, andere wieder scheinen fast exzessiv mongoloid, wie überhaupt die Typusverschiedenheit eine ungemein große sein muß, wenn man die ungeheure Verschiedenheit berücksichtigt, die zwischen den doch örtlich so nahe verwandten Kanin- und Timan-Samojeden nach den von Castrén gegebenen Abbildungen besteht. Zugleich scheinen diese Abbildungen darauf hinzuweisen, daß noch ein anderes, weder mongolisches noch finnisches ethnisches oder an-

¹ Es versteht sich von selbst, daß die Schwerfälligkeit dieser ganzen Verbindung in der Übertragung hervorgehoben wird durch die völlige Unmöglichkeit, alle diese einfachen Bildungen anders als durch diese unbeholfenen Umschreibungen wiederzugeben.

thropologisches Element hier mitspielt, denn die Timan-Samojeden weisen hiernach in ihrem Typus auch Züge auf, die schlechterdings weder mit den Mongolen noch mit den Finnen etwas zu tun haben.

Die Türken.

Auch über die Türken, die ebenso wie die Samojeden und die Westmongolen in größter Kürze hier behandelt werden sollen, herrschen ziemlich allgemein ganz falsche Vorstellungen. Von den Türken, die im größten Teile des nördlichen Asiens, in Turkestan bis tief ins chinesische Reich hinein, in Tibet, in dem persischen Reiche bis in dessen südlichste Teile, im größten Teile von West- und Vorderasien sitzen, ist hier nicht zu sprechen. Aber auch die europäischen Türken nehmen im Gebiet der mittleren und unteren Wolga, des Ural-Flusses und Gebirges, im Norden des Kaukasus, im südlichen Rußland, der Halbinsel Krim, im östlichen Teile der Balkanhalbinsel ungeheure Räume ein, während noch heute meist nur die in der europäischen Türkei lebenden osmanischen Türken sowie ihre Stammesbrüder in Vorderasien als Türken gelten. Die osmanischen Türken in Europa können bei den vielhundertjährigen Blutmischungen mit der reichen Völkerwelt der Balkanhalbinsel nur cum grano salis als Türken bezeichnet werden, aber es ist erstaunlich, wie trotzdem dieser zähe Typus immer wieder unverkennbar durchbricht. Viel reiner erhalten ist rassenhaft das Türkentum im europäischen Rußland, obgleich auch hier die Einwirkung der so verschiedenartigen umgebenden, durchaus untürkischen Bevölkerungen und der schon bei den Finnen erwähnten fremden Unterschichten deutlich zum Ausdruck kommt. Die Türken im europäischen Rußland sind keineswegs ein einheitliches Volk, sie sind nicht nur sprachlich, ethnologisch und sozial in viele Glieder zum Teil äußerst scharf gesondert, sondern bieten auch anthropologisch viele merkwürdige Probleme¹;

¹ Ich habe unter den Tataren (Türken) des östlichen Rußlands ganz auffallende Typen, die klar ausgeprägt wiederkehren, durch eigene Beobachtung und nach Abbildungen und Photographien gefunden, die jedenfalls für die Gegenden um die mittlere und untere Wolga und den Ural auf ein sonderbares Rassen- und Völkergemisch hin-

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

das alles hier auch nur anzudeuten ist ausgeschlossen, deshalb nur wenige orientierende Bemerkungen¹. Die Kazanschen Tataren spielen unter ihnen eine bedeutungsvolle Rolle, derart, daß man oft als Kazansche Tataren andere, erheblich von ihnen verschiedene Stämme ansieht, so fälschlich die zweifellos in Europa nicht vertretenen Turkmenen, von denen z. B. der durchaus zuverlässige Ilminski die Stämme Esenili und Jaumuk geprüft hat. Diese Kazantataren bilden eine ausgeprägte Gruppe, die ihre Individualität seit einer Reihe von Jahrhunderten entwickelt hat. Wie scharf sich die kazantatarische Sprache von andern türkischen Sprachen, so vom Osmanischen abhebt, hat Bálint Gábor in seinen „Kazáni-tatár nyelvmutatványok“ gezeigt. Viel näher stehen nach meiner Überzeugung nach Volkstum und auch nach der Sprache den Osmanen die eben genannten Turkmenen, obgleich man unter keinen Umständen beide zusammenwerfen darf. Diese Turkmenen wohnen auf Mangyschlak, die Kazantataren weithin an der mittleren Wolga. Sehr verschieden von den fest angesessenen Wolgatürken sind die Kirgisen, von denen ein kleiner Teil auf europäischem Gebiet zwischen der unteren Wolga und dem Uralgebirge am Uralfluß nomadisiert. Sie gehören zu dem großen, einheitlichen Kirgisenvolke, einem echten Reiter- und Nomadenvolke, das jahrhundertlang als ungebundenes, völlig

weisen; so unter anderen den, den man allgemein als den charakteristischsten Judentypus ansieht, und der auch bei den Armeniern überraschend häufig auftritt; dann einen ganz eigentümlichen weißblonden mit scharfem, schmalem, aber ganz unindogermanischem Gesicht, der unter den unbedingt dunklen Türken auf den ersten Blick auffällt. Daneben kommen außer dem gewöhnlichen reinen oder wenigstens anscheinend reinen türkischen Haupttypus noch viele andere vor, so solche, die unbedingt mongolisch genannt werden müssen, oder solche, wie sie besonders in Iran, in Persien, Afghanistan auftreten, und noch andere, anscheinend ganz abseits stehende.

¹ Nur über die Kirgisen, die ebenso wie die Westmongolen ein echt asiatisches Bild auf europäischem Boden erstehen lassen, und dessen nähere Verhältnisse doch in Europa fast ganz unbekannt sind, soll etwas eingehender gesprochen werden; aber auch das wird kaum imstande sein, eine Vorstellung von dem Leben dieses anziehenden Volkes zu geben, dessen Leben und Gebahren so viele Aufschlüsse gibt über uralte soziale Verhältnisse, über Sagenwelt und echte Volkspoesie und vieles andere.

freies Steppenvolk in dem ungeheuren Gebiet von der Wolga und dem Uralfluß im Westen bis ins chinesische Reich am Balkasch und im Nordosten bis an den Irtisch und Tobol seine Wohnsitze gehabt hat; das sind die Kasak-Kirgisen, außer denen zu den Kirgisen noch andere gehören, wie die Kara-Kirgisen u. a. Sie haben nie ein Staatesgebilde zuwege gebracht trotz ihrer Volkszahl und ihrer in den okkupierten Gebieten unbestrittenen Vormacht. Umso wunderbarer ist die Einheitlichkeit in Sprache, Sitte, Lebensweise, Charakter; jedem muß auf den ersten Blick in Radloffs Sprachdenkmälern die Sprachgleichheit auffallen, und es sollen wirklich zwischen der Sprache unserer europäischen Kirgisen und der am Irtisch kaum Dialektunterschiede bestehen; bei mir war jedenfalls der Eindruck fast absoluter Spracheinheit der bestimmende, als ich vor mehr als drei Jahrzehnten die Sprachdenkmäler studierte. Ebenso sicher ist, daß die Kasaken sich scharf abheben von allen anderen Türken, also recht eigentlich eine Nation bilden, trotz der ungeheuren Strecken Landes, das sie ohne allen näheren heutigen Zusammenhang bevölkern; sie sind eben zweifellos in früheren Zeiten viel fester zusammengefaßt gewesen. Früher hatten gewisse Familien eine Art Fürstenrang und stellten den Adel dar, dies waren die oft erwähnten *ak sok* = die weißen, d. h. vornehmen Geschlechter im Gegensatz zum anderen Volke, den *kara sok*, den schwarzen Geschlechtern. Dieses Nomadenvolk lebt in *Auls* (*aul*, *agyl* = Hürde, Umzäunung) zu etwa zehn Familien, und mehrere *Auls* bilden eine größere Gemeinschaft, in der ein wegen seiner persönlichen Eigenschaften, seiner angesehenen reichen Familie hervorragender *Bi* (*bi* = *bey*, *beg*) eine patriarchalische Gerichtsbarkeit ausübt, der aber dieses Amt eben aus den genannten Gründen beansprucht, ohne dazu vom Volke erwählt zu sein; diese Gemeinschaft hält aber auch nur in den enger zusammengedrängten Wintersitzen zusammen, im Sommer trennen sich die *Auls* und nomadisieren auf größeren Räumen. Natürlich ist der Haupterwerbszweig dieses Volkes die Viehzucht, neben der die Jagd eine Rolle spielt, doch wird nebenbei von Begüterteren auch einiger Ackerbau getrieben. Noch heute ziehen fahrende

Sänger umher und künden in echt homerischer Weise den Ruhm der wirklichen oder sagenhaften Helden aus der kriegesischen Vorzeit oder Sagenwelt. Diese Sänger fehlen bei keiner Festlichkeit und sind auch geschickte Stegreifdichter, die sich in Wettgesängen messen; aber auch die Nichtsänger fallen durch schlagfertige Improvisationen, Wortspiele und packende Erzählung oft auf; wir haben, wie oben angedeutet wurde, hier Gelegenheit, das Wesen wahrer Volkspoesie in der vollen Entwicklung zu sehen. So leben die *kara sös*, die gemeinen, eigentlich schwarzen Worte, nur in der Tradition fort und gehen wie die homerischen Gesänge von Generation zu Generation weiter, umgestaltet, verkürzt, erweitert, je nach dem wechselnden Charakter der Zeit; das ganze Volk hat sozusagen Teil daran. Bei einiger Bekanntschaft mit diesen hier so klar vor aller Augen liegenden Tatsachen hätten die früheren Erforscher der griechischen wie der deutschen Volkspoesie sich viele Mühe ersparen können¹. Die Kasaken sind seit einer Reihe von Jahrhunderten Mohamedaner und in äußeren Gebräuchen sogar streng, gelten aber gleichwohl bei den Nachbarn als arge Ketzer, und tatsächlich ist wenig vom Geiste des Islam in die Volksseele gedrungen, überall brechen die altheidnischen Vorstellungen und Bräuche durch. Neuerdings gehen allerdings nicht selten junge Kirgisen zu den Kazantataren, um in die eigentliche Lehre des Islam eingeweiht zu werden. Ebenso halten die Kirgisen in der neueren Zeit Wanderlehrer, von denen Hunderte tätig sind. — Von den genauen Kennern des Volkes wird bestimmt behauptet, daß zunächst der größte Teil des Volkes körperlich ausgeprägt den reinen oder rein scheinenden türkischen Typus darstelle, wie die anscheinend ziemlich wenig vermischten Türken des Altai, die eigentlichen Altaier, die Teleuten und nahe verwandte Stämme; daß daneben ein gar nicht unbeträchtlicher Teil ganz andere, edle, regelmäßige Züge aufweise, und daß endlich auch viel wirklich mongolisches Blut in dem Volke zu finden sei,

¹ Selbst ganz bestimmte metrische Formen sind üblich, so das freiere, oft alliterierende, auch reimende und Akrostichen bildende *Dshyr*, das den alttürkischen Charakter mehr widerspiegelt, und das mehr gebundene *Ölōng*.

wie ja auch tatsächlich ganze Stämme, wie der der Naiman, rein mongolischer Abkunft zu sein scheinen; ein Verhältnis, wie es auch bei anderen heute türkisch redenden Stämmen stattfindet.

So gilt wohl Ähnliches auch von den Baschkiren, die ja auch nach Europa herüberreichen. Auch hier wird auf das bestimmteste von Forschern, die sich mit den anthropologischen Verhältnissen dieses Volkes beschäftigt haben, hervorgehoben, daß neben den Leuten mit mongoloiden Zügen sich solche mit weit abweichendem, sagen wir einmal fast arischem körperlichen Habitus zeigen; doch wird noch stärker als bei den Kirgisen die Verschiedenheit betont, so daß es scheint, als ob die Baschkiren in zwei ziemlich deutlich voneinander geschiedene Gruppen, eine mongoloide und eine mehr arische zerfielen, die auch örtlich auseinanderfallen¹. Die wenigen mir zugänglich gewesenen Abbildungen zeigten stark mongoloide Leute. Die rein türkische Sprache der Baschkiren, von der ich nur eine ganz kurze Skizze kenne, zeigt manche beachtenswerte und überraschende Eigentümlichkeiten, auf die hier nicht eingegangen werden kann. Jedenfalls sind die, cf. die Fußnote, finnischen oder vermutlich finnischen Volkselemente auch sprachlich in dem Türkentum der Baschkiren, das überwog, aufgegangen, ebenso wie umgekehrt die finnischen Magyaren zweifellos beträchtliche türkische Volkselemente aufgesogen haben. Die Baschkiren wohnen noch jetzt in einem Gebiet, das zu einer solchen Völkermischung von jeher ungemein geeignet war, wo seit langem türkische, finnische, mongolische Völker und Volksteile sich ein Stelldichein gaben, bis wohin sogar die Ausläufer der iranischen Welt reichten; es ist das die Gegend von Ufa,

¹ Man darf es wohl als mehr als wahrscheinlich hinstellen, daß die Baschkiren oder der eine weniger mongoloide Teil stark mit Finnen vermischt ist, beziehungsweise, daß ein guter Teil geradezu finnischen Ursprungs ist. In diesen Gegenden haben Bulgaren und andere finnische Stämme, so die Magyaren, gesessen, und die Baschkiren werden wohl mit Recht mit den Magyaren in Verbindung gebracht; dabei denke ich aber nur an die Völkerverhältnisse in den Zeiten, wo die Magyaren tatsächlich in naher Berührung selbst mit den iranischen Alanen standen, nicht an den Namen Magyaren (= Madjaren), der derselbe ist wie **Baschkir**; auch der Name Meschtschär ist derselbe wie Madjar (Madžar).

wo die meisten Baschkiren sitzen, dann die von Orenburg, weiterhin sogar die Gouvernements von Samara und Wjatka. Dieses Volk läßt deutlich den Übergang von Nomaden zur festangesessenen Bevölkerung erkennen; ein Teil ist vollständig stationär geworden und in wirklichen Ortschaften angesessen, ein Teil nomadisiert ähnlich wie die Kasaken und teilt sich angeblich wieder in Bergnomaden und Nomaden der Ebene¹.

Eine bedeutungsvolle Rolle unter den türkischen Völkern Rußlands spielen die von den bisher genannten Völkern sehr verschiedenen sog. Krimtataren, ebenso in der Geschichte des südlichen Rußlands wie kulturell, worauf hier nicht eingegangen werden kann. Bekannt ist, daß viele sich zum Judentume bekennen und abgesondert von der übrigen Bevölkerung seit vielen Jahrhunderten als türkisch redende Juden erhalten haben; diese haben sogar verschiedene Mundarten herausgebildet und sich auch im übrigen Rußland vielfach angesiedelt. Das Volk der Krimtataren zerfällt in viele dialektisch deutlich gesonderte Teile. Auskunft über seine Geisteswelt und seine sehr charakteristische Sprache gibt ein starker Band von Radloffs großem Werke, der mit mehr als 900 Seiten Sprachproben der Krimtataren gibt, davon über 500 Seiten in hebräischer Schrift. Über dieses Mischvolk, das jedenfalls in erster Linie reine Türken enthält, daneben aber auch andere Volkselemente, und nach meiner Überzeugung auch nicht wenige finnische, wäre viel zu sagen. Ob und inwieweit die auch zum Judentum übergetretenen Chasaren in ihm aufgegangen sind, vermag ich nicht zu sagen.

Die Tschuwaschen sind heute ein ebenfalls türkisch redendes Volk. Sie wohnen in den Gouvernements Astrachan, Ufa, Simbirsk, Samara, Saratow und Kazan. Sie sind ihrer Abstammung nach wohl hauptsächlich Finnen und

¹ Ich sage angeblich, weil mir die näheren Verhältnisse unbekannt sind, und ich nicht weiß, ob hier wirklich verschiedene Glieder dieses Volkes vorliegen, oder ob vielleicht dieselben Nomaden nur verschiedene Winter- und Sommerlager beziehen, wie das bei den Kirgisen und bei den meisten Völkern im nördlichen Europa und Asien geschieht.

*Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.*¹

unterscheiden sich stark von den wirklich türkischen Völkern dieser an Völkertypen so reichen Gegend. Die Akten über dieses Volk sind noch keineswegs abgeschlossen, doch beginnt das Dunkel über sie sich allmählich zu lichten durch sorgfältige Arbeiten wie die von Finnländern. Die Sprache ist zweifellos ihrem Bau nach türkisch mit vielen Altertümlichkeiten und nimmt unter den türkischen Sprachen eine ähnliche Sonderstellung ein wie im äußersten Nordosten das Jakutische. Die Übernahme des türkischen Idioms durch ein finnisches oder vorwiegend finnisches Volk dürfte gerade die Altertümlichkeiten dieses eigentlich fremden Idioms erhalten haben. Die Tschuwaschen gehören zu den vielen Völkerschaften in diesem Gebiet, die wie die Baschkiren, die alten Chasaren und Magyaren der Vorzeit z. T. vorwiegend finnisch, aber teilweise turkisiert sind oder waren, und sie stehen vielleicht in recht nahen Beziehungen zu den Magyaren vor deren Einbruch in Mitteleuropa.

Die Mongolen.

Die Mongolen in Europa, und zwar nur in dessen südöstlichem Teile, an der unteren Wolga und im südlichsten Rußland in der Gegend der Donmündung, sind natürlich Westmongolen und seit wenigen Jahrhunderten dort eingesessen. Als Volk sind sie ohne Bedeutung, die wie die europäischen Kirgisen und Baschkiren ihr nomadisches oder besser halbnomadisches Leben auch in Europa weiterführen, wofür dem an Zahl geringen, weit nach Westen versprengten Bruchteile des großen Mongolenvolkes verhältnismäßig enorme Räume zur Verfügung stehen; aber ein gewisses Interesse dürfen sie jedenfalls für sich in Anspruch nehmen, da sie in ihrem ganzen Treiben und Wesen innerhalb von Europa das volle Bild mittelasiatischen Nomadenlebens bieten; nach ihren Wanderzelten, ihren Viehherden, ihrem gesamten Hausgerät, nach allen ihren Gepflogenheiten als echtes Reitervolk, wobei männliche wie weibliche Personen seit der frühesten Kindheit zu Pferde sitzen, nach ihrem eigentümlichen, so wunderlich an den katholischen Gottesdienst erinnernden buddhistischen Kult, mit den ebenso an katholische Priester gemahnenden Gestalten, ihren

Lamas, könnte man sich diese Leute ohne Schwierigkeit in die Gobi versetzt denken.

Obgleich wir es mit echten Mongolen zu tun haben, deren Gesichter oft, namentlich bei Frauen, den eigentlichen Mongolentypus zeigen mit breiter, flacher und doch nicht selten gebogener Nase, mit einem Profil, das fast eine gerade Linie bildet, mit weit voneinander entfernten, meist etwas, öfters deutlich tieferstehenden inneren Augenwinkeln, mit so engen und wenig geöffneten Lidspalten, daß von der Seite gesehen das Auge oft geschlossen scheint, habe ich doch gerade unter diesen Leuten Männer gesehen mit so wenig exzessivem Mongolentypus, daß ich im ungarischen Niederland an ihnen gar keinen Anstoß genommen hätte; mehr noch, Männer, wie man deren Zug um Zug gleich im Alföld tausende antrifft; und ich habe genau beobachtet, habe diese Leute studiert, unmittelbar nachdem ich wieder, wie früher so oft und so lange, die magyarischen Physiognomien geprüft und im Bilde fixiert hatte.

Rückblick.

Alle vier behandelten Völkergruppen, Finnen, Samojeden, Türken und Mongolen, gehören zusammen als ethnische und sprachliche Gruppen, die in ihrer Gesamtheit nebst den Tungusen und den Japanern Uralaltaier heißen; das heißt, sie zeigen rassenhaft und sprachlich tiefe innere und genealogische Zusammenhänge. Damit soll aber keineswegs gesagt sein, daß sie als Rasse und in ihren Sprachen eine Einheit bilden, im Gegenteil, das hieße die Sachlage vollständig verkennen. Es ist einigermaßen ähnlich, aber doch wieder erheblich anders als mit den Indogermanen, deren Rasseneinheit ja auch auf das bestimmteste abgelehnt werden muß. Man wird ja wohl endlich dazu kommen, anzuerkennen, daß die Indogermanen wie die Uralaltaier sehr verschiedene Völker und Völkerkonglomerate umfassen, die in Rasse und Sprache unbedingt einen gemeinsamen mächtig fortwirkenden Kern enthalten, aber in ihrem besonderen Milieu, unter der Einwirkung fremder Elemente sich eigenartig individuell entwickelt haben. Dabei ist der Grad der Abhängigkeit von dem gemeinsamen Kern bei Indogermanen



Abb. 1. Ostjakin.



Abb. 2. Wogulin.



Abb. 3. Ostjakin.



Abb. 4. Ostjakin.



Abb. 5. Wogulin.



Abb. 6. Lappin.



Abb. 7. Lappin.



Abb. 8. Lappin.



Abb. 9. Lappe (Knabe).

1, 2, 3, 4 sind Typen, die man Zug um Zug getreu in reichster Fülle im ungarischen Alföld unter der Bauernbevölkerung magyarischer Abkunft antrifft; auch 5 ist dort rein vertreten, aber viel seltener als die vorangehenden vier.

und Uralaltaiern ganz verschieden; sprachlich haben die Indogermanen unendlich viel mehr Zusammenhang, selbst in den einzelnen Formen der Abwandlung, während im Uralaltaischen die Herausbildung im einzelnen im wesentlichen erst von den verschiedenen uralaltaischen Gruppen jedesmal selbständig vollzogen wird; in bezug auf die Äußerungen des geistigen und seelischen Lebens stehen die Uralaltaier einander im allgemeinen näher, vielfach weit näher als die Indogermanen. Das prägt sich auch in den Sprachen aus, die im einzelnen, in der Form, oft kaum erhebliche Gemeinsamkeiten aufweisen und gleichwohl einen Geist atmen wie die indogermanischen nicht annähernd. Das kann hier kaum angedeutet werden, es ist der Gegenstand meiner größeren Arbeiten, wie des jüngst erschienenen Buches: *Der uralaltaische Sprachstamm, das Finnische und das Japanische*. Nur eines mag hier noch erwähnt werden. Wie sehr diese uralaltaischen, sprachlich so weit auseinandergehenden Völker ihre tiefe seelische Eigenartigkeit und Zusammengehörigkeit anderen Rassen und Völkern gegenüber betonen, oder wie stark das eben von den anderen betont wird, dafür liefern einen überraschenden Beleg die vielen anscheinend so verschiedenartigen Namensformen, die bei Angehörigen dieser Rasse oder Völkergruppe vorkommen, und die sie eben als besondere Völkergruppe erscheinen lassen. Es ist das eigentlich ein einziger Name, aber in zahllosen Variationen, wodurch bald finnische, bald mongolische, bald tungusische, samojedische oder türkische Völker bezeichnet werden; etwa so, wie die Iranier und die Iren, falls wirklich in Iren der alte Stammesname der Arier steckt; nur erscheint bei diesen Uralaltaiern, entsprechend ihrer großen individuellen Verschiedenheit und Selbständigkeit auch auf sprachlichem Gebiet, dieser eine oder doch wesentlich derselbe Name in Gestalten, die zunächst jeden Zusammenhang auszuschließen scheinen; es ist dieser Fall so eigenartig und so spannend, daß eine Andeutung darüber hier zum Schlusse Platz finden möge; ich füge aber ausdrücklich hinzu, daß mit den wenigen hier folgenden Angaben die Fälle des Vorkommens dieses Namens keineswegs erschöpft sind, sondern daß sehr viele andere, selbst aus dem

äußersten Osten¹, ebenso wie aus dem Zentrum und dem Westen von Asien und dem Osten von Europa, genannt werden könnten. Die Grundelemente dieses Namens sind M—g—r, U—g—r, dann M—ng—r, M—ng—l, U—ng—r, U—ng—s oder Ju—ng—r, Ju—ng—s, Dsu—ng—r.

Daraus entstehen die Hauptformen wie **Mogor** (alt = **Modjor**, **Madjor**, cf. **Meschtschär**), **Wogul**, **Mandzur**, **Mongol**, **Ugr**, **Uigur**, **Ugor**, **Jugor**, **Ungar**, **Hungar**, **Dzungar**, **Sungar**, **Tjungus**, (**Tungus**). Hierher gehört sogar **Bolgar**, das mit l statt des n dem **Mongol** und **Mandzur** entspricht. Daneben gibt es eine zweite Gruppe von Namen, bei denen dieselben Elemente, aber in etwas veränderter Stellung, vorliegen; dabei ist die Stellung der Elemente nicht Ju—g—r, sondern Ju—r—k, und daraus ergeben sich wieder die vielen Namen, die mit **Jurak**, **Tjurk** (**Turk**, **Türk**) zusammenhängen, so daß tatsächlich Völker aller fünf genannten Hauptgruppen der Uralaltaier eine der beiden Hauptformen des hier behandelten Namens führen, denn **Jurak** ist, wie wir gesehen haben, die Bezeichnung des wichtigsten Samojedenvolkes. Ganz verfehlt wäre es aber, zu meinen, daß die

¹ Um ganz wenig aus der ungeheuren Menge von Erscheinungen herauszugreifen, sei daran erinnert, daß die Inger im Ostseegebiet denselben Namen führen, wie die Ungarn, daß auf der Halbinsel Krim der Name **Ungar** vorkommt, daß der Fluß **Sungari** im östlichsten Asien, die **Dsungarei** den gleichen Namen enthält; cf. die **Jugorstraße** im nördlichen Eismeer. Auch im eigentlichen China kommen vielfach Namen vor, die auf verschiedene der genannten Formen zurückgehen. Zum Schlusse noch eine Bemerkung. Ich habe, was ich hier nicht ausführen kann, diesen Punkt zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung gemacht und gefunden, daß abgesehen von den erwähnten Hauptformen, die wir vom mittleren Europa unbedingt bis in das nördlichste und östlichste Asien verfolgen können, ebenso vom nördlichen und sogar vom mittleren Europa wieder bis ins chinesische Reich hinein einfachere Namensformen auftauchen, denen der letzte Bestandteil des gewöhnlichen vollen Namens fehlt; es sind das Bildungen wie **Ung**, **Djung**, **Tuk** u. ä., daneben solche, die den Hauptbestandteil der zweiten Hauptform enthalten: **Mok**, **Muk**... Aber auch hier handelt es sich, soweit ich das übersehen kann, ebenfalls überall um Völker uralaltaischen Stammes, auch hier wieder vielfach im ausgesprochenen Gegensatz zu allophylen Völkern ihrer Umgebung; es seien nur die allerbekanntesten angedeutet, so die **Hiung-nu**, **Hunnen**, **Dunganen**, die **Tukiu** der alten chinesischen Quellen; es könnte das sehr weit ausgeführt werden.

Die mongoloiden Völker Europas und die Basken.

Völker, deren Namen in der besonderen Gestaltung der so mannigfach variierten Lautform sich (z. T. ganz zufällig) besonders nahe stehen, nun auch nahe verwandt sein müßten; sonst wäre der Magyar der nächste Verwandte des Mandschuren, der Mongole der des Wogulen.

Neben diesen altaischen Völkern haben, wie hier mehrfach angedeutet wurde, noch ganz andere nordasiatische Rassenformen hier und da ihre Wirkungen bis tief ins östliche Europa hinein ausgeübt, wie wahrscheinlich die Rasse der sog. Jenissei-Ostjaken und der Kotten, deren Sprachen von allem Altaischen ganz verschieden sind, und andere, die an amerikanische Formen erinnern — vorläufig ungelöste Rätsel.

Die Basken.

Dagegen behaupte ich, daß die Basken nach Rasse, Herkunft, Sprache zu der gewaltigen Völkergruppe gehören, deren heutige Hauptvertreter die nichtindogermanischen und nicht-türkischen Kaukasusvölker, also die lesghischen Völker, die Abchasen und Tscherkessen sowie die Kartwelvölker (die Georgier, Svaneten usw.) darstellen¹. Das Ungeheuerliche der Vorstellung, daß die isolierten Basken im äußersten Südwesteuropa mit diesen in ähnlicher Weise im Kaukasus isolierten und alleinstehenden Völkern zusammenhängen sollen, schwindet alsbald, wenn wir berücksichtigen, daß augenscheinlich beide, Basken wie Kaukasusbewohner, nur die letzten, in der westlichen und der östlichen Gebirgswelt rein erhaltenen Reste der Rasse bilden, die in vorindogermanischer Zeit einen großen Teil von Vorderasien und (lückenlos?) die nördlichen Küstenländer des Mittelmeeres bis nach Spanien sowie die Asien und Europa verbindenden Inseln besiedelt hat. Überall in den genannten Ländern finden wir deutliche Spuren einer älteren, später vom Indogermanentum aufgesogenen Bevölkerung; und wo uns zufällig auch Spuren ihrer Sprachen aufstoßen, da sprechen auch diese deutlich für tiefe Zusammenhänge mit den Sprachen der genannten Kaukasusvölker. Von mehreren dieser Völker, die im Altertum weit außerhalb des Kau-

¹ cf. mein: Das Baskische und der vorderasiatisch-mitteländische Völker- und Kulturkreis 1909.

kasus lebten und z. T. mächtige Reiche in Vorderasien gründeten, wie den Elamiern, dem Mitannivolk, den Urartiern kennen wir die Sprachen, sie gehören zu den genannten Sprachen des Kaukasus als deren vollgültige Schwestersprachen. Dasselbe gilt mit großer Wahrscheinlichkeit von anderen, wobei die wohl zu bejahende Frage, ob nicht auch ein Teil der unter dem Sammelnamen hetitisch gehenden Völker ebenfalls hierher gehört, als noch nicht spruchreif offen bleiben soll; dagegen hat man mit Recht den unindogermanischen, kaukasischen Charakter der vielbesprochenen Inschrift von Lemnos erkannt und sogar die Verwandtschaft der darin enthaltenen Sprache mit dem Etruskischen betont, das unbedingt, selbst wenn es eine indogermanisch-kaukasische Mischsprache darstellen sollte, was ich nicht glauben kann, sehr deutliche, unverkennbare Beziehungen zu den heutigen Kaukasussprachen zeigt. Ähnliches wie vom Etruskischen gilt von dem sog. Eteokretischen. Beiläufig sei erwähnt, daß manche Spuren auf kaukasischen Ursprung der alten vorindogermanischen Bevölkerungen Italiens, der Balkanhalbinsel und der umliegenden Länder, besonders der Rasenen oder alten Räter, der Ligurer, Sarden, Sikuler(?) usw. deuten. Man kann wirklich mit einiger, um nicht zu sagen mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen, daß die nördlichen Mittelmeerländer bis tief in das Innere des Kontinents eine vorindogermanische Bevölkerungsunterschicht kaukasischen Ursprungs gehabt habe; daß gewisse Länder wie die Pyrenäenhalbinsel, wahrscheinlich ein großer Teil von Frankreich und Italien mit seinen Inseln, Völker dieses Stammes während langer Zeit zur Hauptbevölkerung gehabt haben. Wieweit in den nördlicheren Gegenden, also im eigentlichen Mitteleuropa, eine gleiche Unterschicht angenommen werden könne, darüber kann man heute nur vage Vermutungen hegen; aber das darf man wohl sagen, daß die kategorische Ablehnung der nicht kritisch genug gesichteten Aufstellungen von Wirth, worin er das kaukasische Element sehr tief im Innern des Kontinents nachweisen will, mindestens ebenso unkritisch ist wie diese Aufstellungen selbst, denn diese Aufstellungen enthalten viele in hohem Grade bedeutende Ergebnisse.

Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

Von Prof. Dr. R. Freiherrn v. Lichtenberg-Berlin.

Mit 6 Abbildungen im Text.

Obwohl das Bedürfnis eine feste Wohnstätte zu besitzen, wo man Schutz sowohl gegen die Witterung, als gegen tierische oder menschliche Feinde findet, — obwohl dieses Bedürfnis ein allen Menschen von Anfang an gemeinsames ist, mögen sie sonst in der Art der Lebensführung und allem Anderen noch so grundverschieden sein, so hat sich die Art des Wohnbaues doch nicht bei allen Völkern gleich entwickelt, sondern sie hat überall so ganz verschiedene Formen angenommen, daß selbst der Laie, wenn er in fremde Länder kommt, die Unterschiede zuerst und am stärksten empfindet.

Diese Unterschiede stammen aber nicht etwa erst aus jüngster Zeit, aus den letzten Stufen der architektonischen Entwicklung, sondern sind bereits in den ersten Anfängen der Architektur deutlich erkennbar und scharf ausgeprägt. Der Ursachen für diese auffälligen Verschiedenheiten gibt es mehrere. Sie beruhen einmal in der psychologischen Veranlagung der einzelnen Völker und der dadurch bedingten verschiedenen Lebensweise, dann in dem Klima des betreffenden Landes und in dem Materiale, das von Natur aus den Einwohnern zum Bauen geboten ist und das in verschiedenen Ländern auch ein recht verschiedenes ist. Alle diese Umstände zusammen bewirkten, daß die Bauten der einzelnen Völker und Länder so abwechslungsreich in die Erscheinung treten, wobei ich auf die stilistische Ausbildung des künstlerischen Schmuckes der Architektur kein Gewicht lege; denn diese wechselt auch bei demselben Volke im Laufe der Zeiten. Der eigentliche Baugedanke blieb doch stets der gleiche, wenn auch die äußere, rein künstlerische Ausgestaltung sich änderte. Das, worauf es uns hier ankommt, ist der architektonische Grundgedanke, wie er sich im Grundrisse und in der Konstruktion kund gibt, und darin, in wie weit die Konstruktion selbst zur Erzielung ästhetischer Wirkung benützt wird.

Ausgehen haben wir zunächst vom Grund-

risse. In diesem spricht sich bereits deutlich aus, ob die bauliche Anlage von einem Volke stammt, das seit je sich von Ackerbau ernährte und das eine fest ansässige Lebensweise führte, oder von einem Volke, dessen Vorfahren, und sei dies noch so lange her, als frei umher-schweifende Nomaden lebten. Dieser Unterschied der Lebensführung wurde nämlich von einschneidendem Einflusse auf die Lage des Hauptbaues zum Hofe und der verschiedenen Teile des Baues zu einander.

Die Wohnung eines nomadisierenden Volkes muß rasch zu errichten und ebenso rasch wieder abbrechen sein. Darum erwähnen und erwähnten Nomaden stets das Zelt als Behausung. Einige leichte Stangen werden kreuzweise in die Erde gesteckt, und die dadurch annähernd gekennzeichnete Kegelform wird mit Lappen und Fellen bedeckt. Fertig ist damit das Zelt, das bei kurzem Aufenthalte zum Schutze gegen das Wetter genügt, und ebenso rasch auch wieder abgebrochen und in seinen einzelnen Teilen den Lasttieren aufgebürdet werden kann.

In der allgemeinen Form dem Zelte ganz ähnlich ist die Hütte. Auch sie zeigt in ihrer einfachsten Gestalt die Kegelform, aber, da sie zu längerem Aufenthalte dienen soll, besteht sie aus ganz anderem Materiale. Des dauernden Zweckes wegen verwendete man als Stützen zum Teil stärkere Hölzer als die leichten Zeltstangen. Das Äußere wurde fest mit Reisiggeflecht überzogen und sowohl zur Verstärkung, als um Regen und Wind den Durchzug durch das Geflecht zu verwehren, mit einer Lehmschicht bedeckt.

In den Zeltlagern verbietet es sich von selbst im Innern des Zeltes Feuer zu machen, die Speisen werden vor demselben unter freiem Himmel gekocht. In den Resten steinzeitlicher Hütten Europas und auch in Griechenland war dagegen die Feuerstelle in das Innere verlegt und zwar auf zweierlei Art. Entweder es war in der Mitte des Fußbodens eine Grube oder Mulde

Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

ausgehoben, in der Aschen- und Speise-Reste, sowie Gefäßscherben heute noch beweisen, daß einst darin gekocht wurde, oder man errichtete an derselben Stelle eine zumeist viereckige Steinsetzung, auf der das Feuer lodern konnte.

So zeigen sich bei Hütte und Zelt, diesen allereinfachsten Anfängen des Wohnbaues, bereits

der Nacht das Vieh und sonstige Habe geborgen werden kann, während ringsum die Zelte die waffenfähige Mannschaft beherbergen, so daß also hier die Wohnräume einen Innenhof umschließen und gleichzeitig zum Schutze und zur Verteidigung der ganzen Anlage dienen.

Ganz anders bei Ackerbau treibenden Völkern.

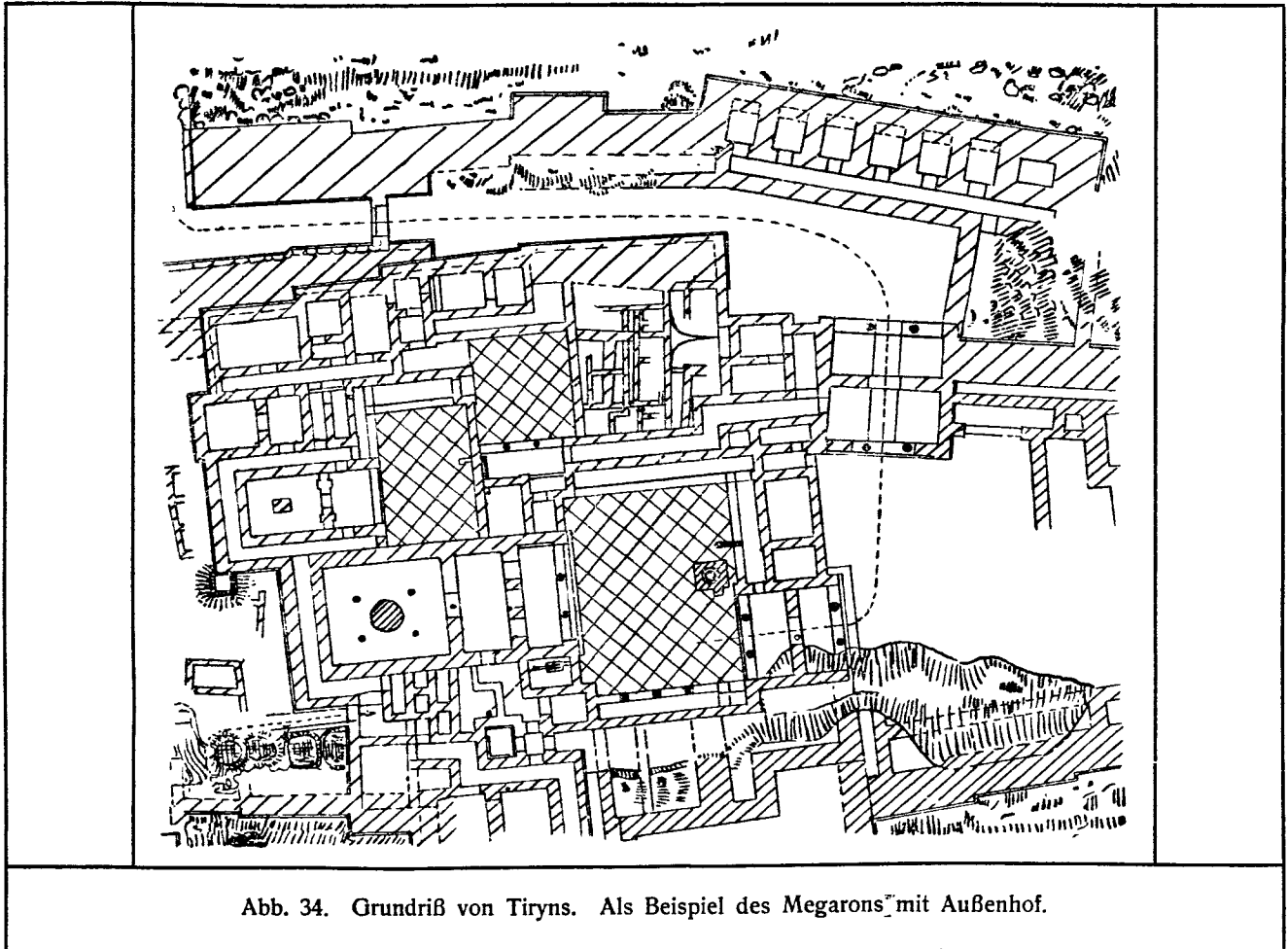


Abb. 34. Grundriß von Tiryns. Als Beispiel des Megarons mit Außenhof.

grundlegende Unterschiede im Aufbaue. Weitere Unterschiede, und zwar solche des Grundrisses der Gesamtanlage, gehen aus der Verwendung hervor.

Nomaden müssen auf ihren Wanderzügen ihre gesamte wertvolle Habe an lebendem Vieh oder toten Gegenständen stets mit sich herum führen und auch während der Rast für die Sicherheit des Besitzes Sorge tragen. Dies geschieht am wirksamsten so, daß die Zelte der Horde im Kreise aufgeschlagen werden. Dadurch entsteht im Innern der ganzen Anlage ein umschirmter runder Platz oder Hof, in dem während

Bei solchen brauchen die Hütten nicht wie beim Zeltlager dicht aneinander zu stehen, sondern da jeder auf oder nahe bei der von ihm bebauten Scholle seine Wohnung errichtet, liegen sie einzeln verstreut im Gelände. Auch der bewegliche Besitz ist kein so gemeinsamer, wie bei einem nomadisierenden Stamme. Jeder Einzelne hat je nach seinen Bedürfnissen seinen besonderen Besitz; und diesen sowie die Erträge des Ackerbaues und der Jagd muß darum auch jeder für sich gegen feindliche Eingriffe zu schützen besorgt sein. Da dies nun in der nicht sehr geräumigen

Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

Wohnhütte nicht möglich ist, mußten andere Mittel ersonnen werden.

Zu diesem Zwecke war es am besten, daß jeder vor seiner Hütte ein Stück seines Grundes und Bodens mit einer Umzäunung einfriedete und so einen Raum schuf, der nicht nur die Wohnhütte, sondern auch Vorratsräume umschloß, und, da er nur einen Eingang besaß, verhältnismäßig leicht von seinem Besitzer, dessen Angehörigen und Gesinde verteidigt werden konnte.

Auf diese Weise entwickelte sich schon in den allereinfachsten Wohnanlagen der Außenhof, der vor der Wohnung liegt, bei ackerbauenden Völkern mit ansässiger Lebensweise, und der von den Wohnräumen umschlossene Innenhof bei nomadisierenden Völkern. Dies ist der grundlegende Unterschied, der durch die verschiedene Lebensweise der Völker in der Gesamtanlage sich entwickelt hat.

Die europäisch-arischen Völker lebten, soweit wir ihre Spuren zeitlich zurück verfolgen können, stets fest ansässig, und darum findet sich bei ihnen bereits in der Steinzeit als Wohnort das Gehöfte, d. h. die Hütte mit dem Hofe davor. Die Semiten wieder waren anfänglich alle Nomaden, und sind es zum Teil als Beduinen noch heute, daher sind ihre Wohnanlagen, auch als sie zu fest ansässiger Lebensweise übergingen, dem Zeltlager nachgebildet und betonen den Innenhof.

Diese Verschiedenheit der Anlage bietet uns von Anfang an grundlegende, rassenhafte Unterscheidungen in der Architektur, darum müssen wir diese Höfe bei den beiden Rassen noch näher in ihrer fernerer Entwicklung betrachten.

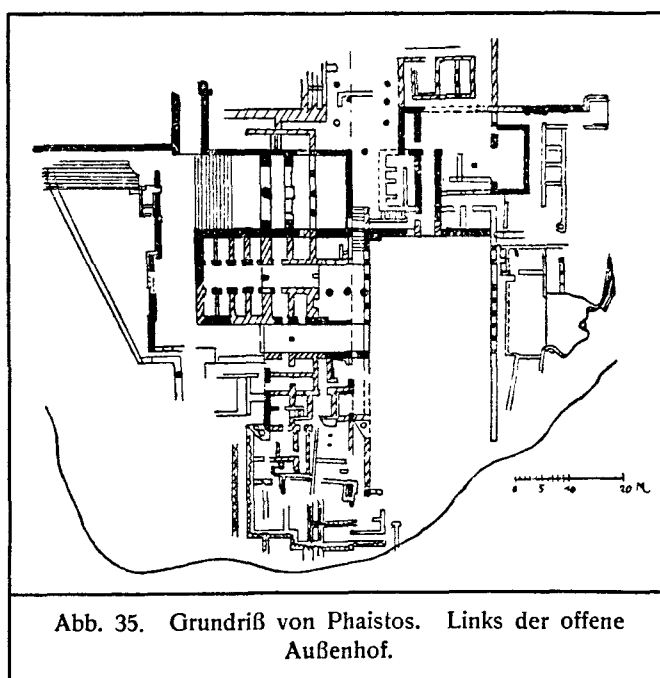
Die Umwandlung der runden Hütte zum rechteckigen Hause läßt sich für die arischen Völker am besten im Südosten Europas, nämlich

in der ägäischen Kultur, an erhaltenen Denkmälern verfolgen. Zu Orchomenos in Boeotien z. B. zeigen die übereinander gelagerten Kulturschichten diesen Übergang sehr deutlich. In den untersten, noch der neolithischen Zeit angehörenden Schichten herrscht noch die runde Hütte, allmählich wird diese mehr oval, um dann ganz in das Rechteck überzugehen. Mit der Wandlung des Rundes in das Rechteck entstand der Megaron-Typus des Hauses, dessen Weiterentwicklung die Burgen von Troia, Mykenä und Tiryns zeigen. Durch eine Toranlage betritt man zunächst den

Hof, an dessen dem Tore gerade gegenüberliegenden Seite das Megaron sich befindet, und da es sich nach dem Innern des Hofes zu öffnet, nur von diesem aus zugänglich ist. (Abb. 34.)

In solchen auf Anhöhen gelegenen und befestigten Burgen wohnte der Herrscher eines Stammes, und der ummauerte Hof konnte in Kriegszeiten zur Verteidigung dienen, indem die unterhalb der Burg in ihren Gehöften verstreut

wohnenden Bürger ihre wertvolle Habe heraufbrachten und als bewaffnete Krieger gleichzeitig ihr eigenes Gut und den Königspalast vom Hofe aus verteidigten. Diese ägäischen Paläste sind also eine Vereinigung von Wohn- und Fluchtburg. Hierbei ist zu beachten, daß die Fluchtburg bei den arischen Völkern älter ist, als die Wohnburg. Jeder wohnte in seinem Gehöfte, da, wo er sein Land hatte; aber diese Verstreuung der Wohnungen über das Gelände hätte eine gemeinsame Abwehr von Feinden sehr erschwert. Darum stellte man für Zeiten der Gefahr auf Bergen Befestigungen her, die im Frieden leer und außer Gebrauch waren, wo aber bei feindlichen Einfällen die Stammesangehörigen gemeinsam zusammen kamen und ihr



Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

mitgebrachtes Hab und Gut schützen und verteidigen konnten.

In Ägäa erwählte dann bald der Herrscher die einstige Fluchtburg zu dauerndem Wohnsitze, während von den Untertanen jeder seinen eigenen Hof unterhalb der Burg bewohnte, sodaß es keine geschlossenen Ortschaften gab. Wie tief diese offene Siedelungsweise im arischen Empfinden wurzelte, zeigen noch späte Berichte des Thukydides über Athen, aus denen hervorgeht, daß die Griechen sich nur sehr schwer an das Leben in geschlossenen und befestigten Orten gewöhnen konnten und das verstreute Wohnen in einzelnen Gehöften oder Weilern entschieden bevorzugten.

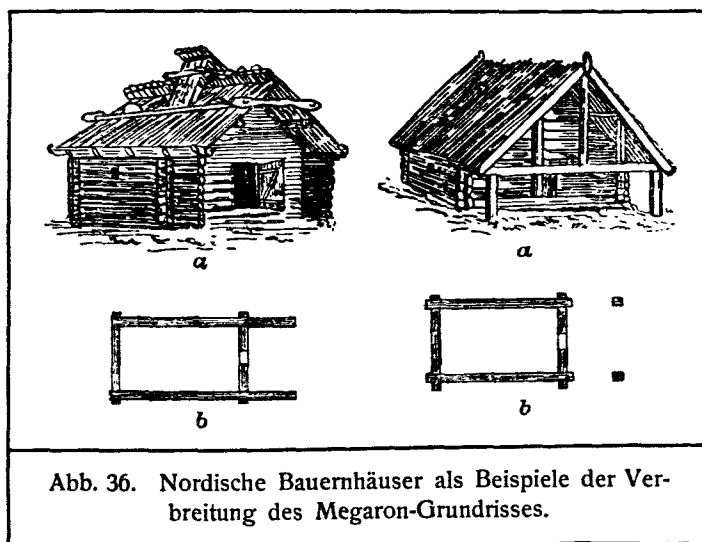
Wir sehen demnach, von welcher tiefen Bedeutung der arische Außenhof auch für die Entwicklung der Ortschaften wurde. Davon bilden Besonderheiten auf Kreta scheinbar Ausnahmen.

Auf der gebirgigen Insel Kreta wurden in minoischer Zeit die Ortschaften nahe dem Meere in fruchtbaren Ebenen angelegt. Hier nun trat bald, wie Gurnia, Psyra und andere Ausgrabungsstätten lehren, eine mehr geschlossene Bauweise ein. Dies mag einerseits darin beruhen, daß man, um die von steinigen Bergen umschlossenen, oft nicht allzu großen Fruchtebenen voll ausnützen zu können, die Wohnstätten auf Hügelkuppen am Rande dieser Ebenen zusammendrängte. Andererseits trieben die nahe der Küste gelegenen Siedelungen Kretas frühzeitig einen starken Seehandel mit anderen Ländern bis Ägypten, wie die Sagen von der Thalassokratie des Minos und zahlreiche ägäische Funde in Ägypten erweisen. Für die Leute, die sich nun mehr mit diesem Handel, als mit dem Ackerbau beschäftigten, mag wohl bald für die Aufbewahrung der Handelswaren und für deren Sicherung gegen räuberische Einfälle ein näheres Zusammenwohnen sich als notwendig erwiesen haben.

Die Paläste auf Kreta, die sich auf den ersten Blick sehr von denen zu Tiryns und Mykenä zu unterscheiden scheinen, stimmen doch in der Anlage des Megaron und des Außenhofes vollständig mit diesen überein, nur sind hier aus leicht erkenntlichen Gründen kleine lokale Änderungen eingetreten. Das Megaron ist breiter geworden im Verhältnisse zu den Langseiten, und im Innern stehen nicht vier Säulen in der Mitte, sondern an der Hinterwand deren drei in einer Linie. Der Außenhof ist nicht mit Mauern und einem Tore befestigt, sondern ist ein offener Platz. Aber diese Unterschiede erklären sich leicht aus der verschiedenen Bedeutung der Anlagen.

Die festländischen Paläste waren Burgen und dienten bei den durch Einwanderung neuer Stämme, die vom Norden kamen, gewiß nicht seltenen kriegerischen Zeiten auch als Fluchtburg für die Umwohner. Nicht so auf dem entfernten Kreta, wo die sich drängenden Völkerwellen gar nicht mehr oder nur abgeschwächt

hin gelangten. Hier saß der Herrscher nicht mehr in der Burg, sondern in einem eigentlichen Palaste, der auch nicht mehr auf einem besonderen Hügel, sondern in einer Ebene und, wie es Knossos und Phaistos zeigen, tiefer als die Wohnstätten der Bürger lag. So nahm die Entwicklung auch andere Wege. Der Palast in Kreta wurde nicht durch die Lage auf einem Hügel in seiner Ausdehnung beschränkt, sondern konnte sich freier entfalten, dies begünstigte die Breitstirnigkeit der einzelnen Gemächer. Die Burgen besaßen hinter dem Hofe außer dem Männer-Megaron ein zweites für die Frauen, zuweilen wohl noch andere für die erwachsenen Söhne. Diese Megara waren selbständige Gebäude und nahe aneinander gedrängt. Da für die kretischen Paläste mehr Raum zur Verfügung stand, konnten sie viel reicher und einheitlicher angelegt werden.



Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

In diesen reicheren Palästen gab es auch zu mannigfachen Zwecken mehrere megaronartige Räume, und diese zogen sich z. B. in Knossos auch noch den Abhang eines Flußtales hinunter, so daß mehrere Stockwerke übereinander entstanden. Um allen Räumen Licht und Luft zuzuführen, wurden Lichtschächte durch alle Stockwerke

mauern selbst eine Begrenzung bildeten, offen und unbefestigt. (Abb. 35.)

Auch auf Kreta, wie am Festlande, muß der von auswärts durch den Hof Kommende zuerst das Hauptmegaron betreten, das als Empfangsraum und sonst zu feierlichen Anlässen diente.

In Griechenland ist dieser Typus der Anlage

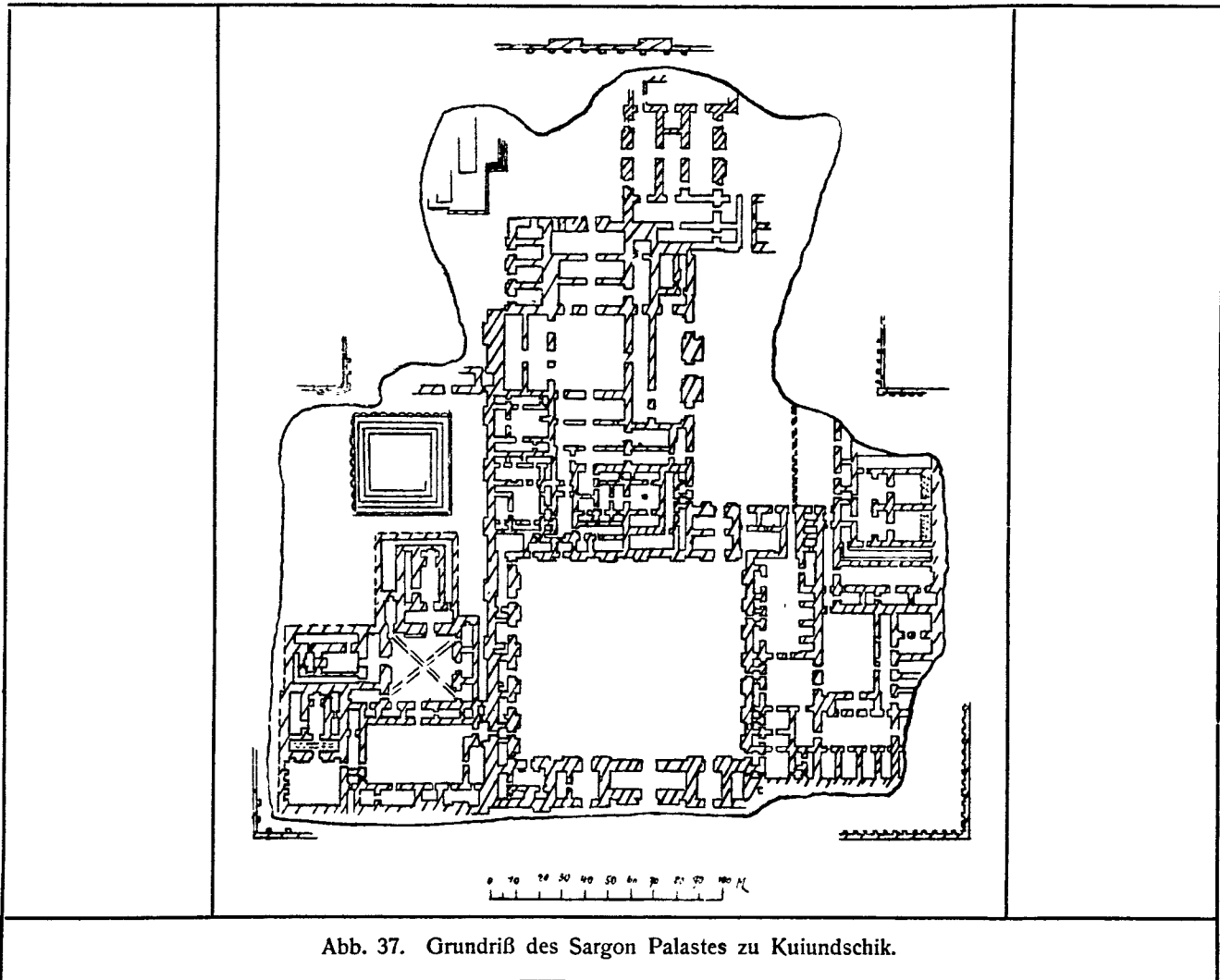


Abb. 37. Grundriß des Sargon Palastes zu Kuiundschik.

geleitet, dadurch ward der dem Eingange gegenüberliegende Teil des Gemaches unbedacht, und die bis dahin reichende Decke wurde daselbst von drei Säulen unterstützt.

Der im Westen des Palastes gelegene Außenhof diente nicht mehr zur Verteidigung, sondern er ergab sowohl eine räumliche Trennung, als auch eine Vermittlung des Verkehrs zwischen dem Palaste und den Wohnstätten der Untertanen, darum war er, soweit nicht die Palast-

mit Außenhof seit der ägäischen Kultur bis heute stets in Gebrauch geblieben. Die bei den Ausgrabungen zu Priene in Kleinasien und sonst zu Tage gekommenen Grundrisse von Häusern zeigen, daß die Hellenen auch bei ganz geschlossener Bauweise in den Städten den Außenhof beibehielten. In Priene gelangt man von der Straße aus zunächst in einen, wenn auch noch so kleinen, seitlich des Hauses gelegenen Hof und von diesen aus in die Wohnräume.

Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

Das einfache bürgerliche Haus der griechischen Städte hat diesen Grundgedanken ebenfalls bis heute gewahrt. Von der Straße aus muß man durch eine Türe einen Hof betreten, um erst von diesem aus in die dem Hofe an ein oder zwei Seiten angebauten Wohnräume zu gelangen. Der Straßen-Anlage wegen ist auch hier, wie zu Priene, der Außenhof nach einer Seite hin verlegt. Auch vom Megarontypus hat sich in der vor der Haustüre auf vorgestellten Stützen ruhenden Vorhalle noch viel an modernen griechischen Bauernhäusern erhalten. Übereinstimmungen der griechischen Gesamtanlage sowohl als des Wohnhauses mit alten und neuen Anlagen im Norden Europas, deren nähere Betrachtung aus dem Rahmen dieser Zeitschrift herausfallen würden, zeigen, daß diese bereits in den ältesten Zeiten Ägäas erkennbare Grundriß-Anordnung eine allen arischen Völkern gemeinsame ist und sich in unvordenklichen Zeiten bereits infolge der ansässigen Lebensweise mit Notwendigkeit ergeben hat. (Abb. 36.)

Ebenso hat sich aus den Bedürfnissen, die das nomadische Lager mit sich bringt, eine andere Grundriß-Einteilung entwickelt, die wir bei den semitischen Völkern von den ältesten Zeiten bis heute beobachten können. Dieser andere Grundriß ist der schon Eingangs besprochene mit dem Innenhofe.

Als einzelne semitische Völker ansässig wurden und statt des Zeltlagers feste Wohnhäuser erbauten,

war durch die Gewohnheit unzähliger Generationen die Anlage mit dem Innenhofe so in dem Empfinden und Bewußtsein des Volkes eingewurzelt, daß auch für die später in festem Materiale und für dauernd errichteten Häuser der alte Typus beibehalten wurde.

Auf die Entstehung des Grundrisses aus dem

Zeltlager weist deutlich die Beschreibung der jüdischen Stiftshütte im zweiten Buche Mosis 25 bis 27 und 35 bis 49 hin, ebenso wie die IV. Mosis 2 beschriebene Lagerordnung. Die Stiftshütte stand als Kultraum, der auch alle die wertvollen Kultgeräte barg, inmitten des Lagers, gleichsam in einem quadratischen Hofe, um den herum die Zelte der kriegstüchtigen Mannschaft aufgestellt waren, und so zur Verteidigung des Heiligtums dienten. Hier haben wir also bereits im Alten Testamente die Beschreibung eines solchen durch die Lagerordnung entstandenen Innenhofes.

Auch die durch die Ausgrabungen in Me-

sopotamien wieder an das Licht gebrachten babylonischen und assyrischen Paläste und Häuser weisen genau diese Anlage auf. Die Reste des Palastes Sargons zu Kuiundschik enthalten einen großen von mannigfachen bedeckten Räumen umgebenen Innenhof. Bei der Größe der Anlage schließen sich noch mehrere, kleinere, ebenfalls von Wohnräumen umgebene Innenhöfe an. (Abb. 37.)

Die Häuser der Bürger sind zu Assur, Babylon und Fara genau so im Grundrisse angelegt. Von der Haustüre aus gelangt man in einen

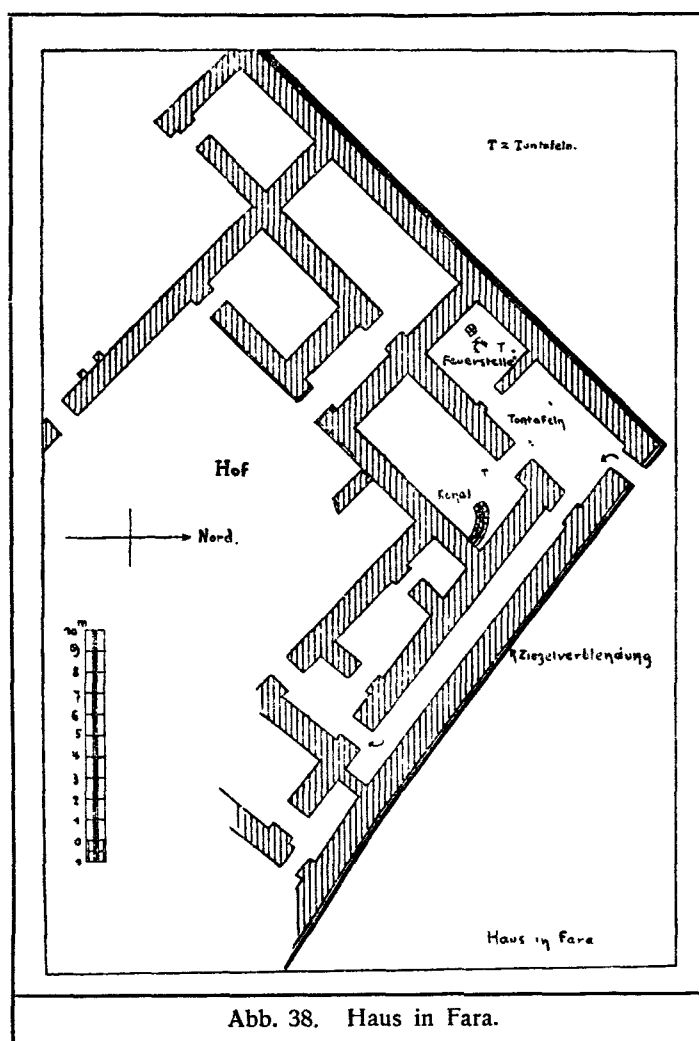


Abb. 38. Haus in Fara.

Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

Gang, der zwischen bewohnbaren Räumen durch das Haus hindurch nach dem die Mitte der ganzen Anlagen einnehmenden Hofe führt. Aber noch eines ist bemerkenswert, der Gang ist so angelegt, daß er gleich hinter der Türe seitwärts abbiegt und erst nach nochmaligem Umbiegen zum Hofe gelangt. Also selbst dieser Gang ist allen von der Straße aus durch die Türe in das Haus dringenden Blicken verborgen, so daß Gang und Hof für Unberufene völlig unsichtbar und damit noch schwerer nahbar sind. (Abb. 38.)

Ganz die gleiche Anordnung ist von diesen

noch stark an die Entstehung aus dem Lager erinnert. Diese Bauten sind die sogenannten Chans, die als Herberge der in die größeren Orte kommenden Karawanen dienen. Um einen großen, meist quadratischen Hof sind in mehreren Stockwerken die Schlafzimmer für die reisenden Kaufleute verteilt, während die Kamele der Karawane, zuweilen auch ein Teil der Lasten, im Hofe untergebracht werden.

Auffällig ist der Umstand, daß diese unarische Anlage des Chans auch in einem arischen Lande wiederkehrt. Ich meine die griechischen Klöster,

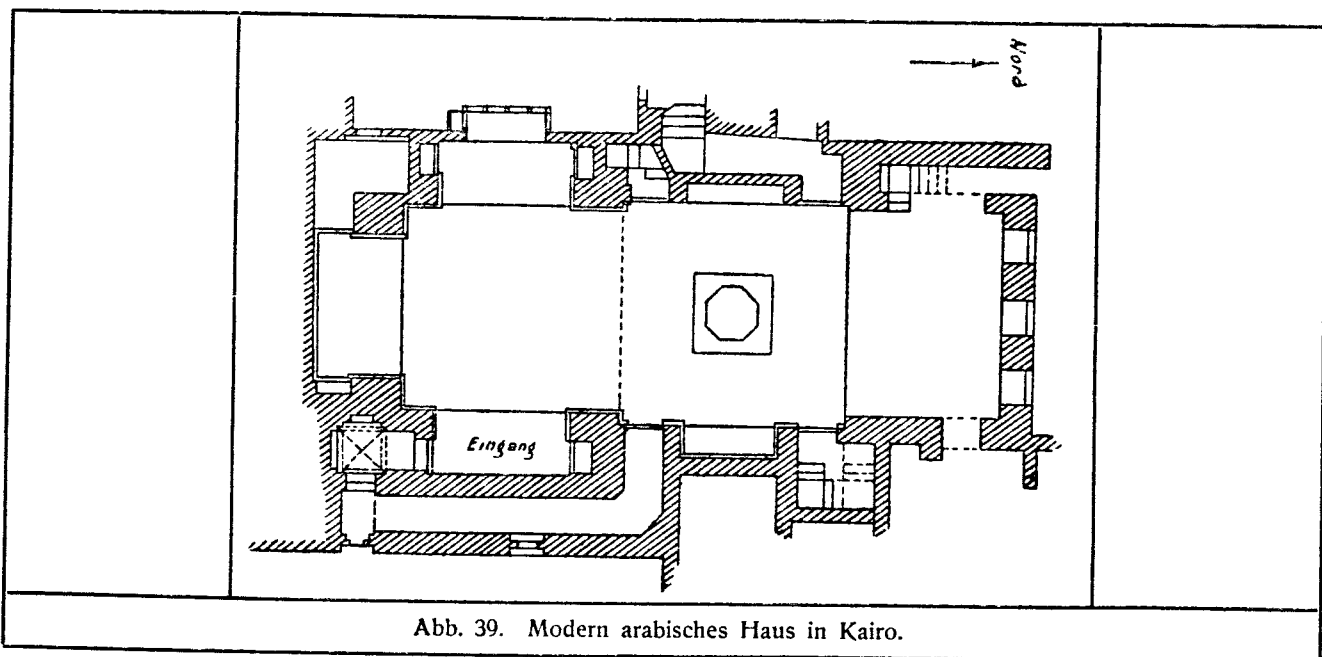


Abb. 39. Modern arabisches Haus in Kairo.

alten Zeiten an in allen semitischen Bauanlagen des Orients bis heute in Gebrauch und Geltung geblieben. Wenn man z.B. die rein arabischen Gegenden Kairos durchwandert, so bemerkt man, daß eine nur etwa $1\frac{1}{2}$ Meter hinter der Eingangstüre errichtete und mit der Außenseite des Hauses parallel laufende Wand jeden Einblick in das Innere des Hauses unmöglich macht. Ein mehrfach geknickt verlaufender Weg führt nach dem innen gelegenen Hofe. Wie ein Vergleich der beigegebenen Grundrisse aus Fara und Kairo zeigt (Abb. 39), hat sich in allen den dazwischen liegenden Jahrtausenden der Grundgedanke bei den semitischen Bauten unverändert erhalten, geradeso wie bei den arischen Völkern der Außenhof.

Bei einer Art solcher orientalischer Bauten wird man aber auch durch den heutigen Gebrauch

die mit der Kirche im Innenhofe sowohl an die Chans als an die Beschreibung des jüdischen Zeltlagers mit der Stiftshütte erinnern. Die Erklärung ist vielleicht darin zu suchen, daß das Klosterleben den Ariern ursprünglich fremd war. Es ist bereits in vorchristlichen Zeiten im Oriente entstanden, und so mögen die ältesten Klöster Griechenlands von orientalischen Christen begründet worden sein, die auch ihre heimische Art des Grundrisses mitbrachten, so daß bei dem allen religiösen Einrichtungen eigenem Konservatismus diese von auswärts eingeführte Anlage bis heute in Griechenland in Gebrauch blieb.

Dies ist aber die einzige scheinbare Ausnahme der oben geschilderten Entwicklung des Grundrisses, sonst finden wir stets vom Altertum bis in unsere Tage den Innenhof mit meist versteck-

Die antiken Baustile des Orients vom Standpunkte des Rassencharakters.

tem Zugange als ein Kennzeichen semitischer Bauart, dagegen den Außenhof mit daran liegendem Eingang zum Hause als Merkmal arischer Bauweise.

Bei den alten Ägyptern wieder zeigt sich äußerlich eine den arischen sehr ähnliche Anlage des Wohnhauses. Bildliche Darstellungen von Häusern der Vornehmen an den Wänden der Gräber, z. B. dem des Merire zu El-Amarna, erweisen, daß auch hier dem Hause ein außenliegender Hof vorgelagert war, daß man diesen Hof zuerst betreten mußte, ehe man in das Innere des Hauses gelangen konnte, und daß auch hier die Haustüre durch eine auf Säulen ruhende Vorhalle beschattet wurde. Die Einteilung im Innern war aber eine andere als in Ägäa. In dem großen Hauptraum fehlt der Familienherd, und die Vorratsräume, Küche und andere Räume schließen sich ganz symmetrisch dem Hintergrunde der ganze Anlage an.

Ähnliche Anordnung zeigen auch kleine aus Lehm gefertigte Weihegaben, Häuser von einfacheren Leuten, wohl auch Handwerkern, darstellend. Auch bei diesem sind der Wohnraum und ein davor liegender Hof von einer gemeinsamen Mauer umgeben, so daß hier ebenfalls das Haus nur durch den Außenhof zu erreichen ist.

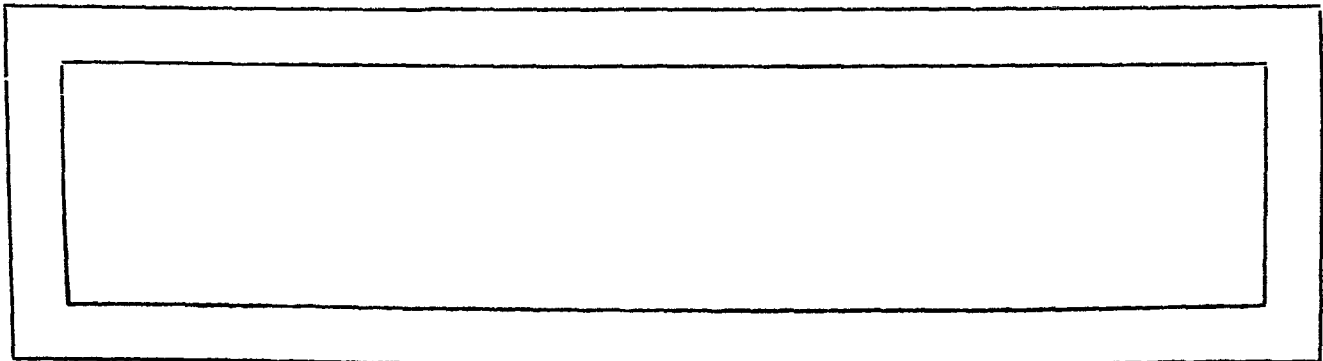
Wir wissen aber, daß die Ägypter in den schmalen Streifen Fruchtländes zu beiden Seiten des Niles seit den ältesten Zeiten in ansässiger Lebensweise vom Ackerbau lebten, so daß sich auch hier der Außenhof aus denselben Gründen wie bei den arischen Völkern erklärt.

Können wir diese Haus- und Hof-Anlage der Ägypter einigen Grabgemälden und den erwähnten Modellen entnehmen, so ist sie doch

auch noch an architektonischen Monumentalwerken deutlich zu erkennen; das sind die Totentempel vor den Pyramiden, deren Art der Errichtung erst jüngst durch die Ausgrabungen Borchardt's zu Abusir unserer Erkenntnis erreichbar wurde, und manche der großen Tempel zu Theben, Karnak und an anderen Orten.

Durch einen vom Nile heraufführenden Gang gelangte man bei den Pyramiden zuerst in einen Vorhof, von diesem aus in die dem Totenkulte geweihten Räume, und dahinter lag die Pyramide als die für die Ewigkeit errichtete Behausung des verstorbenen Pharaos. Bei den großen Tempeln wieder bildeten die mächtigen Pylone den Eingang zu einem großen Vorhofe, an dessen dem Eingange gegenüberliegender Seite und nur von dem Hofe aus betretbar, sich die zahlreichen Säle und Zimmer, in denen den Göttern Verehrung dargebracht wurde, anschließen. Auch an den Felsen-Gräbern der 12. Dynastie zu Beni Hassan und denen der 18. Dynastie zu Theben scheint ein ähnlicher Gedanke gewaltet zu haben, denn auch hier befand sich, in einzelnen Spuren noch heute teilweise deutlich erkennbar, vor der in den Felsen hineingearbeiteten Wohnung des Toten eine Hofanlage unter freiem Himmel, die die Grabtüre beschirmte und wohl auch der Volksmenge bei den Totenfeiern zum Aufenthalte diente.

Diese Unterschiede in der Grundriß-Entwicklung geben uns ein willkommenes Mittel an die Hand, aus der Art, wie der Hof angebracht war, zu erkennen, welche Lebensweise einst den Erbauern eines antiken Bauwerkes zu eigen war. Und aus dieser Lebensweise werden wieder Rückschlüsse auf die Rasse, der sie angehörten, ermöglicht.



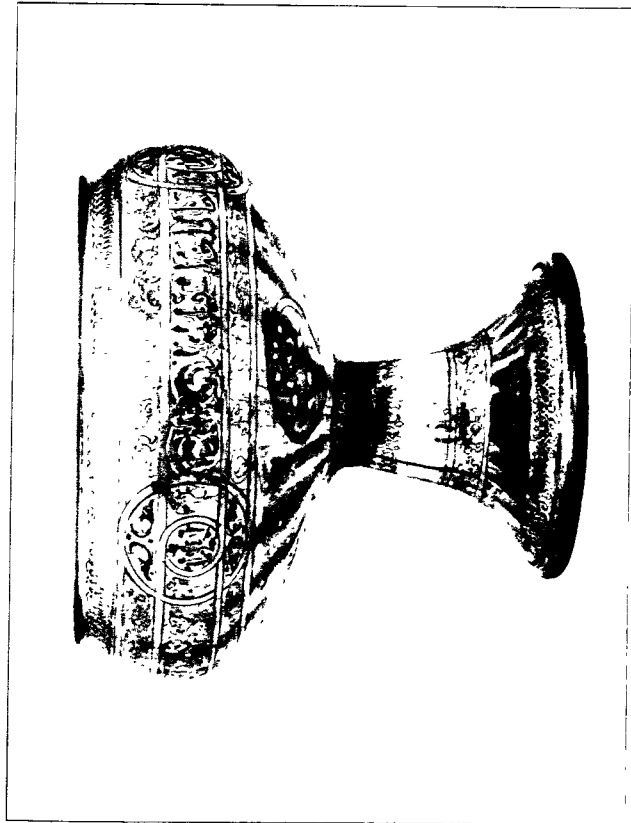


Figure 1 Jazza Dish. Bears arms of the Emir Badr ed-Din ez-Zahiri, servant of Beybars I, 1260-1277 A. D.

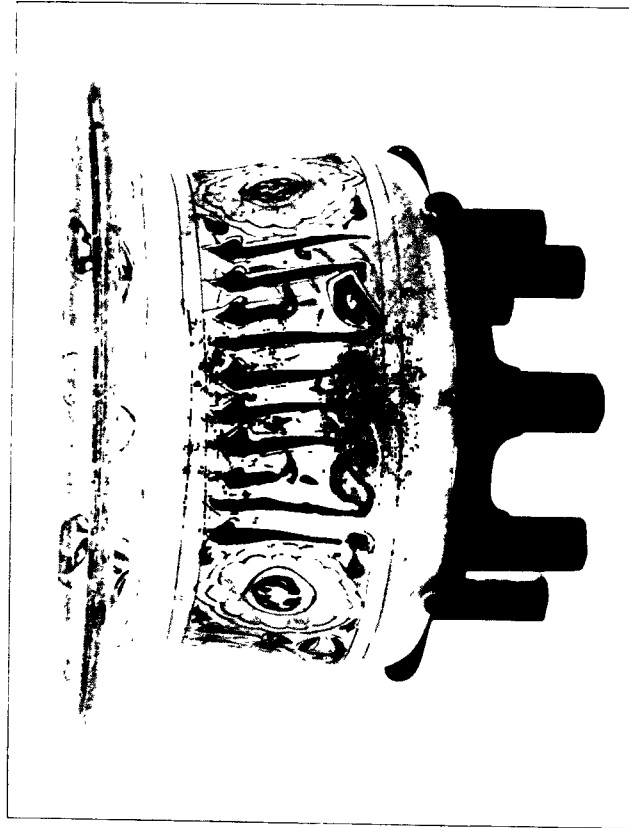


Figure 3. Deep Bowl. Saracene, XIV Century

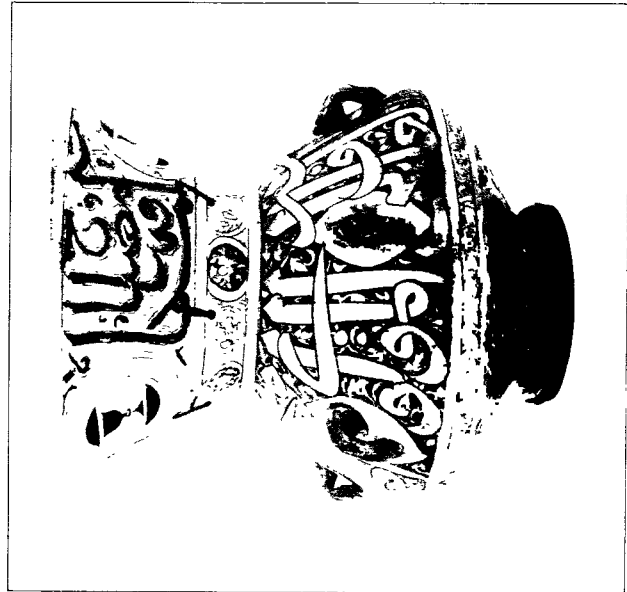


Figure 2. Mosque Lamp. Inscribed with Koranic Surah, 24-35; and name of the Emir Sheykhut (1335), servant of Muhammed ibn Kalawun

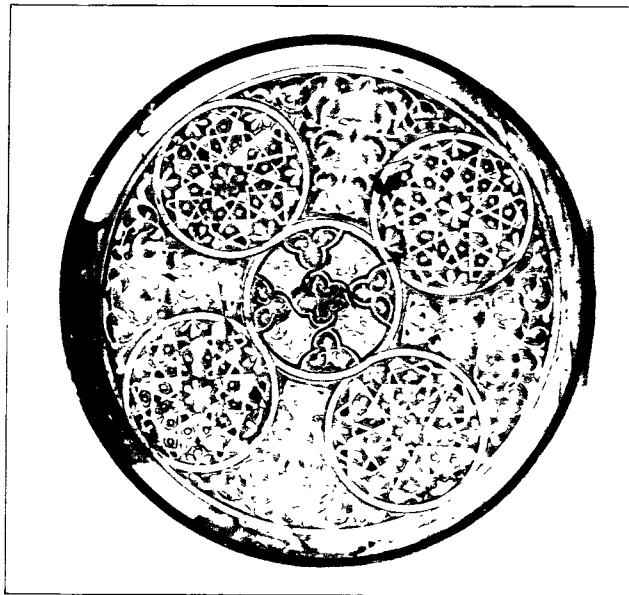


Figure 4. Shallow Dish. Doubtless made for a Coptic Christian. Saracene, XIV Century.

Saracenic Glass.

By Garrett Chatfield Pier-New York.

With 8 Figures on 2 Plates (XXXVII—XXXVIII).

Both in Egypt and the Mesopotamian Plain, glass was known at an early date.

An extant example of Egyptian glass dates from the reign of Amenhotep I, circa 1500 B. C.

Some fifty years later, during the reign of Thutmose III, glass was comparatively common. This is especially true in the case of glass pastes colored to imitate certain of the semi-precious stones, such as lazuli, beryl and turquoise. Under Amenhotep III and IV, 1400—1350 B. C., the Egyptians reached their highest degree of technical skill, both in the *pâte-de-vert* and festoon types.

And it is to Egypt that we must turn for an historical reference to the early glass of Mesopotamia. Thutmose III, in his chronicles of a long series of conquests in Asia, has left us a record of various tributes or imposts exacted. Among these mention is made of "the false lazuli of Babylon". In fact, the special pains taken to distinguish between the real and false material shows that the paste imitations were very commonly manufactured by the craftsmen of that ancient city.

Of this glass we have nothing, but the opaque glass of Egypt continued well down to Roman days, culminating in the world-famed murrhine glass of Alexandria.

About the Second Century B. C., translucent blown or crystal-glass first appears, the output of the various great centers of the industry being enormous. But with the downfall of Constantinople, the Alexandrine, Tyrian and Sidonian factories passed into the possession of the Saracens.

Almost immediately we meet with our first dated example of Saracenic gilt and enamelled glass in a pilgrim's-bottle now in the collection of Hakki Bey in Paris.

As Schmoranz points out¹, it bears the renk of the Sultan Nasir ed-Din Mahmud ibn Muhammed, who reigned about 1216 A. D.

Another early example, — of a type to which we would more especially refer, — is the tazza-shaped dish, illustrated in Figure I, a remarkably beautiful example of enamelling and gilding, now preserved with eight other examples of Saracenic glass, in the Edward Clarence Moore Collection of the Metropolitan Museum of Art. Upon this dish we find the armorial symbol of the Emir Badr ed-Din ez-Zahiri, a servant of the art-loving Sultan Beybars I, 1260—1277 A. D. It is decorated in colors and gold with a short Arabic couplet, a band of seated nobles feasting and playing musical instruments, and a double band representing lions in pursuit of antelopes and hares, the latter in some cases having their heads turned en face. The decoration is delicate in design and execution; the gilding lavishly employed. It is quite in the style of the pilgrim's bottle in St. Stephan's, Vienna; the ewer belonging to the Rothschild Collection in Paris, and the goblet in the Löwenburg¹.

The contrast between this and the far different type seen in Figure 2, is quite apparent. In the latter the dominant note is exaggeration in style and the use of opaque enamels, as against the elaborate use of gilding and minuteness of detail seen in the former. Again, the designs seen upon the former type bear a close resemblance to those frequently employed by the metal-workers of Mossul; in fact, one of the Mossul lamps now in the Metropolitan Museum is decorated with a design almost identical with that seen in Figure I. Another example, a metal jug made by "Ahmad al-Dakali of Mossul", and dated in the year 1226 A. D., is similarly ornamented. Dr. Martin has figured² a bowl made for the Sultan al-Muizz Izz ed-Din Aibek, 1250—1257 A. D., a piece of metalwork with a very similar band of coursing animals, and which is doubtless the work of a craftsman of Mossul.

¹ Both illustrated by Schmoranz. *Op. Cit.* Plates IV, XXX, and XXXII.

² Martin, Dr. F. R., "Ältere Kupferarbeiten aus dem Orient", Plate 2.

¹ Schmoranz, G., "Old Oriental Glass Vessels", London and Vienna, 1899.

The fayence of Rhages, both polychromatic and lusted, has made us thoroughly familiar with the feasting and hunting nobles, and coursing beasts — the latter, indeed, taking us far back to the Sino-Turkish designs of the Chou and Han Dynasty of China. In fact, Chinese designs creep in even upon Mossul work, as we see in a lamp made for al-Nasir, in which figured medallions against a rich sarmentous ground, are reserved against the wellknown T-pattern of China. From these facts we would claim the possibility of a Persian or Mesopotamian provenance for the richly gilded and delicately ornamented type exemplified in Figure I (Plate XXXVII.)

The other type or types, for there is more than one, are as we have said, far different from this Perso-Mesopotamian type, both in

design and color. The truth of this is seen at once by comparing Figure I with the various mosque lamps illustrated in Plate XXXVIII. Here enamelled colors predominate; the design, whether floral or calligraphic, is on a larger and coarser scale; detail is so conventionalized that the floral bands have here deteriorated into mere spirals or hooks. We do not attempt to assign this type to any one of the many sections of the Near East in which historical records state that glass was manufactured, but we do wish to enter a protest against the dismissal of Egypt from all consideration. Her skill in every other branch of the arts, stimulated by the constant influx of foreign craftsmen, should certainly have made it possible for her to have produced, in company with Damascus, Aleppo and 'Irak, those "Kandil Kalauni", whose beauty today so charms us.

Die Ehrenpforten in China.


Von P. A. Volpert S. V. D. in Jen tschou fu (Schantung).

II.

Mit 11 Abbildungen im Text und auf 2 Tafeln (XXXIX—XL).

4. Entstehungsgeschichte der Ehrenpforten.

a) Ehrenzeichen der ältesten Zeit.

 Schon im hohen Altertum war es Sitte bei den Chinesen, heroische Tugenden durch öffentliche Ehrungen auszuzeichnen. Wir finden Beispiele hiervon im Schu king, der ältesten chinesischen Geschichtsquelle. Kaiser U, der Begründer der großen Dynastie D'schou, der 1134—1115 v. Chr. regierte, befahl nach Besiegung des vorhergehenden Tyrannen Dschou sin, dem Fürsten von Bi, die Eingekerkerten unter dem Volke zu befreien und öffentliche Ehrenzeichen anzubringen an dem Torbogen des Fleckens Schang yung. Einige Jahrzehnte später gibt der dritte Herrscher der Dynastie Dschou, Káng wang (1078—1052) seinem Minister Bi den Auftrag: „Väterlicher Beschützer, ich beauftrage dich heute mit dem Amte des Dschou kung (des

berühmten Staatsmannes und Bruders des Dynastiegründers U wang), geh hin und zeichne aus die Tugendhaften, scheide sie aus von den Schlechten und bringe Ehrenzeichen an ihren Wohnungen und Weilern an, erhebe die Braven und entferne die Taugenichtse, errichte damit ein vorbildliches Beispiel guter Sitten!“

Im Text des Schu king werden die öffentlichen Auszeichnungen mit denselben Schriftzeichen ausgedrückt, welche heute noch dafür gebräuchlich sind, nämlich *biau* „äußerliches Abzeichen“, „Vorbild“, „Inschrift“, „Denkmal“ und *zing*, das eigentlich „Signalflagge“ heißt, hier aber die Anbringung eines öffentlichen Ehrenzeichens an Haustüren oder Torbogen bedeutet. Vielleicht wurden in der ältesten Zeit ein Paar Fahnen an der Tür des Geehrten aufgepflanzt. Noch jetzt ist es Sitte, daß Inhabern hoher Gelehrten-Grade zwei riesige Signalstangen mit

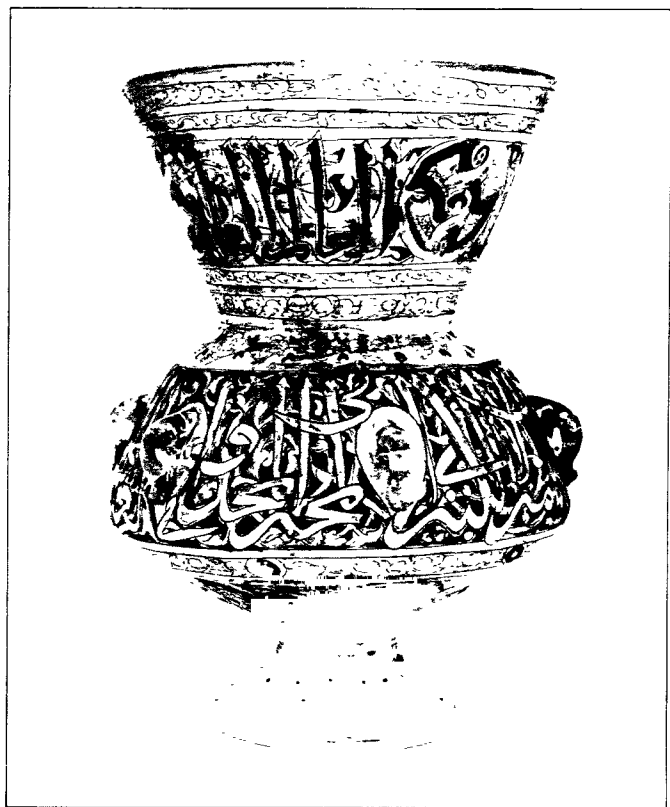


Figure 5. Mosque Lamp. About body bears tiles of an unnamed Emir. Saracenic, XIII--XIV Century.



Figure 6. Mosque Lamp. Saracenic, XIII--XIV Century.

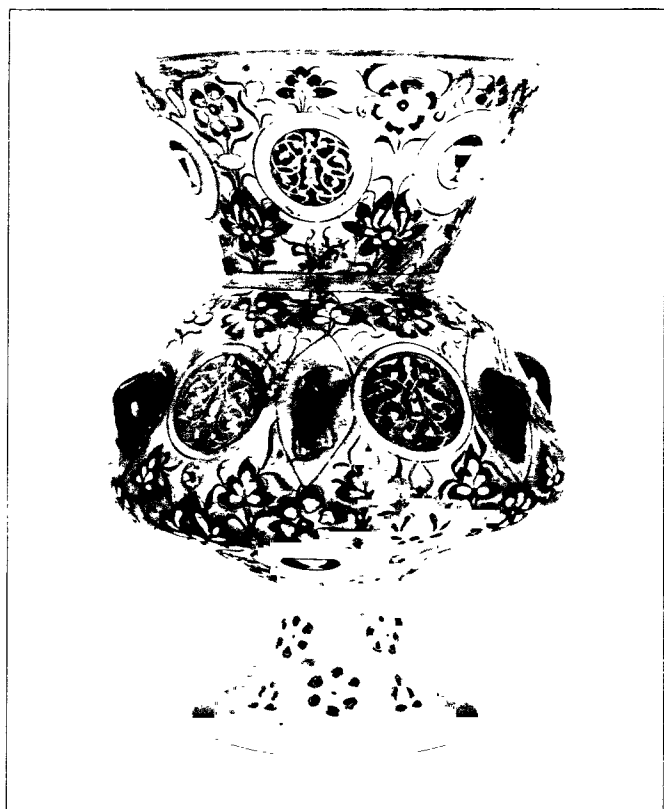


Figure 7. Mosque Lamp. Within medallions bears name of Muhammad ibn Kalawun. 1293-1340 A. D.

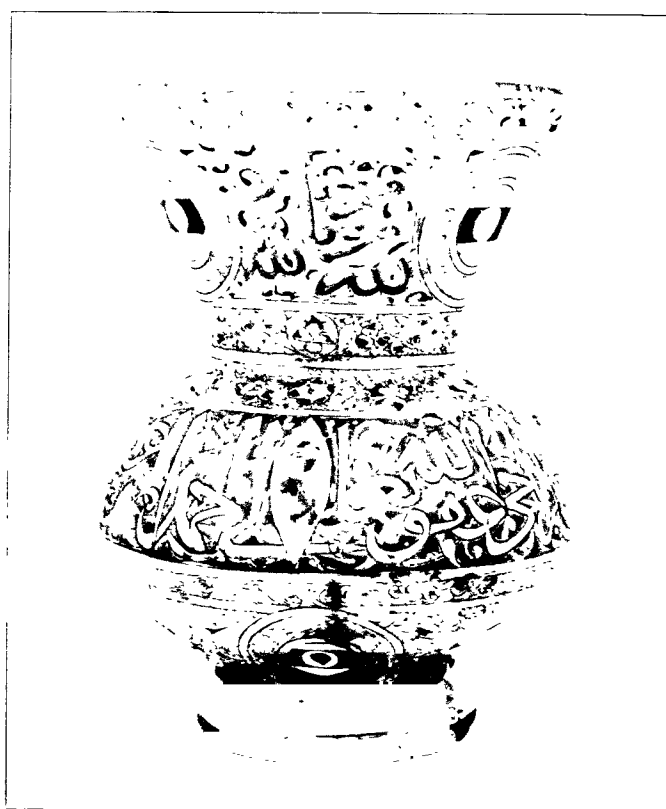


Figure 8. Mosque Lamp. Inscribed with Koranic Surah 9, 18, and the name Ahmad al-Mihmandar. Arms similar to Artin Pacha, "Blason", Figures 220-21.

Metallknopf vor der Türe aufgerichtet werden. Die beiden Charaktere *zing biau* zusammen bedeuten jetzt noch: „öffentliche Ehrung durch kaiserliches Diplom.“

b) Ehrensäulen des Altertums.

Andere aus dem Altertum bekannte, öffentliche Ehrungszeichen waren zwei kunstvolle Steinsäulen, *tch'üo* genannt. Sie schmückten das Portal von Fürstenpalästen und wurden mit kaiserlicher Genehmigung auch als öffentliche Ehrung vor Gräbern großer Männer angebracht. Schon zur Zeit der Dschou scheinen sie üblich gewesen zu sein. Denn die Straße, auf welcher Confuzius wohnte, hieß *tch'üo li*, „Weiler der Ehrensäulen“. Confuzius hatte seine Wohnung außerhalb des Westtores der Hauptstadt von Lu, an derselben Stelle, wo jetzt sein berühmter Tempel inmitten der Stadt Tch'ü fu steht. Die jetzige Stadt ist vor 400 Jahren zum Schutze des altherwürdigen Tempels um denselben gebaut worden.

In Süd-Schantung finden wir jetzt noch sechs Exemplare jener steinernen Ehrensäulen. Sie stehen vor Gräbern berühmter Männer und datieren aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Christus. Drei derselben finden wir im Kreise Fêi hien, bei dem großen Markte P'ing-y, der zur Zeit der Han eine Stadt war. Sie stehen an einem flachen Hügel im Felde und sind noch gut erhalten. Zwei bilden ein zusammengehöriges Paar. Vom dritten ist das Gegenstück verschwunden. Die vier Seitenflächen sind durch erhöhte Riefelung in einzelne Felder abgeteilt und mit schönen Reliefbildern geschmückt, die historische Szenen darstellen, z. B. das Attentat auf den König von Ts'in, die Aufsuchung der Reichspaladine Ding durch den ersten Kaiser der Ts'in-Dynastie u. dgl. An zwei dieser Säulen kann man noch etwas von der Inschrift entziffern. Die Inschrift der einen sagt: „Grab des Ministers Huang von Süd-U yang, im dritten Jahre der Periode Jüan huo, 86 n. Chr.“ U yang war eine Stadt in der Nähe mit dem Sitz eines belehnten Herzogs zur Zeit der Han.

An der dritten Säule, die einige hundert Schritt südwärts steht, lesen wir: „Grabmal des Ministers Huang schöng von P'ing-y, Süd-U yang. Große Pforte zum (Friedhof) . . . des Ministers . . .“

Die Jahreszahl ist ebenfalls *jüan huo san nien*, 86 n. Chr.

Drei andere Tch'üo findet man südlich der Stadt Kia siang. Abb. 1 auf Tafel XXXIX zeigt uns das Paar bei den Gräbern der Familie U am U dschêi schan, Berg der Wohnungen der U-Familie. Sie stehen in einem tiefen Weiher, der sich im Sommer mit Wasser füllt. Vor etwa 100 Jahren wurden hier drei steinerne Opferhallen mit schönen Basreliefs entdeckt. Man hob die Steine aus dem Boden und setzte sie in ein eigens dafür gebautes Haus. Auf Abb. 2 sehen wir im Hintergrunde dies Gebäude. Die Reliefs hat E. Chavannes publiziert in seinem Werke „La Sculpture sur pierre en Chine.“

Die zwei Säulen stehen etwa 4 Meter voneinander. Sie sind aus mehreren Stücken kunstvoll aufgebaut und ragen zirka 4 Meter über den Boden auf. Man sieht noch einige Glieder am Boden umherliegen, sodaß man annehmen muß, daß die Spitzen herabgefallen sind. Die dachartigen Vorsprünge zeigen die Form der Ziegeldächer. Unten mißt der Durchschnitt 1,18 Meter Breite und 0,70 Meter Dicke. Die oberen Glieder verjüngen sich. An den Außenseiten ist je ein Stück von halber Höhe als Strebe angesetzt. Alle vier Seiten sind durch erhabene Rillen in Felder geteilt und mit Reliefbildern geschmückt.

Abb. 4 auf Tafel XXXIX zeigt eine Steinsäule, die wahrscheinlich aus der Zeit der Zin-Dynastie (265—420) stammt. Die obere Hälfte ist herabgestürzt, das Gegenstück liegt ebenfalls in Trümmern. Diese Säule war umfangreicher, als die oben geschilderten; sie mißt verstümmelt noch an 3 Meter Höhe. Indessen ist an ihr keine Skulptur noch Inschrift zu entdecken. Daß die Inschrift fehlt, ist dadurch zu erklären, daß der eine Teil zerfallen ist, der jedenfalls die Inschrift mit dem Datum trug. Man erzählt, daß der berühmte Kalligraph Wang hi dsche die Denkmalsinschrift geschrieben habe für den durch dies Denkmal geehrten Tsch'e djên, dessen Schwiegersohn er war. Vor einem Menschenalter will man die wegen meisterhafter Kalligraphie sehr wertvolle Inschrift noch gesehen haben. Reste von Skulpturen fand ich auf Steintrümmern der Feldterasse daneben; sie stellten auf polierter Fläche eingeritzte Linien von Blumen und Tierfiguren dar.

An der Säule sehen wir die Kunst des Stein-

Die Ehrenpforten in China.

metzen, der die Holzschnitzerei nachahmt. Die einzelnen Teile sind so exakt gearbeitet und übereinandergefügt, daß auch nicht die Spalte für eine Messerklinge übrig ist. Nur rohe Gewalt konnte diese Kunstwerke zerstören und den einen Teil umstürzen.

c) Die Ehrenpforten (*p'ä fang*) späterer Zeiten.

Die eben geschilderten Ehrensäulen, *tch'üo*, sind schon lange nicht mehr üblich. Es ist mehr als wahrscheinlich, daß sich aus ihnen im Laufe der Zeit die heutige Form der Ehrenpforten, *p'ä fang*, entwickelt hat. Durch Querbalkenverbindung war die Form der steinernen Ehrenpforten geschaffen.

Die Abb. 3 auf Tafel XXXIX zeigt uns eine Ehrenpforte aus dem 15. Jahrhundert, die noch sehr einfach ist. Die Inschrift *tch'in yü zi zang*, „Begräbnis und Opfer auf kaiserliche Anordnung“, überliefert der Nachwelt die Ehrung, die der Kaiser dem Toten erwies durch Entsendung eines Spezialgesandten zur feierlichen Beisetzung und zu den Opfern am Grabe. Die Figuren auf den aufstrebenden Säulen zeigen himmelanschauende Affen (*wang t'ien hou*). Dieselben Laute bedeuten auch den Wunsch, „der Kaiser möge Herzogstitel verleihen.“

Die Abb. 9 auf Tafel XL zeigt eine schon halb zerfallene Ehrenpforte vor dem Grabmal des vierten Kaisers der Urzeit Schau hau, 4 Kilometer östlich von Tch'ü fu. Dieser Kaiser soll um 2500 v. Chr. bei Tch'ü fu residiert haben. In den letzten Tagen der Sung-Dynastie wurde das Grabmal in großem Stil renoviert, und die Ehrenpforte scheint aus jener Zeit zu stammen. Man sieht in der Nähe noch unfertige Denksteine liegen von 7 Meter Höhe, 4 Meter Breite und 1 Meter Dicke; dazu gehörte ein Kopfstück von 5 Meter Höhe und ein Sockel in Schildkrötenform von kolossalem Umfang. Die Kreisannalen von Tch'ü fu besagen, daß unter Kaiser Hui zung (1101—1127) durch das Eindringen der Horden der Djin, die auch den Kaiser gefangen wegführten, die Arbeiten unterbrochen worden seien.

Die Form des vorliegenden Steinbogens ist galgenartig, gebildet aus vier Steinsäulen, die von Seitenstreben und durch Querbalkenverbindung gestützt werden. Der Flügel links ist schon eingefallen. Die Seitenauswüchse an den Säulen-

köpfen sollen Wolken vorstellen. Die Inschrift *Schau hau ling* bedeutet: „Mausoleum des Schau hau.“

Die Frage, wann zuerst eigene Denkmalspforten erbaut wurden zur Anbringung der kaiserlichen Ehrendiplome, müssen wir durch die Geschichte beantworten lassen. Wenn wir die Annalen durchgehen, so finden wir zu allen Zeiten zahlreiche Beispiele von kaiserlichen Ehrungen heroischer Tugend. Die ehrende Inschrift wurde entweder über dem Hauseingang, *men*, oder am Ortstorbogen, *lü*, angebracht.

In den Annalen der Liu-Sung (420—479) wird erzählt: „Im 7. Jahre des Jüan dja (430 n. Chr.) wurde von den Beamten von Süd-In dschou die Familie eines gewissen Dung yang, welcher in Si yang (Provinz Hu hêi) wohnte, dem Throne zur Ehrung empfohlen, weil sie drei Generationen ohne zu teilen, friedlich mitsammen hausgehalten. Auf kaiserlichen Befehl wurde dann ein Ehrenschild über die Haustüre des Dung yang geheftet, mit der Inschrift: „Die durch Eintracht ausgezeichnete Familie Dung.“

Unter der Dynastie Liang (502—556) geschah im Ort Jüan ling, Gebiet Süan tschöng (Provinz Ngan hui), folgendes Ereignis. Ein Mädchen schlief bei seiner Mutter, die plötzlich von einem Tiger angefallen wurde. Die Tochter schrie um Hilfe und faßte das Raubtier, sodaß sie ihm die Haare ausriß. Der Tiger schleppte die Mutter über 10 Li weit mit, dann ließ er sie fallen. Die Tochter trug sie nach Hause, wo sie nach einigen Stunden verschied. Der Ortspräfekt Siau dschen trug die Kosten der Beerdigung und setzte den Thron in Kenntnis von diesem Vorfall. Darauf ward an ihrer Haustür und am Ortstorbogen ein Ehrenschild angebracht.

Noch mehr häufen sich solche Beispiele zur Zeit der T'ang (618—907). Im 9. Monat reichte das Finanz-Ministerium zu Gunsten der Familie Li ze luin, eines Beamten im Kreise Schen dschou (Provinz Tsche li), eine Petition ein, folgenden Inhalts: „Früher, als die tugendhafte Familie des Wang dschung dschau in Döng dschou (Ostschantung) während sechs Geschlechtsfolgen friedlich zusammengelebt hatte, ward ihr folgende Ehrung zuteil: Auf der Ballustrade vor dem Fremdensaal wurde ein Monument gleich einer Vormauer errichtet. Neben der mit Rabenköpfen

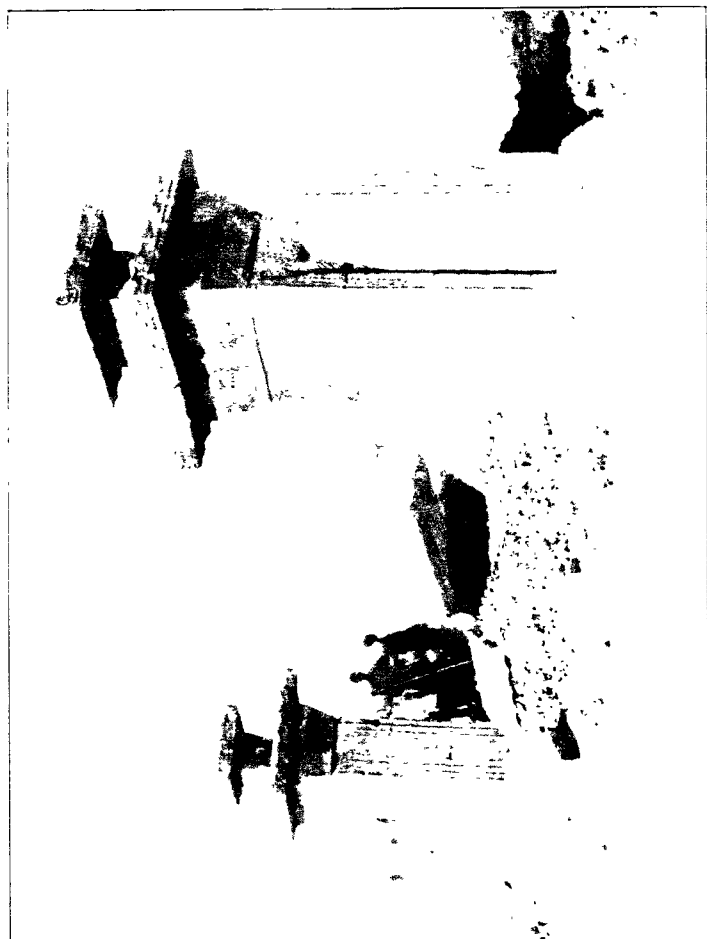


Abb. 1. Zwei Steinsäulen, *tsch'uo*, am Grabe des U bau in Kia siang (Süd-Schantung)

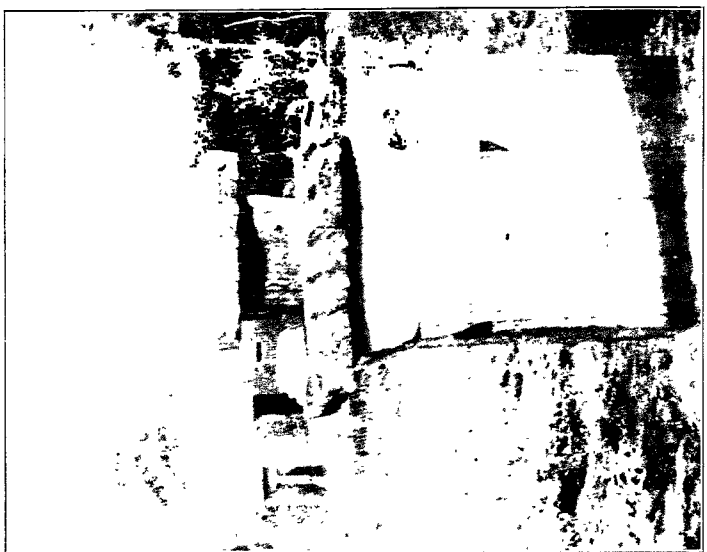


Abb. 2. Steinsäule mit Inschrift aus dem Jahre 147 n. Chr.

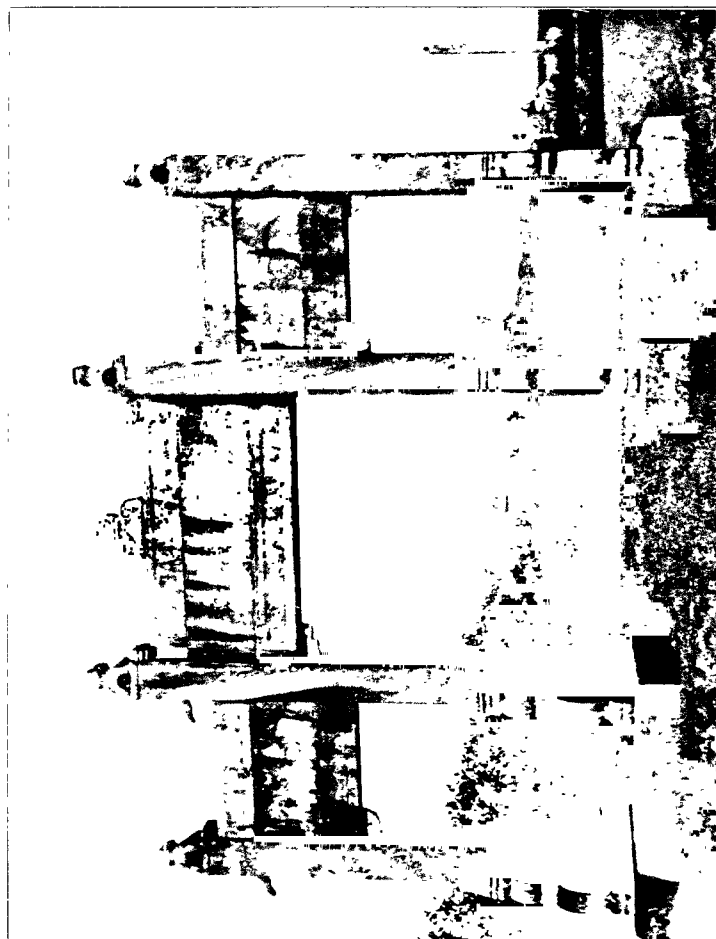


Abb. 3. Einfache Ehrenpfote auf einem alten Friedhof.

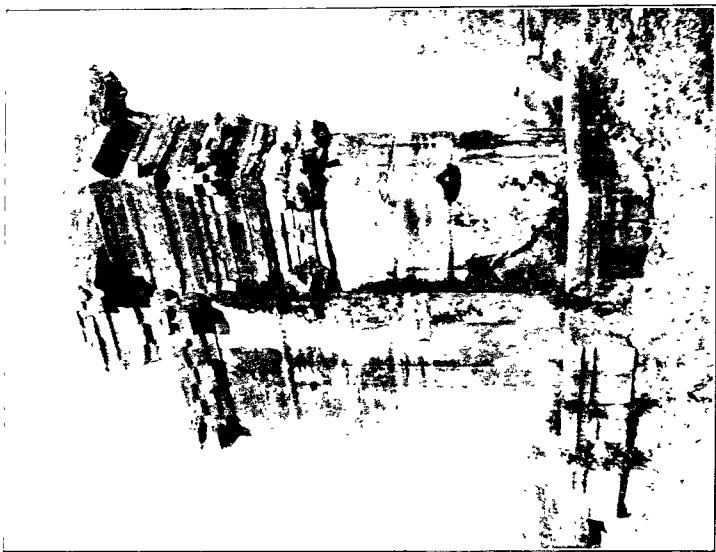


Abb. 4. Steinsäule vom Grabe des Tsch'e djën südlich von Kia siang (Süd-Schantung).

verzierten Pforte war noch rechts und links ein kleines Tor. Ferner wurden 12 Fuß nach vorn zwei mit Rabenköpfen geschmückte Säulen errichtet, mit Aufsätzen von gebranntem Ton auf der Spitze. Überdies wurden 10 Fuß hohe Steinsäulen, *tch'üo*, gesetzt. 35 Fuß südlich der Rabenkopfsäulen wurde eine Allee von Akazien und Weiden gepflanzt in einer Breite von 15 Schritt. Wir bitten um Gutheißung einer derartigen Anlage.“

Die kaiserliche Antwort hierauf lautete: „Das war ein alter Brauch, der jetzt nicht mehr üblich ist. Beim Abmessen des Platzes soll die äußere Pforte zu größerer Höhe aufgeführt werden. Rechts und links von den breiten Säulen (auf denen sie sich erhebt), sollen noch zwei 12 Fuß hohe Terrassen errichtet werden in Quadratform. Diese Terrassen sollen weiß getüncht und an den vier Ecken rot sein, damit die Pietätlosen und Untugendhaften bei ihrem Anblick in sich gehen und sich bessern.“

In dieser kaiserlichen Antwort ist die Errichtung von Ehrensäulen, *tch'üo*, und Rabenkopftoren als veralteter Brauch bezeichnet und die Errichtung eines höheren Torbogens auf breiten Säulen vorgeschrieben, was zur Genüge andeutet, daß eine Ehrenpforte, *fang*, gemeint ist.

Gerade unter der langen und verhältnismäßig friedlichen Tang-Dynastie blühten alle Künste, auch die der Steinmetzen. Man sieht noch viele Denksteine aus dieser Zeit von gewaltiger Größe und mit Aufsätzen von Kopfstücken mit kunstvoll gearbeiteten Drachenfiguren. Drei Drachepaare verschlingen sich über dem abgerundeten Kopfstück und lassen an jeder Seite drei Drachenköpfe herabhängen, meist in durchbrochener Arbeit.

Die Ortstorbogen, *lü*, wurden eigentlich als Wachtürme benützt und eigneten sich weniger zur Schaustellung der Ehrentafeln und kaiserlichen Diplome. Darum fing man an, eigene Ehrenpforten für diesen Zweck zu errichten. Auch das Schriftzeichen *fang* deutet dies an. Es ist zusammengesetzt aus *tu* „Erde“ und *fang* „Ort“, „Platz“. Zusammengesetzt bedeutet es „Weiler“, „Villa“, „Offizin“, „Herberge“, „Ort“, „Wohnstätte“. Ferner bedeutet es in unserm Sinne eine Pforte, über der eine ehrende Inschrift prangt. In dieser Bedeutung finden wir das Wort schon im 8. Jahrhundert. In jener Zeit hatten die Beamten vor ihrer Residenz eine solche Pforte mit bezeichnenden

Inschriften. Der Literat Dschang dsche ho, der im 8. Jahrhundert lebte, erhielt von der Regierung die ehrende Inschrift: *hüan dschen fang*, „Ort der tief sinnigen Wahrheit“.

Unter den Sung (960—1280) war die Residenz eines Fang dschöng ping ausgezeichnet mit der Inschrift: *dschung dschöng fang*, „Wohnstätte der Treue und Geradheit“. Auch tugendhaften Privatleuten wurden schon damals Ehrenpforten, *fang*, gesetzt.

Ein Beispiel aus der Geschichte der Sung. Einem gewissen Pang t'ien tju, der sich selbst ein Stück Fleisch ausgeschnitten als Medizin für den kranken Vater und nach dessen Tode eigenhändig die Erde zum Grabhügel herbeigeschleppt hatte, wurden von Kaisers Gnaden Ehrenzeichen für Haustor und Ortstorbogen bewilligt. Da er so arm war, daß er kaum einen Scheffel Hirse im Hause hatte, ließ der Präfekt wegen Beschränktheit des Wohnraumes ihm draußen vor dem Dorfe eine Ehrenpforte errichten. Im Text wird diese Ehrenpforte noch *tch'üo* genannt (*dschu tch'üo biau dsche* „erbaute zu seiner Ehre *tch'üo*“); doch da diese Form, wie wir oben gesehen, veraltet war, kann hier nur eine Ehrenpforte, nämlich Steinsäulen mit prunkvollem Überbau gemeint sein.

Wie im 8. Jahrhundert vor den Residenzen der Beamten Pforten mit Inschriften, *fang*, erwähnt werden, so ist dies auch heute noch der Fall.

Unter der Jüan-Dynastie (1280—1368), die auf die Sung folgte, wurden schon Ehrenpforten gesetzt, wie wir aus dem Schematismus von Töng hien ersehen. Auch in der Stadt Kia siang steht eine einfache Ehrenpforte aus jener Epoche.

Das Gesetzbuch der jetzt regierenden Dynastie hat genaue Vorschriften über die Gewährung von Ehrenpforten. Nicht bloß den verdienstvollen Beamten und Literatengrößen, sowie den tugendhaften Frauen und Jungfrauen, sondern auch Personen aus dem Volke, die das Glück haben, über 100 Jahre alt zu werden, gewährt die kaiserliche Huld solche Ehrung. Die Hundertjährigen erhalten 30 Unzen Silber zur Errichtung eines *p'ä fang*. Für Hundertundzahnjährige wird die Summe verdoppelt, für Hundertundzwanzigjährige verdreifacht. Indessen reicht die Summe von 30 Lot Silber nicht einmal, um die Steinbalken

Die Ehrenpforten in China.

zu brechen. Es muß die Familie selber die Errichtungskosten tragen, oder wo diese es nicht vermag, ein Komitee von Freunden, das durch Subskription die nötigen Gelder aufbringt.

Abb. 10 auf Tafel XL zeigt uns eine fünfteilige Ehrenpforte aus der ersten Zeit der jetzigen Dynastie. Dieses schöne Denkmal schmückt die Allee, welche vom Nordtor der Stadt Tch'ü fu zum Eingang des Begräbnisparkes des Confuzius führt. Die Inschrift lautet: *wan ku tsch'ang tsch'uin*, „durch alle Zeiten immerwährender Frühling“. Hier ist ein Lob auf Confuzius aus-

der Ortsbewohner die Stelle, wo sie verschüttet lagen. Die Grabmonumente der Familie U waren ursprünglich auf ebener Erde errichtet worden. Im Laufe der Jahrhunderte sind jedoch sie bei Überschwemmungen der Gegend mehrere Meter hoch von Alluvium überlagert worden. Am 8. Okt. 1907 gelang es mir, in Begleitung meines Mitbruders, des H. P. Mertens, die auf der Inschrift erwähnten Löwen auszugraben. Sie lagen beide drei Schritt südlich vor den Steinsäulen. Mit dem schweren Sockel waren sie aus einem Block gehauen, doch fand ich sie mit ab-

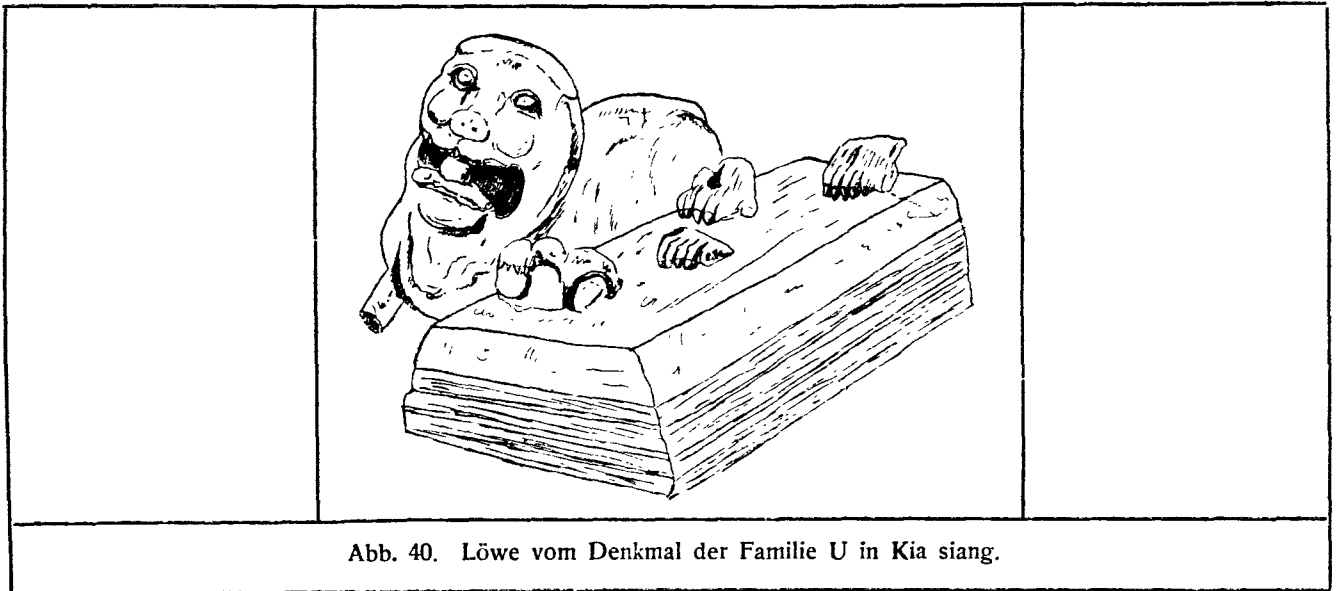


Abb. 40. Löwe vom Denkmal der Familie U in Kia siang.

gesprochen, dessen Lehre in allen Jahrhunderten blühte wie ein ewiger Frühling.

Anhang.

Einige Bemerkungen über die Löwenfiguren.

Bei Errichtung von Denkmälern spielen die Löwenfiguren eine große Rolle. Vor allen Toren der öffentlichen Gebäude und vornehmen Privatwohnungen halten sie Wache. An den Ehrenpforten sieht man sie in den verschiedensten Stellungen. Abb. 40 im Text zeigt uns den Löwen aus dem Jahre 147 n. Chr. von den Denkmälern der Familie U in Kia siang. Bushell in seinem Werke „Chinese Art“ sagt Seite 39: „The lions are lost“. Bei meinem Aufenthalte in der Mission Kia siang in den Jahren 1905–1906 fand ich nach Angabe

gebrochenen Füßen neben dem Sockel stehen. Die Tatzen sind auf dem Sockel noch sichtbar.

Diese Löwen sind weit kunstvoller gearbeitet, als man sie jetzt gewöhnlich in China findet. Die Köpfe mit aufgesperrtem Rachen sind mehr abgerundet, die Augen natürlich. Die Ohren des hier dargestellten Exemplars waren schon etwas beschädigt, der Schwanz abgebrochen. Der Rumpf war im Verhältnis zum großen Kopfe kurz. Die Länge des Kopfes beträgt an 0,60 Meter, die Breite zwischen den Ohren 0,50 Meter, das geöffnete Maul von der Nase bis unters Kinn 0,40 Meter; die ganze Länge von der Stirn bis zum Schwanz betrug 1,30 Meter.

Bushell sagt Seite 9 l. c.: „The lion, not being a native of China, does not occur in its primitive art, although it was introduced later in connection with Buddhism, figuring as the de-



Abb. 5. Löwenpaar am Eingang der Kirche in Jen tschou fu (siehe Abb. 6).



Abb. 6. Löwenpaar am Eingang der Kirche in Jen tschou fu (siehe Abb. 5).



Abb. 7. Kleiner Löwe am Men dschen in der Residenz zu Jen tschou fu.

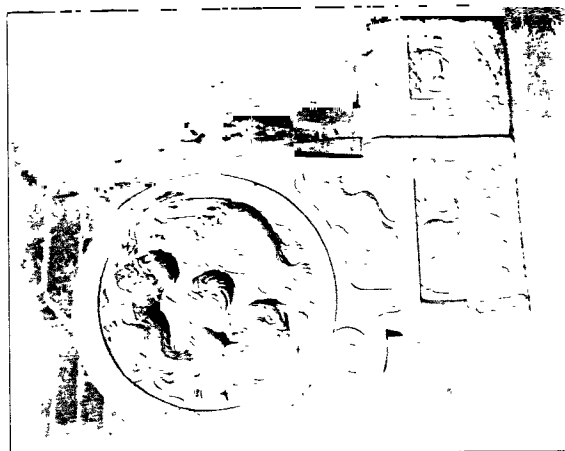


Abb. 8. Men dschen mit drei kleinen Löwen (Missionsstation zu Jen tschou fu).



Abb. 9. Alte Ehrenpforte vor dem Mausoleum des Schau hau bei Tsch'ü fu.

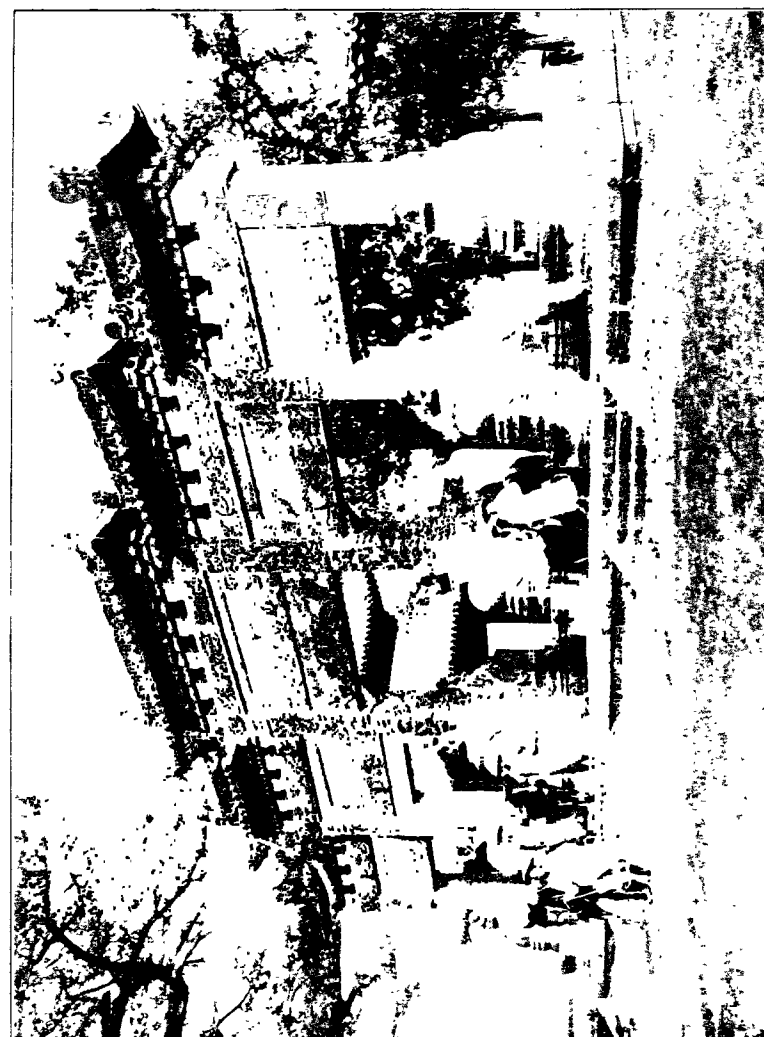


Abb. 10. Ehrenpforte in der Allee vor dem Begräbnisparke des Konfuzius bei Tsch'ü fu.

fender of the law and protector of sacred building“. Wenn obige Ansicht, daß erst mit dem Buddhismus die Löwenornamentik in China eingeführt sein soll, richtig ist, dann muß man sich wundern, wie einige Jahrzehnte nach Einführung des Buddhismus, der damals nur bei Hofe erst bekannt war, im abgelegenen Gebirge von Kia siang schon so vollendete Löwenfiguren geschaffen werden konnten.

Zum Vergleich lasse ich einige Löwenfiguren aus neuester Zeit folgen. Abb. 5 und Abb. 6 auf Tafel XL zeigen ein Löwenpaar, das den Eingang zur Kirche in Jen tschou fu bewacht, hergestellt im Jahre 1900. Beide Figuren haben wenig von einer Löwengestalt. Um den Kopf hängt eine lockige Mähne. Die in Abb. 6 wiedergegebene Löwin spielt mit einem ihrer Jungen, ein zweites trägt sie auf dem Rücken. Die Bedeutung ist eine Anspielung auf die ehrenvollsten Beamtenposten Chinas. Der große Löwe, *t'ä sche*, lautet wie *t'ä sche*, der Lehrer des Kaisers, und *schau sche* „der kleine Löwe“ klingt wie *schau sche* „Assistent des kaiserlichen Lehrers“. An dem Postament sehen wir zwei Seiten mit Reliefs bedeckt. Vorne sehen wir ein *tch'i lin* unter Wolken auf Göttergras, *ling dsche z'au* (*fungus qui nunquam moritur*), wandeln. Die Seitenfläche zeigt einen in *mu dan* verschlungenen Phönix.

Abb. 5 ist der vorigen ganz ähnlich. Mit der rechten Tatze spielt der Löwe mit einer Kugel (Fadenknäuel). Er hat ein Halsband mit Quasten umgehängt. Am Postament sehen wir vorn wieder das *tch'i lin* über Göttergras, links in der Ecke ein Rind. Nach der Volksanschauung wird das *tch'i lin* von einer Kuh geboren, die von einem Drachen empfangen. Das Relief an der linken Seitenfläche zeigt Wasserlilien und Wasservögel. Der Hintergrund an der Mauer zeigt Steinplatten mit Reliefs, Bambus, Mudan und Vögel darstellend.

Abb. 7 zeigt einen kleinen Löwen mit Sockel. Ein Paar dieser Figuren bildet die Unterlage des Türrahmens einer zweiten Hoftür, *öl men*, in der Residenz zu Jen tschou fu. Der Sockel ist 30 cm

hoch, darüber erhebt sich der Löwe 40 cm. Das Relief vorn am Sockel zeigt einen mythischen Kranich, *sien ho*, das an der Seite links zeigt ein *tch'i lin*. Dann sitzt der Türpfosten auf. Links davon ist noch ein Hirsch dargestellt.

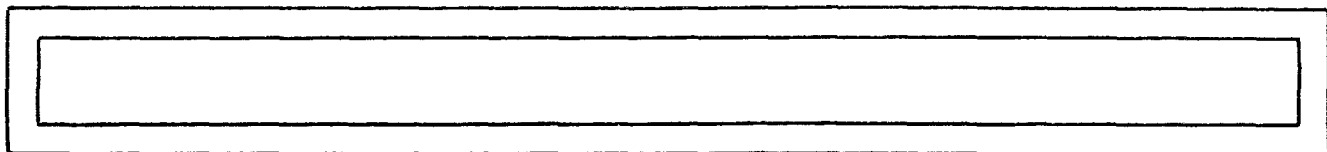
Abb. 8 auf Tafel XL zeigt wieder das eine Stück eines *men dschen*, eines Steines, der den äußeren Türrahmen stützt. Das abgebildete Exemplar sehen wir an der Hauptpforte der Missionsstation in Jen tschou fu. Der Stein ist feinkörniger, weißer Marmor und wurde als altes Stück in Zi ning erworben. Dies kunstvolle Paar von *men dschen* mag schon einige Jahrhunderte alt sein.

Der Stein ist am Boden 64 cm lang und hat eine Höhe von 88 cm. Den Kopf bildet die Figur einer Steintrommel, die 50 cm Durchmesser hat. Die Dicke beträgt 16 cm. An der Steintrommel sehen wir in Hochrelief drei kleine Löwen mit einem Ball spielend. Darunter ist ein Phönix zu erblicken, weiter unten ein Drachentpferd aus dem Wasser aufsteigend, darüber ein Bild der Sonne. Die Idee erinnert an das Drachentpferd *lung ma*, welches dem fabelhaften Kaiser Fu hi eine Libelle mit geheimnisvollen Raunen aus dem Luo-Flusse brachte.

An der Verlängerung nach rechts, wo der Stein 30 cm Höhe mißt und den Türrahmen trägt, sehen wir einen ruhenden Ochsen, darüber den Mond in Wolken. Nach der chinesischen Naturgeschichte hält das Rind den klaren Mond für die Sonne und beginnt bei seinem Anblick zu schnaufen, wie der Hund die aufgehende Sonne anbellt. Der chinesische Ausdruck heißt: *kon fêi je, niu tsch'uan yüo*, der Hund bellt die Sonne an, das Rind schnauft den Mond an. An der Rückseite der Steintrommel ist ein großer Fisch dargestellt.

Das Gegenstück ist von gleicher Form und Größe und zeigt ganz ähnlichen Schmuck.

Die buddhidischen Löwen sind meistens als phantastische Monstra dargestellt und ihre Nachahmungen sehen wirklichen Löwen wenig ähnlich. Man sieht oft Löwenfiguren, die gut Frösche vorstellen könnten.



Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

Von Oscar Münsterberg-Leipzig.

Mit 17 Abbildungen im Text und auf 3 Tafeln (XLI—XLIII).

Die Missionare, besonders die Jesuiten, des 16. Jahrhunderts waren zum Teil hervorragende Künstler und Gelehrte. Schule und Universität, Krankenhäuser und Wohltätigkeitsanstalten, die heute von Staat und Kommune geleitet werden, waren damals in den Händen der geistlichen Orden. Zwar blieb die Verbreitung des christlichen Glaubens die erste und höchste Aufgabe, aber die Pflege von Körper und Geist, die Aneignung von technischen und geistigen Kenntnissen wurde ebenso energisch betrieben. Der gewaltige Einfluß auf weniger entwickelte Völker beruhte zum großen Teil auf diesen nutzbringenden Kenntnissen und Betätigungen.

Die grundlegenden Erfolge der Missionare im fernen Japan wurden nicht nur durch die, den Andersgläubigen in Sprache und Geist zunächst unverständlichen Glaubenslehren erreicht, sondern durch die Heilung der Kranken und die Lehre praktischer Wissenschaften: Dazu kam der Schutz, den bewaffnete portugiesische Handelsschiffe mit ihren Kanonen boten, und vor allem der materielle Gewinn, den der Übersee-Handel mit den Europäern den einzelnen Fürsten brachte. Diese sichtbaren Wirkungen bewiesen die geistige Überlegenheit der aus dem Süden kommenden fremden Barbaren (Namban) und begründeten bei Fürst und Volk ein auf Bewunderung basierendes Vertrauen. Der Gewinn an Handel und die Lehren der besseren Bewaffnung machte die Fremden zu Freunden. In vielen Fürstentümern wurden ihnen weitgehende Rechte gewährt.

1549 war der Jesuit Xavier auf eigene Faust in Japan gelandet und hatte das Werk der christlichen Taufe auf dem schwierigen aber so erfolgreichen Kampffelde begonnen. Ihm folgten energische und hochbegabte Ordensbrüder. Die selbstlose Tätigkeit wurde von Hoch und Niedrig anerkannt, und die fremden Gestalten, in ihren traurig schwarzen Mänteln (Tafel XLI), waren an vielen Orten eine eigenartige aber gern gesehene

Erscheinung in dem so farbenfrohen Bilde japanischen Straßenlebens. Später (1581) kamen auch Dominikaner, Augustiner und Franziskaner in das Inselreich. Die Mönche betonten mit stolzem Bewußtsein ihre in Asien ungewohnte Tracht, und 1593 lehnten die in politischer Mission als Vertreter des Königs von Spanien eingetroffenen Franziskaner ab, die angebotenen Seidenkleider anzulegen. Sie erschienen nach der Regel ihres Ordens mit nackten Füßen und entblößtem Haupte in der groben Kutte mit Strickgürtel (Taf. XLI, Abb. 4) vor Hideyoshi, der in seiner ganzen Würde, umgeben von der märchenhaften Farbenpracht des ostasiatischen Hoflebens, die Fremden empfing.

Eigenartige politische Verhältnisse waren der Ausbreitung des Christentums auf dem Inselreich zunächst günstig. Der Kaiser hatte seine Macht verloren, und tatsächlich herrschten 260 mehr oder minder selbständige Landesherren — ähnlich wie im deutschen Mittelalter; Bruderkriege wüteten im ganzen Reiche; jeder Fürst suchte mit neidischem Auge seinen eignen Vorteil zu wahren. Daher begrüßten einige kleinere Daimios im Süden, wo gute Naturhäfen die Landung begünstigten, die Ankunft der handeltreibenden portugiesischen Kaufleute mit Freuden. — Die weittragenden Feuerwaffen erschienen zuerst als Zauberei, aber schnell wurden sie als willkommene Hilfe im Kriege nachgemacht, so daß 1556 schon fast alle Städte mit Feuerwaffen versehen waren. Der Tausch der Schiffsgüter gegen Edelmetalle und einheimische Produkte brachte den kriegführenden und geldarmen Daimios große Vorteile. Aber wo die Europäer nicht hinkamen, entstand Neid und Feindschaft.

Wie den Kaufleuten erging es auch den Jesuiten. Als Landsleute der Portugiesen erhielten sie in vielen Fürstentümern die Erlaubnis herumzuziehen, zu predigen und Kirchen zu bauen (Taf. XLI, Abb. 1, 3). 1563 wurde als erster Fürst der Daimio von Omura auf Kyushu, im Süden

des Inselreichs getauft. Andere Fürsten traten dem neuen Glauben teils aus Neid, teils aus Vorurteil feindlich gegenüber.

Hideyoshi, der zum kaiserlichen Generalissimus avancierte Soldat, der Napoleon Japans, besiegte alle selbständigen Landesherren und zwang sie mit starker Hand unter eine Zentralgewalt im Namen des Kaisers. Auch er war dem Handel und den Missionaren im wesentlichen günstig gesinnt. 1570 soll es bereits 200000 Christen gegeben haben; 1585 sandten die Fürsten von Bungo und Arima ihre Söhne nach Rom¹, wo große Feierlichkeiten von den Jesuiten veranstaltet wurden. 1596 wurde der erste katholische Bischof von Japan von Hideyoshi feierlich empfangen. Als der unglückliche Feldzug nach Korea stattfand, war das Kommando an zwei Generäle verteilt, von denen der eine selbst Christ war und die Truppen aus dem meist christlichen Süden des Reichs befehligte.

Zwischen Kirche und Handel bestand kein innerer Zusammenhang, sondern nur eine mehr äußerliche gegenseitige Unterstützung. Anders wurde es, als Portugal mit Spanien vereint war. Die Spanier eroberten 1564 die Philippinen und stellten einen regelmäßigen Schiffsverkehr mit dem spanischen Zentralamerika und mit China her. Das Hinterland von Manila war im Stile der damaligen Konquistadoren ausgeplündert und völlig verarmt, aber der Handel zwischen Macao, das 1557 von den Portugiesen begründet war, den Molukken und Mexiko brachte großen Gewinn. Zuerst waren Augustinermönche, bald nachher auch Dominikaner und Franziskaner in der Begleitung der Spanier, später auch Jesuiten.

Lebensmittel wurden von Japan nach den philippinischen Inseln gebracht, aber im übrigen blieb der Überseehandel den Portugiesen überlassen.

Hideyoshi wollte zur Befestigung seiner Herrschaft durch auswärtige Unternehmungen inneren Unruhen vorbeugen und plante die Bekriegung von Korea und China. Ein christlicher

Apostat, Faranda Kiyemon, lenkte seine Aufmerksamkeit auf die von Natur reichen philippinischen Inseln und zeigte, daß dort nur sehr geringe Streitkräfte zur Verteidigung vorhanden seien, so daß eine Eroberung ganz leicht zu bewerkstelligen wäre. Daraufhin forderte Hideyoshi 1592 den spanischen General-Gouverneur Gomez Perez de la Marinas durch obigen Faranda auf, ihn als Oberherrn anzuerkennen, da er sonst die Philippinen erobern wolle. Der Statthalter sandte als Unterhändler Franziskaner-Mönche nach Japan, denen es gelang, einen Freundschaftsvertrag abzuschließen. Sowohl der Handel von Japan nach den Philippinen, sowie die freie Schifffahrt nach Japan wurde gewährt und ein militärisches Schutz- und Trutzbündnis im Falle eines Krieges mit Dritten garantiert. Gleichzeitig wurde den Franziskanern der Bau einer christlichen Kirche in der Hauptstadt Meaco, dem heutigen Kyoto, gestattet: 1594 wurde die Kirche eingeweiht. Ein zweites Kloster folgte in Osaka.

Die Portugiesen trieben als friedliche Kaufleute einen gewinnbringenden Handel, und die klugen Jesuiten lehrten und bekehrten auf eigne Faust, unter geschickter Berücksichtigung der Sitten und Traditionen der Japaner, dagegen traten die Spanier als politische Macht auf und eröffneten den ersten offiziellen Verkehr zwischen Japan und einem Staate Europas. Die Franziskaner-Mönche waren als Gesandte des Königs geduldet. In Überschätzung ihrer Stellung predigten sie auf öffentlichen Plätzen unter den Mauern des kaiserlichen Schlosses und machten große religiöse Umzüge, während sich die Jesuiten viel vorsichtiger und klüger benommen hatten und ihre Haupttätigkeit in den einzelnen Daimiaten, aber nicht in der kaiserlichen Hauptstadt, dem Mittelpunkt der shintoistischen und buddhistischen Sekten, ausgeübt hatten.

1596¹ wurde die spanische Gallone San

¹ De Morga, Sucesos de las Islas Philipinas dirigidos a Don Christoval Gomez de Sandoval y Rogas, Duque de Cea, por el Doctor Antonio de Morga, Alcalde del Crimende la Real Audiencia de la Nueva Espana, Consultor del Santo Officio de la Inquisicion, Mexici ad Indos, Anno 1609.

Dieses sehr seltene Buch wurde 1886 von der Hakluyt Society in London in englischer Übersetzung heraus-

¹ Neue wahrhaft ausführliche Beschreibung der Jüngst-abgesanten Japonischen Legation gantzen Raiss aus Japon bis gen Rom und wiederumb von dannen in Portugal biss zu ihrem abschied aus Lisbona. Dillingen 1587.

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

Felipe, voll beladen mit Gütern und Passagieren auf dem Wege von den Philippinen nach Amerika, durch einen Sturm vom Wege abgetrieben. Der Kapitän Don Mathia de Landecho mußte sich entschließen, nach Verlust des Steuers eine Notlandung in Japan zu machen, um die notwendige Ausbesserung des Schiffes vornehmen zu können. In dem Hafen von Hirado wurden die Reparaturen von der Lokalbehörde zugesagt, aber das Schiff fand nicht genügend tiefes Wasser und lief auf Grund. Die Waren mußten ausgeladen und an Land gebracht werden. Die Spanier wurden freundlich empfangen, aber für die Ausbesserung des Schiffes mußte die Erlaubnis der Zentralregierung eingeholt werden. Der Kapitän sandte sofort einen Botschafter in Begleitung mit reichen Geschenken zu Hideyoshi. Ein Franziskaner und ein Augustiner, die schon länger im Land ansässig und zur Hilfe an Bord gekommen waren, begleiteten die Gesandtschaft als Unterhändler. In Meaco, dem heutigen Kyoto, wohnten die Mönche, die früher als Gesandte des Königs von Spanien gekommen waren. Sie hatten sich, in Opposition zu den Jesuiten, die das Monopol in Japan auf Grund einer päpstlichen Botschaft vom Jahre 1585 beanspruchten, auf die Errichtung eines Hauses und Hospitals in der Hauptstadt beschränkt.

Hideyoshi verweigerte den Abgesandten zunächst den Empfang und verfügte, auf Grund der japanischen Beamten-Berichte über die großen Schätze des Schiffes, die Beschlagnahme der Güter und die Gefangennahme aller Fremden, bis die nötigen Untersuchungen festgestellt wären. Alle Bemühungen des Prälaten der Franziskaner verstärkten das Mißtrauen Hideyoshis. Dazu kam, daß der Steuermann des Schiffes, Francisco de Landa, den Japanern mit der Macht des spanischen Königs imponieren wollte und auf den Schiffskarten zeigte, wie sich die Herrschaft Spaniens über die ganze Welt erstreckte. Auf die Frage, wie solche Erfolge

mit den wenigen Kriegern möglich seien, berichtete er ganz naiv, daß zunächst die Mönche in die fremden Länder geschickt würden und dann die spanischen Soldaten von den getauften Eingeborenen Unterstützung erhielten.

Diese Angaben wurden Hideyoshi hinterbracht, und die Folge war, daß ohne weitere Untersuchung alle Gesandtschaftsmönche als Spione zum Tode verurteilt wurden. Sechs spanische Franziskaner-Mönche nebst 17 einheimischen Gehilfen, und durch ein Mißverständnis auch drei japanische Jesuiten¹, wurden festgenommen und am 5. Februar 1597 auf einem Hügel bei Nagasaki gekreuzigt. Die übrigen Spanier durften unbehelligt auf portugiesischen und japanischen Handelsbooten nach Manila zurückkehren, wo die erste Nachricht im Mai eintraf. Die Befürchtung, daß eine allgemeine Christenverfolgung beginnen würde, bewahrheitete sich nicht. Die Wut Hideyoshis richtete sich nur gegen die politische Mission der Mönche, nicht gegen die Europäer an sich, sofern sie Handel trieben oder nur der Religion dienten. Von einer eigentlichen Christenverfolgung konnte damals noch nicht gesprochen werden. Dieser Auffassung entsprach auch die weitere Entwicklung der Tatsachen.

Die Spanier dachten nicht daran, Rache zu

¹ Auss befelch Herrn Francisci Teglij Gubernators, und general Obristens der Philippinischen Inseln, um welcher kürztlich angezeigt wird, welcher Gestalt sechs geistliche Brüder auss Hispania, dess Ordens S. Fransisci von der Obsermantz sambt andern 20 newlich von ihnen bekehrten Japonesern im Königreich Japon den 14 Martij dess verschinen 1597 Jars umb deß christlichen Glaubens willen seyn gecreutzigt worden und durch die Gnaden Gottes die seligste Marter Cron erlangt haben. Auss Spanischer in die Welsch, jetzund aber auch in die Teutsch Sprach verwendet. Gedruckt zu München, bey Adam Berg. Cum licentia Superiorum; Anno 1599 (2 Holzschnitte).

In dieser Schrift ist der 14. März als Tag der Kreuzigung angegeben, während Morga (gedruckt 1609, s. S. 197) den 5. Februar nennt. Letztere Zahl erscheint richtiger, denn Morga (Hakluyt Ausgabe S. 81/2) druckt einen Brief ab, der als letzter Gruß an ihn von einigen Mönchen geschrieben ist, und da heißt es: „Auf der Reise zur Kreutzigung, 28. Januar 1597“.

In der Michaeliskirche zu München, im Mittelschiff links, ist ein Ölgemälde, das das Martyrium der drei 1627 selig und 1862 heilig gesprochenen japanischen Jesuiten darstellt. In der zweiten Kapelle links sind außerdem die drei Brustbilder.

gegeben: A. de Morga, *The Philippine Islands, Moluccas, Siam, Cambodia, Japan and China at the close of the sixteenth Century*, translated from the Spanish by the Hon. H. E. J. Stanley. — Eine Neu-Ausgabe des spanischen Textes wurde 1890 zu Paris von José Rizal veranstaltet.

Ich habe die englische Ausgabe, S. 75 ff. benutzt.

üben für die Getöteten oder die Beziehungen mit Japan abubrechen, vielmehr suchte der Gouverneur Francisco Tello de Guzman von dem Schiff und seiner Ladung, im Werte einer Million, soviel als möglich zu retten. Er beschloß, eine Gesandtschaft mit einem Briefe an Hideyoshi zu senden, in dem er ihm Vorstellungen über seine Handlungsweise machte und um Ausbesserung des Schiffes, sowie um Rückgabe der Schiffsfracht, der Schiffsgeschütze und der Takelage, sowie der Körper der gekreuzigten Mönche bat.

Kapitän Don Luis Navarrete Fajardo wurde als Gesandter ausgewählt. Reiche Schätze an Gold und Silber, an Schwertern und wertvollen Stoffen wurden als Geschenke für Hideyoshi mitgegeben. Auch ein Elefant¹, „den man bisher in Japan nicht gesehen hatte“, begleitete die Gesandtschaft.

Das spanische Schiff landete in Nagasaki. Hideyoshi erklärte sich bereit, die spanische Gesandtschaft zu empfangen und die Geschenke, unter denen er besonders den Elefanten zu sehen wünschte, anzunehmen. Die Antwort war durchaus entgegenkommend. Alle Güter, soweit noch vorhanden, wurden zurückgegeben,

¹ Der freundlichen Mitteilung von Nachod verdanke ich folgende Angaben: Die Stelle im spanischen Originaltext lautet nach der Pariser Ausgabe (1890) von de Morga S. 84/85: Con este recaudo, despachó el gobernador al Japon, al capitán don Luis Navarrete Fajardo, con un presente de algunas preseas de oro y plata, espadas y ropas de valor para Taicosama (ein anderer Name des Hideyoshi) y un elefante, bien enjaezado, y enmantado de seda, con sus naipes de la misma librea, que era cosa no vista en Japon; . . . Llegado a Nagasaki don Luis de Navarrete, Taicosama, envió desde la corte, con mucho gusto, por el embajador y presente que se le enviaba de Luzon, que le deseaba ver; especialmente el elefante de que holgó mucho.

Dieselbe Angelegenheit, aber etwas kürzer und wahrscheinlich unter Benutzung von de Morga, erwähnt Daniello Bartoli, *Asia II, II Giappone*, Buch II, Kapitel 67 (Ausgabe Florenz 1830, Bd. XX, S. 290). Der spanische Wortlaut der Antwort Hideyoshis ist abgedruckt in Luis de Guzman, *Historia de las Misiones de la Compania de Jesus* (Neudruck der Originalausgabe von Alcalá 1601, in Bilbao 1891, S. 660/1, Nachtrag Kap. XIV).

Das Schicksal des Elefanten ist unbekannt. Rizal, der Herausgeber des französischen Neudruckes, fügt hinzu als Anmerkung, daß es sich wahrscheinlich um einen der beiden kurz zuvor als ein Geschenk des Königs von Kambodja nach Manila gekommenen Elefanten handeln dürfte.

obgleich nach japanischem, auch in Europa damals gültigem Strandrecht die gescheiterten Schiffe nebst ihrer Ladung Eigentum des betreffenden Königs des Strandortes waren. Gleichzeitig bat Hideyoshi, nicht wieder Mönche zu senden, sicherte aber jedem Handelsschiff freundlichen Empfang zu. Mit Geschenken an Lanzen und Waffen wurde die Gesandtschaft zurückgeschickt.

In diesem Berichte ist die Erwähnung des Elefanten von besonderem Interesse. Auf dem abgebildeten Wandschirm (Tafel XLII) sehen wir zwischen Europäern einen Elefanten, und hieraus können wir — worauf Nachod zuerst hingewiesen hat — mit Bestimmtheit entnehmen, daß die Szene den Empfang des spanischen Kapitäns Don Luis Navarrete Fajardo bei Hideyoshi im Jahre 1597 darstellt.

Wir sind gewohnt, jedes Bild auf einer Seite eines Buches abgeschlossen in sich zu zeichnen; der Japaner trennt auf seiner fortlaufenden Bildrolle durch zwischengefügte neutrale Wolkenflächen oder Landschaftsmotive die einzelnen Szenen. Trotz der als ein Ganzes erscheinenden und künstlerisch zusammen komponierten Malerei auf der großen Fläche der Wandschirme, müssen wir jede Gruppe als Einzelszene auffassen, die räumlich und zeitlich gar nicht mit dem Nachbarbilde zusammenzuhängen braucht. So müssen wir aus der Gesamtdarstellung¹ die einzelnen Gruppen herauslösen und als selbständige fortgesetzte Handlung einzeln betrachten.

Der sechsteilige Schirm zeigt auf den rechten Flügeln die spanische Gallone (Taf. XLIII, Abb. 7), wie sie mit vollen Segeln die Abreise antritt. Die zahlreichen Schiffsfahnen entsprechen in ihrer flammenartig ausgezackten Form mehr chinesischen als europäischen Wimpeln. Der Japaner zeichnet, seinem ganzen Kunststile entsprechend, nicht das Einzelne mit realistischer Treue, es sind daher alle Rückschlüsse auf Tracht, Schiffsbau und dergleichen mit großer Vorsicht zu ziehen. Immerhin wird der Gesamteindruck ein richtiger sein. Auf dem Schiffe hinten sehen wir den Gesandten mit Spitzbart auf erhöhter Stelle sitzen. Die im Festschmuck gekleideten Mitreisenden werden wir auf den

¹ Abbildung des ganzen Schirmes im Katalog der Ausstellung ostasiatischer Kunst, München 1909.

weiteren Darstellungen besser kennen lernen. Ein kleines Boot mit Segel fährt an das Schiff heran, vielleicht um die noch auf der herabgelassenen Brücke Stehenden ans Land zu bringen.

Die bewegte Gruppe unterhalb des Schiffes (Taf. XLIII, Abb. 7) erweckt den Eindruck, als wenn Ansässige an die Abfahrtsstelle laufen, aber hierbei müssen wir die japanische Malart berücksichtigen. Die Schiffsszene ist begrenzt durch die Wolkenballen, die das Meer in malerischem Schwunge abschließen. Die frei ohne Schatten in die unteren Wolkenballen gesetzten Figuren bilden ein neues, in sich wieder abgeschlossenes Bild. Die zwei Reiter mit Spitzbart, die wir stets als Führer der Gesandtschaft wiederfinden werden, sind offenbar der Kapitän des Schiffes und der Gesandte Kapitän Don Luis Navarrete. Die Pferde in reicher Schirrung sind wahrscheinlich von Hideyoshi zur Verfügung gestellt, aber nirgends finden wir japanische Begleitung abgemalt, obgleich sie sicher vorhanden war. In der japanischen Art, nur das Wesentliche, nicht das wirklich Vorhandene wiederzugeben, sind ausschließlich die interessanten Fremden dargestellt, und alles übrige, wie die Begleitung, das Volk, die Träger der Geschenke und die Landschaft einfach weggelassen.

Es folgen sieben vornehm gekleidete Spanier mit einem farbigen, barfuß gehenden Diener mit dem zusammengerollten Schirm auf der Schulter. Ganz vorn ist ein spanischer Jüngling ohne Kopfbedeckung mit einem kleineren Schirm und ein zweiter farbiger Diener. Die eilige Bewegung der Gruppe steht in rhythmischem Gegensatz zu den in der Mitte (Taf. XLII, Abb. 5) ruhig Dastehenden und zu der links (Abb. 6) feierlich einherziehenden Prozession. Es ist eine Reisezene auf der Landstraße von der Hauptstadt zum Hafen dargestellt.

Auf den Mittelflügeln des Wandschirmes (Taf. XLII, Abb. 5 oben) ist ebenfalls ein Reiseerlebnis geschildert. Nagasaki liegt auf der südlichen Insel Kyushu, so daß ein Übersetzen nach der Insel mit der Hauptstadt erforderlich ist. Das kleine, ruhig im Hafen liegende Boot mit segellosem Mast deutet die Küstenfahrt an. Wieder finden wir die zwei spitzbärtigen Führer, dieses Mal in einer eigenartigen überdachten Sänfte besonders

gruppiert. Das Traggestell sieht weder japanisch noch europäisch aus, ist aber von dem Maler vielleicht als charakteristisch europäisch gedacht — ähnlich wie ein Boucher seine Chinoiserien malte. Die farbigen Diener halten die zwei Schirme ihrer Herren, das Zeichen des Vornehmen hohen Grades. Daneben stehen die vier weißen Begleiter. Deutlicher könnte es nicht ausgedrückt werden, daß der Schirm nur ein Symbol der Würde, kein Schutz gegen Regen oder Sonne ist. Letztere Verwendung ist ebenfalls in Japan bereits bekannt gewesen, aber hier ist die symbolische Bedeutung betont, deren Darstellung schon auf den ältesten Steinreliefs Chinas in vorchristlicher Zeit vorkommt.

Die Kostüme sind oft gewechselt und dürften im einzelnen nicht dem Reisekostüm entsprochen haben. Der Maler hat seine Studien wahrscheinlich am Hofe gemacht und legte den Spaniern in allen Situationen das Staatsgewand an. Charakteristisch ist jedenfalls die weite Pump hose, das auf Taille gearbeitete, auf der Brust wattierte Wams, der Mantel in verschiedenen Längen, mit und ohne Ärmel, und die niedrigen Schuhe mit Strümpfen. Alle Teile kommen in verschiedenen Farben und Schnitten vor. Allen Figuren gemeinsam ist die weiße Halskrause und der topfartige, schwarze Hut. Die farbigen Diener gehen barfuß, tragen auf dem Kopf eine Art Mütze oder Turban und Kleiderstoffe, die offenbar von einfacherem Material sind. Die Spanier-Kleidung scheint aus Tuch und Sammet hergestellt zu sein. Während auf den obigen Reisebildern alle Spanier ihren spitzen Degen am Lederriemen des unsichtbaren Gürtels tragen, sind auf den übrigen Bildern wiederholt die Waffen weggelassen, was kaum richtig sein dürfte. Der weiße Hund, der links von der Gruppe gehalten wird, ebenso der Papagei auf der Hand eines Jünglings, scheinen mitgebrachte Geschenke für Hideyoshi zu sein.

Auf der rechten Seite der Mittelflügel (Tafel XLII, Abb. 5) finden wir die Führer mit ihrer Begleitung ohne die Diener in stehender Stellung, aber doch ist bewegtes Leben in jeder einzelnen Figur. Mit Interesse und Staunen ist der Blick nach rechts auf die heraneilende Gruppe (Tafel XLIII, Abb. 7 unten) gerichtet. Obgleich stets dieselben Menschen nur in verschiedener Tätigkeit

dargestellt sind, ist die künstlerische Komposition so einheitlich durchgeführt, daß eine innerlich und lokal zusammenhängende Menschenmasse über alle sechs Flügel verteilt zu sein scheint.

Vorne ist um ein Steinbassin eine elegante Brüstung, die sich von den Mittelflügeln auf die linken fortsetzt (Taf. XLII, Abb. 5, 6). Sie füllt den Raum und vermittelt ebenso wie der aus den Wolken oben herausragende Dachgiebel den Übergang zu dem gradlinigen eigentlichen Schloßbau. Die Gesandtschaft befindet sich im Bezirk der Hauptstadt. Zur Füllung der aus der Gruppierung sich ergebenden leeren Flächen sind an der Brüstung und oben am Dachfirst einzelne Gruppen hineinkomponiert, von denen die hagere Gestalt im lang herabfallenden schwarzen Mantel mit dem Käppi einen Jesuiten darstellt: besonders auffallend ist das Fehlen der Halskrause. Er steht in Unterhaltung mit einem der spitzbärtigen Führer. Ein Vergleich der Gesichter zeigt den japanischen Maler als feinen Beobachter. Das schmale, glatt rasierte Gesicht mit den tiefliegenden, intelligent dreinschauenden Augen steht in lebhaftem Gegensatz zu den lebenslustigen, dickwangigen, etwas burschikosen, aber nicht sehr geistvollen Köpfen der Spanier. Der gleiche Gegensatz herrscht in der Körpersilhouette, der Tracht und Stellung.

Die Mittelgruppe (auf der Abbildung Taf. XLII zerschnitten, teils links auf Abb. 5, teils rechts auf Abb. 6) ist sehr geschickt so gruppiert, daß sich die Gesichter nach rechts und links wenden und somit eine Verbindung von dem Aufzug zur Audienz bei Hideyoshi (Taf. XLII, Abb. 6) zu der Abreise (Taf. XLIII, Abb. 7) darstellen. Auf dem unteren Wege am Bassin (Taf. XLII, Abb. 6) sehen wir von der entgegengesetzten Seite in feierlicher Prozession die Gesandtschaft nahen. Der Botschafter im Staatsgewande eines weißen Mantels mit eigenartiger, fast japanischer Kopfbedeckung wird in einer mit Lackmalerei geschmückten Sänfte von sechs barfüßigen dunklen Dienern getragen. Der Schirm, der wie die Flaggen des Schiffs an chinesische Vorbilder erinnert, ist hier in besonders reicher Ausgestaltung gezeichnet. Dahinter reitet der zweite spitzbärtige Führer auf dem oben erwähnten Elefanten mit reicher

Schabracke. Der Diener vorn führt das Tier an einer eisernen Kette, die nur am Halse sichtbar ist, während der linke Begleiter mit langer Pike zum Marsche anstachelt. Es folgt der dritte farbige Begleiter mit zusammengerolltem Schirme und neben ihm drei Europäer.

Merkwürdig ist, daß alle Gesichter, wohl aus künstlerischen Rücksichten, nach vorn gewendet sind, obgleich das Schloß dahinter gemalt ist. Am Eingang sitzt der greise Hideyoshi mit seinem fünfjährigen Sohne Hideyori. In der offenen Empfangshalle stehen in respektvoller Entfernung drei neugierig zuschauende Frauen. Bei dieser Gruppe ist besonders auffallend, daß der japanische Maler seinen eigenen Fürsten und Herrn ganz unjapanisch, fast als Europäer, abmalt. Statt auf dem niedrigen Kissen, sitzt der große Taico in europäischer Art auf einem Stuhle. Die Tracht, besonders die weiße Halskrause, entspricht der der Spanier; die stets in Japan übliche Staatskappe fehlt, und selbst das Haar ist statt auf dem ausrasierten Vorderkopf im Zopfe hoch gebunden in abendländischer Art stehen gelassen. Die Frauen sind merkwürdig gekleidet. Die links am Tischchen stehende Dame hat ein Kleid mit engen Ärmeln und einen ärmellosen Umhang und trägt, ebenso wie die in der Tür stehende Frau, eine spanische Halskrause. Letztere hat auch Hosen an und eine zackige Krause am Fuß.

Dem Maler war natürlich die Darstellung der japanischen Hoftracht völlig geläufig, und es ist schwer, den Grund zu sagen, weshalb hier eine so komische und unwahre Abweichung gewählt wurde. Ob es ein Wunsch Hideyoshis war, so zu erscheinen, wie etwa der König von Spanien hätte aussehen können, oder ob rein ästhetische Rücksichten den Maler davon abhielten, zwischen die vielen europäischen Gestalten in ihren engen Kleidungen die steifen, weitbauschigen Zeremonialkleider des Hofes zu malen — nur schriftliche Nachrichten, falls durch Zufall erhalten, könnten Aufklärung geben. Auch die Architektur zeigt ein Gemisch von japanischer Bauart mit fantastischen Abweichungen.

Nach dem Tode Hideyoshis entstanden neue Bruderkriege, bis 1600 Jeyasu aus dem Tokugawa-Geschlecht nach blutiger Schlacht als kaiserlicher Shogun Alleinherrscher wurde. Der Knabe

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

Hideyori war zwar das Mündel von Jeyasu, aber er wurde 1614 von ihm im befestigten Schlosse Osaka besiegt und getötet.

Inzwischen hatte sich der Handel weiter entwickelt. Den katholischen Spaniern und Portugiesen machten die protestantischen Todfeinde, Holländer und Engländer, auch in den ost-asiatischen Meeren starke Konkurrenz. Erstere landeten 1609 in Japan, letztere drei Jahre später. Sie fanden eine große Unterstützung an dem Engländer William Adams, der als Steuermann eines gestrandeten holländischen Schiffes mit 13 Mann nach Japan verschlagen und als Schiffsbauer in japanischen Hofdienst getreten war.

Die Christen wurden sehr verschieden behandelt. Die Religion war Privatsache des herrschenden Daimio. Daher kam es vor, daß in einzelnen Landesteilen das erlaubt war, was in andern verboten wurde. Besonders verwinkelte Verhältnisse ergaben sich, sobald ein neuer Lehnsherr ernannt wurde, der andere Anschauungen als sein Vorgänger vertrat. Im allgemeinen hatte die Ausbreitung des Christentums eine günstige Zeit. 1604 zählten die Jesuiten 123 Ordensmitglieder, 2 Kollegien, 2 Haupthäuser, 1 Noviziat und 20 Niederlassungen. Dominikaner waren in Satsuma, Augustiner in Bungo, Franziskaner in der Hauptstadt. Damals soll es dreiviertel Million Christen gegeben haben.

Date Masamune, ein einzelner Daimio, nicht etwa ein Vertreter der Zentralregierung, sandte unter Leitung des Franziskaners Sotelus im Jahre 1613 den Gesandten Hasekura Rokuyemon¹ über Mexiko nach Rom. Während das Abendland den Asiaten mit Pomp und Stolz als Zeichen des Sieges der heiligen Lehre im Osten feierte, hatte sich zu gleicher Zeit in Japan selbst das Bild völlig verändert. 1614 erschien das erste Edikt gegen die Christen.

¹ Sein Porträt in Öl gemalt hängt im Palazzo Borghese in Rom. Bild in Kupfer gestochen als Titelblatt in Sotelus: Relation und gründlicher Bericht von des Königreichs Voxu im Japonischen Keyserthumb Gottseeliger Bekehrung und dessentwegen außgefertigter Ambasciada an Pabstliche Heiligkeit gen Rom usw. Anno 1615. Ins Teutsch übersetzt. Ingolstadt 1617 (Originalausgaben, Rom 1615 und 1618. Dritte deutsche Ausgabe, Rottweil 1617). — Abbildung bei Nachod, Japan, in Pflugk-Hartung, Weltgeschichte S. 636.

Von einer tiefen Religiosität war nur bei wenigen asiatischen Christen die Rede. Als Bundesgenossen der Kaufleute wurden die Missionare von vielen Lokalregierungen geduldet, um so mehr, da man in Japan stets tolerant war und die Religion als Privatsache ansah. Der¹ Jesuit Pasius (1605) überliefert einen wohl sehr treffenden Ausspruch des Fürsten von Fingo (Higo auf Kyushu): „daß wenig daran gelegen sei, ob und was der gemeine Pöbel für einen Glauben und Gesetz hatte“.

Viele unzufriedene Elemente benutzten das Christentum als geistige und religiöse Waffe zum Kampfe gegen die bestehende Regierung. So kam es, daß sich viele Christen auf die Seite des Hideyori schlugen und im oben erwähnten Kampfe um Osaka gegen Jeyasu stritten. Auf der anderen Seite entstand am Hofe eine patriotische Partei, die gegen alle Europäer intriguierte. Man befürchtete, daß sie mit ihrer Kenntnis der Kriegskunst, des Festungsbaues und der Herstellung von Feuerwaffen den revolutionären Feinden nützen könnten. Die Folge dieser politischen Verhältnisse war ein Gesetz, das alle europäischen Priester vom Inselreich verbannte. Tatsächlich wanderten viele aus, aber eine große Anzahl verbarg sich im Lande. Dieses Gesetz galt jedoch nicht für alle Christen, denn die Kaufleute blieben auch fernerhin geduldet.

Unter den Nachfolgern des Jeyasu wurde zur Befestigung der Herrschaft und zur Durchführung des Einheitsstaates auf der Grundlage der traditionellen Weltanschauung, immer energischer gegen die Christen vorgegangen. Damals begann die eigentliche Christenverfolgung und mit ihr eine Beschränkung des Überseehandels auf gewisse Orte. Eine spanische Gesandtschaft wurde (1624) abgewiesen und der Verkehr schroff abgebrochen. Die Portugiesen mußten (1635) ihren Handel auf die kleine Insel Dezima beschränken, bis auch sie schließlich (1639) ganz vertrieben wurden. Die Engländer gaben freiwillig (1623) ihre Niederlassung auf und nur die Holländer durften unter recht un-

¹ Pasius, Historische Relation, was sich in etlichen Jaren hero im Königreich Japan begeben und zugetragen. I. Teil: welcher 3 unterschiedliche Sendtschreiben auß Japon von Annis 1603, 1604, 1605 und 1606. Durch Aegidium Albertinum ins teutsche übersetzt. München 1609 S. 170.



Abb. 1. Christlicher Tempel mit Jesuiten. Wandschirm Nr. 12, s. S. 208.

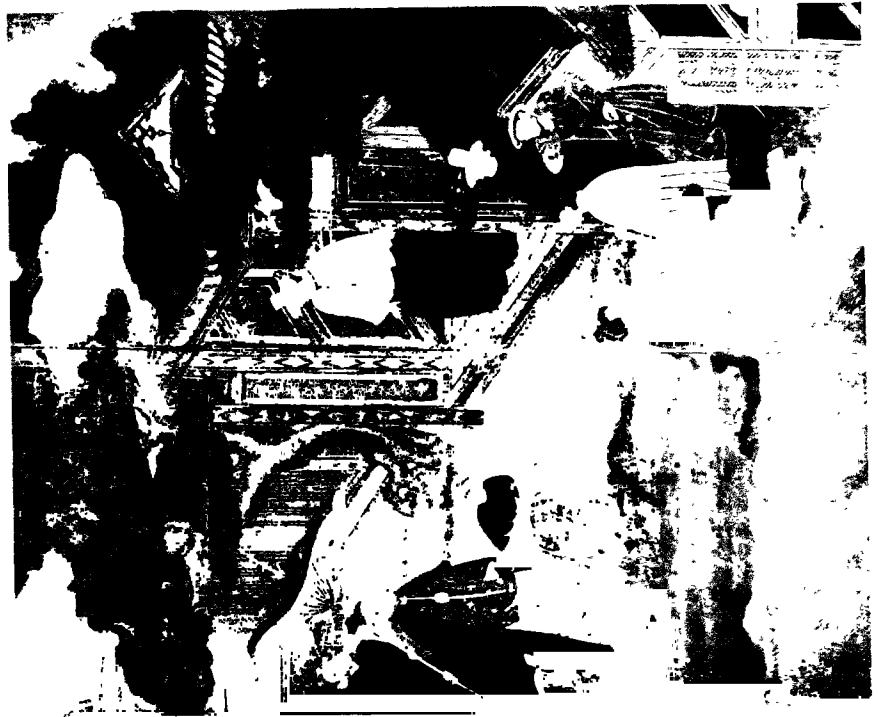


Abb. 2. Straßenschild mit Europäern. Wandschirm. Nr. 13, s. S. 208.

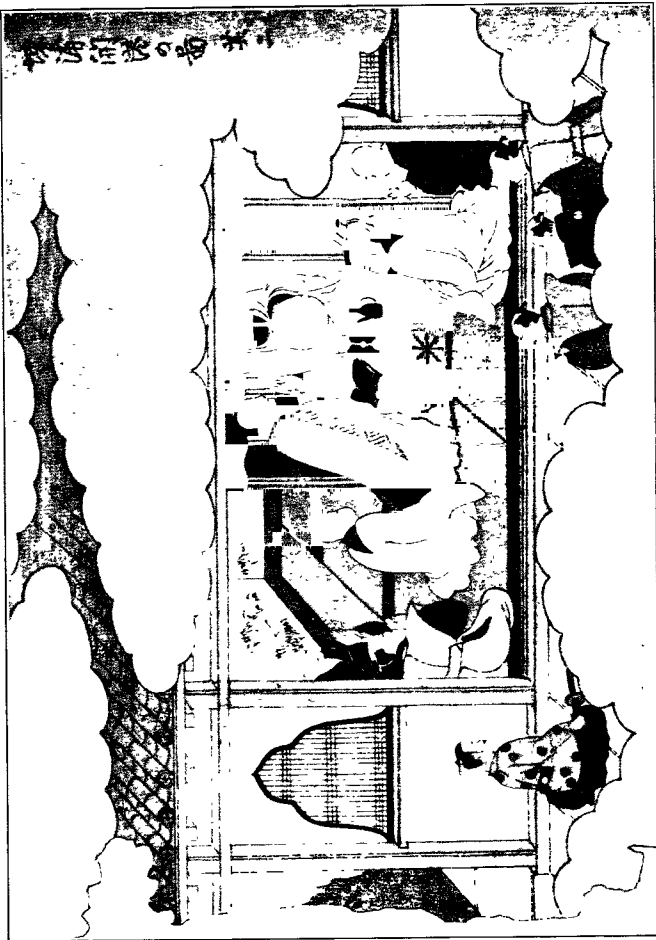


Abb. 3. Christlicher Tempel. Wandschirm Nr. 10, s. S. 208.

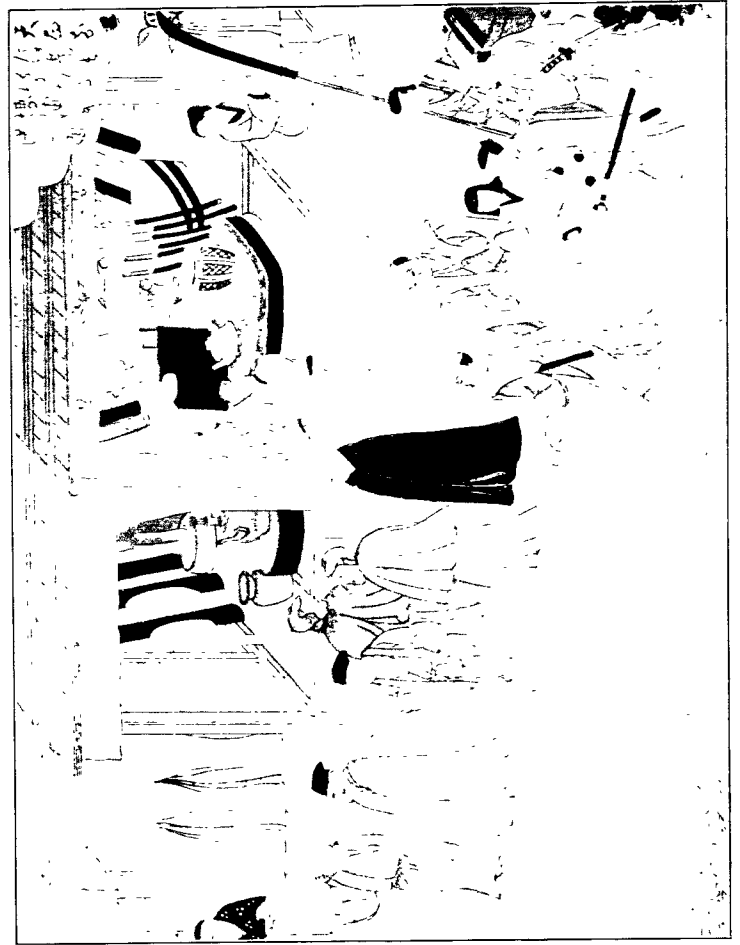


Abb. 4. Straßenszene in der Hafenstadt Sakai. Wandschirm Nr. 10, s. S. 208.
(Aus: Dai Nihon Shiryo und Koko Ruisan.)

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

würdigen Bedingungen einen begrenzten Handel auf der kleinen Insel Dezima beibehalten. Ein Betreten des Innern des Landes oder ein Landen in einem anderen Hafen war verboten; nur der Gouverneur durfte mit großem Pomp, aber unter strenger Bewachung an den Hof ziehen, um die üblichen Geschenke darzubringen. Dieser Zustand blieb bis ins 19. Jahrhundert erhalten (Tafel XLIII, Abb. 11).

Die Christenverfolgung wurde zuerst milde gehandhabt und richtete sich nur gegen die Japaner. Trotz des Verbotes wurden aber immer wieder europäische Mönche eingeschmuggelt, und die Jesuiten selbst gaben zu, daß der Übereifer einzelner Mönche die Verfolgung verschärfte. Schließlich untersagte die Regierung die Einfuhr europäischer Bücher, und das berühmte Edikt von 1636 verbietet sogar dem Japaner bei Todesstrafe das Verlassen seiner Heimat und setzt Belohnungen von 200—500 Silberstücken aus für den Nachweis eines Priesters. Selbst auf die Überbringung von Briefen der Europäer stand die Todesstrafe.

In Arima, dessen Fürst einst Christ geworden und die Gesandtschaft nach Rom veranlaßt hatte, verleugnete der neue Herrscher den Glauben seines Vaters und ging energisch gegen die vielen Anhänger der christlichen Lehre vor. Sein Nachfolger bedrückte das Volk, so daß es zum Aufstand gegen die Tyrannei sich erhob. Ohne daß europäische Priester hierbei beteiligt waren, verlangte der Anführer des Bauernaufstandes Masudo Shiro die Bekehrung zum Christentum. Es war kein Kampf zugunsten des christlichen Glaubens, sondern die Führer benutzten den im stillen noch weiter lebenden Glauben als Kriegsruf gegen die Zentralgewalt. Das Kreuz war das Symbol gegenüber der Sonne des Mikado.

Die Besiegung war schwierig, da die Aufständischen sich in der Bergfeste Hara geschickt verschanzten. Die eigenartigen Verhältnisse brachten es mit sich, daß sogar die Holländer mit ihren bewaffneten Schiffen dem kaiserlichen Heere gegen die Christen Beistand leisten mußten, bis die japanischen Daimios selbst die Hilfe der fremden Barbaren als Schmach empfanden und verzichteten. Schließlich zwang der Hunger zur Übergabe der Festung, und dann

folgte ein grausiges Morden. An 30000 Christen sollen in diesem Aufstande von Shimabara getötet sein.

Wie damals noch europäische Kunst lebendig war, werden wir weiter unten (S. 210) kennen lernen. Jedenfalls besiegelte dieses Blutbad endgültig die kurze Periode europäischen Einflusses und nur gar wenige Schätze, die an die fremden-freundliche Zeit und an den christlichen Einfluß erinnern, sind durch Zufall erhalten. Die Darstellung von Christen wurde ebenso verfolgt wie die Lehre selbst.

Auf dieser historischen Grundlage ergibt sich, daß die Darstellung der Portugiesen, Spanier und Mönche auf den Wandschirmen (Taf. XLI und XLII) vor 1636, dem Verbot gegen alles Europäische, und nach 1580 gemalt sein müssen.

II.

Die europäischen Krieger- und Händlergestalten mit ihren weiten Hosen, spitzen Degen und runden Hüten, die Mönche in ihren langen Kutten und die riesigen Segelschiffe mit ihren Feuerwaffen und andern wunderbaren Dingen erregten im 16. Jahrhundert in Japan die gleiche Neugierde bei Volk und Fürsten, wie die Asiaten in ihrer farbenprächtigen, weitbauschigen Kleidung in Europa. Die Künstler haben hier wie dort die interessanten fremdländischen Gestalten mit Vorliebe gemalt.

In Japan sind die Darstellungen von Europäern aus der fremden-freundlichen Zeit bei den Christenverfolgungen größtenteils zerstört, oder in den folgenden Jahrhunderten der politischen Abgeschlossenheit und der Nichtachtung alles fremden unbeachtet verkommen. Nur wenige zeitgenössische Malereien geben Kunde von jener großen Zeit, da Japan mitten im Weltverkehr stand.

Die meisten der erhaltenen Bilder sind auf großen Wandschirmen gemalt, die in den weiten Sälen zur Bildung von abgeteilten Nischen und zum Schutz gegen neugierige Augen sehr beliebt waren. Der Wandschirm — *Biyobu* — ist ein wesentliches Ziermöbel der Japaner. Die Malerei auf ihm bildet den stimmungsvoll angepaßten Hintergrund für die Familien- und Staatsszenen, für freudige und traurige Erleb-

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

nisse. Die Auswahl unter den Wandschirmen des Hauses wurde in der Sprache der Symbolik der Gelegenheit angepaßt. Wenn nicht gebraucht, wanderten sie zusammengelegt in die oft sehr umfangreichen Kunstspeicher.

Im Musée Guimet befinden sich vom Tokyo-Museum überlassene Photographien von einer Reihe derartiger Wandschirme mit Europäer-Darstellungen, die noch in Japan erhalten sind. Japanische Publikationen bringen Abbildungen von einigen, die sich teilweise im Besitz des Kaisers von Japan (Tafel XLI) befinden. Im Musée Guimet ist eine Originalarbeit vorhanden, desgleichen steht ein Wandschirm im Viktoria- und Albert-Museum im Raum 75 (803—1892), und ein drittes echtes Exemplar (Tafel XLII, XLIII) hat S. Kgl. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern in Japan erworben. Diese drei in Europa befindlichen Malereien gehören nach Bezeichnung oder Wappen dem Ende des 16. Jahrhunderts an.

Alle Bilder weisen in ihrer Malart den Stil der Tosaschule auf. In erzählender Weise mit starker Betonung der Liniensilhouette und mit ausgedeckten Farbflächen, ist die historische Begebenheit in Wasserfarben auf Seide oder Papier abgemalt. Es entspricht der ostasiatischen Auffassung, daß nicht in kleinem Realismus die zufälligen Nebendinge berücksichtigt werden, sondern der Grundgedanke in möglichst knapper Form unter Weglassung alles unwesentlichen Beiwerks, wozu auch der Schatten und alle Licht- und Schattenwirkungen gerechnet werden, zum Ausdruck gebracht wird. Der Asiater kann deshalb auf Staffage und Vordergrund oft völlig verzichten und die Figurensilhouetten direkt auf einen neutralen Gold- oder Farbgrund setzen (Taf. XLII, XLIII). Wenn aber außer den handelnden Personen (Taf. XLI, Abb. 2—4) noch Zuschauer beigelegt oder Hintergründe angegeben werden, so geschieht es, weil entweder die Andeutung der Örtlichkeit für den Inhalt des Bildes notwendig erscheint (Abb. 3, 4), oder weil leere Stellen nach ästhetischen Gesichtspunkten farbig ausgefüllt werden sollen (Abb. 2).

Über die Perspektive der Japaner ist viel geschrieben. Auf sie näher einzugehen, ist hier nicht der Ort, aber zum Verständnis der Malart ist notwendig, das angewandte Gesetz zu verstehen. Der Ostasiater wendet eine dreifache

Art des Sehens an. Der Tosakünstler will das Bild nicht als einen Ausschnitt aus dem Leben mit einheitlicher Beleuchtung und Perspektiv-Konstruktion geben, sondern er baut sich aus beobachteten Einzelmotiven ein Bild zusammen, das, ohne Rücksicht auf die völlige Wahrheit in der Natur, den gesehenen Inhalt klar und kurz zum Ausdruck bringt. Immer ist die Prägnanz der Ausdrucksform in rhythmischem Linienfluß das Erstrebte.

Die Umgebung, in der sich eine Handlung abspielt — insoweit überhaupt eine solche angegeben ist — wird als aus der Vogelperspektive gesehen dargestellt. So sehen wir (Tafel XLI) auf die Dächer der Häuser von oben, aber gleichzeitig tief in den Tempel (Abb. 3) und in den Laden (Abb. 4) hinein. Es ist also noch ein zweiter Gesichtswinkel gewählt, der viel niedriger liegt. Desgleichen sind die Menschen nicht von oben gesehen, da sie sonst in Verkürzungen à la Tiepolo erscheinen müßten, sondern von vorn, wie der Maler sie täglich auf der Straße sah und wie sie sich ihm als feststehende Formel einprägten. Die in der Natur beobachteten Menschenfiguren sind wie fertige Bilder in das aus der Vogelperspektive gesehene Lokalmilieu hineingesetzt.

Aus dieser Art des Zusammensetzens ergab sich folgerichtig, daß eine perspektivische Verkleinerung der Figuren bei kurzen Abständen nicht eintrat. Wir finden sogar umgekehrt, daß z. B. (Abb. 3) der Jesuit am Altar am größten, der Prediger kleiner und das vorne als Füllung zugefügte Volk am kleinsten gemalt ist. In gleicher Art ist der vornehme Europäer mit dem Schirm (Abb. 2) größer als die Zuschauer des Vordergrundes.

Hierbei lernen wir den dritten Gesichtspunkt kennen, die Unterstützung des Dargestellten durch die Dimensionierung. Das Auge des Beschauers soll zuerst auf die Hauptfigur fallen, und dann erst, den abgestuften Größen entsprechend auf die wichtigen und schließlich auf die weniger wesentlichen Nebenfiguren hinübergleiten. Linie und Farbe unterstützen dieses Sehen nacheinander, an Stelle der malerischen Aufnahme des Gesamtbildes auf einmal.

Die einzelnen Szenen, die wir in unseren Büchern durch die Blattseiten trennen, verlang-

ten auf den langen Bildrollen eine Unterbrechung durch neutrale Zwischenstücke. Hierzu wurden mit Vorliebe Wolken (Taf. XLII, XLIII) in Gold oder Farbe, sowie Felsen oder neutrale Landschaften gewählt. Dieses Nebeneinander führte bei der Malerei auf großen Flächen (Taf. XLII), wie bei den Wandschirmen, zu jener eigenartigen Nebeneinanderstellung von Gruppenbildern, die, wie wir oben sahen, stets einzeln betrachtet werden müssen. Diese Darstellungsart war im Altertum weit verbreitet und dürfte eine malerische Fortsetzung der Steinrelieftechnik gewesen sein. Pompejanische Bilder der römischen Kunst zeigen die gleiche Raumverteilung. „Jedes Bild ist in sogenannter kontinuierender Darstellung angelegt, das heißt es ist nicht jedesmal nur ein Moment aus der Geschichte auf einem für sich abgeschlossenen Schauplatz gegeben, sondern dieselbe fortlaufende Szenerie dient zur Aufnahme verschiedener Begebenheiten.“ (W. Weisbach, *Impressionismus*, 1910, S. 16.)

Die schattenlos hingestellten Figuren konnten in beliebiger Anzahl zu einem harmonischen Liniengefüge zusammenkomponiert werden. Da eine Einheitlichkeit in Licht und Luft niemals angestrebt war, so erschien die historisch entstandene Art durchaus zweckmäßig, sogar natürlich. An diese rhythmische Liniestilisierung müssen wir uns erst völlig gewöhnt haben, um ein richtiges Verständnis und die wahre Freude an den künstlerischen Qualitäten der Meisterwerke japanischer Kunst zu empfangen. Erst wenn unser Auge die Eigenart dieser Sprache sich ganz zu eigen gemacht hat, können wir an der Schönheit der fein zusammenklingenden Farben — die natürlich die Abbildung kaum andeuten kann — und an der lebendigen Komposition der stets in Bewegung befindlichen Menschen den wirklich ästhetischen Genuß haben. Buddhas und Buddha nachstrebende Priester sitzen in der ruhigen Pose klassischer Feierlichkeit, aber die schaffenden Menschen sind stets handelnd, sei es gehend, laufend, betend, in Unterhaltung stehend oder im Sitzen zuschauend, dargestellt.

Ein Vergleich der einzelnen Szenen läßt die künstlerische Vollendung in der Bemeisterung der Bewegung, bei voller Geschlossenheit jeder

einzelnen Gruppe, und einem gleichzeitigen Zusammenklang aller Gruppen zu einer ästhetischen Einheit, auf dem Münchener Schirm besonders deutlich in einer vortrefflichen Qualität erkennen. Die Spanier auf den rechten Flügeln (Taf. XLIII, Abb. 7) laufen vorwärts, und trotzdem besteht zwischen allen Mitgliedern der Gruppe von den sich rückwärts wendenden Reitern bis zum letzten Negerdiener ein geistiger Zusammenhang. Alle sprachen während des eiligen Marsches: jeder hat andere und stets der Natur abgelauschte Bewegungen, die das schnelle Vorwärtseilen in jedem Körperteil zum Ausdruck bringen. Jede einzelne Figur herausgeschnitten ist in sich geschlossen, und die ganze Gruppe herausgenommen bildet ein meisterlich zusammenklingendes Ganzes an Linienführung und Verteilung der Farbwerte. Und die ganze Gruppe wiederum scheint mit dem Schiffsbilde aufs engste verknüpft und führt zum Nachbarbilde (Taf. XLII, Abb. 5) hinüber. Nirgends eine abschließende Scheidung, und doch ist gleichzeitig nicht nur sachlich, sondern auch zeichnerisch jede Gruppe für sich ein selbständiges Werk.

Fast noch meisterlicher sind die plaudernden Gruppen auf den Mittelflügeln gezeichnet (Taf. XLII, Abb. 5). Die Würde der ruhigen Bewegung, die gespannte Aufmerksamkeit und die bemerkbare Neugierde sind rechts ebenso vortrefflich wiedergegeben, wie links die plaudernde Behaglichkeit der sich ausruhenden Gesandtschaft.

Die künstlerischen Mittel sind andere als in Europa, aber wo ist eine bessere Darstellung bewegter Figurengruppen im Abendlande gemalt? Jeder Einzelne lebt und ist scharf charakterisiert, und das gleiche gilt von jeder Gruppe und schließlich von dem ganzen Bilde.

Dieser Malstil kam im 10. Jahrhundert auf und gilt als der „nationale“ Eigenstil Japans. Die Angaben hat Europa nach den japanischen Quellen blindlings übernommen, da bisher keine Gelegenheit der Nachprüfung bestand. Erst langsam beginnen chinesische Gelehrte ihre Kunstwerke zu veröffentlichen. Von europäischen Forschern, wie Stein, Grünwedel, Le Coq, ausgegrabene Originale haben ganz überraschende Ergebnisse gebracht. Die Richtigkeit, daß Japan den Tosastil seit dem 10. Jahrh. eigenartig ausgearbeitet hat, steht fest an Hand der zahlreichen Originale,

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

aber es handelt sich wie bei aller übrigen Kunst Japans nicht um eine japanische Erfindung, sondern um eine Nachahmung Chinas. Interessante Bilder im British Museum, die Aurel Stein in chinesisch Zentralasien ausgegraben hat, zeigen in Stil und Ausführung alle spezifischen Eigentümlichkeiten des japanischen „nationalen“ Stiles, aber sie sind um ein oder mehrere Jahrhunderte älter.

Hideyoshi, der Napoleon Japans, war nicht nur als General dem großen Korsen ähnlich, sondern auch in seiner Freude an Glanz und Prunk. Berühmt ist der Bau des glänzenden und luxuriösen Schlosses Momoyama, das kurz nach seiner Entstehung mit allen Kunstschatzen niederbrannte. Viele Große seines Reiches folgten seinem Beispiele. Für diese Periode sind große Wandschirme, oft mit Golduntergrund, sehr bezeichnend, und die abgebildeten Originale entstammen dieser prunkvollen Zeit. Die Wahl der Sujets ist charakteristisch. Wir lernen das Interesse kennen, mit dem damals die Japaner den Besuch der Fremden als politischen Erfolg betrachteten.

Die folgenden Angaben beruhen teilweise auf Übersetzungen japanischer Texte und schriftlichen Mitteilungen, für die ich Herrn Wedemeyer in Leipzig, Herrn Hackin in Paris und dem South Kensington Museum in London dankbar bin.

Die Europäerdarstellung auf den erhaltenen Wandschirmen aus dem Ende des 16. und dem Anfang des 17. Jahrhunderts besteht aus wenigen sich häufig wiederholenden Motiven. Die Ankunft von europäischen Schiffen in japanischen Häfen, die Ausschiffung der Fremden und der Geschenke, die Reise über Land, die Audienz bei Hofe und die Abreise.

Wenn das Leben der Fremden in Japan geschildert wird, so sind stets Portugiesen, nicht Spanier, dargestellt. Von den Mönchen wurden vorwiegend Jesuiten abgemalt, da sie am längsten und zahlreichsten in Japan waren und sich an vielen Orten aufhielten.

Meistens sind die Wandschirme sechsteilig und es gehören inhaltlich zwei zusammen. Die Handlung spielt sich von links nach rechts ab, so daß auf dem linken Flügel des ersten Schir-

mes die Ankunft und auf dem rechten Flügel des zweiten die Abreise abgemalt ist.

Derartige Wandschirme sowie einzelne Bilder waren sicher sehr zahlreich vorhanden, aber die meisten sind in der Zeit der Christenverfolgung aus Angst oder aus Verachtung zerstört worden.

1. Sechsteiliger Wandschirm, von hervorragender Qualität, im Besitz Sr. Kgl. Hoheit Prinz Rupprecht von Bayern in München. (Tafel XLII und XLIII, Abb. 7) 1,7 m hoch und 3,9 m breit. Signiert vom Hofmaler Hideyoshis, Kano Naizen¹ (1570—1616), offenbar zur Zeit der Gesandtschaft, 1597 nach eigenen Beobachtungen des Vorganges gemalt. Der Untergrund ist mit Goldfarbe, das Meer schwarz, das Schiff in hellerer Färbung gemalt. Die Personen sind in schwarz, weiß und rot gehalten.

Der Inhalt der Darstellung ist im ersten Abschnitt ausführlich besprochen. Auf dem ganzen Bilde sind gerade so wie bei Nr. 3 nur Europäer und gar keine Japaner, weder bei der Abreise noch während der Reise, angedeutet, nur Hideyoshi selbst nebst Kind und Frauen ist im Schlosse dargestellt, aber von der japanischen Hoftracht ist völlig abgesehen. Der mächtige Herrscher sitzt ohne alle Attri-

¹ Kummel hat für S. Kgl. Hoheit den Prinzen Rupprecht von Bayern aus japanischen Quellen, deren leider meist uninteressante Angaben hier gut kennen gelernt werden, folgendes über den Künstler zusammengestellt:

„Kano Naizen-no-suke, geboren 1570 als Sohn des Shigemitsu (Familiennamen unbekannt), eines Samurai des Araki Murashige, Schloßherrn von Itami, der als Vater des Stifters der Ukiyoe-Malerei Matahei bekannt ist. Nach dem Sturze Murashige's (1579) durch Oda Nobunaga wird Shigemitsu Ronin und zieht in bitterster Armut nach Osaka. Seinen Sohn gibt er einem Priester des Tempels Mitsugonin in Negoro in die Lehre; diesem gelingt es aber nicht, dem Knaben Interesse für die Schreibkunst einzuflößen, und auch der Vater kann ihm nicht von seiner Passion für die Malerei abbringen, die ihn von frühester Kindheit beseelt. Als ihm eines Tages die Kopie eines buddhistischen Bildes meisterlich gelingt, gibt der Vater schließlich seiner Neigung nach und schickt ihn zu Kano Shōei (1520—1593) in die Lehre. Hier zeigt er eine so außerordentliche Begabung, daß Shōei den kaum 18jährigen in seine Familie aufnimmt und ihn den Namen Kano Naizen Shigesato annehmen läßt. Bisher hatte er den persönlichen Namen Kyūzō geführt; noch später nennt er sich Shigenohu und führt außerdem den Namen Ichio. Als Koide Yoshitsugu (1539—1604), Daimyo von Kishiwada (Prov. Izumi), der engere Landsmann und intime Freund Hideyoshis, sich ein neues Schloß bauen ließ, malte Kano Naizen dafür Fusuma (Schiebetüren) mit spielenden chinesischen Kindern. Diese gefielen dem damals allmächtigen Kwampaku Hideyoshi so ausgezeichnet, daß er ihn zu seinem Hofmaler machte und der ganze hohe Adel sich um seine Werke riß. Naizen starb schon den 18. Mai 1616. Sein geistlicher Name ist Ichiosai, als Stempel führt er das Zeichen wie auf dem Schirm.“



Abb. 5. Abreise der Spanier zur Küste. Wandschirm Nr. 1, s. S. 206.



Abb. 6. Spanische Gesandtschaft vor Hideyoshi. Wandschirm Nr. 1, s. S. 206.

Farbige Malerei auf Wandschirm im Besitz S. K. Hoheit des Prinzen Rupprecht von Bayern (Originalaufnahmen).

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

bute seiner Macht, vor allem ohne die in Asien zum Zeichen der Herrschaft stets notwendige Menschengemeinschaft, ganz allein, wie ein einsamer Philosoph, auf einem europäischen Stuhle, wie sich etwa Philipp II. von Spanien hätte malen lassen können. Eine Erklärung für diese eigenartige Darstellung konnte ich nicht finden.

Da auf der linken Seite der Aufmarsch der Prozession beginnt und rechts das Schiff mit vollen Segeln abfährt, so dürfte zu diesem Wandschirm ursprünglich ein anderer gehört haben, auf den, wie bei Nr. 2, 4, 6, 8, die Ankunft des Schiffes und die Ausladung der Geschenke gemalt war.

2. Sechsteiliger Wandschirm, ca. 1,67 m hoch und ca. 3,75 m lang. Original im Besitz des Musée Guimet in Paris.

Es sind drei gesonderte Handlungen dargestellt. Die drei linken Flügel zeigen die Ankunft des Schiffes mit bemannten Ausguckkörben auf den drei Masten. Das Meer ist schwarz gemalt. Auf Booten werden Menschen und Geschenke gelandet. Die drei rechten Flügel sind durch Wolken in wagerechte Streifen geteilt. Oben zieht sich eine Architektur hin. Der Führer der Gesandtschaft sitzt mit zwei Europäern in einem Pavillon, während in einem verdeckten Gang Priester mit geschorenen Köpfen und Kappen einhergehen. Ganz oben ist ein kleines Fenster, aus dem zwei Figuren, wahrscheinlich Japaner, herabsehen. Unter dieser Architektur, durch Wolkenstreifen getrennt, ist der Aufzug des Gesandten mit Schirmträger, Begleitern und farbigen barfüßigen und barhäuptigen Dienern. Es werden Geschenke herbeigebracht, unter denen Stühle, Kessel und Kisten erkennbar sind, die wenig europäisch aussehen und wohl chinesisch sein dürften. Die Prozession wird von zwei Jesuiten empfangen. Auf den im Relief aufgetragenen Goldwolken ist in fortgesetzter Wiederholung das Chrysanthemumwappen des Kaisers und das kaiserliche Blüten- und Blätterwappen der Polownia angebracht, das ausschließlich Hideyoshi als besonderes Gunstzeichen zur Benutzung verliehen war. Daher steht die Zeit der Entstehung vor 1596 fest. — Die Gesichter der Jesuitenfiguren sind später, zur Zeit der Christenverfolgungen, weggekratzt, da selbst die Darstellung auf Bildern strafbar sein konnte.

3. Sechsteiliger Wandschirm, ca. 1,62 m hoch und ca. 3,80 m lang, im Viktoria- und Albert-Museum zu London. Ausgestellt im Raum 75 des Kupferstichkabinetts, Nr. 803 — 1892.

Ein Viermaster im Hafen, mit einem kleinen Boot an der Landungsbrücke, ist portugiesisch, weil unter einem Baume am Lande fünf Jesuiten in einer Reihe stehen, und weil Ballen mit Kaufmannsgütern oder Geschenken ans Ufer gebracht werden. Die Spanier kamen nicht — wie wir oben sahen — als Kaufleute und wurden wegen ihrer Freundschaft mit den anderen Orden nicht von den Jesuiten erwartet. Die Malerei ist auf goldenem Grunde ausgeführt und mit gewebter Seide ca. 4 cm breit eingefasst.

4. Ein Paar sechsteilige Wandschirme, ca. 1,5 m hoch und 3,7 m lang. Im Besitz von N. Yashiro in Kyoto. (Photographie im Musée Guimet G. 3—6.)

Die Darstellung des einen Schirmes entspricht im Großen und Ganzen genau der von Nr. 1 (Tafel XLII und XLIII, Abb. 7), nur sind viele kleine Abweichungen in der

Einzelausführung vorhanden, z. B. werden die Schirme etwas anders gehalten, der Spanier auf dem Elefanten hält den Kopf im Profil. Die Stellungen, Kostüme und Gesichter zeigen mehrfache Abweichungen. Besonders merkwürdig sind europäisierte Architekturen.

Es dürfte sich um eine Wiederholung oder Nachbildung von Nr. 1 handeln, allerdings in weniger guter Ausführung.

Von dem zweiten Wandschirm sind nur Abbildungen der beiden rechten Flügel im Musée Guimet vorhanden. Auf ihnen sehen wir oben einen christlichen Tempel mit knienden Jesuiten vor dem Altar und darunter Mönche in der Straße, begleitet von Japanern, die die Spanier begrüßen. Sehr sorgfältig sind die Auslagen in den Läden an der Straße durchgeführt, die einzelnen Lackkästen, Körbe usw. sind deutlich erkennbar. Wir können auf den fehlenden vier linken Flügeln die Ankunft des Schiffes und die Ausladung vermuten.

5. Sechsteiliger Wandschirm, ca. 1,70 m hoch und 3,30 m lang, im Besitz von Sato in Yamagata (Photographie im Musée Guimet B 1—3).

Dargestellt ist eine Prozession von Portugiesen in der Straße, die von Jesuiten empfangen wird. Im Hintergrunde ist das Jesuiten-Kollegium.

6. Sechsteiliger Wandschirm, ca. 1,62 m hoch und ca. 3,80 m lang, im Toshodaiji-Kloster zu Nara (Photographie im Musée Guimet C 1—3).

Links ist die Ankunft des Schiffes und die Ausladung dargestellt. Damhirsche, Ziegen und andere Tiere werden geführt, während Leoparden (?) und Vögel in Käfigen niedergesetzt sind. Rechts ist das Jesuiten-Kolleg mit Tempel. Auf der Straße befinden sich sechs Japaner und Missionare. In der Luft ist eine kreisrunde Scheibe gemalt, die wahrscheinlich eine europäische Seekarte andeuten soll.

Eine Inschrift bezeichnet den Priester Kensho, gestorben 1677, als Stifter, aber sicher ist — nach Annahme des Tokyo-Museums — die Malerei älter.

7. Ein Paar sechsteilige Wandschirme, ca. 1,65 m hoch und ca. 3,85 m lang, im Besitz von M. Saiki in Yamagata.

Nach Angabe des Tokyo-Museums früher im Besitz des Hotoji-Tempels in Yamagata, der unter dem Schutze der dieses Gebiet beherrschenden Familie Mogami im 16. Jahrhundert in der Blüte stand. Angeblich soll der letzte Nachkomme des Hauses, Mogami Yoshitoshi, der 1631 im Alter von 26 Jahren starb, der Maler aber wahrscheinlich der Stifter sein. Sicher ist das Bild etwas älter. (Photographie im Musée Guimet D 1—3, 4—6.)

Über drei Flügel des Wandschirmes ist ein großes europäisches Schiff gemalt. Ein Boot bringt Geschenke an Land, wo Europäer die chinesischen Töpfe und Kasten sorgfältig aufstellen. Auf dem zweiten Wandschirm wird der Aufzug der Europäer von sechs Jesuiten in langen schwarzen Mänteln und weißer Halskrause empfangen. Auf den rechten Flügeln sitzen Japaner, auf der Straße gehen japanische Träger mit Lasten und unter Bäumen steht eine Gruppe japanischer Zuschauer.

Diese Malerei zeigt einen besonderen Stil. Während sonst die ganze Fläche mit Figuren angefüllt ist, stehen hier die Menschen einzeln oder in Gruppen im freien

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

Raume. Auch fällt es auf, daß so sehr viel Japaner dargestellt sind.

8. Ein Paar sechsteilige Wandschirme, ca. 1,5 m hoch und ca. 2,75 m lang, im Besitz von K. Yoshino in Toyama. (Photographie im Musée Guimet E 1—6.)

Auf dem ersten Schirm ist ein Schiff mit Kreuzflagge gemalt, das von zwölf unverhältnismäßig groß gezeichneten Portugiesen besetzt ist. Vier Boote vermitteln den Verkehr mit dem Lande, wo ein vornehmer Europäer auf einem Stuhl sitzt und die Geschenke, besonders chinesische Töpfereien und Tiere, vor sich niederlegen läßt. Oben ist ein Tempel mit drei Missionaren. Auf dem zweiten Schirm ist die Ankunft in der Stadt dargestellt. In Prozession werden die Geschenke getragen. Voran schreitet der Führer, begleitet von Schirmträger und Knaben mit Hund. Auf der Schwelle eines Hauses stehen zwei Jesuiten, und andere Missionare sind in dem Gebäude verteilt. Oben, unten und hinten sind Einblicke in das Innere von Häusern mit zuschauenden Japanern, sowie mit Frauen beim Spiel und im Garten.

9. Sechsteiliger Wandschirm, ca. 1,5 m hoch und 3,7 m lang. Eine Kopie im Besitz des K. Museums zu Tokio. Nach Angabe des Museums ist Original unbekannt, aber vielleicht ist die Zeichnung (Tafel XLI, Abb. 3, 4 Nr. 10) nach dem Original dargestellt. (Photographie im Musée Guimet F 1—2, G 1—3.)

Auf linken Flügeln ist ein verankertes Schiff; während in der Mitte die Küste gemalt ist. Portugiesen schleppen Tiger und andere Tiere in Käfigen herbei und rüsten sich zum Aufzug. Auf den rechten Flügeln ist die Begrüßung durch Jesuiten dargestellt (wie Tafel XLI, Abb. 4) und darüber ein christlicher Tempel (wie Tafel XLI, Abb. 3).

10. Teile eines Wandschirmes. Nach japanischer Angabe im Besitz des Kaisers von Japan.

(Wie Nr. 9 oben.) Christlicher Tempel in japanischem Stile (Tafel XLI, Abb. 3). Das oben verdeckte Altarbild läßt die Weltkugel mit Kreuz, auf der Christus' linke Hand ruht, erkennen. Auf dem Altar die aufgeschlagene europäische Bibel, Kelch und Weinkanne. Davor kniender Jesuitenpater, hinter ihm vier kniende Hilfspriester, die nach Tracht und Gesichtsform Japaner sein dürften. Ein betender Japaner in Rittertracht im Tempel, und vier Japaner auf der Veranda mit rasiertem Kopf und aufgebundenem Zopf.

(Wie Nr. 9 unten.) Nach der modernen Aufschrift: Straßenbild in der damals dem fremden Verkehr geöffneten Hafenstadt Sakai (Tafel XLI, Abb. 4). Jesuiten in langem Mantel und Franziskaner in Kutte mit Gürtelstrick begegnen vornehmer Japaner, begleitet von bewaffneten Rittern und Dienern. An der Straße Porzellan- und Waffenladen mit neugierig zuschauenden Verkäufern.

(Abbildungen nach Originalskizzen in Koko Ruisan, Archiv der Altertumsfreunde, Teil I, Heft 7 u. 8, Tokyo 1902.)

11. Ein Paar sechsteilige Wandschirme, ca. 1 m hoch und 3 m lang, im Besitz von Shiga in Tokyo. (Photographie im Musée Guimet A 3—4.)

Über alle sechs Flügel des einen Wandschirmes hinweg ist eine ganz ungewöhnliche Dreiteilung durchgeführt.

Vorne unten ist Wasser mit Schiff und Booten gemalt, in der Mitte der Strand mit Europäern und ausgeladenen Gütern und als Hintergrund oben japanische Straße mit Häusern und Volk. Der zweite Schirm ist ganz eigenartig in der Darstellung. Eine große verdeckte Halle füllt den größten Teil der gemalten Fläche. In der Mitte tanzen Europäer in Gruppen einen Reigentanz, ähnlich wie auf den Bildern von Ostade. An den zwei Kurzseiten sitzen auf hohen Stühlen je drei Europäer, die aus langen Pfeifen rauchen. Europäer, Missionare und viele Japaner schauen der Belustigung zu. Der Tabak wurde in der Periode von 1573 bis 1592 von den Portugiesen in Japan eingeführt, und auf japanischen Holzschnitten um 1624—1640 finden wir noch ganz lange Tabakspfeifen abgebildet.

12. Christlicher Tempel in japanischem Stile gebaut (Taf. XLI, Abb. 1). Teil eines Wandschirmes, ca. 1,02 m hoch und ca. 1,35 m lang. Im Besitz des Kaisers von Japan. Früher im Besitz der Kapelle Raikoin im Tempel Eichoji in Shizuoka, Provinz Suruga. Nach Überlieferung ist der Schirm von Tokugawa Jeyasu gestiftet, der sich 1605 nach Shizuoka zurückzog. 1889 wurde er von dem Tempel dem Fürsten Tokugawa Jesato geschenkt, der ihn dem Kaiser verehrte.

Das Altarbild stellt Christus in reichem Ornat mit erhobener rechter Hand dar; das Gesicht ist später weggekratzt. Altartisch mit japanischem, zweihenkeligem Räuchergefäß, Weinkanne und zwei runden Gefäßen, von denen das eine weiß, das andere tiefdunkel ist.

Vorn auf einem Tische einige Gefäße und kleine senkrechte Anschlagplatte im Gestell, verziert mit japanischem Symbol der drei Spiralen. Vor dem Altar knien zehn europäische Mönche mit Tonsur, in verschiedenfarbigen, auch gemusterten Mänteln. — Auf den Gesichtern sind die europäischen Rassenmerkmale übertrieben betont. Die runden Augen, die übergroßen Nasen, die Backen- und Schnurrbärte und die großen Ohren zeigen eine besonders deutlich durchgeführte Charakterisierung. Die ganze Szene ist wie üblich mit einer Wolkenumrahmung eingefasst. (Abbildung in Dai Nihon Shiryo, Teil XII, Bd. 13, S. 442, Tokyo 1909.)

13. Teil eines Wandschirmes, wahrscheinlich mit Nr. 12 zusammengehörend, ca. 1,37 m hoch und ca. 1,15 m lang, im Besitze des Kaisers von Japan.

Vornehmer Portugiese in der Straße, von europäischem Diener mit aufgespanntem Schirm und Knaben mit Hund begleitet (Tafel XLI, Abb. 2). Im Torwege des japanischen Hauses steht ein anderer vornehmer Europäer. Auf der Straße stehen vier Männer, die den Gesichtern und Hüften nach ebenfalls Europäer sind, mit japanischem Bogen und eigentümlichen, allerdings nicht japanischen Kostümen. — Wir finden hier die europäische Tracht in Schnitt und Stoff durch die asiatischen Verhältnisse etwas umgemodelt. Die aus spanischen Ländern frisch angekommenen Spanier waren (Tafel XLII) europäisch korrekt angezogen; nur der chinesisch gebuchtete Schirm ist der gleiche wie bei den Spaniern. Das aufgespannte Gestell zeigt die asiatische Arbeit. Auch der Hut des Vornehmen läßt auf chinesisches Vorbild mit dem gebuchteten Rand und der Quaste auf der gerundeten Kappe schließen. Die andern haben eine Art Zylinder auf, die den Gazeformen der Koreaner entsprachen.

Die Figuren sind in ein Straßenbild gesetzt, aber dennoch ist darauf geachtet, daß jeder der Vornehmen für sich und die vier andern als Gruppe zeichnerisch aufgefaßt sind. Die künstlerische Ausführung ist ganz hervorragend und den Tempelbildern (Tafel XLI, Abb. 3, 4) weit überlegen. (Abbildung in Dai Nihon Shiryo, Teil XII, Bd. 13, S. 444, Tokyo 1909).

III.

Alle bisher kennen gelernten Darstellungen von Europäern waren in dem japanischen Malstile der Tosaschule ausgeführt. Unter dem europäischen Einfluß entstand gleichzeitig eine neuartige Ausführungsart.

In dem Jesuitenkolleg zu Amakusa war eine Druckerei und später eine Malschule eingerichtet, um die Ausbreitung des Christentums durch japanische Texte in lateinischer Schrift und durch Heiligenbilder zu unterstützen. 1590 brachte der Jesuit Valignani zum ersten Male europäische Drucktypen nach Japan. Eine Reihe Bücher¹ ist damals gedruckt worden, bis mit der Vertreibung der Jesuiten die „christliche“ Einrichtung verfiel. Nach 1629 sind keine beweglichen Lettern mehr verwendet. Die Drucke der damaligen Zeit sind in Japan alle vernichtet; nur vereinzelte Exemplare haben sich in Bibliotheken zu London, Paris, Rom, Lissabon, Oxford und Leiden erhalten. Das erste gedruckte Buch trägt auf dem Titel den Vermerk: „Gedruckt mit Erlaubnis des Obern des Jesuitenkollegiums in Katsusa im Distrikt Takaku, Provinz Hizen, A. D. 1591“.

Für unsere Untersuchungen sind die den Büchern beigefügten Titelbilder wichtig, da sie wahrscheinlich nach europäischen Vorlagen kopiert, die Malart des Abendlandes in abgeschatteter Rundung der Figuren zeigen. So steht St. Peter, recht schlecht ausgeführt, umgeben von anderen Heiligen in dicht zusammengedrängter Gruppe; auf dem Fußboden ist der Schlagschatten angedeutet, die Gewänder sind mit schattiertem Faltenwurf ausgeführt und die plastische Rundung der Gesichter und Körper ist durch Schattenwirkungen erreicht. Die Figuren stehen nicht in scharfer Silhouette der lebendigen Bewegung nebeneinander, sondern bilden einen aufeinander klebenden Haufen steif

dastehender Menschen, die sich nicht durch die japanische Kunst des bewegten Linienrhythmus, sondern durch die europäische Schattenwirkung plastisch voneinander lösen.

Unter dem gleichen Einflusse wurde auf dem Titelbild¹ des 1592 zu Amakusa gedruckten japanischen Romans „Heike Monogatari“, eine allegorische Figur auf römischem vierrädrigen Prunkwagen, von zwei Löwen gezogen, abgedruckt.

Offenbar nach einem mitgebrachten Kupferstich wurde das künstlerisch beste Titelblatt in Holz geschnitten, das Christus im Kreise seiner Jünger darstellt². Zu beachten ist, daß unter Vernachlässigung der japanischen Schicklichkeitsvorstellung sowohl die obige allegorische Figur wie hier Christus, nackt dargestellt sind. Das Nackte ist zwar in der japanischen Kunst nicht unbekannt, aber es wird nur für die nackt herumlaufenden Kulis angewendet, niemals für Vornehme. Im Götterpantheon bilden die alttraditionellen Türhüter der Tempel eine vereinzelte Ausnahme nach vorbuddhistischer indischer Auffassung; aber diese übermenschlich großen, barock stilisierten Gestalten werden nicht als nackt empfunden.

Ob der nackte Gottessohn dem so anders gearteten Empfinden der Japaner imponiert hat, ist zu bezweifeln. Es ist sogar wahrscheinlich, daß später bei besserem Verständnis der japanischen Empfindungswelt derartige Darstellungen unterblieben. So sehen wir auf dem Wandschirm Nr. 12 (Taf. XLI, Abb. 1) ein Altarbild mit Christus in japanischer Auffassung in reicher Gewandung mit bedeutungsvoller Handbewegung. Der Christuskopf ist später weggekratzt, so daß nur ein schwarzer Fleck sichtbar geblieben ist.

In Japan haben sich einige Bilder erhalten, die sowohl in der Technik, der plastischen Rundung und Schattenwirkung als auch in den dargestellten Motiven europäisch erscheinen, aber doch von Japanern gemalt sein dürften.

¹ Abbildung: Satow S. 12. — Münsterberg, Japanische Kunstgeschichte, Bd. III, Abb. 294.

² Original in der Universität zu Leiden. Gedruckt 1592 in Amakusa von Pater Frois Luis de Granada. Abb. bei Satow S. 20. — Münsterberg, Japanische Kunstgeschichte, Bd. I, Abb. 48.

¹ Satow, The Jesuit Mission Press in Japan 1591 bis 1610, Privately printed, 1888.

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

Der Zufall hat vereinzelte Werke vor dem Schicksal der Verfolgung und Vernachlässigung bewahrt; sicher waren einst derartige Malereien zahlreich vorhanden.

Bei dem Rollbilde — nach Bijitsu Gaho, 1898, Bd. IV, Heft 8 — eines europäischen Jägers (0,7 zu 1,32 m groß) mit zusammengekoppelten Hunden (Tafel XLIII, Abb. 8), im Besitz von Kitahara Gacho in Japan, ist nicht nur die Technik, die Komposition und die Landschaft ganz europäisch aufgefaßt, sondern auch der Vorwurf selbst nach europäischem Stich kopiert. Auf den ersten Blick wird man stutzig und glaubt an Import aus Europa oder Malerei von einem abendländischen Mönch. Aber bei genauerem Studium finden sich doch, trotz aller sorgfältigen Nachahmung einzelne asiatische Eigenarten. Die Köpfe der Hunde in ihrer steifen, ganz verzeichneten Form und ihre schielenden Schlitzaugen, die hoch geschwungenen Augenbrauen bei dem Männerkopf, und auch der Baumschlag in der weichen, zusammenfassenden Silhouette, sind sicher nicht europäisch. Merkwürdig ist die Tracht, die mit dem Dreimaster und Schoßbrock eher dem 17. oder 18. Jahrhundert entspricht.

Ein anderes Rollbild — nach Bijitsu Gaho, 1901, Bd. VIII, Heft 10 — zeigt in gleicher Technik und Auffassung ein Motiv (Taf. XLIII, Abb. 9), das nur im Osten entstanden sein kann. Der auf dem Büffel reitende Philosoph mit der zusammengerollten Schriftrolle in der Hand, ist in den buddhistischen Ländern eins der beliebtesten und sehr häufig gemalten Motive, dagegen in Europa völlig unbekannt. Hier ist aber kein chinesischer Gelehrter, sondern ein typischer Europäer mit seitlichem Haarkranz auf dem kahlen Haupte und lang herabwallendem Vollbart, mit großer spitzer Nase und großen Augen dargestellt.

14. Sehr merkwürdig ist ein Wandschirm mit europäischen Reiterfiguren. Gerade bei diesen Malereien ist uns der Name des Künstlers und die genaue Datierung durch eine ziemlich glaubhafte Tradition überliefert.

Zwei Reiterfiguren (Tafel XLIII, Abb. 10) auf vier Flügeln, 1,64 m lang und 2,3 m hoch, eines ursprünglich achteiligen Wandschirmes in Öl gemalt auf Papier. Im Besitz des Vicomte Matsudeira Yodai in Tokyo. (Abbildung in Kokka, Heft 138 und Photographie aller acht Flügel im Musée Guimet K. 1—2, 3—4.)

Die Wappen¹ von Frankreich und Navarra auf den Schildern machen es wahrscheinlich, daß Antoine von Bourbon, Vater Heinrichs IV. (1589—1610) dargestellt ist, dagegen ist es ungewiß, ob der andere Reiter François, Duc de Guise sein soll. Die zwei andern Reiter sind ein Mohren-König mit spitzer Krone und Szepter und ein Asiate mit Turban, hohem Kopfputz und Holzlanze mit aufgestochenem Ring.

Die japanische Überlieferung nennt als Maler Yamada Emosaku. Yamada war bei dem Daimio Matzukara Befehlshaber über etwa 500—700 Soldaten und wurde in dem christlichen Aufstande (s. S. 203) einer der zwölf Anführer. Im Jahre 1637, bei der Erstürmung des Schlosses Shimabara durch Tokugawa Jeyasu's General Matsudaira Nobutsuna, aus einer Seitenlinie der Tokugawa, wurde er mitgefangen. Alle Befehlshaber wurden enthauptet oder verbrannt, nur Yamada erlangte wegen seiner ausgezeichneten Begabung für die europäische Malerei die Begnadigung. Er galt als der erste Japaner, der die abendländische Ölmalerei erlernt hatte. Der General Matsudaira nahm Yamada mit nach der neuen Hauptstadt Yedo, dem heutigen Tokyo, und weil er den christlichen Glauben nicht abschwören wollte, wurde er lebenslanglich gefangen gehalten.

Der achteilige Wandschirm war stets im Besitz der Familie des General Matsudaira geblieben. Als die modernen Bürgerkriege um die Wiederherstellung der Kaisermacht begannen, kämpfte der derzeitige Nachkomme Matsudairas in alter Familientreue auf der Seite der Tokugawa gegen den Kaiser. Nach endgültiger Wiederherstellung der Kaiserherrschaft (1868) begnadigte der Kriegsminister Omura den Gegner und zum Dank soll ihm der zum Vikonte ernannte Matsudaira den halben Wandschirm geschenkt haben. Diese Handlung scheint eine Bürgschaft dafür zu sein, daß wir hier ein zweifellos echtes und in Japan ungeheuer hoch geschätztes Original vor uns haben, dessen Tradition mit der Malerei zusammen sich in der Familie erhalten hat.

Das Kaiserliche Museum in Tokyo vermutet, daß die Herstellung von europäischer Hand erfolgt sei, weil die Japaner nicht so korrekt die Einzelheiten der Fremddarstellung hätten ausführen können. Es ist richtig, daß die Köpfe der Reiter sehr europäisch erscheinen, aber die steifen Pferdebeine, die Pferdeaugen mit dem breiten weißen Grund, die Bewaffnung, die Zügelhaltung, die Szepter in der ganz lose hingehaltenen Hand, die Stiefel nebst Fußhaltung im Bügel und viele andere Einzelheiten sind so unnatürlich und oberflächlich, daß sicher kein Europäer eine derartige Fülle von Ungenauigkeiten ausgeführt hätte. Ganz japanisch erscheint die merkwürdige, von oben gesehene niedrige Ballustrade mit den Kugelaufsätzen.

Ich finde gegenüber dem obigen Bilde (Tafel XLIII, Abb. 9) keinen wesentlichen Unterschied in der Ausführung und halte beide Werke für sehr interessante Originale, die von tüchtigen japanischen Schülern der Jesuiten hergestellt sind. Eigne Auffassung, innere Verarbeitung, selbständiges

¹ Binyon, *Painting in the Far East*, S. 225.



Abb. 8 Jäger mit Hunden, s. S. 210. (Aus Bijitsu Gaho.)

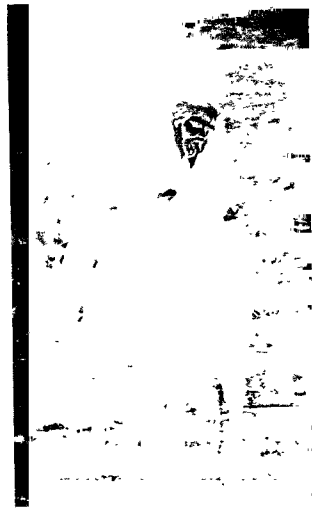


Abb. 9. Philosoph auf Bußel, s. S. 210. (Aus Bijitsu Gaho.)

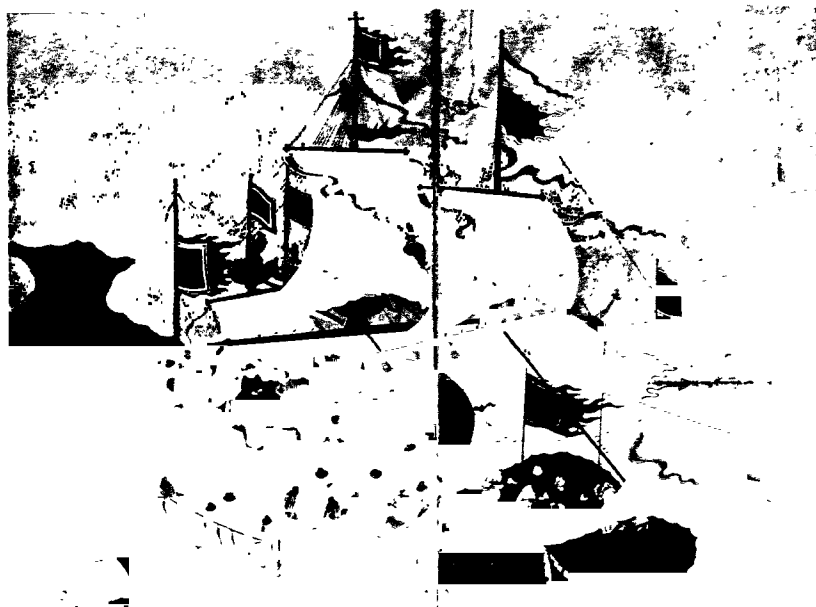


Abb. 7. Abfahrt der Spanier. Rechter Flügel des Wandschirms Nr. 1, s. Tafel XLII. (Originalaufnahme.)

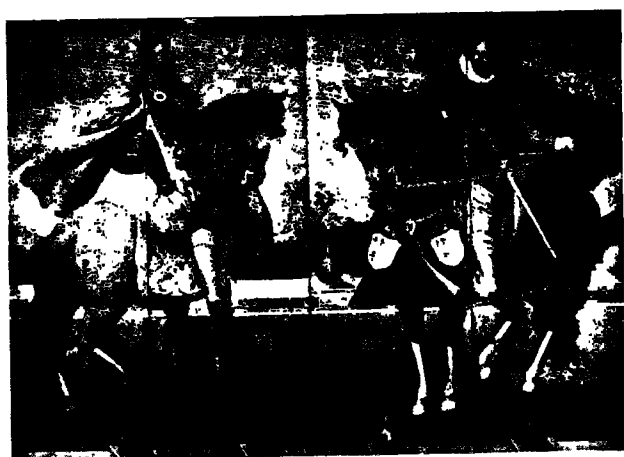


Abb. 10. Reiterfiguren auf 4 Flügeln des Wandschirms Nr. 14, s. S. 210. (Aus Kokka.)

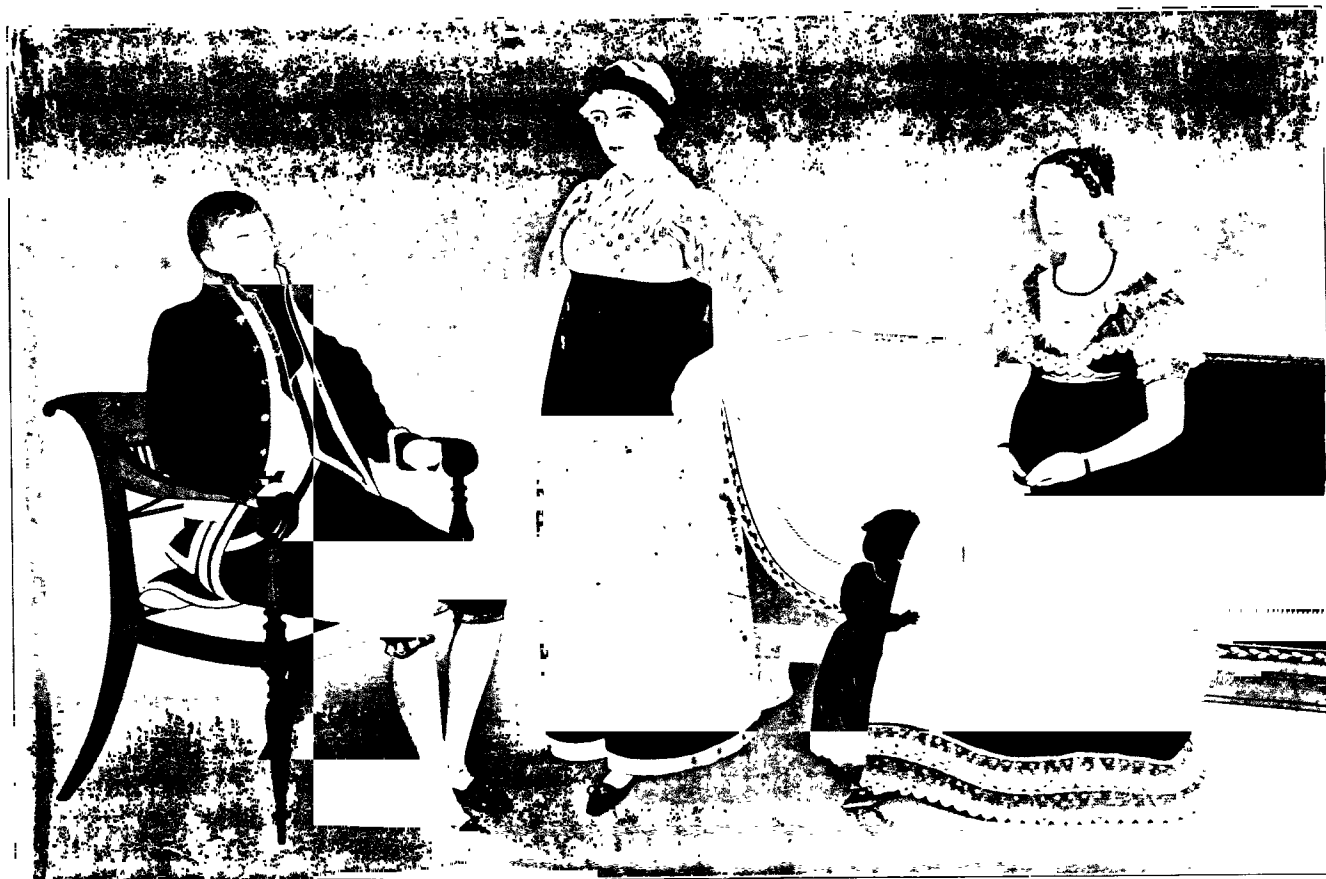


Abb. 11 Portrats des Gouverneurs von Dezima, Cock Bloomhoft mit Familie, s. S. 212 Farbige Malerei auf Seide um 1820. (Originalaufnahme.)

Schaffen fehlt den Bildern. Die moderne Kunstentwicklung hat gezeigt, wie sehr dieses Volk begabt ist, sich fremdartige Techniken, wenigstens oberflächlich, schnell und geschickt anzueignen. Vielleicht hat eine ganze Malschule existiert, aber mit den Werken zugleich ist auch der Ruf der Künstler verloren.

15. Ein Paar sechsteiliger Wandschirme, Ölmalerei auf Papier, je 1,34 m lang und 3,30 m hoch, im Besitz von Graf Nambu in Japan. Die Feststellung, ob von Europäern oder Japanern gemalt, erscheint der Verwaltung des Kaiserlichen Museums zu Tokyo zweifelhaft. (Photographie im Musée Guimet H. 1—4.)

Acht Paare und drei einzelne Europäer, teils Mönche in Kutten und Einsiedler teils Edelleute, sind in verhältnismäßig großer Ausführung auf die einzelnen Flügel der Wandschirme verteilt. Nur auf einem einzigen Flügel ist eine japanische Frau mit Blumen dargestellt. Die einzelnen Figuren stehen oder sitzen zwischen kahlen Felsen. Die Menschen sind nach europäischen Vorlagen kopiert, aber die dahinter gemalte Landschaft ist ganz japanisch im Aufbau und Vorwurf. Die Malerei ist ziemlich unbeholfen.

16. Ein Paar sechsteiliger Wandschirme bemalt in europäischer Art wie Nr. 17, Ölmalerei auf Papier, 1,10 m hoch und je 3,20 m lang, im Besitz von Vikonte Matsudaira in Tokyo.

Nach der Tradition hat der Vorfahre des Besitzers ihn von den Holländern auf ihrer jährlichen Reise von Nagasaki nach Yedo beim Passieren der Stadt Akashi gekauft. (Photographie im Musée Guimet I, 1—4.)

Diese recht gute Malerei ist so europäisch in der ganzen Auffassung und Durcharbeitung, daß eine europäische Hand bei der Ausführung angenommen werden muß. Die Perspektive, die Landschaft, die Architektur, die Gruppierung der Menschen, die Schattenmalerei, der Gesichtsausdruck — alles erinnert an italienische Malereien der Renaissance-Zeit. Nur einzelne Blumen und die abteilenden Zwischenflächen sowie das Format weisen japanischen Stil auf. Es dürfte die Arbeit eines europäischen Priesters in Japan gewesen sein.

17. Ein Paar sechsteiliger Wandschirme, Ölmalerei auf Papier, je ca. 1,90 m hoch und ca. 3,60 m lang, im Besitz von Vikonte Soma in Tokyo.

Das Kaiserliche Museum zu Tokyo erklärt diese Ölmalerei sicher als japanisch. (Photographie im Musée Guimet J. 1—3, 4—6.)

Europäische Einzelfiguren, Fürsten und Frauen in italienischen Renaissance-Marmorhallen sind nach europäischen Vorlagen sehr schlecht kopiert.

Für uns ist von Wichtigkeit, festzustellen, daß unter dem Jesuiteneinfluß um 1600 eine europäische Schule der Ölmalerei mit Licht- und Schattenbeachtung in vollplastischer Rundung bestand, und die Christenverfolgung (1637) diese neue Kunstrichtung völlig ausrottete. Irgend ein Einfluß auf die japanischen Malschulen hat nicht stattgefunden.

Eine Art von Ölmalerei¹, die von den Japanern Midaso genannt wird und mit einer Zinkoxydation hergestellt sein soll, wurde schon im 6. Jahrhundert nach chinesischem Vorbilde angewendet. Bereits im folgenden Jahrhundert wird von dieser Technik nicht mehr gesprochen. Sie war von den flüssigen Wasserfarben völlig verdrängt. So erging es auch der Jesuiten-technik.

Erst 200 Jahre später gelang es dem 1818 verstorbenen Shibana Kokan², die europäische Technik der Ölmalerei von neuem durch Vermittlung der Holländer einzuführen. Daß im Anfang des 19. Jahrhunderts auf Farbdrucken europäische Perspektive, sowohl auf Kopien nach europäischen Drucken als auch auf japanischen Kompositionen, vorkommen, ist allgemein bekannt. In dieser Zeit wurde zur Darstellung von Europäern eine Mischung des japanischen und europäischen Stiles in freier Phantasie erreicht, die an Komik und Absurdität den ostasiatischen Darstellungen in Europa, zur Zeit der Chinoiserie, nicht nachsteht. Als Beispiel wählte ich einige Illustrationen zu Napoleons³ (Abb. 41—45 im Text) und Alexanders des Großen (Abb. 46) Leben.

Es hat in Japan seit der Mitte des 18. Jahrhunderts vereinzelt strebsame Forscher gegeben, die unter großen Schwierigkeiten heimlich einige Kenntnisse der europäischen Welt erlangten. Die holländische Sprache war die Vermittlerin. Eine Reise ins Ausland blieb den Japanern bis zur modernen Zeit ebenso streng verboten, wie den Holländern das Verlassen Dezimas außer zur Tributreise zum Shogun. Besonders die medizinischen Kenntnisse, die einst den Mönchen ihre großen Erfolge vorbereiteten, wurden bewundert. 1849 kam zum ersten Male seit der Jesuitenzeit die Übersetzung eines europäischen

¹ Kokka, Heft 182. — Münsterberg, Chinesische Kunstgeschichte, Bd. I, S. 155, Abb. 114—118.

² Zwei Landschaften mit niedrigem Horizont und kleiner werdenden Perspektive in Ölmalerei von Shibana Kokan, sind in der Kokka, Heft 219 abgebildet.

³ Douglas Sladen and Norma Lorimer, More queer things about Japan, London 1904, S. 133: A Japanese history of Napoleon with lives of Peter the Great, Alexander the Great and Aristotle. Written by a Japanese in the first half of the nineteenth Century. With illustrations by a native artist.

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

Werkes, eines anatomischen Atlases, aus dem Holländischen ins Japanische zustande.

Die kurzen Lebensgeschichten Napoleons, Peters des Großen, Alexanders des Großen und Aristoteles sind ein komisches Durcheinander von Wahrheit, Mißverstehen und Dichtung, sowohl im Text als auch in den Abbildungen. Dagegen ist die Vorrede des japanischen Autors echt asiatisch und zeigt den ganzen Hochmut der Japaner, denen durch ihre Abgeschlossenheit jeder Weitblick zum objektiven Vergleich mit andern Völkern fehlte. „Napoleon — sagt der Japaner — hat wiederholt die europäischen Länder mit Ausnahme von England beherrscht: er schuf neue Gesetze, unterstützte alle Zweige der Wissenschaft und half den Armen, aber gleichzeitig ließ er sich sehr grausame Taten zu schulden kommen. Vielleicht war er der größte Held, der je in den westlichen Ländern gelebt hat: aber wenn man ihn mit den Helden unserer eigenen (japanischen) Geschichte vergleicht, so ist ein Unterschied zwischen ihren Taten und ihrer Moral, wie zwischen dem Schwein und dem Löwen.“ !!

Die Bilder sind nicht nach europäischen Vorlagen kopiert, sondern rein japanische Erfindungen. Aber für die Landschaften und für die Tracht und Bewaffnung sind vorwiegend alte Bilder von Portugiesen aus dem 16. und 17. Jahrhundert benutzt, die vielleicht noch in einem Palaste verborgen liegen. Komposition und Landschaft, Stil und Technik, Gesichter und Bewegung sind teilweise japanisch, und auch der Inhalt ist so wiedergegeben, wie die japanische Phantasie es sich ausmalt. Das Braten des Gesandten am offenen Feuer (Abb. 42 im Text) charakterisiert die „moralische“ Art des „Asiaten-Löwen“, während europäische Helden wohl noch niemals auf diese Art Botschafter beseitigt haben dürften. Die Form des Leichenwagens kennen wir von japanischen Umzügen, und ebenso entspricht die Hochzeitsfeier der asiatischen Sitte. Bei der Belagerung von Moskau sind die Flaggen verwechselt, so daß der russische General außerhalb der Festung und die Franzosen in der Festung sind. Echt japanisch ist auch Napoleon mit gefesselten Händen auf Helena, offenbar nach einer europäischen Zeichnung mit ganz anderem Inhalt kopiert! — Wie europäische

Maler die Chinesen aller Perioden durch den Zopf charakterisieren, obgleich er erst 1664 eingeführt wurde, so war die Bewaffnung des 17. Jahrhunderts dem Japaner das Kennzeichen für Europäer aller Zeiten und Länder.

Diogenes (Abb. 46 im Text) und Alexander tragen eine Tracht, die den Allegorien entspricht, die wir auf den Jesuitendruck um 1590 (s. S. 209) bereits kennen gelernt haben. Die Art der Ausführung ist sehr amüsant. Ein beliebter maleischer Vorwurf ist in Ostasien der Philosoph auf Bergesspitze, der sinnend in das ferne Tal hinabschaut. Der erzählende Stil Ostasiens verlangt, daß nicht nur die fragliche Landschaft selbst dargestellt wird, sondern auch die zuschauenden Persönlichkeiten, die daher von hinten oder im Profil gezeichnet werden mußten, da doch die Landschaft nicht vorn sein konnte.

So sitzt Diogenes von hinten gesehen und schaut in die von der Sonne beleuchtete Ferne. Da Alexander zwischen die Sonne und ihn treten soll, so ergab sich die unsinnige Stellung im Rücken von Diogenes und der Schatten Alexanders ist überhaupt nicht sichtbar!

Die Zeichnungen sind künstlerisch ziemlich wertlos und mit der Qualität des Münchener Wandschirmes nicht zu vergleichen.

Der Liebeshuldigung von D. Komter in Amsterdam verdanke ich ein anderes sehr interessantes und seltenes Bild aus dieser Zeit (Taf. XLIII, Abb. 11). Hier handelt es sich nicht um ein historisches Phantasiebild, sondern um eine Porträtgruppe. Die farbige Malerei auf Seide (ca. 1,20 m lang und ca. 0,82 m hoch) wurde auf der Auktion nach einer wohl zuverlässigen Familientradition als das Bildnis von dem holländischen Gouverneur von Dezima von 1817 bis 1823, Cock Bloomhoff, mit seiner Frau Titia, geb. Bergsma, bezeichnet. Die starke Familienähnlichkeit läßt Mutter, Tochter und Enkelkind vermuten. Zu dem jugendlichen Ausdruck des Mannes scheint die sitzende Dame als Frau zu gehören, wie auch die würdevolle Kleidung und Stellung die repräsentierende Frau Gouverneurin andeuten dürfte.

Die Kostüme zeigen das fleißige Studium der lebenden Modelle. Auch die Gesichter mit den strahlend blauen Augen sind offenbar Porträts nach dem Leben, bei denen die europäischen Rassenunterschiede übertrieben betont

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

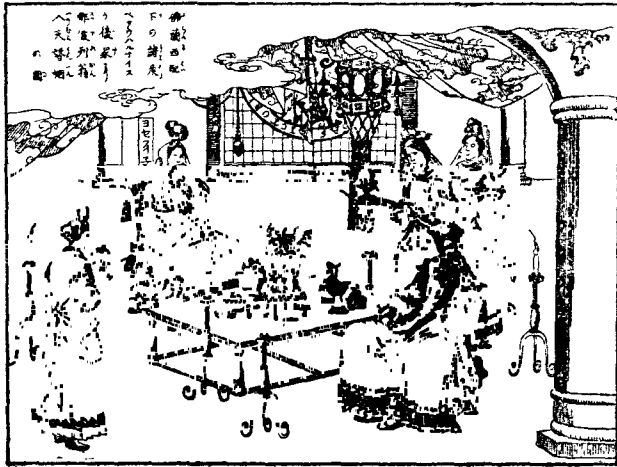


Abb. 41. Napoleons Heirat mit Josefine.

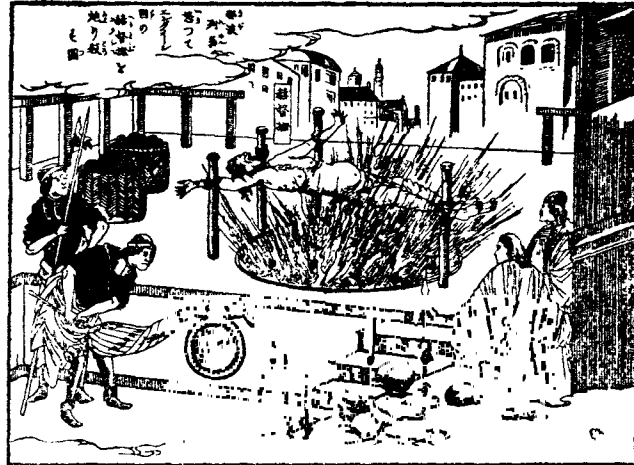


Abb. 42. Verbrennung des englischen Gesandten.



Abb. 43. Erstürmung von Moskau; die Wappen der Fahnen sind verwechselt.



Abb. 44. Englische Soldaten bewachen Napoleon auf St. Helena.

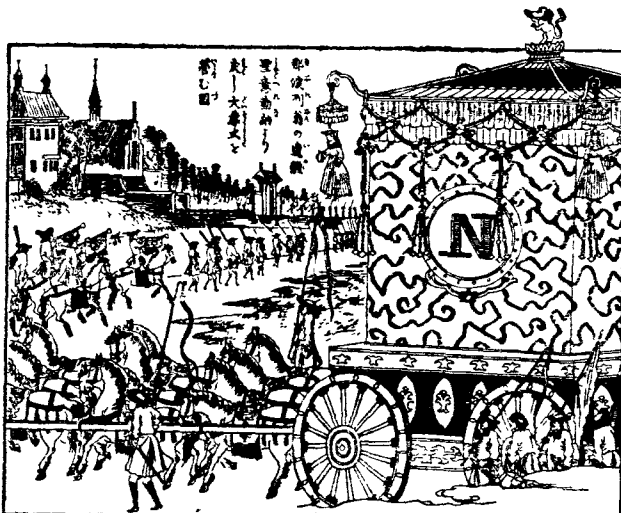


Abb. 45. Napoleons Leichenbegängnis in Paris.



Abb. 46. Diogenes bittet Alexander den Großen aus der Sonne zu gehen.

Holzschnitte zu einer japanischen Geschichte Napoleons (Abb. 41—45) und Alexanders des Großen (Abb. 46), aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts.

(Aus D. Sladen und Norma Lorimer, *More Queer Things about Japan*, London, 1904.)

Die Darstellung von Europäern in der japanischen Kunst.

sind; die Nasen vor allem, aber auch die Augen sind viel zu groß. Der Stil der Ausführung zeigt eine merkwürdige Mischung. Die Größe der Figuren im Rahmen des Bildes, so, daß der ganze Raum gefüllt ist, die flotte Gruppierung, die Gleichstellung der Frau bei einer feierlichen Gelegenheit, sind europäisch und werden dem Wunsche des Bestellers entsprochen haben. Die Gesichter sind flach gemalt, in Art Holbeins, die dem japanischen Stile sehr nahesteht, aber die Kleidung zeigt schattierte Andeutungen einer dreidimensionalen Wirkung. Vor allem sind die Möbel nicht nur nach europäischen Modellen gemalt, sondern auch in abendländischer Perspektive. Andererseits sind Menschen und Möbel in guter japanischer Linien- und Farbflächenverteilung frei in die Fläche gesetzt, ohne zusammenfassende Zimmerandeutung oder Schattengabe.

Wir sehen aus diesem Bilde, daß die Japaner auch im 19. Jahrhundert den europäischen Malstil kannten und anzuwenden verstanden, wenn sie wollten. Wie sie aber die westliche Moral als minderwertig betrachteten, so hielten sie es auch mit der Kunst. Sie bewahrten als höchstes Ideal für die Darstellung von Menschen jene einst über die ganze Welt verbreitete, in gewissem Sinne zweidimensionale stilisierte Linear-malerei, die aus den Fresken entstanden war und stets die rhythmische Füllung der Fläche betonte.

Die plastische, dreidimensionale Lichtmalerei, deren realistische Vollendung durch die Sage der an den gemalten Trauben des Apelles pickenden Vögel am besten charakterisiert wird, war niemals nach Asien gedrungen. In Europa hat letztere Auffassung mit der älteren nebeneinander bestanden und seit der Renaissancezeit gesiegt, aber in Japan finden wir ausschließlich den anderen Stil bis zum heutigen Tage lebendig. Nur bei der Darstellung von Europäern wurde die durchaus bekannte europäische Art teilweise berücksichtigt, so daß ein Mischstil entstand, der für die übrigen Malstile des Inselreiches ganz ohne Bedeutung blieb. — — —

Nach Drucklegung erhalte ich Kenntnis von einer Notiz in dem Korr.-Blatt für Anthropologie

usw. Dez. 1910 des Prof. Hagen über: „Ein japanischer Wandschirm des 17. Jahrhunderts mit Weltkarte und Völkertypen.“

Das Original ist im Besitz des Museums für Völkerkunde in Hamburg und zeigt auf einer Seite eine Weltkarte die in der Apianischen Projektion mit Kreisbögen Meridianen gezeichnet ist. Ein japanischer Künstler hat aus europäischen Karten des 16. und 17. Jahrhunderts z. B. von Merkator, Ortelius und Arnoldi eine neue Karte zusammengesetzt, bei der Japan in das Zentrum gerückt ist. Die Kontinente liegen zwischen übertrieben breiten Wassern als Inseln aufgelöst. Da China als „Ta Ming“ bezeichnet ist, wird der Schirm vor Vertreibung der Ming-Dynastie 1644 gefertigt sein. In den Zwickeln der Karte sind ein chinesisches, ein japanisches, ein holländisches und ein spanisches (? wohl eher portugiesisches) Schiff eingezeichnet.

„Auf europäische Karten — sagt Hagen — geht auch zurück die Darstellung von Völkern der Erde. Von den Darstellungen des Wandschirmes sind einige holländischen Karten entnommen, die große Mehrheit geht aber auf Abbildungen in chinesischen Enzyklopädien zurück.“ „Die dargestellten Zwerge, Riesen und Tätowierten sind ihres halbmythischen Charakters entkleidet und nach den europäischen Entdeckungsfahrten hauptsächlich von Magellhans richtig lokalisiert. So sind die Riesen nach dem Feuerlande, die Tätowierten nach den Ladronen versetzt, das Land der Zwerge nach dem Norden der skandinavischen Halbinsel, wo die kleinwüchsigen Lappen leben.“

Hagen schätzt die Herstellung zwischen 1592 und 1636. Falls ein holländisches Schiff dargestellt ist, so könnte die Karte nicht vor 1600, der ersten Strandung eines holländischen Schiffes in Japan, wahrscheinlich erst nach Aufnahme des regelmäßigen Verkehrs um 1609 entstanden sein. Jedenfalls ist die Karte ein wertvolles Dokument für den Beweis des christlichen Einflusses, der später, ohne Nachwirkungen zu hinterlassen, wieder verschwand und für die japanische Art selbst, die Wissenschaft nach ihrem nationalen Selbstbewußtsein umzuformen.

Kleine Mitteilungen.

Ausstellungen.

Japans Teilnahme an der internationalen Kunstausstellung in Rom. Die Kollektion, die Japan zur diesjährigen Kunstausstellung nach Rom geschickt hat, verdient aus verschiedenen Standpunkten Aufmerksamkeit. Für die Freunde der alten Malerei der Japaner sind einige Stücke da, an denen sie ihr Studium vertiefen können und die lebendige Kunst des Landes ist durch eine Auswahl vertreten, die außer dem, daß sie über die gegenwärtig herrschenden Richtungen Aufschluß gibt, auch in die Zukunft blicken läßt. Die Reihe der alten Gemälde enthält im ganzen 24 Werke, worunter einige aus 2 oder 3 sich ergänzenden Kakemono bestehen. Sie sind aus verschiedenen Perioden und Schulen zusammengewählt. Das älteste unter ihnen, ein ziemlich anspruchsloses Bild des Dichters Hitomaru von Nobuzane, ist in sehr schlechtem Zustand und läßt die ursprünglichen Qualitäten seiner Zeichnung und Farben nur ahnen. Ungetrübten Genuß bietet dagegen eine Kwannon von Mokuan, eine edel aufgefaßte harmonische Darstellung von feiner Ton- und Linienwirkung. Das importanteste Stück der ganzen Reihe ist ein auf brauner Seide gemaltes Bild der Kwannon, angeblich von Cho-Densu, deren kalligraphischer Strich von ungemein sicherer Hand und strenger klassischer Schulung zeugt. Interessant ist noch daran, daß ein Teil der Goldverzierung mit Kirigane aufgesetzt ist. Das Bild gehört zu den besten Werken, die unter dem Namen des Meisters gehen. Es wurde in der Nummer 138 der Kokka in farbiger Reproduktion mitgeteilt. Die in chinesischem Stile dargestellte Göttin gehört zu den erhabensten Erscheinungen, die die Kunst des fernen Ostens geschaffen hat. — Eine andere Kwannon von Shōkei ist stark abgerieben und restauriert, aber auch abgesehen davon minder schön. — Ikonographisch sehr interessant ist eine charakteristische nebelige Vedute von So-Ami, die aber nicht zu den größten Leistungen des Meisters gehört. Die Darstellung ist verwandt mit 2 Landschaften aus der Folge der Hsiao- und Hsiang-Ansichten, die in der Nummer 85 der Kokka an 5. und 6. Stelle publiziert wurden. — Sehr bedeutend ist dagegen eine Gruppe von Pferden in verschiedenen Bewegungen von Sesshu. Man kann sich kaum etwas Geistreicherer und Lebendigeres vorstellen, als diese Sammlung von verschieden agierenden Tieren. Ihre Darstellung zeugt von der größten Freiheit, die sich ein Künstler der Natur gegenüber erlauben kann. Das Werk ist ganz undekorat, seine Komposition jedoch im höchsten Grade überlegt. Den Mittelpunkt der Komposition bildet ein Pferd mit dunkler Mähne und Schwanz. Die anderen — rechts und links — sind derartig gruppiert, daß sie fest zusammenhängende und doch klar differenzierbare Einzelheiten abgeben. Die kleine Tuschkizze hat einen rein intellektuellen Charakter. Sie ist den Lesern der Kokka aus der Nummer 52 bekannt. — Eine andere anspruchslose Tuschkizze — eine Bachstelze von Sesson — ist gleich anderen Werken ähnlichen Inhalts nur mit einigen gefühlvoll hingewetzten

Flecken gemalt. — Sehr mittelmäßig ist die Kunst Moto-nobus vertreten durch einen mit ziemlich lockerer Pinselführung gemalten Ochsentreiber. Zwei andere Kakemono — Wildgänse und Hund — gehören nur seiner Schule an. Sie tragen das Siegel von Nobumasa. — Die auf Papier gemalten Tuschbilder — Fichte, Bambus und Adler — von Chōkuan zeichnen sich durch großzügige, strenge dekorative Zeichnung und sorgfältige Ausführung aus. Der Hotei von Sanraku — Illustration zu einem Gedicht — ist eine lebendige, gefühlvolle Darstellung.

Zierlich und mit feinem Schwung gezeichnet sind der Adler und Phönix von Tannyu, in demselben Stile wie das „Emblem der friedlichen Regierung“ (Kokka 100). — Die Muscheln von Tosa Mitsuoki sind uns gleichfalls aus der Kokka (Nr. 61) bekannt. Die Reproduktion gibt jedoch von der Feinheit der liebevollen Durchführung keine rechte Vorstellung. — Die Pferde am Weidenbaum von Tsunenobu sind mit sehr breitem Pinsel, energisch und pointiert aufskizziert. Die darauffolgende Nummer — ein Hotei von Itcho — zeichnet sich auch durch die Kraft des Striches aus. Korins Oto-Gozen (publiziert in Nr. 197 der Kokka) stellt den Meister nicht von seiner stärksten Seite vor, ist jedoch — besonders in der Zeichnung des Kopfes — eigenartig. Kenzans Wels ist eine bescheidene, in Töpferstil gehaltene Leistung. Geistreich komponiert ist die Affengruppe von Buncho (Kokka 134). Die Ausführung des Bildes zeigt keine Gebundenheit. — Jakuchu ist durch einen geschmackvoll komponierten und schön ausgeführten Karpfen (Kokka 19) vertreten. Ein Hündchen von Ōkio ist ganz impressionistisch, mit stoffbezeichnenden Flecken und geistreichen Auslassungen, skizzenhaft dargestellt. Die Affen von Sosen sind im breiteren Stile des Meisters gehalten. Vertreten sind noch unter den Anhängern der alten Schulen Hogai und Gaho. Beim letzteren treten schon westliche Elemente stark in Vordergrund.

Der moderne Teil der Ausstellung legt zweifellos viel Unsicherheit an den Tag; sein Gesamteindruck ist jedoch gewinnend. Den japanischen Künstlern von heute gelang es noch nicht, eine mächtige, überzeugend wirkende Kunstsprache zu schaffen. Sie dürfen aber deshalb nicht verurteilt werden. Das Geistesleben des Landes bietet noch dazu in seinem heutigen Übergangsstadium keinen sicheren Grund. Was aber die gegenwärtig in Entwicklung begriffene Kunst der Japaner Gutes aufzuweisen hat, das ist noch alte Erbschaft und ich glaube, daß diese Erbschaft noch für unabsehbare Zeiten ausreicht. Ich denke dabei freilich nicht an die aristokratischen Kunsttraditionen, besonders nicht an das kalligraphische Element. Die Pflege der Kalligraphie als Kunst verträgt sich mit dem Geiste der modernen Kultur nicht. Den Maruyama- und Ukiyoye-Nachlaß, also die Hauptquelle der heutigen nationalen Malerei der Japaner, halte ich aber nicht für totes Kapital. Die offizielle hochmütige Beurteilung der demokratischen Kunst muß nämlich mit der Zeit auch in Japan nachlassen und einer unbefangenen Erkenntnis der eigenen schöpferischen Kraft Platz machen. Man hat auch in der

Kleine Mitteilungen.

gegenwärtigen Ausstellung Gelegenheit zu konstatieren, daß die in der Art der Ukiyoe-Meister geschaffenen Werke (Marionette und Bewunderung des Herbstes von Kamimura Shoyen, Frühling von Nakayama Shuko, Scherz von Kawasaki Ranko) die aufrichtigsten malerischen Äußerungen sind. Die Produkte der Maruyama-Richtung (wir können davon getrost als von einer lebendigen Kunst sprechen) nehmen den größten Platz ein. Es gibt darunter vorzügliche Leistungen, die von tiefwurzelnder Naturpoesie zeugen, wie z. B. Fuchs in Frühlingsnacht und Herbstdämmerung von Kato Eishiu, Wildenten von Arii Shōun und Imao Keinen, Fichten im Schnee von Yamamoto Shunkio und Bambus von Kikuchi Hōbun. Daß diese Gemälde nicht so weitgehende Naturverdichtungen sind wie die Produkte der alten klassischen Meister, daran ist die moderne objektive Weltanschauung schuld. Unsere Künstler können unter keinen Umständen so naiv sein wie diejenigen des Mittelalters, die bis zu einem gewissen Grade alles Lebendige antropomorphisieren konnten. — Die hervorragendsten Stücke der modernen Ausstellung sind unstreitig die Lampenweihe von Kikuchi Keigetsu und der Besuch von Otake Chikuha. Das eine ist hauptsächlich der Ausführung, das andere der Komposition halber zu rühmen. Mit viel Geschmack und Gefühl ist auch die Herbstlandschaft (Weg in den Bergen) von Ueda Banshiu gemalt. Ein großes Jagdbild von Kishima Okoku verdient als monumentale Dekoration Beachtung. Als tüchtige Werke sollen noch das in der Art des Hōitsu gemalte Blumenstück (Paravent) von Miyake Gokio und die Kompositionen von Furuya Itcho und Hirai Baisen erwähnt werden. Letztere weisen schon ebensoviel westliche wie östliche Elemente auf. — Die in europäischer Art gemalten Ölbilder zeugen von tüchtiger Schulung, aber auch von völliger Unbeholfenheit. Man merkt es an ihnen gleich, daß den Japanern diese Art der Malerei noch immer eine fremde Sprache ist, die sie aus eigener Kraft nicht bereichern können. Ich fand in dieser Abteilung der Ausstellung nur ein einziges Bild — das wollene Kleid von Watanabe Yohei — wo man von freier Äußerung echten künstlerischen Gefühls sprechen kann. — Die moderne Skulptur der Japaner ist gegenwärtig in Rom nur durch 14 Stücke vertreten. Ein Ehrenplatz gebührt unter ihnen dem berühmten „Effekt des Mondes“ von Yonehara Unkai. Die übrigen sind eher technische Bravourstücke als Kunstwerke.

Z. Takács-Budapest.

Die neu gegründeten Abteilungen von chinesischen Porzellanen aus der Zeit der Sung- und Ming-Dynastie in der Dresdener Porzellansammlung. Jahrhundertlang hat man bekanntlich in Europa vom chinesischen Porzellan fast nichts anderes gekannt, als was eben diese selber hervorgebracht und nach Europa gesandt haben. Daß dies Produkt auch eine Entwicklung gehabt hat, daß es Zeiten gegeben, in denen es ein ganz oder wenigstens beträchtlich anderes Aussehen gehabt hat, als in jenen, hat man daneben kaum geahnt, und noch jetzt ist seine Entwicklung, obwohl das Material, auf das man sich zu diesem Zwecke stützen kann, sich ganz bedeutend vermehrt hat, den allerwenigsten auch nur einigermaßen klar. Es hat bisher immer — und auch im Auslande —

an Sammlungen gefehlt, in denen diese ganze Entwicklung mit vollkommener Klarheit und ausreichender Zuverlässigkeit vorgeführt worden wäre, was um so mehr zu bedauern war, als diese nur als eine ganz besonders interessante und reizvolle bezeichnet werden kann. So wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß die Dresdener Porzellansammlung ihrem einzig dastehenden, alten Bestande an chinesischem Porzellan des 18. Jahrhunderts nun seit den letzten Jahren mehr oder weniger umfangreiche Abteilungen der früheren Perioden desselben hinzugefügt und diese auch in deutlich voneinander gesonderten Gruppen aufgestellt hat, so daß man vielleicht jetzt an keiner anderen Stelle so mühelos wie hier seine ganze Entwicklung studieren kann.

In zwei große Perioden zerfällt bekanntlich die Geschichte des chinesischen Porzellans, bevor es in diejenige tritt, die uns zu allen Zeiten bekannt gewesen ist: in die der Zeit der Sung-Dynastie (960—1279) und die der Ming-Dynastie (1368—1644). Beide sind jedoch nicht bloß zeitliche, sondern auch starke Stilabschnitte. Von diesen zeigt die erstere, die der fast ausschließlich farbigen Glasuren, das Porzellan noch mehr oder weniger abhängig von früheren, minderwertigeren keramischen Erzeugnissen; in der letzteren wird dagegen derjenige Stil begründet, den man als den eigentlichen Porzellanstil bezeichnen kann, der auch fast immer der unsrige gewesen ist. Damals zuerst wird das Porzellan durchgehends jener durchscheinende, weiße, kristallinische Körper, der dann auf irgend eine Weise mit farbiger Ornamentik geschmückt wurde. Aus der Sungzeit sind nun bereits fast alle Typen, die man bisher kennt, in einem oder mehreren Exemplaren vertreten, sowie auch eine ganze Reihe von ihren späteren Nachbildungen; zunächst die durch ihre rein Crèmfarbe ausgezeichneten des Ting-yao, desjenigen Porzellans dieser Zeit, das der eigentliche Ausgangspunkt des gesamten späteren, weißen Porzellans geworden ist. Ein schön kraquelierter Topf und Schalen mit eingeschnittener Ornamentik vertreten diesen auch später noch oft nachgemachten Typus. Ihnen schließt sich das sogenannte Ty'u-chou-yao an, Erzeugnisse von gleicher Farbe, aber mit den frühesten Malereien, die wir auf Porzellan kennen, in kräftig brauner, breit behandelter Farbe. Dann folgen Beispiele der für diese Zeit so charakteristischen hellblauen Glasuren, hier wohl Vertreter des Chün-yuo, der Seladongrünen, unter ihnen eine besonders fein getönte und kraquelierte Schale, weiter ein Stück Chien-yao mit der sogenannten Hasenfellglasur, ein weiteres mit ganz früher Blaumalerei usw. Noch reicher dagegen ist die Mingzeit in ihren einzelnen Regierungszeiten vertreten, von denen hier fast keine einzige mehr fehlt. Im Mittelpunkt steht hier, wie es in dieser Zeit überhaupt geschah, das Porzellan mit kobaltblauer Unterglasurmalerei, von dem in erster Linie eine reizende kleine, mit der Marke des Kaisers Hsüan-tê versehene Schale zu erwähnen ist, wohl mit der feinsten Malerei, die je auf chinesischem Porzellan gesehen worden ist; dann mehrere Stücke mit dem berühmten tiefen „Muhammedanerblau“ der Zeit des Kaisers Chia-ching. Doch auch die sogenannte „Drei- oder Fünffarbenmalerei“ dieser Zeit ist reichlich vertreten durch mehrere Stücke der Wan-lizeit, vor allem aber wieder durch

ein unvergleichliches der Chia-chingperiode. Äußerst reizvoll erscheinen dann weiter die für diese Zeit so typischen Stücke, bei denen eine ruhige, einfache kobaltblaue Malerei aus einem gelben Grunde ausgespart ward, ein äußerst kräftiger Effekt, der mit den einfachsten Mitteln erreicht worden ist; auch einige sehr bedeutende Beispiele der für diese Zeit gleichfalls so typischen vielfarbigen Malereien auf unglasiertem Porzellan, darunter eine sehr merkwürdige, einzig dastehende Weinkanne in Form eines Fohovogels, schließlich Beispiele der verschiedenen Glasuren dieser Zeit, die aber damals keine so große Rolle gespielt haben, wie in allen übrigen, sowie auch ganz weiß gebliebene, zum Teil von unvergleichlicher Masse. Daneben besitzt die Sammlung aus altem Bestande noch eine nur von der in Konstantinopel befindlichen übertroffene Menge von jenem Porzellan, das am Ende der Mingzeit massenweis nach Persien und Europa versandt worden ist. Es ist freilich richtiges Exportporzellan, das neben den soeben besprochenen Stücken in keiner Weise bestehen kann, und so mehr wissenschaftlichen als künstlerischen Wert besitzt.

Ernst Zimmermann.

In Leipzig ist Anfang Juni eine **Ausstellung chinesischer Bronzen** im Kunstgewerbemuseum eröffnet worden. Die ausgestellte Sammlung ist von einem deutschen Kaufmann (E. Knuth aus Tsinanfu) zusammengebracht worden und zwar auf Grund von Reisen in den Provinzen Shantung und Shensi, wo der Aufkauf alter echter Bronzen im Gegensatz zum Peking Markt sich noch ermöglichen läßt. Gute und echte Bronzen aus dem 17. und 18. Jahrhundert gehören zu den Seltenheiten, so daß dasjenige, was die Sammlung Knuth an Kultgefäßen (Kessel, Dreifüßen), landschaftlichen Geräten, Schüsseln, Vasen, Spiegeln, Waffen bietet, hinsichtlich Bronzezug und Ornamentik hohe Aufmerksamkeit verdient. —r—

Ausgrabungen.

Die Expedition der Harvard-University nach den Pyramiden von Giseh. Nach den Ausgrabungen, die Mariette im Jahre 1853 bei den großen Pyramiden von Giseh gemacht hatte, blieb das große Feld während fast 50 Jahren unberührt. Erst im Jahre 1903 erhielten Steindorff in Leipzig, Schiaparelli in Turin und der ausgezeichnete amerikanische Egyptologe G. A. Reisner, der damals die kalifornische Hearst-Expedition in Egypten leitete, entsprechende Konzessionen. Sie waren an die Bedingung geknüpft, daß die 3 Nationen das Feld in freundschaftlicher Weise untereinander verteilten. Die Italiener reflektierten auf die erste, die Cheops-Pyramide „Ikhet-Khufu“ (der Ruhm des Cheops), Steindorff auf die zweite, die des Chephren „Wer-Khafra“ (Groß ist Chephren), Reisner auf die dritte Pyramide „Men-Kau-Ra-Netery“. Schwieriger war die Verteilung des großen Friedhofes westlich von der ersten Pyramide. Sie wurde daher in 3 Streifen geteilt und das Los darüber geworfen. Reisner zog den nördlichen Streifen, der sich als der bedeutendste erwies. Er berichtet nunmehr über die Ausgrabungen und Funde in dem April-Bulletin des Museum of Fine Arts in Boston.

Die Amerikaner fanden an der ihnen zugefallenen Stätte den großen königlichen Friedhof, von Cheops und seinen Architekten zur Zeit des Baues der ersten Pyramide nach einem regulären Plane angelegt. In dieser königlichen Totenstadt bauten sich vor ungefähr 5000 Jahren verschiedene Söhne und Töchter sowie große Hofleute des Cheops ihre Gräber. Der schönste in diesem Friedhof gemachte Fund war die Grabstele des Wep-em-Nofrit, eines Sohnes des Cheops, im feinsten Bas-Relief und in gefälliger Weise in matten Tönen koloriert im Gegensatz zu den üblichen starken Farben ägyptischer Wandmalerei. — In den Straßen und offenen Plätzen des königlichen Cheopsfriedhofs wurde eine ganze Masse späterer Gräber gefunden, welche sich als die der Priester und Beamten ergaben, welche, in der Stadt der Pyramide wohnhaft, mit dem Totendienst für die Königsgräber betraut waren. — Nachdem so der Cheopsfriedhof mit seinen Priestergrüften identifiziert war, kam man leicht dazu, auch den königlichen Friedhof des Chephren mit seinen Priestergräbern zu finden, obwohl dieser näher bei der zweiten Pyramide in den Konzessionen der Deutschen und Italiener lag. Reisner konnte nachweisen, daß diese beiden großen Friedhöfe am Ende der 6. Dynastie in Verfall kamen und mit Wüstensand sich bedeckten. Der Friedhof mag also durch 4 Jahrhunderte von 2900 bis 2500 vor Christus in Gebrauch gewesen sein.

Nachdem so in 3 Campagnen die Geschichte des Pyramidenfriedhofes erkannt worden war, wandte man sich im Jahre 1906 an die 3. Pyramide. Der Pyramidentempel des Mykerinus wurde im Jahre 1906/7 ausgegraben. Eine der ersten Entdeckungen, die man südlich von dem Tempel machte, war die des Steinbruchs der 3. Pyramide, an dessen nördlichen und westlichen Terrassen die Gräber der Totenpriester des Mykerinus lagen. Dann fand man heraus, daß die Araber im 13. Jahrhundert n. Chr. den größten Teil der Granitbedeckung der 3. Pyramide zerstört hatten, um Mühlsteine aus diesen Granitplatten zu machen. Das Allerheiligste des Tempels war dadurch zu einer Wildnis von Granitblöcken geworden. In wenig Wochen haben die Amerikaner über 400 Granitblöcke im Gewicht von 1 bis zu 7 Tonnen ausgeräumt, die hätten reichen können, eine neue Pyramide zu bauen. In diesem Tempel wurde unter anderen wertvollen Funden die der herrlichen Alabasterstatue des Mykerinus gemacht. Der Kopf der Statue wurde außerhalb des Tempels nur wenige Zoll unter der Oberfläche nahe bei dem früher von den Pyramidenbesuchern benutzten Pfade gefunden.

Inzwischen hatten die Deutschen zu Abusir einen Taltempel gefunden, der durch einen Dammweg mit einer Pyramide aus der 5. Dynastie verbunden war. Daraus mußte man sofort schließen, daß der Sphinxtempel der Taltempel der zweiten Pyramide war und daß alle Pyramiden jener Periode Taltempel hatten. So versuchten die Amerikaner den Taltempel der 3. Pyramide aufzufinden. Man konnte der zu ihr führenden Straße 200 Meter weit durch die Wüste bis zu einem Punkt folgen, wo sie unter dem Sand verschwand, mit dem ein sich zu dem Niltal öffnender Talschlund gefüllt war. Im östlichen Teil dieser Schlucht liegt ein moderner muhamedanischer Friedhof,

Kleine Mitteilungen.

sodaß die Furcht entstand, der Taltempel könnte darunter liegen und dadurch nicht berührbar werden.

Im Sommer 1908 begann man aber den Taltempel selbst aufzuspüren, dem in 5 Schächten näher gekommen wurde. Im Porticus des Spendesaales standen die Basen von 4 lebensgroßen Alabasterstatuen noch in situ, während Hunderte von Fragmenten dieser Statuen von antiken Vandalen zerschlagen herumlagen. Darunter wurde der Körper und der Kopf einer jetzt in Kairo befindlichen Statue gefunden, ferner der prachtvolle Alabasterkopf des Prinzen Shepseskaf und ein anderer jetzt in Kairo befindlicher großer Alabasterkopf. Unvollendete Statuetten, Kupferwerkzeuge und Gerätschaften, magische Zeichen aus Feuerstein und eine Masse von Alabaster-, Porphy-, Diorit-Krystall-, Schiefer-, Basalt-Gefäßen kamen weiterhin zum Vorschein.

Aber im ersten Jahr konnte der Tempel nicht fertig ausgegraben werden. Der Wert der Funde war so groß, daß die Zahlung des Prämienbakschischs an die Arbeiter die Mittel der Expedition erschöpften. Erst im April 1910 war der Taltempel vollständig ausgegraben. Seine Grenze bildete eine vor ihm liegende Stadt, die unter dem arabischen Friedhof liegt. Wiederum wurden prächtige Steingefäße, unfertige Statuetten, Fragmente von Figurendreihen in Schiefer und andere Gegenstände in Masse entdeckt. Aber der größte aller der Funde der Amerikaner war eine wunderbare Doppelstatue, Porträt des Königs und der Königin, in hartem, dunklen Schiefer, in geradezu wunderbarer Erhaltung.

Diese Meisterwerke waren aber nicht für einen armseligen Schlammziegeltempel bestimmt, sondern für einen kostbaren Granittempel, der an Schönheit zweifellos den Sphinxtempel übertroffen hätte, wäre er nur fertig geworden. Die Amerikaner haben nämlich drei Tempel fixieren können: 1. einen prachtvollen Steintempel, resp. dessen Fundamente, die von Mykerinus selbst gelegt waren, aber infolge seines frühen Todes nicht zur Vollendung kamen; 2. einen Schlammziegeltempel, den Shepseskaf, der Sohn und Nachfolger des Mykerinus, in seinem ersten Regierungsjahr erbaut hatte, und 3. eine Schlammziegel-Rekonstruktion, die Pepy II. in der 6. Dynastie versucht hatte. Die Statuen, welche die Amerikaner ans Licht gezogen hatten, waren in den Tagen des Mykerinus für den Steintempel geschaffen worden; Shepseskaf hatte sie in dem ersten Schlammziegeltempel platziert.

Die außerordentliche Vorsicht, mit der die Tempel des Mykerinus ausgegraben wurden, ermöglichte es, die Geschichte ihres Baues und ihres Verfalles genau zu erkennen. Positiver Beweis ist erbracht, daß die von den Amerikanern gefundenen und teilweise nach Amerika hinübergekommenen Statuen aus der 4. Dynastie stammen, und daß in der 4. Dynastie den Pyramiden durch Dammwege damit verbundene Taltempel entsprachen. Damit ist auch endgültig bewiesen, daß der Granit- resp. Sphinxtempel der Taltempel der zweiten Pyramide, des Grabes des Chephren, war. Damit ist auch die Streitfrage über das Datum der großen Dioritstatue des Chephren und des Sphinx selbst erledigt. Gerade solche Charakteristiken wie die, nach denen man die Chephrenstatue und den Sphinx einer

späteren Zeit zuweisen wollte, finden sich an den von den Amerikanern ausgegrabenen Statuen. Es war daher geboten, zu der schon vorher als wahrscheinlich angenommenen Ansicht, nämlich daß diese Monumente aus der Zeit des Chephren selbst sind, zurückzukehren.

Der Sphinx in Ägypten ist nichts anderes als ein Löwenkörper mit dem Haupt des regierenden Pharaos. Der König ist hier der Wächter, der seine Feinde niederritt und sie von seinem Territorium abhält. Ein oft vorkommendes Motiv. Der große Sphinx ist der Wächter des heiligen Umkreises der zweiten Pyramide und steht an der zu der Pyramide führenden Straße. Der Körper ist der eines Löwen, das Haupt das Porträt des Chephren, eben des Königs, der die zweite Pyramide erbaute und den Wächter Sphinx aus dem natürlichen Felsen heraus-schneiden ließ.

Das Museum of Fine Arts Bulletin ist mit außerordentlich gelungenen Photographien ausgeschmückt, die die Herrlichkeit und die Wichtigkeit der gemachten Funde illustrieren. In der ganzen ägyptischen Kunst ist kaum etwas Hervorragenderes zu finden als der Alabasterkopf des Mykerinus und des Shepseskaf, als die Triadengruppe des Mykerinus mit Gaugottheit und Hathor und als die Doppelstatue des Mykerinus und seiner Königin. M.

Bildungswesen im Orient.

Das Deutsche Vorderasienkomitee bereitet die Errichtung von Deutschen Bibliotheken in Bagdad und Aleppo vor. Dieselben sollen die ersten der von diesem Komitee zu begründenden Deutschen Vorderasienbibliotheken werden. Bücherzuwendungen und Stiftungen an den Herausgeber der Zeitschrift. Öffentliche Quittungen erfolgen im „Orientalischen Archiv“. Gr.

Eine amerikanische Universität für die Balkanstaaten. Der an praktischen Ideen reiche Sinn der Amerikaner hat wieder einmal eine gute Frucht hervorgebracht. Bekanntlich machen es die amerikanischen Missionen im Gegensatz zu den europäischen sich zur Pflicht, in den Ländern ihrer Tätigkeit Kulturträger im weitesten Sinne zu sein und opfern viel, um diese Pflicht erfüllen zu können. Das neueste ist nun, daß die „Baptisten-Welt Union“ beschlossen hat, für die Balkanstaaten eine Universität, oder richtiger gesagt, ein amerikanisches „University-College“ zu schaffen. Ein im Juni dieses Jahres in Philadelphia tagender Kongreß wird endgültig beschließen, wo diese Universität ihr Domizil haben soll. Ursprünglich war die Wahl zwischen Rumänien, Ungarn, Bulgarien und der Türkei freigestellt. Es wurden bereits vertrauliche Anknüpfungen zu maßgebenden Personen dieser Länder hergestellt; aber nach den Erfahrungen, welche man mit den verschiedenen Regierungen machte, kommen nunmehr, laut Mitteilung des Budapester Vertrauensmannes, die Orte Budapest und Konstantinopel als Sitz in Betracht. Bekanntlich zählen ja mehrere amerikanische Finanzkönige zu dieser in Amerika sehr großen Kirchengemeinschaft, so z. B. John Rockefeller. Diese haben die Mittel für dieses Institut schon gezeichnet. Die Universität soll nur Studenten protestantischer Religion, ohne Unterschied der

Denomination, zugänglich sein. Auch sollen nur solche Studenten zur Immatrikulation zugelassen werden, welche die Staatsangehörigkeit eines der südosteuropäischen Staaten besitzen. Die Lehrpläne sollen den Vorschriften der amerikanischen University-College und den von den amerikanischen „University-Senaten“ gestellten Anforderungen entsprechen. Als Fakultäten sind vorgesehen: eine evangelisch-theologische und eine philosophische. Letztere soll mit klassischem, philosophischem, literarischem und pädagogischem Lehrstuhl versehen werden. Daneben soll eine „School of Musik“ und eine „School of Commerce“ event. ins Leben gerufen werden. Interessant ist, wie die Amerikaner das Sprachenproblem hier zu lösen denken. Nach Mitteilung des Budapester Vertrauensmannes der Sache kommen nur die ungarische und deutsche Sprache als Unterrichtssprache in Betracht und soll der Unterricht abwechselnd in beiden erfolgen. Hiergegen machen sich aber schon Stimmen aus den anderen Balkanstaaten geltend, welche als einheitliche Unterrichtssprache die deutsche verlangen. So verlangt ein Rumäne ganz entschieden die deutsche Sprache und betont in einem diesbezüglichen Aufsatz im „Wahrheitszeugen“, dem in Kassel erscheinenden führenden Organ der europäischen Baptisten: „Wie ist es nun mit der deutschen Sprache? Viele Studenten sprechen sie schon, und muß eine Sprache gelernt werden, so liegt es auf der Hand, daß keine für die Verhältnisse des südöstlichen Europa so nützlich ist als die deutsche.“ Es berührt eigentümlich zu sehen, daß gerade das Amerikanertum den Mut hat, Trägerin europäischer und deutscher Kultur auf dem Balkan zu werden und die deutsche Sprache zu pflegen. Br.

Die Begründung einer „Islamischen Gesellschaft“, der alle Gelehrten der mohammedanischen Länder angehören sollen, beschäftigt eine Reihe gebildeter Mohammedaner Syriens, Ägyptens und Algeriens. Ihre Aufgabe soll sein, in ernster Form die Behandlung historischer und philosophischer Fragen, die Welt des Orients betreffend, durch Diskussionen und Publikationen ins Auge zu fassen und so an einer Wiederbelebung östlicher Kulturen zu arbeiten. Die arabische Zeitung Al Lewa in Kairo äußert sich über diesen Gegenstand folgendermaßen: „Es ist an der Zeit, daß sich die muselmanischen Gelehrten, die auf der ganzen Welt zerstreut sind, mit einem solchen Plane beschäftigen, um die Annalen des früheren Ruhmes der arabischen Gelehrsamkeit vor Untergang zu sichern und die in den Bibliotheken des Orients und des Okzidents verzeitelten Spuren der arabisch-islamischen Kultur zu sammeln, ebenso wie alle alten und modernen Schriften, die darauf Bezug haben. Das Ziel, auf das die Gelehrten in erster Linie ihre Bestrebungen richten sollen, ist die Begründung einer muselmanischen Enzyklopädie, die, neben den Biographien muselmanischer Gelehrten und Philosophen seit Beginn der Hedschra bis auf unsere Tage, ein allgemeines Nachschlagewerk über die alten und modernen muselmanischen exakten und schönen Wissenschaften sein würde.“ Dieser Plan einer Islamischen Gesellschaft erinnert an ein anderes Projekt, das Gelehrte in Kairo vor einiger Zeit ausarbeiteten und das eine Arabische Akademie nach Art der europäischen und amerikanischen

betrifft, sowie an ein drittes, dessen Verwirklichung Prinz Ahmed Fuad Pascha in Aussicht gestellt hat, nämlich eine Schule für Musik und arabische Gesänge sowie eine arabische Kunstakademie zu errichten. — Der Gedanke, in einer arabischen Akademie ein Zentrum für die muselmanische Gelehrtenwelt zu schaffen, ist als ein neuer Beweis dafür anzusehen, wie mächtig sich in letzter Zeit die panislamitische Welt regt. —th—

Nach der Wiederherstellung der Verfassung wurde auf Befehl des Sultans eine Kommission eingesetzt, welche die Abfassung einer wahrheitsgetreuen **Geschichte des ottomanischen Reiches** seit dem Auftreten des türkischen Elements auf Grund von amtlichen Aktenstücken zur Aufgabe hat. Es sind verschiedene Archive mit reichem historischen Material vorhanden und es ist wahrscheinlich, daß bei entsprechender ernster wissenschaftlicher und kritischer Arbeit der Kommissionsmitglieder auf Grund der Funde manche Einzelheiten in den Tatsachen und Anschauungen eine Korrektur erfahren, die in den einheimischen und ausländischen Geschichtswerken bisher als historisch beglaubigt gelten. —e.

Türkische Studienkommission. Vom 18. Juni bis 14. Juli weilen 50 Glieder einer türkischen Studienkommission in Deutschland, um sich ein Bild des deutschen Wirtschafts- und Geisteslebens zu verschaffen. Unter den Besuchern befinden sich mehrere Glieder der Handelsabteilung des Ministeriums des Äußeren und des der öffentlichen Arbeiten, sowie des Unterrichtsministeriums, Angehörige des Staatsrats und des Senats, der Gouverneur von Pera und ein Mitglied der Stadtverwaltung von Smyrna, die Abgeordneten von Monastir, Ismid, Magnesia und Diarbekr, verschiedene Offiziere, mehrere Lehrer der Kriegsschule in Konstantinopel, Professoren der dortigen medizinischen Fakultät, Zeitungsherausgeber und Journalisten, Bankiers, Fabrikanten und Kaufleute. Nach der Besichtigung von Berlin wird Dresden, Posen, Kiel, Hamburg, Bremen und das Rheinland besucht. Den Beschluß bildet ein Aufenthalt in Frankfurt a. M., Stuttgart, Friedrichshafen und München. —h—

Welcher hohe Opfersinn und welches bedeutende Verständnis für kulturelle Aufgaben des armenischen Volkes den gebildeten und begüterten Armeniern innewohnt, zeigt eine Reihe von Stiftungen zu Bildungszwecken, die man geradezu als **armenische Nationalspenden** bezeichnen darf. Der Moskauer armenische Bankier Athanasius Jamharian hinterließ testamentarisch 250000 Rbl. für Gründung eines landwirtschaftlichen Instituts im Kaukasus. Seine überlebenden Brüder stellten für denselben Zweck von ihren Landgütern im Gouvernement Elisabethpol 4000 Dessjatinen im Werte von 750000 Rbl. zur Verfügung. Im Dezember starb, kaum 16jährig, Frl. Tamara Gukassian, deren väterliches Vermögen von über einer Million Rubel nach dem Wunsche ihres vor sieben Jahren verstorbenen Vaters armenisches Nationaleigentum wird; es soll damit eine nationale Hochschule in Türkisch-Armenien errichtet werden. Der Moskauer armenische Kaufmann Djanumian spendete 200000 Rubel zur Errichtung von Volksschulen. Der Tifliser Rentner Georg Jedigorian stiftete 50000 Rbl. zur Gründung einer Landwirtschafts-

Kleine Mitteilungen.

schule im Orte Karoktis. Die Gebrüder Drambian gaben 50000 Rbl. für den Bau eines Volkstheaters in Alexandropol. Die Witwe Barbara Kananian spendete 30000 Rbl. für die Errichtung eines pädagogischen Museums an der armenischen geistlichen Akademie von Etschmiadsin. Es darf daran erinnert werden, daß ein reicher armenischer Bankier Namens Sanassarian in Erserum vor 30 Jahren ein Gymnasium stiftete, an dem seinem Wunsche gemäß die deutsche Sprache in den Lehrplan aufgenommen wurde und die Lehrer vorwiegend aus solchen bestehen, die in Deutschland ihre Universitätsstudien gemacht haben. Gr.

Museen.

Am 28. Mai wurde in Stuttgart das Lindenmuseum (Museum für Länder- und Völkerkunde) eröffnet. Es trägt seinen Namen nach seinem Begründer und tatkräftigen Förderer, dem Grafen Linden, dem langjährigen Vorsitzenden des Württembergischen Vereins für Handelsgeographie. Eine Reihe von Feierlichkeiten, zu denen der genannte Verein Einladungen an die wissenschaftliche Welt Deutschlands hatte ergehen lassen, begleiteten die Eröffnung dieses in seinen Beständen bedeutsamen neuen Museums für Länder- und Völkerkunde. Gr.

Kongresse.

Vom 29. April bis 4. Mai tagte in Kairo ein Mohammedanischer Kongreß. Neben politischen Fragen, die das zunehmende nationale Selbstbewußtsein der Jungägypter bekundeten, kamen auch solche zur Verhandlung, die in das Kulturleben des modernen Ägypten einzugreifen sich bemühen. So wurde außer Anträgen über Reform der Justiz und des öffentlichen Unterrichts, über die Stellung der Kopten und die wirtschaftliche Lage der Fellachen, auch über Anregungen für die Vereinfachung und Veredlung der Volkssitten (so Beseitigung der Formen des muselmanischen Leichenbegängnisses) und über die Ausdehnung der Rechte der Frau verhandelt. Gr.

Wissenschaftliche Institute und Gesellschaften.

In der am 16. März abgehaltenen Sitzung der philosophisch-historischen Klasse der Berliner Akademie der Wissenschaften las Erman über „Denksteine aus der thebanischen Gräberstadt“. Die Handwerker der thebanischen Weststadt haben im 12. und 13. Jahrhundert v. Chr. in die Tempel volkstümlicher Gottheiten kleine Votivsteine geweiht. Auf einigen bekennen die Weihenden, daß sie von dem Gott für falsches Schwören und andere Sünden mit Krankheit bestraft worden sind: ein Stein, den das Berliner Museum erwarb, war von einem Maler für die Herstellung seines kranken Sohnes gelobt und enthält den Hymnus, in dem der Vater dem Gotte seinen Dank ausspricht. — Lüders legte vor: Das Sāriputraprakarana, ein Drama des Asvaghosa. Die Entdeckung von Bruchstücken einer zentralasiatischen Palmblatthandschrift ermöglicht den Nachweis, daß eines der in den „Bruchstücken buddhistischer Dramen“ behandelten Stücke den Titel Sāriputraprakarana trug und von Asvaghosa herrührte. — W. Schulze legte

die von dem Dr. Theodor Kluge auf einer Reise im Kaukasus aufgenommenen Photographien aus georgischen Handschriften vor. Ein kurzer Bericht gibt Auskunft über die in Betracht kommenden Codices und den Umfang und Inhalt der photographisch aufgenommenen Stücke. — Lüders überreicht das von ihm bearbeitete erste Heft der Sammlung kleinerer Sanskrittexte aus den Ergebnissen der Königlich preussischen Turfanexpedition: Bruchstücke buddhistischer Dramen. Berlin 1911.

In der Märzsession der Kgl. bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München sprach Prof. Freiherr von Bissing über „Prähistorische Töpfe aus Indien und Ägypten“.

—t—

Berufungen.

Einen wichtigen neuen Lehrstuhl hat das „Collège de France“ geschaffen, nämlich an Stelle einer eingegangenen Professur für hebräische Sprache und Literatur eine Lehrkanzel für Sprachen, Geschichte und Archäologie Zentralasiens. Er ist durch eine Persönlichkeit besetzt worden, die sich durch ihre Forschungsreisen in Zentralasien einen Namen gemacht hat, und zwar durch Paul Pelliot. Derselbe hatte bisher in Hanoi (Indochina) ein Lehramt für Chinesisch an der dortigen École Française d'Extrême-Orient inne. Deutsche Universitäten sollten sich an dieser Neuschöpfung, die mit der Erweiterung der Wissenschaft vom Orient Schritt hält, ein Beispiel nehmen. Die Semitistik müßte auch auf deutschen Hochschulen mehr denjenigen Fächern Platz machen, die mit der heutigen Kulturwelt des näheren und fernen Ostens und ihren Problemen regere Fühlung haben. Gr.

Dem Mißstand, daß an der Universität Berlin seit dem Tode von Wilhelm Grube (1908) die Sinologie unvertreten war, ist kürzlich in äußerst glücklicher Weise ein Ende bereitet worden. Als Ordinarius für Sprache, Literatur und Geschichte der ostasiatischen Völker ist der bisherige rühmliche Vertreter dieses Fachs an der Universität Leiden, Maria de Groot, berufen worden. Deutsche Sinologen wie Friedrich Hirth und Berthold Laufer haben leider an amerikanischen Hochschulen ihr Unterkommen suchen müssen. Alle 21 deutsche Universitäten verfügten bisher über ein Extraordinariat für Sinologie (Conrady-Leipzig)¹

Zum Extraordinarius für iranische Sprachen an der Universität Berlin wurde J. Marquart (bisher in Leiden Dozent für Armenisch und Syrisch) ernannt. Gr.

Vorträge.

In der Münchener Orientalischen Gesellschaft Dr. Hugo Grothe am 7. April über „Wanderungen in Mesopotamien auf den Spuren der Baghdadbahn“.

In der Wiener Urania am 20. April der Prager Universitätslehrer Dr. Moritz Winternitz über „Die Lehre Buddhas und ihre Verbreitung“.

In der Vorderasiatischen Gesellschaft in Berlin am 25. April Dr. Bagrat Chalatzianz über „Die Ausgrabungen von urartäischen Altertümern im russischen Gouvernement Eriwan“.

¹ Vgl. den beachtenswerten Aufsatz von O. Franke „Die sinologischen Studien in Deutschland“ in „Ostasiatische Neubildungen“ (Hamburg 1911).

In der Vorderasiatischen Gesellschaft in Berlin am 3. Mai Generalkonsul Dr. Paul Schroeder über „Die phönizischen Inschriften des Eschmun-Tempels in Sidon und die Eschmunazar-Dynastie“.

Vor dem Dozentenkollegium des Seminars für Orientalische Sprachen zu Berlin am 27. Mai Prof. Dr. Martin Hartmann über „Ostwestliche Kulturströmungen“.

In der Gesellschaft für Erdkunde zu Berlin am 8. Juni Dr. Georg Wegener über „Die Reise des Kronprinzen“. —e

Vermischtes.

Cl. Huart wird im Oktober d. J. den ersten Band eines größeren Werkes „l'Histoire des Arabes“ bei Paul Geuthner-Paris veröffentlichen. Die bekannt werdende „Table analytique des matières“ zeigt, daß sowohl für die ältere Geschichte und Volkskunde Arabiens wie für die spätere Zeit der Mameluken, der Saadidynastie in Marokko (1511–1670), des Jemen u. a. m. mancher Gewinn aus seiner Darstellung zu erwarten ist.

„Forschungen zur islamischen Kunst I“ nennen Friedrich Sarre und Ernst Herzfeld die Veröffentlichungen ihrer „Archäologischen Reise im Euphrat- und Tigrisgebiet“, von denen der erste Textband und der dritte reiches Anschauungsmaterial bringende Illustrationsband vorliegt (Verlag Dietrich Reimer). Der nächste Teil dieser „Forschungen zur islamischen Kunst“ soll die Ausgrabungen von Samarra behandeln, mit denen Sarre und Herzfeld eben beschäftigt sind.

Eine kulturgeschichtliche Bibliothek, herausgegeben von Dr. Foy, dem Direktor des städtischen Rautenstrauch-Joest-Museums für Völkerkunde in Köln, beginnt im Verlage von Karl Winter-Heidelberg zu erscheinen. Sie zerfällt in drei Reihen, eine Ethnographische Bibliothek (mit Einschluß der altorientalischen Kulturgeschichte), eine solche der europäischen Kulturgeschichte und in Allgemeinere Werke. Von den vorgesehenen ethnologischen Werken, die den Orient betrachten werden, nennen wir: „Borneo“ von H. H. Juynboll; „Nordafrika“ (französisch) von A. van Gennep; „Das alte Ägypten“ von A. Wiedemann; „Japan“ von K. Florenz; „Korea“ von A. Iwanow; „China, Mongolei, Tibet“ von B. Laufer; „Hinterindien“ von H. Wehrli; „Vorderindien“ (zweibändig) von W. Foy; „Das alte Indien“ von M. Winternitz; „Das alte Turkestan“ von A. v. Lecoq; „Kaukasus“ (französisch) von J. Reby; „Das alte Kleinasien und Nachbarschaft“ von C. F. Lehmann-Haupt; „Die alte Kultur der Euphrat- und Tigrisländer“ von B. Meissner; „Das alte Syrien“ (französisch) von R. Dussaud; „Die asiatische Türkei“ (einschließlich Zyperns) von Hugo Grothe; „Das neuere Iran“ von Hugo Grothe; „Arabien“ von Martin Hartmann.

Eine neue den Islam zum Untersuchungsfeld nehmende Zeitschrift, „The Moslem World“ betitelt, ist eben in London erschienen. Wie der Untertitel besagt, soll diese Vierteljahrszeitschrift die „current events, literature, and thought among Mohammedans and the progress of Christian Missions in Moslem lands“ beleuchten. Gr.

Moghulische Poesie. In der letzten Zeit sind einige Manuskripte in osttürkischer (tschaghataischer) Sprache entdeckt worden, über die in dem Athenaeum berichtet

wird. Zunächst hat Professor E. Denison Roß, der Hauptarchivar der indischen Regierung, Poesien des großen Eroberers von Indien Babar (Baber und wie sich jetzt herausstellt, nach osttürkischer Schrift Babur) gefunden, dessen Hauptwerk „Wâqî'ât“ (Erlebnisse) sowohl in dem ursprünglichen osttürkischen Dialekt, wie durch Übersetzungen in anderen orientalischen Sprachen bekannt ist. In seinen „Erlebnissen“ berichtet Babar, daß er im Jahre 935 der Hedschra begonnen hat, die „Risâla-i-Wâlidîya des Khwâja Abdullah“ ins Osttürkische zu übersetzen. Bis jetzt ist aber trotz aller Nachforschungen diese Übersetzung noch nicht zu finden gewesen. Prof. Roß hat nunmehr das Manuskript entdeckt, und es ist im 6. Band des Journals der Asiatischen Gesellschaft zu Bombay in Faksimile und gedrucktem Text sowie mit Anmerkungen publiziert. Babar hat das Manuskript in einem Colophon selbst auf das Jahr 935 datiert. Sein Autograph ist von einem anderen Großmoghul, Schah Jahan, als echt bezeugt. Außer Risâla enthält der Text verschiedene andere kurze Stücke und Versfragmente, die teilweise durch Zitate in den „Erlebnissen“ schon bekannt waren. Ein neuer Fitzgerald wäre zu wünschen, um diesen Poesien die Verbreitung eines Omar Khayyam zu verschaffen! Aus Reimen und anderen Beweisen schließt Prof. Roß, daß Babar's Name wirklich Babur geschrieben wurde, wie ihn die türkisch sprechenden Eingeborenen auch heute noch aussprechen. — Eine weitere für die osttürkische Literatur wichtige Entdeckung gelang Roß in der Auffindung zweier Manuskripte des Divan d. h. der poetischen Werke des Bayram Khan, des berühmten Generals aus der Zeit der Moghul-Kaiser Humayun und Akbar. Die Manuskripte sind sowohl in persischer, wie in Turki-Sprache abgefaßt. Eines derselben, das im Jahre 1014 der Hedschra für den Sohn des Generals Bayram geschrieben wurde, ist in Privatbesitz, das andere, ein Bündel von Fragmenten einer Anthologie, enthält alle auch in dem andern Manuskript enthaltenen Ghazelen in osttürkischer Sprache. Beide Kopien sind von Schreibern hergestellt, welche die Turki-Sprache absolut nicht kannten und sie daher in einer Weise fehlerhaft behandelten, daß ohne eine Kollation der beiden Manuskripte eine Textrekonstruktion fast unmöglich gewesen wäre. Die Ausgabe dieses Divan geschah als Nr. 1241 der Bibliotheca Indica. — Endlich erschien als Nr. 1225 der Bibliotheca Indica die osttürkische Grammatik, die dem „Sanglâkh“ vorausgeschickt ist, und ein persisches Wörterbuch der tschaghataischen Sprache von Mirza Mehdi Khan aus Astarabad verfaßt, der als Historiker des Nadirschah, des Befreiers Persiens von dem Afghanenjoch, bekannt ist. —M.

Bücher-Besprechungen.

Dr. Bernhard Dietrich „Kleinasiatische Stickereien“. Ergebnisse einer vom Reichsamt des Innern unterstützten Studienreise. Mit 16 in feinstem Farbendruck zum Teil mit Gold- und Silberdruck ausgeführten Tafeln und 42 einfarbigen Abbildungen nach in Kleinasien gesammelten Originalen. Plauen i. V. 1911. Dr. Dietrichs Selbstverlag.

Die „Kleinasiatischen Stickereien“ stellen das Ergebnis einer Studienreise dar, welche der Verfasser in Begleitung

Kleine Mitteilungen.

eines Fachmannes der Textilindustrie Mitte 1907 in Kleinasien unternommen hat. Die Bedeutung der kleinasiatischen Stickereien — namentlich in der älteren Periode — legte es nahe, das Verständnis für die in diesem Zweige der kleinasiatischen Kunstfertigkeit enthaltenen Schönheiten sowohl der Form nach als auch der Farbe durch eine Spezialuntersuchung zu erschließen, und damit in ähnlicher Weise, wie es auf dem Gebiete der Herstellung von Teppichen, Keramiken und Glasemaille geschehen ist, nicht nur dem Ästhetiker und Kunsthistoriker eine Quelle der Belehrung zu eröffnen, sondern auch der deutschen Industrie Anregungen zu schaffen. Diese Anregungen erstrecken sich auf alle Gebiete des Kunstgewerbes und der Kunstindustrie. Der Verfasser legt in klarer Weise in seiner Schrift den Zusammenhang dar, in welchem sich dieser Zweig der Kunstfertigkeit unter den verschiedenen, Kleinasien berührenden Kulturströmungen entwickelte, und erfaßt die Stickereien als Ausdruck der kleinasiatischen Kunstfertigkeit unter der vorchristlichen, byzantinischen und muhammedanischen Kulturströmung. Die Arbeit nimmt ihren Ausgangspunkt von einer Darstellung der Formen und Bedingungen der gegenwärtig in der Türkei vorhandenen Stickerei und dringt von hier aus in die wirtschaftliche Struktur der älteren Erzeugnisse ein. Die Aufdeckung dieses Wirtschaftsbildes der früheren Perioden nötigten aber zugleich zu kunstgeschichtlichen Rückblicken, und führten dazu, daß auch andere Zweige der kleinasiatischen Kunstfertigkeit bis zu einem gewissen Grade in den Kreis der Betrachtung gezogen werden. Die Arbeit zeigt insbesondere für die älteren Stickereien den engen Zusammenhang der Kunstfertigkeit des asiatischen und europäischen Kulturkreises, ein Zusammenhang, der niemals ganz erloschen ist. Daß eine Wiedererweckung der alten kleinasiatischen Stickerei zu erwarten ist, wie der Verfasser meint, was bei einer Erstarkung des türkischen Wirtschaftslebens angenommen werden könnte, wird der Orientkenner bezweifeln. Die beigefügten Farbendrucke und die einfarbigen Abbildungen sind gut ausgewählt und technisch vortrefflich reproduziert. Wenig glücklich ist die Zusammenstellung der „Allgemeinen Literatur über Kleinasien“, die in der Einleitung gegeben wird. Wichtige Bücher fehlen, unbedeutende sind aufgeführt. Die Studie von Hugo Grothe „Die deutsche Kolonisation und der Orient“ ist nicht in den Verhandlungen des Deutschen Baumwoll-Kongresses erschienen, wie angegeben wird, sondern in denen des Deutschen Kolonial-Kongresses 1905.

-t-

Kalila und Dimna. Syrisch und deutsch von Friedrich Schultheß. I. Syrischer Text, XV u. 198 S. II. Übersetzung XXVII u. 245 S. Berlin (Georg Reimer) 1911. Preis 20 Mk.

Seit kurzem haben wir den Urtext des Pañcatantra, das Tantrākhyāyika, fast lückenlos in Händen. Der Indologe J. Hertel, der den Ruhm hat, ihn entdeckt zu haben, gab 1909 eine Übersetzung davon mit einer für den Orientalisten wie vergleichenden Märchenforscher gleich wichtigen Einleitung. Diese Arbeit war für die neue, lang erwartete Herausgabe der syrischen Kalila und Dimna-Erzählung, besorgt von dem Königsberger Orientalisten Friedrich Schultheß, von beträchtlichem Nutzen. Ist doch Kalila und

Dimna nichts anderes als eine Übersetzung aus dem Pañcatantra, nur daß diese nicht unmittelbar aus dem indischen Original, sondern aus einer im 6. Jahrhundert angefertigten mittelpersischen Übersetzung, die völlig verschollen scheint, geflossen ist. Allerdings kommt das indische Grundwerk „in erster Linie dem Formalen und der sogenannten höheren Textkritik zustatten“. Dazu hat Schultheß eine Version der arabischen Übersetzung von Kalila und Dimna aus dem Schreibrohr Ibn al Muqaffa's († ca. 757), die der allzeit rührige L. Cheikho herausgegeben hat, und „die wichtigsten übrigen Pehlewi-Rezensionen“ (Der jüngere Syrer aus dem 10/11. Jahrhundert, die ältere anonyme hebräische Übersetzung, die daraus stammende lateinische des Johannes von Capua und andere) nach bester Möglichkeit herangezogen. Neben Cheikho wurden de Sacys arabischer, kompilierter Text, Guidis Studien und eine ganze Reihe Zitate aus der Adabliteratur, die sich gewiß noch, besonders aus den in den Handschriftensammlungen ruhenden Werken, erweitern ließen, verwertet.

Die dem Text zugrunde liegende Handschrift ist die einzige uns erhaltene der altsyrischen Kalila und Dimna-Übersetzung von Būd; leider ist sie nicht alt, fast 1000 Jahre später als das Original. Und dazu kommt, daß die Handschrift, jetzt in Mosul, selbst nicht zugänglich ist. Eine schlechte Abschrift davon hat ja die Grundlage von Gustav Bickells Textausgabe (erschienen 1876) geliefert. Inzwischen sind nun drei neue Abschriften durch Eduard Sachau nach Berlin gekommen, die aber ebenfalls noch recht viel zu wünschen übrig lassen und Schultheß vor keine leichte philologische Aufgabe stellten. Auf der Benutzung dieser vier Handschriften und der anderen erwähnten Hilfsmittel ist Text und Übersetzung gegründet; eine Herausgabe, die dem Andenken Gustav Bickells gewidmet und der mit Recht so viel Wichtigkeit beigemessen wurde, daß die Königliche Preussische Akademie der Wissenschaften die Drucklegung namhaft unterstützt hat.

Schultheß hat zwar recht, wenn er sagt, ein Urteil darüber, wie weit seine Herausgabe über die Bickellsche editio princeps, könne sich nur derjenige bilden, der sich der Mühe einer genauen Vergleichung unterziehe, und daß die erstbeste Seite hierüber nicht belehre. Trotzdem ergibt sich schon nach einer kurzen Lektüre das Bild wesentlichen Fortschrittes. In der Übersetzung ist das bei Übertragungen aus orientalischen Sprachen nicht leicht erreichbare, verhältnismäßig sehr flüssige Deutsch zu begrüßen, ohne daß dadurch die dem Texte schuldige Treue verletzt ist. Nützlich sind auch die am Rande gedruckten Hinweise auf das Tantrākhyāyika Hertels. Aus der Einleitung zur Übersetzung seien noch des Herausgebers Untersuchungen über die Spruchweisheit in Kalila und Dimna im Verhältnis zur jüdischen hervorgehoben. Untersuchungen, die neue Ausichten eröffnen und die recht überzeugend wirken. Man muß wünschen, daß der Verfasser diese Untersuchungen fortführt und erweitert. Die gute Ausstattung und der klare Druck, besonders des syrischen Teiles, sind hervorzuheben.

Alfred Wiener.

Friedrich Delitzsch „Handel und Wandel in Altbabylonien“. Mit 30 Abbildungen. (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Geheftet 2 Mk., kartoniert 2,50 Mk.

Die bedeutsamen Aufschlüsse, welche die Assyriologie den von der Deutschen Orientgesellschaft veranstalteten, von Robert Koldewey und W. Andrae geleiteten Ausgrabungen im Gebiet des alten Babylonien in Babylon und Assur und der Auffindung der Gesetzesstele Hammurabis durch die französischen Archäologen de Morgan und Scheil verdankt, haben durch Friedrich Delitzschs klassische Vorträge über „Babel und Bibel“ und andere einschlägige Schriften weit über die archäologischen Fachkreise hinaus in der ganzen zivilisierten Welt ein so lebhaftes Interesse gefunden, wie es wissenschaftlichen Errungenschaften von ähnlichem Charakter nur selten zuteil wird. Auch die neue Arbeit des hervorragenden Berliner Assyriologen wird lebhaft Anteilnahme finden. Sie bietet uns in knappem Rahmen ein höchst fesselndes und lehrreiches Bild von dem Kulturleben der Babylonier. Wie der Titel besagt, schildert der Verfasser vor allem die volkswirtschaftlichen Zustände und Verhältnisse in dem alten, durch hohe Fruchtbarkeit ausgezeichneten Zweistromland, dessen Bevölkerung noch heute unter wesentlich veränderten Daseinsbedingungen in normalen Jahren keine Not kennt. Wir werden auch über die Kunstbetätigung, die Hygiene und Medizin, die Kleidung, die Wohnstätten, die Rechtsanschauungen usw. der Babylonier belehrt, wobei der Verfasser es uns durch häufige Vergleiche zwischen dem Einst und dem Jetzt wesentlich erleichtert, eine anschauliche Vorstellung von dem Leben und Treiben jenes alten Volkes zu gewinnen. Die neue Schrift Delitzschs verdient um so mehr Beachtung, als das Land, dessen Vergangenheit er uns aufhellt, in einer sicher nicht mehr fernen Zukunft wirtschaftlich wieder eine große Rolle zu spielen berufen ist. -t-

„Das Wohnhaus in Bagdad und anderen Städten des Irak“, von Dr. ing. Oscar Reuther. Berlin 1910. Ernst Wasmuth.

Das Werk ist erschienen in „Beiträge zur Bauwissenschaft“, herausgegeben von Cornelius Gurlitt, und enthält auf 119 Textseiten 261 Abbildungen. Eine architektonische Arbeit, wie die vorliegende, die von einer so emsigen und scharfsichtig geordneten Sammeltätigkeit zeugt, konnte nur unter ganz außerordentlich günstigen Umständen bei längerem Aufenthalte im Oriente zustande kommen. Sie stellt für uns nicht nur einen äußerst erwünschten Beitrag zur Bauwissenschaft, sondern auch einen solchen zur Landes- und Volkskunde des Orients dar. Vollständiger in diesem Sinne hätte die Arbeit nur noch dadurch werden können, daß der Verfasser seine lange Anwesenheit im Lande — gemäß seiner ursprünglichen Absicht — mehr dazu benutzt hätte, die Termini technici exakter aufzuzeichnen oder durch gebildete Eingeborene aufzeichnen zu lassen.

Die irakische ländliche Hausanlage, der zu Anfang einige Worte gewidmet werden, ist nicht in dem Maße organisch erwachsen aus Grundbedingungen wirtschaftlicher Art, wie etwa das deutsche Bauernhaus Oberbayerns oder Niedersachsens. Vielmehr ist es lediglich eine Übertragung städtischer Bauweise aufs Land; und zwar je wohlhabender die Verhältnisse sind, um so mehr entspricht sie jener. Die bodengestaltlichen und weiter die klimatischen Faktoren, die von Einfluß auf das Wohnbauwesen sein können, haben

zur Wirkung, daß von alters her gleiches Material — der ungebrannte oder gebrannte Ziegel, Lehm- oder Gypsmörtel und Bewurf, Holz in eingeschränktem Maße — und das gleiche Anlageprinzip sich findet. Freilich spielen auch historische und andere Faktoren da hinein. Soweit muhammedanische Haushalte in Frage kommen, wird das Haus in Diwanhane oder Selamlık und Harâm getrennt. Im Aufbau kommt das Element der *Ṭarma* immer wieder vor. Der Idealplan eines Hauses ist der *ḥoşch murâbbâ*, der quadratische Hof mit umlaufender *Ṭarma*. Die Stadthäuser sind meist zweigeschossig: das Erdgeschoß dient teilweise zu Wirtschaftsräumen, in der Hauptsache aber als Wohnkeller in der Sommerhitze. Oft finden sich völlig unterirdische Keller unter dem Hofe mit Zugluftzuführung durch Kamin vom Dache her.

Mit dem modern-irakischen Wohnhause hat das babylonische in der Gruppierung der Räume um einen Hof und in der Teilung in *Diwân* und *Harâm* nur eine äußere Ähnlichkeit. In der *Ṭarma*-Hausfassade mag das Fassadenmotiv des hettitischen *Hilâni* fortleben, ebenso gut wie etwa in der Casa d' oro-Fassade in Venedig. Im Gegensatz zu Borrmann, Geschichte der Baukunst I. 61 muß gelten, daß der hellenistische Hausgrundriß in der Planbildung doch beibehalten wurde.

In den weiteren Kapiteln behandelt R. die Bauformen, Material und Technik. Der *Muqarnas*, der übrigens, wie sich mehr und mehr herauszustellen scheint, irakischen Ursprunges ist, und den wir in den Domen von der Art des Grabes der Zobeide bei Bagdad zuerst und *κατ' ἐξοχήν* vertreten finden, wird seiner Herstellung nach erläutert. Von den Flachornamenten bringt R. eine geordnete Sammlung der elementarsten, mit ihren persischen Namen dazu — auch das ist eine besonders hervorzuhebende Tat.

Je mehr fränkischer Einfluß im Oriente vordringt, um so mehr ist das Bestehen der alten einheimischen Formenwelt bedroht. Das Verdienst, das R. sich mit seinem Werk erworben hat, macht dieser Umstand besonders gross und sein Buch dankenswert. A. N.

Hugo Grothe „Wanderungen in Persien. Erlebtes und Erschautes“. Mit 50 Abbildungen. Berlin 1910. Allgemeiner Verein für Deutsche Literatur. VIII, 366 S. 8.

Sechs Monate von Grothes 18monatiger Vorderasien-Expedition, über die er in „Meine Studienreise durch Vorderasien 1906 und 1907. Vorläufiger Bericht“, eine knappe Übersicht gab, entfallen auf Persien. Die Publikation des ganzen Stoffes erfolgt in mehreren Bänden, von denen zwei bereits veröffentlicht sind¹. Über einen derselben, „Geographische Charakterbilder aus der asiatischen Türkei“, das bildliche Material enthaltend, referierte ich in der Täglichen Rundschau vom 18. Dez. 1909 (Unterhaltungsbeilage). In dem vorliegenden Persien-Bande will Grothe hauptsächlich die wechselvollen Eindrücke und Gedanken geben, die an Szenen der Natur und Landschaft und an

¹ Kürzlich wurde bei Karl W. Hiersemann-Leipzig ediert: Hugo Grothe. Meine Vorderasienexpedition 1906 und 1907. Band I. Die fachwissenschaftl. Ergebnisse. Erster Teil. Mit 162 Abb. auf 20 Tafeln sowie zwei Plänen und einer Karte.

Kleine Mitteilungen.

ihm begegnende Volks- und Menschentypen sich knüpften. Daher und mit Rücksicht auf den Leserkreis die freiere Form in Darstellung und Stoffanordnung.

Der Verfasser hat ein recht lesbares Buch geliefert. Der Abschnitt: „In den Alpen Luristans“ (1—74) bringt reiches neues ethnographisches und geographisches Material, das in die Form plastischer und unterhaltsamer Schilderung gegossen ist. Bei den Abschnitten: „In der südwestlichen Provinz Kermānshāh, der Kornkammer Persiens“ (S. 75—174), „Im zentralen Persien“ (S. 175—208), „Persiens politische Gegenwart und Zukunft“ (S. 209—292) und „In der Provinz Asārbeidjān“ (S. 293—320) überwiegt die historisch-geographische und wirtschaftliche Beobachtung. Kunst-historische und literaturgeschichtliche Betrachtungen liefern die Kapitel: „Durch die Ebene von Kermānshāh nach den Felsskulpturen von Tāq-i-bosstān“ (S. 99—119) und „Der Inschriftfelsen von Bissutūn. — Die Höhepunkte persischer Kultur“ (S. 120—142). Grothe hat besonders für die Menschen, die ihm begegnen, ein scharfes Auge, und die Schilderung z. B. der „Verhältnisse“, die man auf einem Persienritt beobachten kann — eines Issfahaners mit seinem Liebling, eines Prinzen, der sich in aller Eile eine Gattin auf Zeit nimmt, der vornehmen Perserin mit ihrem Neffen-Anstandsbegleiter, des eitlen, überhöflichen Arztes, des Derwishes, der stolz zwei Kran als zu wenig zurückweist, alles in einer Nacht in Ssanne (in dem Abschnitt „Auf der Karawanenstraße Kermānshāh-Hamadān“ S. 143—174) sind köstliche Ausschnitte aus dem Leben des Landes. — Nützliche Materialien sind zusammengestellt in den beiden letzten Kapiteln, aus denen ich die guten Zusammenfassungen „Zur Geschichte der persischen Verfassungskämpfe“ (S. 232—272) und „Russland und England in Persien“ (S. 273—292) sowie die Studie „Tābrīz, die Handelsmetropole Persiens“ (S. 293—320) hervorhebe. In den Anmerkungen ist eine reiche Fülle von Einzelheiten gesammelt. Von aktuellem Interesse ist die Biographie des Bachtians Ssārdar-Ass'ad S. 358 ff. Dem Proteste Grothes gegen die abfällige Schätzung Hamadans von französischer und belgischer Seite (S. 366) gibt die neueste Entwicklung glänzend Recht: die Verbindung der Bagdad-Bahn mit der großen persischen Überlandbahn ist nur eine Frage der Zeit und durch sie wird das alte Egbatana einen wichtigen Aufschwung als Stapel- und Umlegeplatz erleben. Martin Hartmann.

Alfred Backhausen „Die japanische Verwaltung in Korea und ihre Tätigkeit, eine Studie von einer Urlaubsreise nach Ostasien“. Mit einer Karte von Korea. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen) Berlin SW. 48. Preis 2 Mk.

Obgleich Korea im letzten Jahrzehnt so häufig im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses gestanden hat, so ist doch die deutsche Literatur über dieses Land noch auffallend arm, sie besteht zudem fast ausschließlich aus Reisebeschreibungen. Gänzlich fehlt aber in der modernen Literatur ein objektiver Bericht über die kulturellen und innerpolitischen Wandlungen, welche Korea in den letzten Jahren unter japanischer Verwaltung durchgemacht hat. Einen interessanten Beitrag zur Ausfüllung dieser Lücke liefert die vorliegende Schrift, zu welcher der Verfasser —

ein preußischer Verwaltungsbeamter — das Material während einer längeren Studienreise durch Ostasien an Ort und Stelle gesammelt hat. In anschaulicher Weise wird der Werdegang des modernen Korea und seiner Verwaltung dem Zustande, in welchem das Land sich am Ende des russisch-japanischen Krieges befand, gegenübergestellt. Im Zusammenhange mit der Behandlung der einzelnen Verwaltungs- und Wirtschaftsgebiete werden auch die anfänglich von japanischer Seite gemachten Fehler nicht verschwiegen. Auf diese Weise werden die großen Schwierigkeiten, welche der Versuch, ein seit Jahrhunderten Japan feindlich gesinntes, eine eigene Sprache sprechendes Volk zu japanisieren, mit sich bringen mußte, näher beleuchtet, zugleich wird die Stimmung des Teiles der Koreaner, welcher durch Mordanschläge auf Japaner und deren koreanische Freunde eine Wendung der Lage herbeizuführen versuchte, unserem Verständnisse näher gebracht. Die beigegebene Karte, welche auch die Pläne der japanischen Politik in bezug auf die Ausbildung des Eisenbahnnetzes erkennen läßt, wird manchem Leser willkommen sein. S.

Kunstgewerbe in Japan, von Otto Kümmel, mit 168 Textabbildungen und 4 Markentafeln. Richard Carl Schmidt & Co., Berlin.

Für die Sammler japanischer kunstgewerblicher Erzeugnisse fehlte bisher ein übersichtlicher Führer, und wenn nun Dr. Kümmel diesem Bedürfnis abzuhelpen versucht, so können wir ihm nur dankbar sein, denn sein Führer von nur 184 Seiten füllt eine empfindliche Lücke aus und beweist eine vielseitige Sachkenntnis auf den meisten Gebieten des japanischen Kunstgewerbes. Den einzelnen Abschnitten ist eine chronologische Übersicht der Geschichte des japanischen Kunstgewerbes vorangesetzt. Daß sich bei einer solchen Arbeit Unrichtigkeiten einschleichen, ist begreiflich. Wenn ich auf einige Irrtümer hinweise, so geschieht dies nicht, weil ich den Wert der Kümmelschen Arbeit herabsetzen will, sondern lediglich darum, weil mir, der ich 1879/80 und 1885 bis 1906 in Japan lebte, es von Belang erscheint, auf Verbesserungen und Ergänzungen einer sicher zu erwartenden Neuauflage hinzuweisen. Die genaue Kenntnis aller Gebiete des japanischen Kunstgewerbes dürfte wohl nur wenigen Ausländern möglich sein. Der Verfasser hätte hier und da Japaner zu Rate ziehen müssen, um Mißverständnisse zu vermeiden, welche einem solchen vortrefflichen Versuche, wie die Arbeit genannt werden muß, schaden. Wenn Dr. Kümmel sagt, daß es dem Japaner gleichgültig ist, wie er einen Namen ausspricht (Seite 1) so ist das nicht richtig. Die Japaner müssen, wie die Engländer, die Eigennamen kennen, um imstande zu sein, sie richtig auszusprechen. Wenn ein Ausländer oder Japaner die Namen auf Seite 164 Nr. 9 Ki-mai liest und spricht, so ist das keine fehlerhafte Aussprache, aber doch nicht richtig, weil der Mann sich Moku-bei nennt. Ebenso Umetada Myoju Seite 162, 23. Die 4 chinesischen Zeichen über 23 können auch Umetada Meiju gelesen werden. Wie die Ausländer die chinesischen Zeichen transkribieren, ist gleichgültig, namentlich die willkürliche Lesart der Franzosen darf man nicht anführen. Der Maler Kōrin könnte, wenn die chinesischen Zeichen in japanische Silbenschrift

umgeschrieben werden, Ko-u-rin oder Korin geschrieben werden, aber nicht anders. Die chinesischen Zeichen Ko-rin mußten früher Ko-u-rin geschrieben werden, heute ist in den Volksschulen Vorschrift des Ministeriums コーリン Kō-rin zu schreiben. Bei einigen Namen herrscht bei den Japanern heute noch Willkür, so bei Nipon oder Nihon; Tokyo, Tokiyou und Tokiyau, ferner Kiyōto Kiyaut'o. (Ki-yo-u-to und Ki-ya-u-to). Auf Seite 12 darf es nicht heißen: Kéaki, sondern Keyaki. Das Holz dieses Baumes wird nicht so häufig bei Lackarbeiten verwandt, eigentlich nur bei großen Bauten und Gegenständen. Hinoki, Tochi, Sugi sind dagegen gebräuchlicher. Sehr ausführlich ist das Kapitel über die Lackarbeiten behandelt. Bei der Geschichte der Lackkunst ist zu bemerken, daß die ältesten Lackarbeiten der Japaner bei den Bogen, Schwertern und tsuba vorkommen, aus der Zeit vor Kotoku Tenno. Die allerersten schwarzen Lackarbeiten sind wohl die Kamuri (Kopfbedeckung) und die Kesa-bako, Schärpenkasten, die im 7. Jahrhundert aufkamen, als man das Mischen des Rohlacks mit essigsauerm Eisenoxyd kennen lernte, ebenso die Beimengung von Zinnober (Shinsha) zur Erzeugung des Rotlacks. In dem Abschnitt fehlt der Name Giyō-bu Taro, Lackierer in Yedo, welcher zuerst kleine Quadrate aus Goldfolie auf die Lackschichten setzte. Nach den Lackarbeiten folgt ein Abschnitt über die Metallarbeiten, der meines Erachtens etwas knapp geraten ist. Die Shippo-yaki, die emaillierten Metallgeräte, das Email cloisonné, fehlen. Hierin wird zurzeit noch Gutes geleistet, namentlich in den Übergängen der Schmelzfarben werden künstlerische Wirkungen erzielt. Anschließend an die Metallarbeiten folgt ein Kapitel über den Schwertschmuck. Hier dürfte es sich doch empfehlen, bei den bibliographischen Notizen einige wichtige japanische Bücher anzuführen, die jedem Sammler unentbehrlich sind: nämlich: 1. Beschreibung der Wappen und Waffen in der Zeit Bunka Bunkabukan; 2. Verzeichnis der Namen und Zeichen berühmter Schwertfeger Kokonkaji mei hayamidashi. Auf Seite 72 bitte ich das Beimesser nicht Kogatana zu nennen, sondern Kōzuka. Die Begriffe Kozuka und Kōgai sind für Schwerterkundige so allgemein, daß Kogatana, welches ein kleines Schwert, nicht Dolch, bedeutet, nur Irrtum hervorruft. Der Bauch wurde aufgeschlitzt mit einem kleinen Dolchmesser (Kusugobu). Die Anmerkung Seite 72 muß berichtigt werden, harakiri ist wohl gebräuchlich, nur ein ordinärer Ausdruck. Sepuku (in Katagana transkribiert Se-tsu-pu-ku) ist die bessere Ausdrucksweise. In meiner Arbeit über die japanischen Schwerter, vorgelegt in der Sitzung der Berliner Anthropol. Ges. 15. X. 1881, habe ich die Einteilung der Schwerter und ihre Bedeutung ausführlich angegeben. Bei dem Abschnitt über Rüstungen dürfte es sich empfehlen, bei einer 2. Auflage einige Notizen über Bogen, Pfeile und Lanzen beizufügen. Die japanischen Waffenbücher geben darüber gute Auskunft: Nihonheiki enkakushi und das Shobishisho, ebenfalls meine Arbeit mit 10 Tafeln im 31. Heft der Mitteilungen der Deutschen Ges. für Natur und Völkerkunde Ostasiens III, liefert eine Übersicht der wichtigsten Bogen, Lanzen usw. Die Keramik ist ausführlich behandelt, aber für Sammler nicht übersichtlich genug. Es empfiehlt sich,

die Töpferarbeiten nach den Herkunftsländern zu behandeln, anzuführen und zu bezeichnen, sonst entsteht Verwirrung, auch das Nachsehen wird erschwert. Unter der Literatur muß das für Sammler heute noch unentbehrliche Heft von A. W. Franks Japanese Pottery, London 1880, aufgenommen werden. Neben den Chanoyū haben die Riechspiele, Kō-do oder Kikko, zur Anfertigung der vielen kleinen und größeren Kōgo und Kōro beigetragen. Auch bei den Riechspielen werden einige einfache Geräte gebracht, die bei den Chanoyū gebräuchlich sind. Früher und auch heute nennt man Ton- und Töpferwaren allgemein Setomono. In gebildeten Kreisen heißen aber seit mehreren Jahren Porzellan- und Steingutwaren: To- 陶 ji- 磁 ki- 器. Das ist ein neuer Name. Porzellanwaren nennt man To-ki, Steinzeug Ji-ki. Irdene Waren werden dagegen nach wie vor tsuchi-yaki 土 焼 genannt. Diese Bezeichnungen sollten in dem Abschnitt nicht fehlen. Ich vermisste sodann die Erwähnung des Bonzen Giōgi, 670—749 n. Chr., welcher die rokuro, Drehscheibe einführte, ferner das Seto-Blau Seto-Konjo, welches bei Seto gefunden wurde. Die daraus bereitete Farbe — Yegusuri — ward im ganzen Lande beliebt und hat zur großen Verbreitung des blauen Porzellans wie des Namens Seto-mono beigetragen. Der Abschnitt gibt zu viele Chaire und Chawan. Es wäre belehrender gewesen, wenn Tafeln von Kaga, Hizen-Satzuma und Owari-Seto-Waren abgebildet worden wären. Leider ist der letzte Abschnitt Textilien, Arbeiten aus Holz und ähnlichen Stoffen zu kurz gekommen. Ein Eingehen auf die Chirimen (Seidenkrepp) und Habutai (Mittelding zwischen Krepp und Rips) wäre doch wünschenswert gewesen. Auf Seite 168 findet sich die Bemerkung: „Die Japaner haben sicherlich weniger Denkmäler ihrer Kunst in das Ausland gehen lassen, als irgend eines der europäischen Völker“. Diese Bemerkung ist irrtümlich. In den Jahren 1878 bis Mitte der 80er Jahre, wo eine ganz übertriebene Vorliebe für alles Europäische und Amerikanische in Japan vorherrschte, haben die Japaner ihre besten Kunstsachen verschleudert. Männern wie Dr. Wagner, Chiossone, T. B. Glover, Fenollosa, Brinkley, Baelz u. a. ist es zuzuschreiben, daß die Großen Japan's stutzig wurden, als der Export guter und bester japanischer Erzeugnisse überhand nahm. Es hat nicht viel gefehlt, so wäre Ende der 70er Jahre der Daibutsu von Kamakura ans Ausland verkauft worden! Sehr wertvoll ist am Schluß die alphabetische Liste der Nengō mit den entsprechenden europäischen Jahreszahlen. Es wäre ratsam, die Liste mit dem Shinsennenpyō, Jahresverzeichnis der Geschichte, zu vergleichen, da doch einige Unrichtigkeiten in derselben sind und solche Tabellen nur dann Wert haben, wenn sie ganz zuverlässig sind. Es muß jedenfalls heißen: Taikwa nicht Daikwa, Taiyei nicht Daiei, Chōkyō nicht Chōkō, Ninna nicht Ninwa, Kyotoku nicht Kotoku. Dr. Junker von Langegg hat in seinem 3. Bande „Segenbringende Reisähren“, Leipzig, Breitkopf & Härtel, 1880, eine synchronologische Tafel der Geschichte Japans beigefügt, die auch verschiedene Irrtümer enthält, aber übersichtlicher ist. Der europäische Sammler sucht die Nengo nach ihrer geschichtlichen Reihenfolge und nicht nach der alphabetischen Ordnung.

F. G. Müller-Beeck.

Literaturtafel.

Eingelaufene Literatur.

Eine Besprechung kann nur von solchen Werken im „Orientalischen Archiv“ in Aussicht genommen werden, die der Schriftleitung (Dr. Hugo Grothe, Leipzig-Gohlis, Berggartenstr. 2b) vom Verleger oder Verfasser eingesandt werden.

- Arne, T. J., Sveriges förbindelser med Östern under vikingatiden. Illustriert. Ur Fornvännern 1911. 66 S.
- Auer, Grethe: Marraksch. Mit einer Einleitung von Hans Bloesch und einem Bilde Grethe Auers. Verlag der Deutschen Dichter Gedächtnis-Stiftung. Hamburg-Großborstel 1910. 191 S.
- Brepohl, F. W., Die Zigeuner im byzantinischen Reich. Separat-Abdruck aus: „Internationales Archiv für Ethnographie“, Bd. XX, 1911.
- Bricteux, Auguste, Au Pays du Lion et du Soleil. Illustrée de 60 gravures tirées hors-texte et d'une carte en couleurs. Librairie Falk Fils, Bruxelles. 372 S.
- Al-Djami Salaman & Absal. Poème mystique d'amour, traduit du Persan. Charles Carrington, Paris 1911. 200 S.
- Coomaraswamy, Ananda K., Indian Drawings. Illustriert. 32 S.
- Selected Examples of Indian Art. With 40 plates. 19 S.
- Grothe, Hugo, Meine Vorderasienexpedition 1906 und 1907. Band I. Die fachwissenschaftlichen Ergebnisse. Erster Teil. Mit Beiträgen von Prof. Dr. Broili-München, Dr. Johann Oehler-Wien, Dr. Theodor Menzel-Odessa, Hofrat Prof. Dr. Josef Strzygowski-Wien und Prof. Dr. Ludwig Curtius-Erlangen. Mit 162 Abbildungen auf 20 Tafeln und im Text sowie zwei Plänen und einer Karte. Verlag Karl W. Hiersemann, Leipzig 1911. CCLXXXIV S.
- Jäckh, Ernst. Der aufsteigende Halbmond. Beiträge zur türkischen Renaissance. Mit 70 Abb. u. 2 Kartenskizzen. Fortschritt (Buchverlag der „Hilfe“). Berlin-Schöneberg. 197 S.
- Kümmel, Otto, Das Kunstgewerbe in Japan. Mit 168 Textabbildungen und 4 Markentafeln. Richard Carl Schmidt & Co., Berlin 1911. 199 S.
- Larsen, Karl, Japan im Kampf. Verlag der Literarischen Anstalt Rütten & Loening, Frankfurt a. M. 1911. 168 S. Geh. Mk. 2.—, geb. Mk. 3.—.
- Lauffer, Berthold, Der Roman einer tibetischen Königin. Tibetischer Text und Übersetzung. Otto Harrassowitz, Leipzig 1911. 264 S.
- Montandon, Marcel, L'Exposition des Arts Musulmans à Munich 1910. L'art Décoratif, Paris 1911. S. 62 bis 108.
- Seidenadel, Dr. Carl Wilhelm, The First Grammar of the Language Spoken by the Bontoc Igorot with a Vocabulary and Textes. Kegan Paul, Trench, Trübner & Co., Ltd. 1909. 592 S.
- Türkische Bibliothek, Herausgegeben von Dr. Georg Jacob. 13. Band. Mehmed Tevfik, das Abenteuer Buadem's. Von Dr. Theodor Menzel. Mit 1 Tafel. Mayer & Müller, Berlin 1911. 107 S.
- 14. Band. Scheich 'Adi, der große Heilige der Jezidis. Von Dr. Rudolf Frank. Mit 1 Tafel. Mayer & Müller, Berlin 1911. 134 S.
- Wiedemann, Dr. Max, Bagdad und Teheran. Deutsche Orient-Korrespondenz. In Kommission beim Deutschen Kolonial-Verlag (G. Meinecke), Berlin. April 1911. 76 S.

(Redaktionsschluß am 25. Juni 1911.)

Literaturtafel.

Zusammengestellt von der Firma Karl W. Hiersemann.

Sämtliche hier aufgeführten Werke sind zu beziehen durch die Firma Karl W. Hiersemann, Leipzig, oder durch jede andere Buchhandlung.

I. Nordafrika.

- Alexander, J., the truth about Egypt. With 8 full-page illusts. Lond. 1911. M. 7.50.
- Bernard, A., les confins algéro-marocains. Illustré de 84 reprod. photograph. et 5 cartes en couleurs. Paris 1911. M. 10.—.
- Bissing, Fr. W. v., Versuch einer neuen Erklärung des Ka'i der alten Aegypter. Münch. 1911. M. —.40.
- Capart, J., l'art égyptien. 2^e série. Comprenant 100 planches. Bruxelles 1911.
- Crowther, L., children of Egypt. Lond. 1911. M. 1.50.
- Falls, J. C. Ew., drei Jahre in der Libyschen Wüste. Freibg. i. B. 1911. M. 8.50.
- Gardiner, A. H., Egyptian hieratic texts. I. series. Literary texts of the Kingdom. 1. pars. Leipz. 1911. M. 10.—.
- Garstang, J., Meroë, the city of the Ethiopians. Being an account of a first Season's excavations on the Site. 1909—1910. Illustrated. Lond. 1911. M. 32.—.
- Graefe, E., das Pyramidenkapitel in Al-Makrizi's „Hitat“. Nach 2 Berliner u. 2 Münchener Handschriften unt. Berücksicht. der Bülaker Druckausg. hrsg. u. übers. Leipz. 1911. M. 4.—.
- Jampel, S., die Hagada aus Aegypten. Israels Bedrückg. in Aegypten, nach d. dort. zeitgenössisch. Inschriften in kurzer popul. Form gesch. Nebst Bild. d. betreff. Pharaonen u. ihr. interessant. Denkmäler. Frankft. 1911. M. 1.—.

- Keilschrifttexte aus Assur historischen Inhalts. I. Leop. Messerschmidt, Autographien. Mit Vorwort u. Nachträgen v. Fr. Delitzsch. (16. wissenschaftl. Veröffentlichg. d. Deutsch. Orientgesellschaft.) Leipzig 1911. M. 12.—
- La Morinière de la Rochecantin, Ctesse de, impressions d'Égypte. Du Caire à Assouân. Av. préface de G. Legrain. Paris 1911. M. 3.—
- Le Dentu, A., visions d'Égypte. Paris 1911.
- Maspero, G., das alte Aegypten. Hambg. 1911. M. 1.50.
- les contes populaires de l'Égypte ancienne. 4. ed. Paris 1911. M. 6.50.
- Moret, A., in the time of the Pharaohs. Lond. 1911. M. 7.50.
- rois et dieux d'Égypte. Av. 20 grav. dans le texte, 16 pl. et 1 carte hors texte. Paris 1911. M. 3.50.
- Thieling, W., der Hellenismus in Kleinafrika, der griechische Kultureinfluß in d. römischen Provinzen Nordwestafrikas. Leipz. 1911. M. 8.—
- Weinreich, O., der Trug des Nektanebos, Wandlungen eines Novellenstoffs. Leipz. 1911. M. 4.—

II. Balkanhalbinsel. Türkei.

- Friedwagner, M., über die Volksdichtung der Bukowiner Rumänen. Inaugurationsrede. Czernowitz 1911. M. —.50.
- Garnett, L. M., Turkey of the Ottomans. Illustrated. London 1911. M. 6.—
- Kuan-ši-im Pusar. Eine türkische Übersetzung des 25. Kapitels der chines. Ausgabe des Saddharinapundarika. Hrsg. u. übers. v. W. Radloff. Leipz. 1911. M. 2.50.
- Trevor, R., my Balkan tour. An account of some journeyings and adventures in the Near East, etc. etc. Illustrated. Lond. 1911. M. 21.50.

III. Der Orient. Byzanz. Der Islâm.

- Baumstark, A., die christlichen Literaturen des Orients. 2 Bdchn. Leipz. 1911. M. 1.60.
- Diest, W. v., u. M. Groll, Wandkarte des Osmanischen Reiches. Berl. 1911. M. 20.—
- Fries, C., Kleine Beiträge zur griechischen u. altorientalischen Mythologie. [Aus: Orientalist. Lit.-Ztg.] Leipz. 1911. M. 1.20.
- Gebhardt, O. v., die Akten der edessenischen Bekenner Gurjas, Samonas u. Abibos. Hrsg. v. E. v. Dobschütz. Leipz. 1911. M. 8.—
- Gottwald, J., les faits principaux de l'histoire byzantine par ordre chronologique. Constantinople 1911. M. 1.50.
- Johne, H., zur Charakteristik des Islam. Königsbg. 1911. M. —.75.
- Legenden, byzantinische. Deutsch v. H. Lietzmann. Jena 1911. M. 5.—
- Lehmann-Haupt, C. F., Übersichtskarte der Länder des vorderen Orients. Tübing. 1911. M. —.80.
- Macdonald, D. B., aspects of Islam. Lond. 1911. M. 6.50.

- Memnon. Zeitschrift f. die Kunst- u. Kulturgeschichte des alten Orients. Hrsg. v. Rhod. Frhrn. v. Lichtenberg. IV. Bd. Stuttg. 1910. M. 20.—
- Tevfiq, M., das Abenteuer Buadem's. Aus Mehmed Tevfiq's Anekdoten-Sammlung. „Buadem“ nach dem Stambuler Druck v. 1302 h zum ersten Male ins Deutsche übertragen u. durch Fußnoten erläutert v. Th. Menzel. Berl. 1911. M. 3.—
- Thiersch, H., an den Rändern des römischen Reiches. 6 Vorträge üb. antike Kultur. Lwd. M. 3.—

IV. Vorderasien.

- Altunian, G., die Mongolen u. ihre Eroberungen in kaukasischen und kleinasiatischen Ländern im XIII. Jahrh. (Histor. Studien. Veröffentl. v. E. Ebering. Heft 91.) Berl. 1911. M. 3.20.
- Bezold, C., Astronomie, Himmelsschau u. Astrallehre bei den Babyloniern. Vortrag. Heidelbg. 1911. M. 2.—
- Frank, C., Studien zur babylonischen Religion. I. Bd. (1. u. 2. Heft.) Straßbg. 1911. M. 20.—
- Grothe, H., meine Vorderasienexpedition 1906 u. 1907. I. Bd. Die fachwissenschaftlichen Ergebnisse. I. Teil. Mit 162 Abb. auf 20 Taf. u. im Text, sowie 2 Plänen u. 1 Karte. Leipz. 1911. Lwd. M. 28.—
- Hinke, W. J., selected Babylonian Kudurru inscriptions. Leiden 1911. M. 6.—
- Hunger, J., Heerwesen und Kriegführung der Assyrier auf der Höhe ihrer Macht. [Aus: Der alte Orient.] Leipz. 1911. M. —.60.
- Krauß, Sam., talmudische Archaeologie. Bd. II. Mit 35 Abb. i. Text. Leipz. 1911. M. 20.—
- Langdon, St., neubabylonische Königsinschriften. Aus d. Engl. v. R. Zehnpufund. Leipz. 1911. M. 9.—
- Langenegger, F., die Baukunst des Irâq (heutiges Babylonien). Bautechnik, Baukonstruktionen u. Aussehen der Baugegenstände, unt. teilweiser Bezugnahme auf d. Baukunst d. Vergangenheit d. Landes sowie auf d. gesamte Baukunst des Islam. Dresd. 1911. M. 12.—
- Meißner, B., assyrische Jagden auf Grund alter Berichte und Darstellungen geschildert. Leipz. 1911. M. —.60.
- Preusser, C., nordmesopotamische Baudenkmäler altchristl. u. islamischer Zeit. Leipz. 1911. Subscr.-Pr. M. 40.—
- Radau, H., sumerian hymns and prayers to God Nin-Ib from the temple library of Nippur. 15 plates of autograph texts and 6 plates of halftone illustr. Philadelphia 1911. M. 12.75.
- Reber, F. v., die Stellung der Hethiter in der Kunstgeschichte. [Aus: Sitzungsberichte der königl. bayer. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-philol. u. histor. Klasse.] Münch. 1911. M. 3.—
- Sarre, Fr., und E. Herzfeld, archaeologische Reise im Euphrat- u. Tigris-Gebiet. Mit e. Beitrage: Arabische Inschriften v. Max van Berchem. (In 3 Bdn.) 1. Bd. Mit 132 Textabb. u. d. (farb.) Routenkarte in 2 Blätt. Berl. 1911. Lwd. M. 40.—
- dasselbe. 3. Bd. (Tafelbd.) Mit 120 z. Tl. farb. Taf. Lwd. M. 60.—

Literaturtafel.

- Schmidt, A., Gedanken üb. die Entwicklung d. Religion auf Grund d. babylonisch. Quellen. Leipz. 1911. M. 5.—.
- Sepher Ha-Zohar. (Le livre de la splendeur.) Doctrine ésotérique des Israélites. Traduit pour la première fois et annoté p. J. de Pauly. 6 vols. Voiron 1911. Exempl. sur pap. pur chiffon, très belle reliure antique. M. 120.—.
- Soden, H. Frhr. v., Palaestina u. seine Geschichte. 6 volkstüml. Vorträge. 3. Aufl. Leipz. 1911. M. 1.—.
- Strack, H. L. Pesachim. Der Mischnatraktat Passahfest. Leipz. 1911. M. 2.—.
- Tate, G. P., the kingdom of Afghanistan. A historical sketch. With an introductory note by H. M. Durand. Lond. 1911. M. 10.—.
- Wiegand, Thdr., 7., vorläufiger Bericht üb. die v. d. königl. Museen in Milet u. Didyma unternommenen Ausgrabungen. [Aus: Abhandlgn. d. preuß. Akademie d. Wissensch., Anh.] Mit 16 Abb. u. 13 Taf. Berl. 1911. Hlwd. M. 9.—.
- Zimmern, H., babylonische Hymnen und Gebete. 2. Auswahl. [Aus: Der alte Orient.] Leipz. 1911. M. —.60.

V. Indien.

- Bain, F. W., Schaum auf dem Ocean der Zeit. 1. Der Mondespfeil. Eine Hindu-Liebesgeschichte nach dem Sanskrit-Manuskript. Berl. 1911. In Pappbd. M. 25.—.
- Bissing, Fr. W. v., prähistorische Töpfe aus Indien u. aus Aegypten. Münch. 1911. M. 1.—.
- The Buddhist legend of Jîmûtavâhana. From the Katha-Sarit-Sâgara. Translat. from the Sanskrit by the Rev. B. Hale Wortham. Lond. 1911. M. 1.—.
- David, A., le modernisme bouddhiste et le bouddhisme du Bouddha. Paris 1911. M. 4.—.
- Eastman, Ch. A., the soul of the Indian: an interpretation. Lond. 1911. M. 4.50.
- Fergusson, W. N., adventure, sport, and travel on the Tibetan stepps. Illustrated. Lond. 1911. M. 16.—.
- Held, H. L., Buddha. Sein Evangelium u. seine Auslegung. Münch. 1911.
- Lüders, H., das Śāriputraprakaraṇa, ein Drama des Aśvaghosa. [Aus: Sitzungsber. d. preuß. Akad. d. Wiss.] Berl. 1911. M. 1.—.
- Bruchstücke buddhistischer Dramen. Mit 6 Tafeln. Berl. 1911. M. 12.—.
- Rama-Krischna: Die Wissenschaft des Atmens nach d. Lehren des hl. Vedānta. Freie Übertragung v. S. v. der Wiesen. Leipz. 1911. M. 2.50.
- Schalek, A., Indien-Bummel. Berl. 1911. M. 2.—.

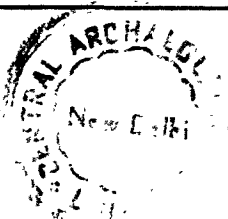
- Seidenstücker, K., das System des Buddhismus. Eine systemat. Aufzählg. der Lehren Buddhas unt. Zugrundelegung des Sangiti-Suttanto, zugleich e. Hilfsbuch f. Schüler des Buddhismus. Bresl. 1911. M. —.60.
- Walleser, M., die buddhistische Philosophie in ihrer geschichtlichen Entwicklung. 2. Tl. Die mittlere Lehre (Mādhyaṃika-śāstra) des Nāgārjuna. Nach d. tibet. Version übertragen. Heidelberg 1911. M. 4.80.
- Zache, H., mit dem Kronprinzen durch Indien. Tagebuchblätter. Mit 150 m. ganzseit. Abbildgn. Berl. 1911. M. 5.—.

VI. Zentral-Asien.

- Asselin, H., paysages d'Asie. Sibérie. Chine. Ceylon. Paris 1911. M. 3.—.
- Landor Henry, S., u. Sven Hedin, auf unbekannten Wegen. Reisen in Tibet u. in den Wüsten Mittelasiens. Berichte. Hrsg. v. O. Janke. Berl. 1911. M. 2.—.
- Vambéry, A., mes aventures et mes voyages dans l'Asie Centrale, de Téhéran à Khiva, Bokhara et Samarkand, à travers le grand désert Turcoman. Tours 1911.

VII. China und Japan.

- Bethge, H., japanischer Frühling. Titel u. Einband v. E. R. Weiß. Pappbd. M. 5.—.
- Cordonnier, les japonais en Mandchourie. Avec 9 croquis et 4 cartes hors texte. Limoges-Paris 1911. M. 5.—.
- Dauthendey, M., die 8 Gesichter am Biwasee. Japanische Liebesgeschichten. Münch. 1911. M. 3.50.
- Dungern-Oberau, O. Frhr. v., Tian-Schian. Jagd- und Reisebriefe. Mit e. Einführg. v. G. Merzbacher. Berl. 1911. M. 8.—.
- Florenz, K., japanische Dramen. Terakoya u. Asagao. Übertr. v. F. Mit farb. Abb., in japan. Ausstattung. Leipz. 1911. In Karton. M. 6.—.
- Gascoyne-Cecil, W., chancing China. Lond. 1911. M. 3.60.
- Hannah, T. C., Eastern Asia: a history. Being the 2nd edit. of a brief history of East. Asia. Lond. 1911. M. 7.50.
- Hok'sai. Two drawings by Hok'sai. From the collection of W. Rothenstein. With a note by Rothenstein. Lond. 1911.
- Japanese Kozuka and Kogai. An illustrated descriptive catalogue of the Hawshaw collection. Lond. 1911. M. 5.—.
- Lloyd, A., every-day Japan. Illustr. popul. edit. London 1911. M. 6.—.
- Russier, H., et H. Brenier, L'Indochine française. Paris 1911. M. 3.25.
- Wyse, H. T., fifty Japanese stencils, with descriptive letterpress. Lond. 1911. Boards. M. 2.—.



AC
S

"A book that is shut is but a block"

CENTRAL ARCHAEOLOGICAL LIBRARY

GOVT. OF INDIA
Department of Archaeology
NEW DELHI.

Please help us to keep the book
clean and moving.

S. B., 148. N. DELHI.